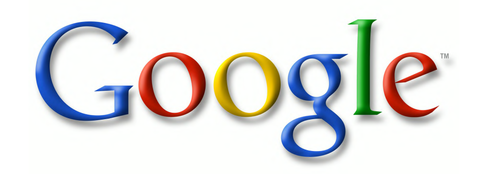
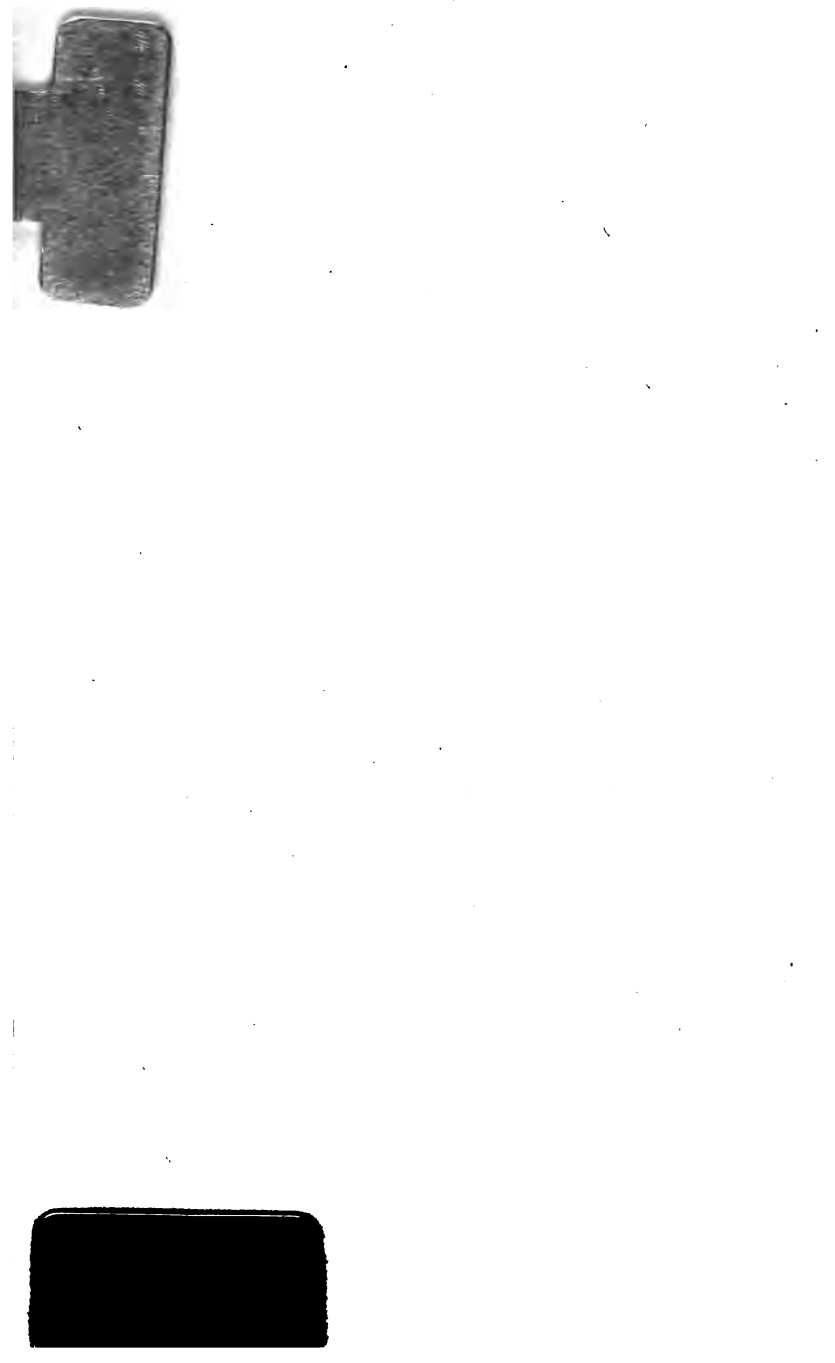
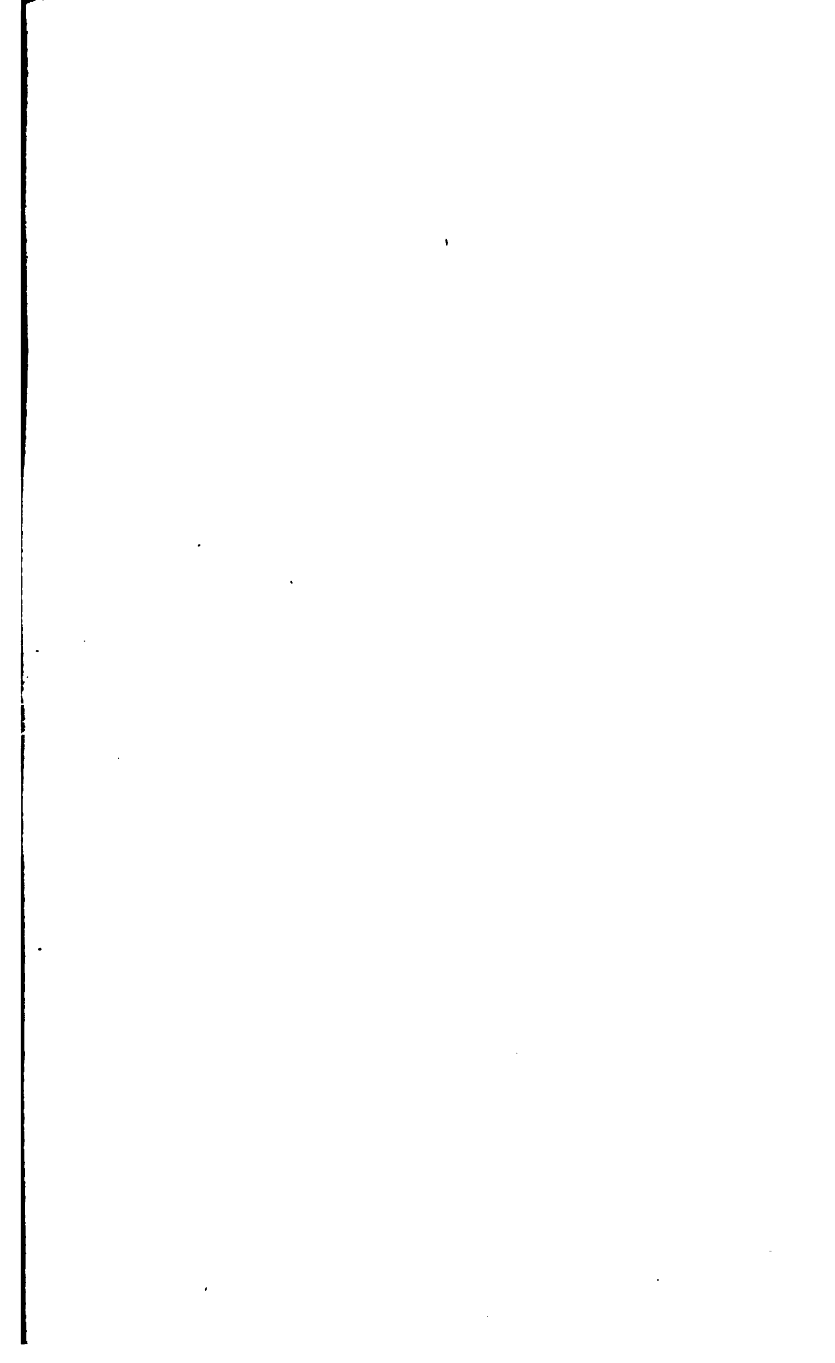


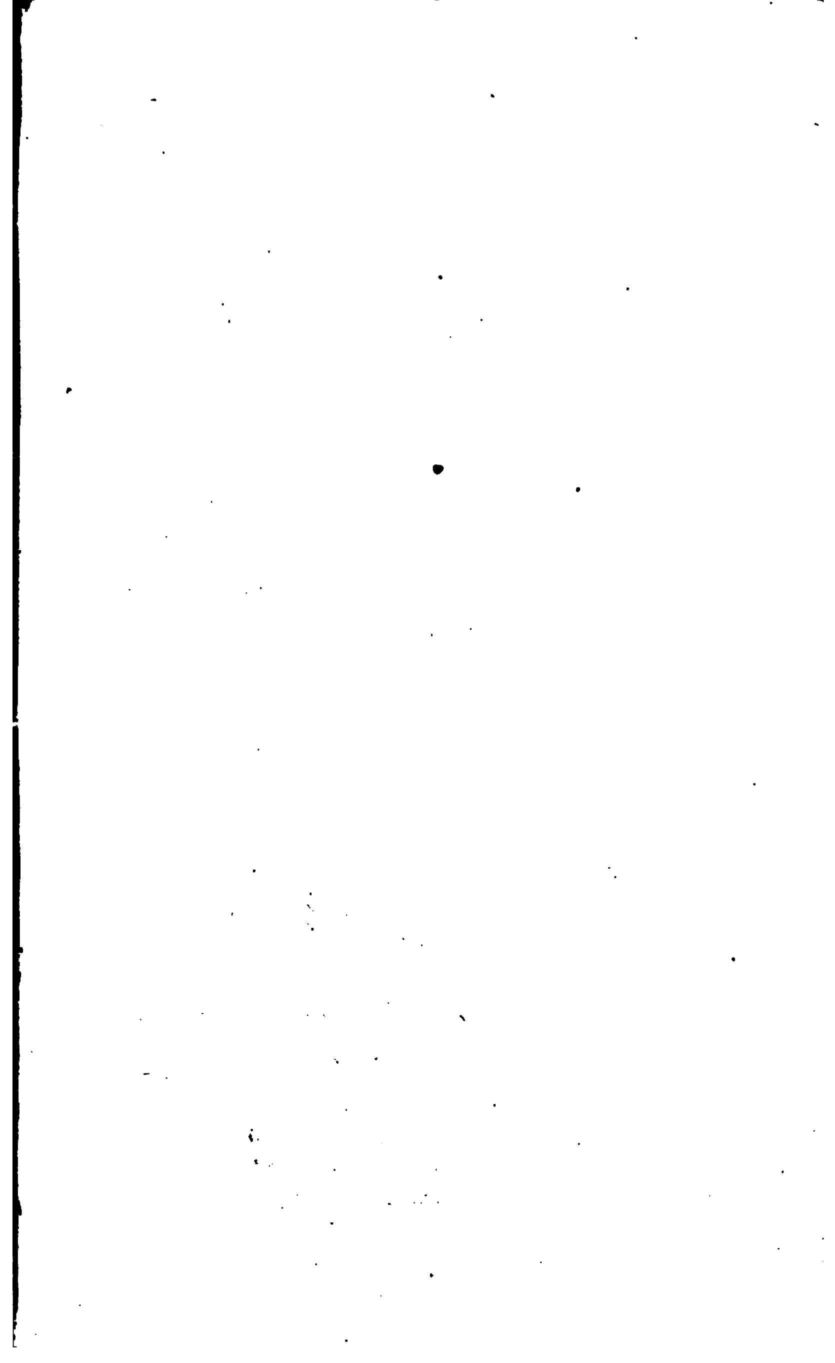


NAA

Neue









Georg Joseph Beer

Dr. der Arzneykunde. Augenarzt bey der K. K. Universität zu Wien, Mitglied der K. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, u. d. Böhmischen Humanitäts-Gesellschaft zu Prag.

geb. zu Wien 1763. d. 23. December.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXXXVI. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Mit dem Bildnisse des Hrn. Dr. Beck zu Wien.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1804.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eins gelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des sechs und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Auch unter dem Titel:

II. Arzneygelahrheit.

Der

III. Gedichte.

IV. Musik.

V. Theater.

X. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Donau-

XI. Gelehrtengeschichte.

XII. Erziehungsschriften.

Auch

Auch mit dem innern Titel:

Auch unter dem Titel:

Auch unter dem Titel:

Register

über das Intelligenzblatt

zum ersten Stücke des sechs und achtzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

3. To-

3. Todesfälle.

4. Chronik deutscher Universitäten.

5. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

6. Anzeige kleiner Schriften.

7. Reichstagsliteratur.

Ver-

8. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Ueber Bestimmung, Werth und Verhalten des Religionslehrers, in einigen Gelegenheitsreden; von J. F. Müller, Hospital-Pfarrer zu Erfurt. Daselbst, bey Keyser, 1802. 5½ Bogen 8. 5 gr.

Es sind drey Reden, welche hier öffentlich mitgetheilt werden. Die erste vor dem Stadtrath bey der Konfirmation zu diesem Pfarramte gehalten; die zweyte, des Verfassers Abschiedspredigt von seiner bisherigen Gemeine zu Schmira; die dritte, seine Antrittspredigt bey der Hospitalgemeine. Als Veranlassung zum Drucke dieser Predigten erzählt der Verfasser in der Vorrede, daß er sich an dem Tage, da er seine Konfirmationsrede vor dem Rathe habe halten sollen, wegen einer gewissen Indisposition seines Körpers, in derjenigen üblen Stimmung seines Kopfes befunden habe, die es ihm beynahe unmöglich gemacht, von seinen sonstigen Geisteskräften, besonders von seinem Gedächtnisse, den nöthigen Gebrauch zu machen. Daher sey es denn gekommen, daß er einen beträchtlichen Theil seiner sonst sorgfältig memorirten Rede beym öffentlichen Vortrage übersprungen habe. Da nun dieß nicht ganz unbemerkt geblieben, und ihm daraus der Vorwurf einer Nachlässigkeit in der Vorbereitung für ihn habe entstehen müssen: so habe ihn dieser Umstand

gedrungen, seine Predigt nach der vollständigen Ausarbeitung dem Druck zu übergeben, auch die beyden andern, um ihn daraus richtiger beurtheilen zu können, beyzufügen, u. s. f. Diese Gründe finden wir allerdings für den Verfasser von Erheblichkeit, obwohl dadurch noch nichts für den Werth seiner Predigten entschieden wird. Indeß können wir ihm doch das Zeugniß nicht versagen, daß er nicht nur seine Predigten mit Fleiß ausgearbeitet habe, daß er den Zweck und die Würde seines Amtes kenne, und nicht nur viel guten Willen; sondern auch wirkliche Predigertalente in diesen Arbeiten zeige. Sie verdienen daher Beyfall, wenn sie gleich keine Muster sind, oder sich merklich über das Mittelmäßige erheben.

Nb.

1) Kurze Anweisung zur Kanzelberedtsamkeit, nach D. Franz Volkmar Reinhards Grundriß; von D. J. G. Hennig. Leipzig, bey Sommer. 1802. 6½ Bogen 8. 8 gr.

2) Abhandlungen über wichtigere Gegenstände der Homiletik, künftigen und angehenden Predigern gewidmet von F. E. A. Heidenreich, Pastor, Senior und Konsistorial-Assessor zu Merseburg. Leipzig, bey Graffé. 1802. 1 Alphab. 22 Bogen gr. 8. 2 Rthl. 8 gr.

Beyde Schriften sind homiletischen Inhalts, obwohl von ungleichem Gehalt und Umfange.

In Nr. 1 soll zwar nach dem Titel Reinhards Grundriß zum Grunde liegen; dieß gilt jedoch nur eigentlich von dem darin befindlichen erstern Abschnitt, worin Anweisung zum guten Disponiren einer Predigt gegeben wird. Dieß ist, laut der Vorrede, ganz aus den Diktaten des Hrn. Reinhard, da derselbe noch in Wittenberg lehrte, entlehnt worden. Ungeübten Kandidaten und Predigern kann diese Anwei-

weisung nützlich werden, zumal sie durch die beygefügten vielen Dispositionen über allerley Texte sehr erläutert wird. Uebrigens findet man in andern neuern Homiletiken allerdings noch vollständigere Belehrungen hierüber. Im zweyten Abschnitt wird von der Einkleidung, und im dritten von dem Inhalte der Religionsvorträge gehandelt, welche beyde, wie es nach der Vorrede scheint, die eigene Arbeit des auf dem Titel genannten Verfassers sind. Er will nach eben derselben hiedurch gleichsam ein Resultat von seinem vierjährigen theologischen Studium, und von seiner Lektüre in diesem Fache, aufstellen; verspricht jedoch, wenn diese Bogen Beyfall finden, sie zu einem ausführlicherem Werk zu erweitern, und s. w. Rec. findet nun zwar in diesem Versuche die Spuren guter Anlagen und wirklicher Kenntnisse, auch in beyden Abhandlungen mehrere treffende und nützliche Bemerkungen. Allein er muß doch, nach seiner Einsicht, dem Verfasser wohlmeinend rathen, lieber mit Ausführung seines Vorhabens noch einige Jahre Anstand zu nehmen; theils weil man doch durch eigene Uebung und Erfahrung Manches noch von einer andern Seite ansehen lernt, theils weil es wirklich nicht an vielen brauchbaren Schriften in diesem Fache fehlt. Zu diesem Rath findet sich Rec. um so mehr berechtiget, da er in der hier gegebenen Belehrung über Einkleidung und Inhalt der Kanzelreden nichts Neues oder Vorzügliches angetroffen; wohl aber auf manche nicht genug bestimmte Sätze und unreife Urtheile gestoßen ist. So muß z. B. noch Manches, was über die Verschiedenheit des Styls in Predigten gesagt ist, berichtiget werden. Und wie unbestimmt, und zu mancher Mißdeutung führend, ist die Behauptung S. 56, wo es heißt: „Ein Prediger muß nicht immer im niedern „populären Styl predigen; sondern er muß bisweilen seinen „Vortrag verändern, oder verstärken und verschönern, und „bey gewissen Gelegenheiten, z. B. an hohen Festen, an „Bußtagen, u. s. w. muß er öfters im erhabenen Prophetenton sprechen, und alle Künste der Beredtsamkeit in Bewegung setzen, um den Verstand der Zuhörer zu überwältigen, ihre Herzen durch und durch zu erschüttern, „und auf solche Art tiefere und bleibendere Eindrücke hervorzubringen, u. s. w." Eben so leicht kann dasjenige zu Mißverständnissen führen, was der Verf. von der Predigtmethode, von dem Ausdruck und Nachahmung des sel. Luthers urtheilt. Wenigstens hätte das Alles viel näher bestimmt,

 und

und angewendet werden müssen. Mehrere einzelne Stellen anzuführen, erlaubt unser Zweck nicht.

Wichtiger, reichhaltiger und nutzbarer für den Kandidaten und Prediger ist ohnstreitig die Heydenreichsche Schrift Nr. 2. Sie enthält vierzig kleine Abhandlungen oder Beantwortungen, mehrentheils interessanter, in die Homiletik und Pastoraltheologie einschlagender Fragen, die zwar in keinem systematischen Zusammenhange unter einander stehen, also auch kein vollendetes Ganze ausmachen; aber doch Aufmerksamkeit und Erörterung, besonders im gegenwärtigen Zeitalter und den daher entspringenden besondern Bedürfnissen des Predigerstandes, verdienen. Die Ausführung selbst ist auch mehrentheils so gerathen, daß Rec. mit Ueberzeugung ihr beypflichten, und sie empfehlen kann. Nur fürchtet er, daß mancher Prediger durch den hohen Preis des Buches vom Ankaufe desselben abgeschreckt werden wird. Diesem konnte abgeholfen werden, wenn der Verf. manche Weitschweifigkeit und Digression in seinen Untersuchungen vermieden, einige weniger erhebliche Materien unerörtert gelassen, andere sehr nahe verwandte Fragen, die nur zu Wiederholungen Anlaß geben, zusammengezogen, und die nähere Anwendung manches leicht zu übersehenden Punkts dem eigenen Nachdenken des Lesers überlassen hätte. Hiedurch wäre vielleicht zwar die Hälfte des Papiers erspart, der Ladenpreis vermindert, und die Anschaffung und Gemeinmachung des Buchs befördert worden. Da Rec. sich nicht wohl auf die Beurtheilung einer jeden besondern Abhandlung bey der Menge derselben einlassen kann: so will er bloß ein paar derselben aus den übrigen ausheben, ihren Inhalt summarisch anzeigen, und sein Urtheil, wo er etwas zu erinnern findet, hinzufügen.

Gleich die erste betrifft folgende nicht unerhebliche Frage: Giebt es nicht einige, mehr allgemeinere, nicht genug erwogene Vergehungen, durch welche manche Prediger das allgemeine Interesse des großen Haufens für öffentliche Religionsvorträge schwächen? — In der fast zu ausführlichen Einleitung klagt der Verfasser über die immer mehr zunehmende Verachtung des öffentlichen Religionskultus, zeigt, daß die Ursache davon nicht allein in der schlechten Beschaffenheit der öffentlichen Vorträge und dem fehler-

fehlerhaften Verhalten der Prediger; sondern auch in meh-
rern zutreffenden Umständen zu suchen seyn. Nachdem er
hierüber manches Bemerkenswerthe gesagt, kommt er nun
auf jene Vergehungen der Prediger, als den Hauptge-
genstand seiner Untersuchung. Seiner Meinung nach sind
es folgende: 1) Manche Religionslehrer führen eine
viel zu ungebundene freye Lebensart. (Sehr wahr und
passend! Wer es lieset, der merke darauf!) 2) Manche
thun das unvorsichtige Geständniß, als gehöre die
Fertigung und Haltung einer Predigt zu den leichtern
Geistesarbeiten. (Dieß möchte wohl seltener der Fall seyn,
da Mehrere gerade das Gegentheil behaupten werden.) 3)
Manche erregen gegen sich den Verdacht, als glaub-
ten sie: für den gemeinen Mann sey jede Predigt gut.
4) Manche schaden der guten Sache durch nicht ge-
nug erörterte Anführung des freylich wahren Satzes:
äußerliche Gottesverehrung mache das Wesen der ei-
gentlichen ächten Gottesverehrung nicht aus. (Die-
ser Punkt ist gut ausgeführt, und verdient Beherzigung.)
5) Manche fehlen dadurch, daß sie aus einer so un-
rühmlichen als nachtheiligen Bequemlichkeitsliebe zu
oft für sich predigen lassen. 6) Manche geben ver-
schiedenen gemeiner werdenden Mißbräuchen pflicht-
widrig nach. Z. B. statt, daß sonst zu lange gepredigt
wurde, predigt Mancher jetzt zu kurz; — man gewöhnt
sich aus Bequemlichkeit immer häufiger an das Ablesen der
Predigt — man wiederholt die schon einmal gehaltene Pre-
digt zu oft — man kommt in Predigten zu selten auf die
Bibel zurück, da man vor Zeiten in den gegenseitigen Feh-
ler fiel, und die Anführung der Schriftstellen zu sehr häufte,
u. s. w. (Alles wahr, obwohl schon öfter gesagt; aber im-
mer noch nicht genug zu Herzen genommen.) — S. 115
wird in einer andern Abhandlung die Frage beantwortet: Ist
nicht das „nach den Bedürfnissen unsers Zeitalters
predigen" eine von vielen Homileten mißverstandene
und gemißbrauchte Firma? Hier zeigt der Verf. zuvör-
derst, daß allerdings jedes Zeitalter, wie in anderer Absicht,
also auch in Beziehung auf Künste und Wissenschaft, mit-
hin auch auf das theologische Studium Einfluß haben müsse.
Er zieht hieraus den Schluß, daß nichts natürlicher und
pflichtmäßiger sey, als daß auch der Religionslehrer seine öf-
fentlichen Vorträge auf eine den jedesmaligen Bedürf-

nissen des Zeitalters entsprechende Weise, einzurichten suche. Nach diesen Voraussetzungen und Bestimmungen geht er zu der eigentlichen Frage fort, und zeigt, daß es Prediger gebe, die zwar vorwenden, daß sie sich nach dem Zeitbedürfnisse richteten; es aber entweder gar nicht, oder doch nicht auf die rechte Art thun; mithin von diesem Vorwande nur Anlaß zu manchen Mißbräuchen nähmen. Dahin rechnet er 1) diejenigen Prediger, welche es bey einer blossen Charakteristik des Zeitalters bewenden lassen, d. i. die etwa nur erzählen, wie man jetzt in Absicht der Religion denke, wie die Glaubens- und Sittenlehren behandelt würden; was für Sünden und Laster im Schwange giengen; was sich in dem Ort oder Lande Lobens- und Tadelnswerthes zugetragen habe, u. s. w. 2) Solche, welche hinter ihrem Zeitalter zurückbleiben. Er versteht darunter, um es kurz zu sagen, diejenigen, welche aus Mangel an Hülfsmitteln oder Talenten und Fleiß, die zur Führung ihres Amts den Zeitbedürfnissen gemäß nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten nicht besitzen, und gleichwohl den Schein haben wollen, als leisteten sie wirklich das Erforderliche, u. s. w. Man muß diesen ganzen Punkt selbst lesen, um den Verf. recht zu verstehen, und wir wünschen, daß es von vielen Predigern, die es angeht, geschehen möge. Denn es ist leider nur zu wahr, daß schon junge Kandidaten hierin, bey aller wirklichen Ignoranz, weiser seyn wollen, als mancher erfahrne Prediger! 3) Die, welche den ungerechten Forderungen der Zeitgenossen ungerecht nachgeben. Der Verf. bestimmt hier zuvörderst, was er für Forderungen meine; z. B. wenn man verlangt, der Prediger solle diese oder jene Dogmen nicht öffentlich vortragen; über manche Sünden nicht eifern; auf der Kanzel mehr unterhalten als lehren; den Ton anstimmen, die Sprache reden, in der Art gesticuliren, u. s. w. Sodann zeigt er, wie unanständig und nachtheilig es für den Lehrer und die Religion selbst sey, wenn man hierin zur Unzeit nachgebe. 4) Die, welche dem Zeitalter voreilen. Dieß geschieht von denen, die in ihren Vorträgen weiter gehen, als es die Empfänglichkeit oder der Grad der Aufklärung, auf welchem ihre Zuhörer und Zeitgenossen stehen, zuläßt, u. s. w. Rec. sieht sich genöthigt, mehrere andere interessante Untersuchungen zu übergehen, und will nur noch bey einer einzigen stehen bleiben. Sie handelt die Frage ab: Sollte es keine universelle, jedem Audi-

torio

torio anpassende Kanzelsprache geben? Sachverständige sehen leicht, wie wichtig diese Frage ist, da fast alle unsere Homileten der Meinung sind, daß man sich in der Kanzelsprache nach der Verschiedenheit des Auditoriums richten müsse. Der Verf. scheint hierin anders zu denken. Zu dem Ende beantwortet er hier zuerst die erheblichsten Gründe, welche gegen eine solche Allgemeinheit der Kanzelsprache angeführt werden, und zwar, wie den Rec. dünkt, im Allgemeinen gut und genugthuend. Er giebt zu, daß es einzelne, jedoch seltene, Fälle geben könne, wo eine Ausnahme von der allgemeinen Regel nach Gründen gemacht werden könne; so wie auch die universelle Kanzelsprache, welche er empfehlen will, noch immer gewisse Modifikationen, den lokal- und besondern Umständen gemäß, haben müsse. Bey dem Allen aber halte er dafür, daß es einen gewissen Ton oder Sprache gebe, worin man vor jedem Auditorium, wenige Ausnahmen abgerechnet, zweckmäßig und erbaulich predigen könne. Er zeigt hierauf die Beschaffenheit derselben näher, und verlangt, daß sie folgende Eigenschaften haben müsse: 1) Sie muß sich an die allgemeinen Gesetze des menschlichen Denkens und Wollens anschliessen; sie sey folglich vernünftig, menschlich, u. s. w. (Freylich sehr richtig; aber auch ganz allgemein. Denn eben dieß verlangt man mit Recht von jedem Vortrage oder Rede. Indeß enthält doch die weitere Ausführung dieses Punktes Manches, was wir dem Prediger zum weitern Nachdenken empfehlen.) 2) Sie sey natürlicher Ausfluß unserer freyen, unbefangenen und ungekünstelten Vorstellungen und Gefühle; sie sey wahr. Dahin gehört, nach des Verf. Erläuterung, wenn unsere religiösen Vorstellungen von einer sklavischen Anhänglichkeit an Autoritäten, Menschensatzungen, Vorurtheilen, Lieblingsmeinungen, u. s. w. frey sind; und wenn unsere Gefühle durch keine Irrthümer des Verstandes, durch keine ungezügelte Leidenschaften, durch keine widrige Einflüsse der individuellen Lage, und selbst unserer körperlichen Beschaffenheit verstimmt werden, u. s. w. 3) Sie sey der Natur des in Anspruch genommenen Gegenstandes gemäß; sie sey passend. So müssen hiernach z. B. Worte, Bilder, Gleichnisse, Geschichten, Sentenzen, Aussprüche der Bibel so gewählt werden, daß sie den abzuhandelnden Gegenstand heben, ihn dem Zuhörer recht interessant machen, und ihm das Geständniß abnöthigen;

so und nicht anders müsse man diese Materie öffentlich behandeln, u. s. w. 4) Sie verfolge immer das Geleise ächter Urbanität. Dieß geschieht, wenn wir in der Wahl und Stellung der Worte auf Unanstößigkeit, Wohlklang, Uebereinstimmung, Zweckmäßigkeit, Schönheit sehen, ohne jedoch ins Schwülstige, Dichterische, Ueppige, Blumen- und Bilderreiche zu verfallen; — wenn wir uns dem bessern Theile der Zuhörer so mittheilen, daß man die Achtung und Liebe, welche wir ihm schuldig sind, in unserer Sprache und Empfindung wahrnehme; dem schlechtern aber (dem Sklaven theoretischer und praktischer Irrthümer) also, daß wir nicht den Irrthum, als den Irrenden, festhalten: so daß er in unsern Ausdrücken die wohlthätige Kraft der Wahrheit verspüre, und durch ihre Wirkungen selbst erleuchtet und erschüttert werde, u. s. w. 5) Sie sey zum wenigsten von gröbern Verstößen gegen allgemein gültige Regeln der Sprachlehre frey. — Unstreitig hat der Verf. Recht, daß jede Kanzelsprache diese allgemeinen Eigenschaften haben müsse, und wir stimmen ihm hierin völlig bey. Bey dem Allen bleibt es jedoch wahr, daß dieselbe dennoch in anderer Hinsicht Verschiedenheiten haben könne und müsse, z. B. in Absicht der Popularität, die ohne Zweifel, sowohl was Sachen als Ausdrücke betrifft, ihre verschiedene Grade hat, und billig der besondern Beschaffenheit des Auditoriums jedesmal angemessen seyn muß. Doch wird dieß auch der Verfasser, wie aus manchen Aeußerungen in dieser und anderen Untersuchungen erhellet, schwerlich läugnen.

Gern hätte Recensent noch mehrere Auszüge aus andern, nicht minder wichtigen, Abhandlungen gemacht, wenn er sich weiter ausbreiten könnte. Zur Empfehlung dieses Buchs wird das Gesagte zureichen. Kandidaten und Prediger werden es sicher mit Nutzen lesen und anwenden können, wenn sie zumal die nöthige Wißbegierde mitbringen, und das, was sie lesen, recht zu verstehen suchen. Dieß wird um so nöthiger seyn, da der Verfasser nicht immer die faßlichsten Ausdrücke wählt, öfters lange und verwickelte Perioden macht, und daher mit Nachdenken gelesen seyn will.

Ki.

Reli-

Religion und Christenthum. Ein Lehrbuch für die reifere Jugend der gebildeten Stände, von Georg Christoph Friedrich Giesler, zweytem Prediger zu Petershagen im Fürstenthum Minden. Hannover, bey Hahn. 1802. 13 B. 8. 12 gr.

Wenn der Verfasser in der Vorrede meint, daß er der großen Menge neuer Lehrbücher ohngeachtet dennoch zur Abfassung und Bekanntmachung eines neuen Versuches um so mehr berechtiget sey, da das preußische Oberkonsistorium unter allen vorhandenen noch keines gefunden, welches es als das brauchbarste zur allgemeinen Einführung aufstellen können: so haben wir wider diesen seinen allgemeinen Beruf nichts zu sagen. Jeder muß ja das Recht behalten, seine Ideen zur Verbesserung des Religionsunterrichtes öffentlich mitzutheilen. Wenn er aber auch einen besondern Beruf zur öffentlichen Mittheilung dieses Versuches um deßwillen zu haben glaubt, weil derselbe in Form und Darstellung von allen bisherigen abweiche: so verdient dieß wohl eine etwas nähere Untersuchung. Denn Jeder, der von dem gewöhnlichen Wege abweicht, und sich einen neuen sucht, bezeugt dadurch, daß er mit jenem nicht zufrieden sey, und den seinigen für besser halte. Damit stimmt auch die ausdrückliche Erklärung des Verf. ein. Er meint, in dem bisherigen Religionsvortrage wesentliche Gebrechen, welche die ganze Kraft des an sich göttlichen Christenthums hindern mußten, entdeckt zu haben. Dieß ist allerdings eine harte Beschuldigung, wodurch, wenn sie gegründet wäre, auf einmal die vorzüglichsten unserer Lehrbücher für untauglich erklärt würden. Recensent las daher die ganze Vorrede begierig durch; fand aber nicht mehr und nicht weniger, als folgende zwey Punkte als Gebrechen angeführt. Erstlich soll bisher in den Lehrbüchern Christenthum mit Religion verwechselt worden seyn, woraus denn mehrere Verirrungen entstanden wären. Das Christenthum sey keine Lehre, keine Religionstheorie, und die Anhänger desselben bilden keine abgesonderte Sekte oder Partey; sondern es sey eine Anstalt, ein Reich Gottes auf Erden — in diesem Reiche müsse zwar Religion gelehrt und geübt werden; aber von einer christlichen Religion zu sprechen bringe Verwirrung, und

u. s. w. Zweytens, der Glaube an Jesum werde unrichtig erklärt, indem man denselben mehr auf die Lehre Jesu, als auf seine Person beziehe. Schon seit Athanasius Zeiten (meint der Verf.), sey die Person Jesu ganz verkannt worden, und kein vernünftiger Glaube an Jesum mehr möglich gewesen. Man habe nämlich ihm die Autorität, die ihm als Oberhaupt des Reiches Gottes zukomme, geraubt, und ihn bloß zu einer Mittelsperson, durch welche Gott handle, gemacht, u. s. w. — Dieß wären also die zwey großen Gebrechen, um welcher Willen alle bisherige Lehrbücher der Religion nichts taugen sollen. Rec. hat sie mit des Verfassers eigenen Worten, nur ins Kurze gezogen, angeführt. Der sachkundige Leser urtheile nun selbst, in wiefern dieß wirkliche Gebrechen sind, und ob wohl nicht Alles am Ende auf unnütze Sach- und Wortklaubereyen hinauslaufe. Mehrere neuere Verfasser von Lehrbüchern haben in Wahrheit Religion und Christenthum sehr richtig erklärt und unterschieden. Und was wird denn für Wahrheit und Tugend gewonnen, wenn man sich statt der seltsam bestimmten und geläufigen Ausdrücke: „christliche Religion, christliche Lehre," der dunklen und figürlichen Vorstellung vom Reiche Gottes bedient? Oder, wird etwa der Zweck des christlichen Religionsunterrichtes leichter erreicht, wenn man den Layen in die subtilen Untersuchungen über Jesu Person hineinführt, und seinen Glauben auf unverständliche Dogmen und unerweisliche Hypothesen gründet? Kommt denn nicht zuletzt Alles darauf an, daß die Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre Jesu richtig erkannt, daß sie selbst wohl verstanden und angewandt werde? — Rec. hält es für unnöthig, sich hierüber mit dem Verf. in weitere Erörterungen einzulassen; aber tadeln muß er es, daß ein junger Schriftsteller, dessen Ruf noch nicht sattsam gegründet ist, in einem so hohen Tone sein Produkt ankündigt, alle ältere, geprüfte und bewährte Arbeiten geschickter und erfahrner Männer herabwürdigt, und sich selbst zum Reformator im ganzen christlichen Religionsunterricht aufwirft. Das ist, wenn wirs gelinde ausdrücken wollen, Eigendünkel und Vermessenheit. Wir wollen doch sehen, ob denn Hrn. Gieselers hier gelieferter Unterricht etwas so Eigenes und Vorzügliches enthalte, daß er mit Grund über andere ähnliche Versuche hinauf gesetzt werden kann.

In der vorangeschickten kurzen Einleitung ist die Erklärung, was Religion sey, das Erheblichste. Denn hier-

auf

auf gründet sich die vom Verf. angenommene Haupteinthei-
lung seines Unterrichts. Er versteht unter Religion „eine
solche Erkenntniß der göttlichen Gesetze, welche zur
Anwendung und Befolgung derselben führt." Offen-
bar wird hier Religion bloß objektivisch genommen; und auch
dann paßt die Erklärung nicht völlig zur Sache. Sie ent-
hält mehr, als sie enthalten sollte, indem „die Gesetze Got-
tes" nicht in diese Erklärung gehören. Religion hat es mit
Erkenntniß und Verehrung Gottes zu thun, und lehret uns,
als Objekt oder Wissenschaft betrachtet, wie wir Gott erken-
nen und verehren sollen. Daß hier die Idee von Gott, als
Gesetzgeber, mit herein gebracht wird, ist zu frühzeitig,
und muß erst hernach aus näherer Betrachtung Gottes er-
kannt werden. Aber der Verf. bedurfte dieser Idee zur Recht-
fertigung seines Systems, da er die ganze Religion in eine
Religion des Verstandes und des Herzens zertheilt, und
hernach seinen Unterricht modelt. Denn nun heißt es: „die
Gesetze Gottes sind zwiefacher Art, Naturgesetze und Sit-
tengesetze. Jene finden sich in der Sinnenwelt, und wer-
den durch den beobachtenden Verstand erkannt; diese aber
gehören für die Vernunftwelt, und finden sich in unserm
Herzen und Gewissen. Hiernach theilet sich die Religion
in zwey Haupttheile, in die Religion des Verstandes und
des Herzens." — Neu und sonderbar genug; aber um
deswillen nicht richtiger und zweckmäßiger. Wozu diese Ge-
geneinanderstellung der Sinnen- und Vernunftwelt, des Ver-
standes und Herzens in einem Lehrbuche für die Jugend? —
Gehören die erweislichen Lehren der Religion nicht immer
beydes für den Verstand und das Herz? Was kann diese
Trennung nützen, und warum gründet er seinen ersten Haupt-
theil auf die Naturgesetze, da er sich doch nicht tiefer in die
Beschreibung derselben einläßt, als schon in andern guten
Lehrbüchern geschehen ist? Zu diesen Fragen und Vorwürfen
wird der denkende Leser um so mehr berechtiget, je näher er
den Inhalt dieses ersten Theils, oder der Religion des Ver-
standes betrachtet. Der Verf. führt hier den Beweis für
die Existenz Gottes, nachdem er einige kurze Betrachtun-
gen über den Menschen und die Einrichtung der Welt voran-
geschickt, auf die gewöhnliche, übrigens aber richtige Art. Er
redet dann weiter von der Schöpfung, Erhaltung und
Regierung der Welt, und hierauf von der Natur und Ei-
genschaften Gottes. Dieß ist alles ganz gut erläutert;
aber

aber doch nicht besser, als es schon Andere gethan haben. — Nun folgt in einem neuen Abschnitt die Geschichte der Gotteserkenntniß unter den Menschen. Sie ist aber äußerst kurz und unvollständig, erstreckt sich auch nur auf die Zeiten des A. T., oder bis auf Christum. Das Erheblichste darin ist des Verf. Unterricht über die ältern Schriften der Bibel, wo er jedoch über ihren Inhalt und Werth mehr hätte sagen können. Denn was er über den höhern göttlichen Ursprung derselben sagt, ist zu allgemein und schwankend, und kann eher Zweifel, als feste Ueberzeugung bewirken. Nun folgt im letzten Abschnitt dieses ersten Theils ein Unterricht über das Ende der Welt, wo zuerst von der Veränderlichkeit aller Dinge und selbst der großen Weltkörper, und dann vom Tode des Menschen insonderheit gehandelt wird. „Der Tod, heißt es, scheint also dem Verstande „nichts anders zu seyn, als das völlige Aufhören unsers Da„seyns. Da dieses nun das Traurigste ist, was man denken „kann; so schließt sich die Religion des Verstandes auf „eine trostlose Weise — und giebt uns über die Kürze unse„res Lebens, u. s. w. keine beruhigende Aufschlüsse." — Dieß ist also der Transitus, den der Verf. beym Schlusse des ersten Theils zur Religion des Herzens macht. Recensent sieht nun freylich nicht ein, aus welchem Grunde der Verf. gerade diese und keine andere Lehren in den ersten Theil seines Unterrichts gebracht, und warum er auf die angezeigte Art denselben geschlossen hat. Da jedoch die ganze Eintheilung der Religion auf Willkühr beruht: so wird das auch von diesem Schluß gelten. Wir wollen nun sehen, wie er seinen Plan im zweyten Haupttheil angelegt und ausgeführt hat.

Hier theilet sich das Ganze wieder in zwey Haupttheile; nämlich in die eigentliche Religionslehre, und dann in die Sittenlehre. Letztere steht da als nothwendiger Anhang zur Religionslehre. Warum der Verf. sie unter dieser Ueberschrift dargestellt hat, begreiffen wir freylich nicht, da sie nicht nur beynahe die Hälfte des ganzen Buches einnimmt; sondern auch nach seiner Definition von der Religion die Hauptgrundlage derselben ausmacht. Doch dieß verzeihen wir ihm gern, da es zu dem Willkührlichen gehört, das wenigstens auf die Brauchbarkeit des Ganzen keinen sonderlichen Einfluß hat. — Bey jener eigentlichen Religionslehre kommen nun sechs Abschnitte vor. 1) Grundlage

der Religion des Herzens. 2) Allgemeiner Inhalt des Sittengesetzes. 3) Heiligkeit und Verbindlichkeit des Sittengesetzes. 4) Uebertretung des Sittengesetzes, oder Sünde. Hierbey wird wieder in Unterabtheilungen gehandelt; von der Wurzel der Sünde — von den Arten und Stufen derselben — von der Strafe der Sünde — von der Bekehrung. 5) Von der Besserung und Heiligung. 6) Vom Reiche Gottes. Hier sind folgende besondere Abschnitte gemacht. 1) Von Jesu dem Stifter des Reichs. 2) Konstitution des Reiches Gottes, als: erstlich, was Gott zur Besserung des Menschen thut. Fürsehung. Zweytens, was Jesus gethan hat. Erlösung. Drittens, was die Menschen thun sollen. Hiebey wird wieder besonders gehandelt: vom christlichen Lehramt — Schriftstellerey — Andachtsübungen — Jugenderziehung — christlicher Brüderlichkeit im Umgange. — 3) Hindernisse des Reiches Gottes. — 4) Geschichte des Reiches Gottes. — 5) Ewigkeit des Reiches Gottes. Dieß ist der Grundriß dieses Plans, über den Rec. sein Urtheil in einigen Anmerkungen beyfügen will.

Da des Verf. Idee vom Reiche Gottes in diesem ganzen Unterricht zum Grunde liegt: so war es wohl logisch richtiger, wenn er zuerst diese Idee hinlänglich ins Licht setzte, sie aus der Quelle der neutestamentischen Schriften begründete, um sodann sein ganzes neue Gebäude auf diesem Grunde desto sicherer aufführen zu können; und dieß um so mehr, da Gott bey Veranstaltung dieses Reichs keine andere Absicht hatte, als die sittliche Verbesserung der Menschen. Hieraus ergab sich dann weiter die Gelegenheit, den Menschen, wie er ist, und wie er werden soll, u. s. w. zu betrachten. Nun kommen die sich sehr ähnlichen Punkte „von der Bekehrung, von der Besserung und Heiligung, und von dem, was die Menschen thun sollen," die füglich zusammen gezogen werden konnten, an verschiedenen Orten vor. Doch, dieß möchte noch hingehen, wenn nur der Verf. das, was nach seiner eigenen Angabe der Hauptartikel des christlichen Unterrichts seyn soll, daß nämlich Jesus der Christ sey, und daß der Glaube an seine Person, als den Stifter des Christenthums, und an seine göttliche Sendung das Haupterforderniß von Seiten des Menschen sey, gründlicher ausgeführt worden wäre. Denn da er, wie schon oben aus der Vorrede angezeigt worden ist, es für ein großes Gebrechen in den

neuen Lehrbüchern erklärt, daß man mehr von dem Glauben an Jesu Lehre, als an seine Person rede: so mußte er vor allen Dingen sich hierüber nicht nur deutlich und bestimmt erklären; sondern auch seine Erklärung mit hinlänglichen Gründen unterstützen. Schwerlich wird jedoch das, was zu diesem Zwecke im fünften Kapitel gesagt wird, den Forscher, der feste Ueberzeugung sucht, befriedigen. Nachdem nämlich der Verf. §. 102 die Streitigkeiten über die Person Jesu und über seine Gottheit für unnütz und schädlich selbst erklärt hat, fährt er also fort: „Was sich geschichtlich über ihn mit völliger Gewißheit ausmitteln läßt, „ist dieses: Jesus war ein zu Bethlehem aus der Familie „Davids geborner Mensch, der selbst aufs festeste überzeugt „war, daß ihn Gott gesendet habe, ein Reich Gottes auf „Erden zu stiften, der auch die rechtschaffensten Menschen seiner Zeit eben so fest davon überzeugte, und noch jetzt jeden „Wahrheits- und Heilsbegierigen durch sein vor Augen liegendes großes Werk davon überzeugt." In einer Anmerkung wird noch beygefügt, daß sichs nicht angeben lasse, wie und wodurch Jesus selbst hievon überzeugt worden sey, — daß seine Zeitgenossen ihre Ueberzeugung theils durch die Betrachtung seiner Wunderthaten und seiner erhabenen Tugend, theils durch den Anblick des wundervollen Ausgangs seines Lebens erlangt hätten — daß es endlich jetzt in unsern Tagen keines andern Beweises bedürfe, als der Sache selbst, nämlich der großen Wirkungen, welche das Christenthum in der Welt hervorgebracht hat. Im folgenden §ph. bestimmt der Verf. noch näher, daß Jesus der Seele nach ein höheres und reiferes Vernunftwesen, als alle andere Menschen, gewesen sey, weil er sonst nicht das Oberhaupt dieses sittlichen Reichs hätte seyn können — daß es daher und bey der Dunkelheit, in welcher diese Materie liege, schon hinreichend zum Glauben an Jesum sey, wenn man von der göttlichen Vollmacht und höhern sittlichen Würde desselben überzeugt sey, u. s. w. In der Note sucht der Verf. dieß aus mehreren Schriftstellen zu erläutern und zu bestätigen, wo jedoch der Schrifterklärer noch Manches in den Anwendungen und Folgerungen mit Grunde zu erinnern finden wird. Und dieß ist nun Alles, was zum Beweise der göttlichen Sendung Jesu in diesem Unterrichte gesagt wird. Die Wahrheit der evangelischen Geschichte, worauf doch bey diesem ganzen Plane so viel beruht, wird mehr voraus gesetzt

als mit Gründen dargethan. Eben so willkührlich und manchen klaren Stellen in Jesu Reden widerstreitend ist auch die Behauptung, daß Jesus Absicht und Beruf nicht sowohl gewesen sey, **ein Lehrer der Menschheit zu werden**; als vielmehr nur **eine Vereinigung der Menschen zu einem sittlichen Reich** zu stiften, und selbst dessen Oberhaupt zu werden, u. s. w. Und doch sieht sich der Verf. bey näherer Bestimmung der durch Jesum ausgeführten **Erlösung** oder seines Geschäfftes auf Erden genöthiget, §. 121 ausdrücklich zu sagen: „Er (Jesus) lehrte selbst Religion, und zwar „mit einer Weisheit, Freymüthigkeit und Lehrgabe, die stets „das Muster aller Lehrer bleiben wird." — Daß er keine besondere Sekte gleich Anfangs gebildet, auch kein eigentliches System von Lehrsätzen aufgestellt und vorgeschrieben habe, wie hier hinzugesetzt wird, ist wahr. Aber eben so wahr ist es doch auch, der Verf. mag sich drehen, wie er will, daß die sittliche Bildung der Menschen, welche von ihm selbst, als der Hauptzweck im Reiche Jesu, angegeben wird, nicht anders geschehen konnte, und noch jetzt geschehen kann, als durch den Unterricht in den Lehren, welche Jesus zuerst selbst, und nach ihm seine Apostel vorgetragen haben. Dieß sieht auch deutlich §. 111, so wie es auch in dem folgenden Abschnitt, worin von **der christlichen Kirche** (oder, von dem, was die Menschen selbst zum Bau des Reiches Gottes thun sollen), gehandelt wird, offenbar hervorgeht. Denn hier wird fast zu ausführlich vom **christlichen Lehramte**, und besonders **von dem Zwecke und Nutzen desselben** gerade so geredet, wie es in andern guten Lehrbüchern geschieht; obwohl Manches eingemischt wird, was nicht für den Unterricht der Jugend; sondern eher in eine Pastoral-Theologie gehört. Ueberhaupt, wenn man den Gang, welchen der Verf. in diesem neuen Lehrplan gewählt hat, aufmerksam verfolgt: so nähert sich derselbe zuletzt dem gewöhnlichen und richtigen Ziel, und die Resultate stimmen mit dem zusammen, was freylich jeder unbefangene Forscher am Ende finden muß. Wozu also diese so angepriesene neue Ansicht der Dinge? wozu diese Einkleidung alter richtiger Vorstellungen in die Kantische Idee vom ethischen Reiche Gottes? Wird dadurch für den Hauptzweck etwas gewonnen? wird der Unterricht durch solche uneigentliche Vorstellung faßlicher und eindrücklicher? Hätte sich der Verf. nicht von dieser Lieblingsidee blenden lassen, hätte er überhaupt weniger philosophirt,

und dagegen mehr das Gewisse, Gemeinnützige und Praktische in einer richtigen Ordnung darzustellen gesucht: so würde er ohne Zweifel viel geleistet haben, da es ihm gar nicht an Darstellungsgabe fehlt, wie man aus manchen einzelnen Stellen dieses Buchs, die sehr gut gerathen sind, sehen kann. Vorzüglich ist besonders die Bearbeitung der angehängten Sittenlehre, wo der Verf. sich mehr auf dem gewöhnlichen Wege gehalten hat, obwohl hie und da Ideen aus der neuern Philosophie durchschimmern. Recensent bedauert, daß ihn die Schranken des Raums hindern, sein Urtheil durch nähere Beleuchtung einzelner Stellen zu bestätigen. Er empfiehlt daher schließlich nur noch dieses Lehrbuch sachkundigen Lehrern, nicht sowohl, um es beym Unterricht der Jugend, wäre sie gleich schon gebildet, zum Grunde zu legen; sondern das Nützliche, auch zum Theil Eigene des Verfassers zur klugen Anwendung am gehörigen Orte zu nutzen.

Nb.

Die Pastoraltheologie nach ihrem ganzen Umfange. Von D. Johann Friedrich Christoph Gräffe, Superintendenten und angestellten Lehrer der Pastoraltheologie in Göttingen. Erste Hälfte, enthaltend Homiletik, Katechetik, Volkspädagogik und Liturgik. Göttingen, bey Vandenhoek, 1803. 23 Bogen 8. 1 Rh. 4 gr.

Der Titel zeigt schon, in welchem weiten Umfange der Name der Pastoraltheologie hier gebraucht und zu verstehen ist. Der Verfasser definirt die Pastoraltheologie als eine wissenschaftliche Anleitung, was und wie der Prediger in allen Verhältnissen seines Predigtamtes zu lehren und zu thun hat, damit die Menschen durch Hülfe der Religion für die Zeit und für die Ewigkeit recht gebildet werden. Diese Definition ist theils zu weit, theils zu eng, um Alles zu umfassen, was der Verf. zur Pastoraltheologie rechnet. Soll sie auch zudem eine Anleitung geben, was der Prediger lehren solle: so zieht man am Ende auch die christliche Glaubens- und Sittenlehre in den Umfang der Pastoraltheologie mit hinein.

Ein-

hingegen die Verwaltung der Pfarr- und Kirchenaͤcker, und so Manches, was der Prediger als Staatsdiener zu beobachten hat, gehört gar nicht zu den Handlungen, die durch Hülfe der Religion die Menschen für die Zeit und für die Ewigkeit recht bilden. Will man den Namen der Pastoraltheologie in dem vom Verf. bezeichneten Umfange nehmen: so schiene die Definition angemessener, welche Oeyrro gab: Anleitung zum Studium der Kunst, die wissenschaftliche Religions- und Menschenkenntniß im Predigtamte recht anzuwenden; oder kürzer: Anleitung zur rechten Verwaltung des Predigtamtes. Man hat sonst den Namen der praktischen Theologie so gebraucht, wie der Verf. den Namen Pastoraltheologie gebraucht, und wirklich dürfte es rathsamer seyn, den Namen Pastoraltheologie ferner in dem engeren Sinne zu gebrauchen, worin er auf das Verhalten des Predigers im Predigtamte eingeschränkt wird, um nicht ohne Noth die Bedeutung der Worte zu verändern. Doch kommt freylich auf den Namen weniger, als auf die Sachen an: denn allerdings sind alle die Gegenstände, die der Verfasser, als angestellter Lehrer der Pastoraltheologie in Göttingen, in den Umfang der Wissenschaft zieht, die er vermöge seines Amtes lehren soll, für den christlichen Prediger höchst wichtig und nothwendig, und was der Verf. über diese Gegenstände in diesem Buche vorgetragen hat, verdient zu sorgfältiger Benutzung empfohlen zu werden, und ist bey weitem seinem größten Theile nach alles Beyfalls werth. Besonders ist es an diesem Buche lobenswerth, daß der Verf. den rechten Mittelweg zwischen den Extremen zu halten sucht, zu welchen sich so Manche jetzt verirren, und nach eigener Erfahrung und Sachkenntniß über das, was der Prediger zur weisen und gewissenhaften Amtsführung bedarf, einen bewährten Rath ertheilt. Fleißig ist auch die Literatur jedes Fachs entweder angezeigt, oder es ist auf ein oder ein anderes Buch, worin man sie findet, verwiesen.

Vorangesetzt ist eine Einleitung, wo Rec. ungerne die Religion nur als ein Bedürfniß des Triebes nach Glückseligkeit zu streben, dargestellt fand. Dieser Trieb kann nie einen festen Grund des Religionsglaubens abgeben. Eher kann derselbe in dem Vernunftgebote unser wahres Wohl nie aus der Acht zu lassen gefunden werden. Niemals aber kann dieser Glaube recht fest begründet, und zu seiner vollen Wirk-

samkeit erhoben werden; wenn der Prediger ihn nach Kantischer Manier bloß als Bedürfniß der menschlichen Schwäche behandelt, und nicht vielmehr es selbst mit Ueberzeugung anerkennt, und aus vollem Herzen anerkennen lehrt, daß die Vernunft uns laut und deutlich und gewiß vom wirklichen Daseyn Gottes belehre, wenn wir die herrliche Welt außer uns, und uns selbst mit vernünftigem Nachdenken betrachten. Deßwegen schmerzte es den Rec., daß er im Anfange dieses zur Bildung christlicher Prediger bestimmten Buches, die Religion nur von dieser Seite dargestellt fand.

Die Homiletik handelt in drey Abschnitten: 1) vom Inhalt; 2) von der Ausarbeitung, und 3) von der Haltung der Predigt. Freylich läßt sich Alles unter diese Abtheilungen zusammenfassen. Doch nach der Regel, qui bene distinguit; bene docet, und da die Abtheilungen vorzüglich den Zweck haben, die Aufmerksamkeit der Ungeübten auf das zu Bemerkende einzeln zu heften: so hält Rec. es für nützlicher, 1) von der Wahl des Hauptsatzes; 2) von der Erfindung der Materien, die zur Ausführung desselben gehören; 3) von der Disposition der Theile und Unterabtheilungen; 4) von der Ausarbeitung, und 5) von der Deklamation und Aktion, in besonderen Abtheilungen zu reden. Auch fordert die Homiletik eben so wohl, als die Katechetik, besondere ihr gewidmete Vorlesungen. Mit Recht dringt der Verf. auf das Memoriren der Predigt, und widerlegt die Einwendungen dagegen. Bey der Gelegenheit ist vor den Paradoxieen der Thießischen Anleitung nicht ohne Ursache gewarnt. Uebrigens darf nicht immer auf das Gebet die Vorlesung des Textes folgen. Das Gebet kann nur kurz seyn, um die Andacht der Zuhörer auf Gott zu richten. Auf dasselbe kann ein Exordium, auf dieses der Text, auf diese die Behandlung des Textes und die Herleitung des Thema folgen, u. s. w. In der Abhandlung von der Aktion geht die Anweisung, wie die Finger zu halten seyen, zu sehr ins Detail, und ist zu gekünstelt. Rec. brauchte immer die offene flache Hand, und bemerkte, daß dieß immer am meisten gefiel, und alles dem Tanzmeister ähnelnde Gezierte mißfiel. Auch das S. 103 erlaubte Vorwärts- und Rückwärtsschreiten dünkt ihn auf der Kanzel zu theatralisch.

Die Katechetik theilt der Verf. in Regeln ein, die sich 1) auf das Erkenntnißvermögen, die Sinnlichkeit, den

Ver-

Verstand, die Urtheilskraft und die Vernunft, auf Fragen und Antworten, auf das Gedächtniß und die Aufmerksamkeit beziehen; 2) in Regeln in Beziehung auf das Gefühlsvermögen, wo von dem Gefühlsvermögen überhaupt, von der katechetischen Sprache, von sinnlichen, ästhetischen, moralischen und religiösen Gefühlen gehandelt wird; 3) in Regeln in Beziehung auf das Begehrungsvermögen. Diese Eintheilung würde Rec. nicht wählen. Er unterscheidet die Katechetik für Schullehrer von der Predigerkatechetik. In die erstere gehört Alles, was die Veredlung aller Seelenvermögen der Jugend durch Unterricht befördern kann. Bey der Letzteren kommt es theils auf die Wahl der Materie, theils auf die zweckmäßige Behandlung derselben an, 1) um deutlich zu belehren, 2) um gründlich zu überzeugen, 3) die Aufmerksamkeit einer größeren Gesellschaft von Kindern stets rege zu erhalten, und 4) ihre Gemüther dauerhaft zu bewegen und zu rühren. Von der katechetischen Materie ist fast nichts bemerkt, und die Exempel, welche hier angebracht sind, zerstreuen im Religionsunterricht zu sehr, wo es nicht Hauptzweck ist, die Seelenvermögen zu entwickeln; sondern Religion zu lehren und recht wirksam zu machen. Es ist übrigens viel Gutes, und das Meiste für Schulkatecheten ganz brauchbar, in dem Entwurf mitgetheilt; aber die Fragen sind zum Theil gar nicht dazu geeignet, die Antwort abzulocken, welche folgen soll. Z. B. auf die Frage: von wem wird der Geschickte gelobt und geehrt? soll die Antwort seyn: von allen Menschen; aber die Erfahrung lehrt nur zu oft das Gegentheil. Auf die Frage: was sollen wir dem Armen geben? soll das Kind antworten: Almosen; aber wo keine Betteley geduldet wird, giebt man auch keine Almosen, und warum müßten gerade Almosen? warum könnten ihm nicht Mittel gegeben werden, sich seinen Unterhalt zu erwerben, und die Bedürfnisse, die er nicht erwerben kann? Freylich kann dieß Alles ein Almosen heißen; aber Kinder verstehen das Wort nicht so!

Im dritten Theile ist die Volkspädagogik in Absicht der Lehrgegenstände und der Methodik recht gut entworfen. Es wird mit Recht gezeigt, daß der Schullehrer in Landschulen dem Prediger untergeordnet seyn müsse, und daß auch gelehrte Schulen dem Stadtprediger der Regel nach am besten untergeordnet werden können; wie auch, daß es thöricht und

 schädlich

schädlich ist, den Stand der Schullehrer auf Kosten des Predigerstandes zu erheben. Auch dem, was über Pestalozzi's Methode gesagt ist, stimmt Rec., der immer so davon urtheilte, völlig bey. Die Methode würde Rec. nicht einmal, wie der Verfasser, für Professionisten und Künstler angemessen halten. Rec. kann sie nur billigen, wenn sie einen Theil der Jugendbildung ausmacht, und neben ihr täglich in einigen Stunden auf die Weckung der edleren humanen, moralischen und religiösen Gefühle durch eine ganz andere Methode gewirkt wird.

Der vierte Theil, oder die Liturgik handelt: 1) von Verrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, (Rec. sagt lieber, von der Leitung der öffentlichen Religionsübungen.) Etwas uneigentlich stehen die Proklamanda von der Kanzel unter dieser Rubrik, wo der Verf. mit Recht gegen die Ablesung der Anzeigen des Verkaufs von Schweinen, u. s. w. eifert. (Im Fürstenthum Lübeck wird dergleichen bloß durch ein Wochenblatt, nicht von der Kanzel publicirt.) Dann ist 2) von Verwaltung der Sakramente, und 3) solcher Geschäffte die Rede, die nur mittelbar mit dem öffentlichen Gottesdienste zusammenhängen. Mit Recht dringt der Verf. auf seltene und feyerlichere Abnehmung der Eide. Aber Rec. riethe doch nicht, sie vor der Gemeine in der Kirche abzunehmen. Weitläuftig ist von der bey dem Judeneide nöthigen Vorsicht gehandelt. Nur hätte doch bemerkt werden sollen, daß dergleichen nicht bey jedem Juden nothwendig ist, wie Moses Philipson über Verbesserung des Judeneides gezeigt hat.

Rec. sieht mit Vergnügen der zweyten Hälfte dieses nützlichen Buches entgegen, und in der Erwartung, daß sie so, wie diese erste, nicht bloß für Studierende und Kandidaten des Predigtamtes; sondern auch als für Prediger im Amte vielfältig brauchbar werde empfohlen werden können.

A.

Schilderungen für denkende Christen, von J. H. B. Dräseke, Prediger zu Mölln. Lüneburg, bey Herold. 1803. XVI und 322 S. 8. 1 Rt.

Diese

Diese Schilderungen sind nichts anders als Predigten. — Warum der Verfasser denselben den Namen Schilderungen gegeben hat, ist nicht abzusehen. Der Titel, Predigten, sagt mehr, als Schilderungen; denn Predigten müssen sich nicht nur durch gute Darstellung; sondern vorzüglich durch die in denselben abgehandelten Wahrheiten auszeichnen. Ihren eigentlichen Namen wollte der Verfasser ihnen nicht geben, um nicht, wie er sagt, schon im voraus gegen sie einzunehmen. Aus diesem Grunde würde aber zu viel folgen. Denn wäre es einmal dahin gekommen, daß ein Verfasser schon durch den Namen: Predigten! die Leser von seinem Buche zurückschreckte: so würde es überall gerathener seyn, gar keine Predigten mehr herauszugeben. Der durch den Titel: Schilderungen, angelockte Leser, wird dieselben unwillig aus der Hand legen, wenn er hier, statt anderer erwarteter Aufsätze, Predigten vorfindet, gegen die er nun überhaupt einmal eingenommen ist.

Der Verfasser brauchte sich übrigens nicht zu scheuen, diesem Buche seinen eigentlichen Namen zu geben; denn die in demselben enthaltenen Predigten zeichnen sich im Ganzen vortheilhaft aus. Die Materien sind alle wichtig und praktisch; die Ausführung ist genau und richtig; die Einkleidung interessant; und der Styl lebhaft und fliessend. Besonders häusliche Scenen sind sehr treffend und rührend gezeichnet. Nur Einiges finden wir bey diesen Predigten zu erinnern.

Da hätten wir denn gewünscht, daß der Verf. Manches weggelassen, oder anders eingekleidet haben möchte, was seinen Vorträgen ein auffallendes und sonderbares Ansehen giebt. — In der dritten Predigt spielt der Verfasser offenbar mit dem Texte. Es ist das Evangelium von der Kananitinn, am Sonntage Reminiscere. Erst klagt er Jesum lange hart an, und beschuldigt ihn des Mangels an Achtung gegen seine Mitmenschen, der Härte und Grausamkeit gegen diese Frau. Zuletzt folgt, unvermuthet und plötzlich, die Rechtfertigung Jesu, die einer theatralischen Entwickelung sehr ähnlich sieht. — In der vierten Predigt macht der Verf. im Eingange eine ausführliche Beschreibung von einem schönen Spaziergange, den er einige Tage vor Haltung dieser Predigt gemacht habe, und erklärt, wie er auf demselben auf die Materie gekommen sey, welche er hier vorträgt.

Der Prediger sollte von sich und dem was ihn selbst betrifft, auf der Kanzel nur äußerst selten; in einer für das große Publikum bestimmten Predigt aber vielleicht nie reden. Der Verfasser fällt mehr als einmal in diesen Fehler. — So klingt es auch in dem Munde eines Predigers gewiß anmaassend und prahlerisch, wenn es Seite 48 heißt: „Dahin müssen wir es bringen," (nämlich daß dem Untergebenen und Geringen sein Abstand von uns weniger kränkend und demüthigend werde,) „wir Herren und Vorgesetzte, wir „Reiche und Angesehene, wir Einsichtsvolle und „Gebildete, wir Helfer und Beschützer Anderer." Das Wir ist hier sehr übel angebracht. — Auch die Fragen, die der Verfasser in seinen Predigten aufwirft, haben nicht allemal unsern Beyfall. Fragen erregen allerdings Aufmerksamkeit, besonders beym mündlichen Vortrage; aber sie müssen auch so eingerichtet seyn, daß das Nachdenken und die Urtheilskraft des Zuhörers oder Lesers dabey geweckt und geschärft wird. Wirft man dagegen solche Fragen auf, auf welche es nur Eine vernünftige Antwort giebt, und bey denen der Unsinn des Gegentheils sogleich einleuchtet: so haben solche aufgeworfene Fragen nicht allein gar keinen Werth und Nutzen; sondern sie sind eine wahre Beleidigung des Zuhörers oder Lesers. Der Verfasser verfällt zuweilen in diese Art von Fragen. Seite 80 hatte er beschrieben, welche Geistesgröße Jesus bis in dem letzten Augenblicke seines Lebens bewiesen hatte. Dann setzt er hinzu: „Dünket uns „dieß Bild ehrwürdig? Oder möchten wir Jesum lieber ohne „Gefühl und Empfindung, alles Denkens unfähig, alles Bewußtseyns beraubt, an allen Sinnen zerrüttet, — lieber „ohnmächtig, betäubt, erstarrt, oder von Fieberschauern ergriffen, durch düstre Phantasien erschreckt, unter furchtbaren Qualen erliegend, und nach vielem vergeblichem Sträuben gegen die Anfälle des Todes, wie ein Schlachtopfer „sterben sehen? Möchten wir in dem Antlitze, aus dem die „Wonne des Ueberwinders so himmlisch hervorstralt, lieber „die Todesangst in krampfhaften Verzerrungen lesen? Möchten wir, statt der erhabenen, sinnvollen Worte, womit er, „würdig, wie er es führte, sein Leben beschließt, lieber bedeutungslose, wahnwitzige, von der Raserey eines kranken „Gehirns erzeugte Reden hören?" Wenn dieser Zusatz zur Verstärkung des vorhin Gesagten überall nöthig war: so war gewiß die Frage, unter allen Einkleidungen die unpassendste.

feindste. — In diesen Predigten kommen häufig solche Ausdrücke vor, die von der Kanzel und aus Predigten entfernt bleiben sollten, da sie dem größten Theile der Zuhörer und Leser unverständlich sind, und leicht mit bekannten und allgemein verständlichen Redensarten und Wörtern vertauscht werden können. Dahin gehören die Ausdrücke: „Konventionelle Höflichkeitsbezeugungen;“ „Kultur und Politur muß nicht verwechselt werden;“ „Ehrenmedaille,“ „Generationen,“ „respektiren,“ u. dgl. m. Auch kommen solche Ausdrücke vor, die wirklich unter der Würde der Kanzel und eines religiösen Vortrags sind; z. B.: „Den Wermuth des Schicksals wiederkäuen; in seinen Busen greifen; Mummerey; Possenreisser,“ u. a. m. Eben so kommen auch solche Redensarten vor, die unrichtig und sprachwidrig sind; z. B.: „Des Oelbergs verschwiegene Schatten.“ Verschwiegen setzt voraus, daß Jemand Etwas muß kund machen können. Da sich das nun von Schatten nicht gedenken läßt: so ist die Redensart unrichtig. — „Die starren Gräber thauet himmlisches Licht auf.“ Aufthauen ist Wirkung der Wärme; aber nicht des Lichts. Folglich ist das Bild falsch. — „Jesus fühlt den fliehenden Odem,“ hieße wohl richtiger: Jesus fühlt, daß der Odem ihn bald verlassen wird. — Ein Ausdruck ist ganz unverständlich. Seite 79 heißt es: „Jetzt ist es der Durst nach jener lebendigen Quelle, den er bezeugt.“ Der Verf. hat dabey die Worte Jesu im Auge: Mich dürstet. Aber was ist nun der Sinn jener angeführten Worte? Was versteht er unter einer lebendigen Quelle? wie unterscheidet er sie von jeder andern? da doch der Begriff einer Quelle auch zugleich das Lebendige in sich schließt? und wie kann er sogar auf die Quelle, nach welcher Jesus dürstete, hinweisen und sagen: Er dürstete nach jener lebendigen Quelle?

Gz.

Mittheilungen eines Trauernden an seines Gleichen, und Alle, die es werden könnten, in einigen Predigten. Von M. Karl Gottfried Bauer, Pfarrer zu Frohburg (unweit Leipzig). Jena, bey Cröcker. 1803. XXXII und 297 S. 8. 20 gr.

Gegen Ende des Jahrs 1800 genoß Hr. W. zwar den Trost, daß seine einzige Tochter von einem gefährlichen Scharlachfieber sich erholte; kurz darauf aber mußte der zärtliche, mit dergleichen Verlust noch unbekannte Vater den jüngsten seiner vier Söhne, einen hoffnungsvollen bald vierjährigen Knaben unter eben der Krankheit, und das binnen 24 Stunden, erliegen sehen. So heftig der Schlag auch war: das eben zu feyernde, und auch wirklich mit Inbrunst von ihm gefeyerte Sekularfest, wozu die Anstalten meist durch Hrn. W. geschehen, ward für ihn zur wohlthätigen Erheiterung; diese aber um desto nöthiger, da eine noch herbere Prüfung dem wackern Manne bevorstand. Nur einen Tag nämlich später, ergriff und tödtete das indeß ansteckend gewordene Fieber auch seinen erstgebornen Sohn von 13 Jahren, von dessen guten Anlagen, und einer sorgfältigen Erziehung entsprechendem Fleiße, der gebeugte Vater nicht genug zu erzählen weiß. Zwar blieben ihm noch zwey gutartige Söhne übrig, wovon der älteste jedoch taubstumm geboren ist, sehr oft also zum Gegenstande neuen Kummers werden muß. Bey solchen Schlag auf Schlag folgenden Unfällen, und die einen Hausvater trafen, der sein Glück im ganzen Umfange zu schätzen gewußt, wird es Niemand befremden, ihn von einem Schmerz überwältigt zu hören, den Er selbst gränzenlos nennt, und der Anfangs so unbezwingbar schien, daß auch der sehr vernünftige Zuspruch, von der Alles heilenden Zeit Trost und Linderung zu erwarten, ihm eine Versündigung am Andenken der Seinigen däuchte. Wie leicht zu erachten, blieb die Heilkraft der Zeit an unserm Seelenkranken dennoch nicht fruchtlos, und mußte um so kräftiger wirken, da auch die Selbstthätigkeit sich indeß wieder ermannte, und seine schon früher erworbene gute Einsicht in die Natur der Dinge, und den Werth reinen Christenthums, ihm hierbey auf alle Weise zu Statten kam.

Die Resultate nun dieser bey so schwer gewordenem Hauskreutze von ihm angestellten Selbstprüfungen sowohl, als Betrachtungen über aus Natur, Schrift, und Erfahrung Anderer gezogene Trostgründe, hat man in 14 Predigten hier vor sich. Nur ein paar darunter finden sich in gedrängtem Auszuge; weil ihr Verfasser dem Leser gern Wiederholungen schon früher abgehandelter Materien ersparen wollte. Sie wurden insgesammt in den Jahren 1801 und 1802 gehalten;

halten; nahe genug also den über ihn verhängt gewesenen Prüfungen; und auch wieder entlegen genug, um dem Selbsttrauernden lehrreich zu werden, der in einer unserer Natur angemessenen Progression für schon entfernter wirkende Trostgründe nach und nach erst empfänglich gemacht werden soll. Die Ueberschriften und Texte aller dieser Reden anzugeben, findet Rec. deßhalb unnöthig, weil es sich leicht vorstellen läßt, was für Ansichten den über Tod und Trennung Trauernden am nächsten liegen; auch der Verfasser, seinem eignen Geständniß zu Folge, keinesweges aufs Neue und Unerhörte; sondern solche Wahrnehmungen ausgieng, die ihre Brauchbarkeit an ihm selbst bestätigen würden. Hier also nur einige, der von ihm bald in einer, bald in mehreren Predigten nach Anleitung der Sonntagstexte verfolgten Gegenstände. Gleich in der ersten, unmittelbar nach der ihm zu bestehen angewiesenen Prüfung: Von der Standhaftigkeit bey dem Tode geliebter Angehörigen. Sodann: Ueber den Glauben an Unsterblichkeit. Ueber christliche Gleichmüthigkeit. Leiden, als Prüfungen betrachtet. Ueber die nachtheiligen Folgen der Leiden, und über ihre wohlthätigen Früchte. Die letzte von allen: Das Bild eines Menschen, der immer fort an sich selbst arbeitet; — kann für das Resultat gelten, wohin jede Betrachtung über Daseyn und Bestimmung des Menschen führen muß. In den übrigen Reden das Non ignarus mali *cet*, gleichfalls durchschimmern zu sehen, war um so mehr zu erwarten, da es doch ganz was anders bleibt, aus eigener Erfahrung sprechen, und nicht durch Kunst erst in die Stimmung der Dritten sich versetzen.

Schon längst kennt man Hrn. B. als einen denkenden Kopf, und der seines Vortrags Meister ist. In Rücksicht also auf Bestimmtheit und Reinigkeit der Sprache, die nicht selten durch eine, dem Gegenstand angemessene, Lebhaftigkeit noch erhöht werden, giebt es auch an diesen Vorträgen nichts von Belange zu tadeln; eben so besonnen verfolgt er seinen Weg auf der preiswürdigen Mittelstraße zwischen spielender Mystik und polemisirender Dogmatik. Empfehlungen genug unstreitig! denen indeß noch immer eine fehlt, die man diesem Kanzelredner von jeher abgesprochen hat, und deren Abwesenheit auch in vorliegenden Produkten fühlbar bleibt. Sehr oft nämlich huldiget er ausschließlich dem exakten Ver-

stande,

stande, und das auf Kosten des leichtere Nahrung verlangenden Herzens; eine Vorliebe, wobey wahre Beredtsamkeit sich nicht erreichen läßt. Zwar geht er den Kunstwörtern der Schule behutsam genug aus dem Wege; aber auch bey seiner Geschicklichkeit im Popularisiren, bleibt des Trockenen und Abstrakten, des nicht sogleich Faßbaren, der viel zu lang ausgesponnenen Schlußreihen und Enthymeme noch immer in solcher Menge übrig, daß der arme Trauernde ein eben so geübter und gedüldiger Logiker, wie sein Tröster seyn muß, um diesem ohne Verirrung folgen zu können. Sehr gern will Rec. glauben, daß nach vieljähriger Amtsführung es dem Herrn B. geglückt habe, die ihm anvertraute Gemeine auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben, als dieß in kleinen Landstädten, dergleichen Frohburg doch auch ist, gemeinhin der Fall seyn mag. Sind diese Vorträge indeß mit verständigem Beyfall und ächter Erbauung angehört worden: so muß man schlechterdings annehmen, daß Hr. B. sie in leichter zu fassenden Absätzen hielt, was nach rhetorischer Kunst schmeckte, erst hinterher wegschnitt, und dem Ganzen diejenige Form gab, in der es nunmehr sich anbietet. Perioden, die ganze, nicht karg bedruckte Seiten füllen, kommen schon im Vorberichte, so wie in jeder Predigt vor. Gern oder ungern muß Rec. hiervon doch wenigstens eine Probe vorlegen; und das keine lang gesuchte, sondern wie das Buch auseinander fallen wird. Z. B. Seite 101, aus der Predigt über christliche Gleichmüthigkeit: „Durchgängig nach „Grundsätzen handeln, deren Duldung man nicht etwan als „Ausnahme und Gunst für sich fordert; sondern auf deren „Genehmigung von allen vernünftigen Wesen man sicher rechnet, die man Andern ohne Ausnahme zum Gesetz machen, „nach denen man selbst behandelt zu werden verlangen kann, „durchgängig von Achtung gegen die Würde der Menschheit „in Andern sowohl, als in sich selbst, durchdrungen seyn, „und dem zu Folge allenthalben Zucht, Ehrbarkeit, Berufstreue, Gerechtigkeit und thätiges Wohlwollen beweisen; „durchgängig sich die Sorge für seine sittliche Bildung und „Veredlung, für die möglichst ausgebreitetste und gemeinnützigste Ausübung jedes Guten zur Hauptsache machen, das „als das höchste Ziel ansehen, dem man sich durch alle seine „Bemühungen, durch Alles, was man Erfreuliches und „Schmerzliches erfährt und dabey empfindet, und durch den „Gebrauch, den man davon machet, ohne Ende zu nähern

„des

„beflissen ist: durchgehends auf Gott; als den Urheber un-
„sers Daseyns, unsers sittlichen Bewußtseyns und unserer
„Bestimmung, als den gütigen Vater, der uns durch Böses
„und Gutes, durch Widerstand und Fortgang, durch Leiden
„und Tod zu dieser Bestimmung hinleitet, aufsehen, und über
„die engen Schranken dieses Erdenlebens hinaus einem un-
„sterblichen Leben, einer Vergeltung für Gute und Böse, ei-
„ner ewig seligen Gemeinschaft für alle Frommen mit Jesu
„ihrem Herrn und Oberhaupte entgegen sehen — das sind
„freylich Ueberzeugungen" rc.; denn noch verlangt die Apo-
dosis ein Dutzend Zeilen.

Auch in Sätzen und Perioden, deren Vortrag der Lun-
ge des Redners selbst weniger zumuthete, sollen die guten
Frohburger Mühe genug gehabt haben, ihm ohne Anstoß zu
folgen. Z. B. in der letzten Predigt: Ueber Bearbeitung
seiner selbst, S. 260: „Denn entweder alles Gebot: Du
„sollst, ist ein leerer Schall — (Rec. läßt mehrere, noch
viele Zeilen kostende Mittelsätze weg.) „oder unser Wille
„zum Guten und gegen das Böse muß frey seyn, oder es
„muß in unserer Gewalt stehen, zu thun, was die Pflicht
„gebietet, und uns vor jeder noch so anlockenden oder aufge-
„drungenen Uebertretung derselben zu hüten; und keine
„Macht des Schicksals kann uns an dem Gebrauche dieser
„Freyheit, an einer sinnlich guten und immer mehr sich ver-
„edelnden Sinnes- und Handelsart hindern; und wenn wir
„uns gleichwohl daran hindern, zum Bösen fortreißen lassen:
„so dürfen wir nicht sagen, daß uns Gott versucht habe; so
„sind wir selbst, die wir die böse Lust in uns walten lassen,
„nicht das Schicksal, das uns zwar Manches, was uns die
„Natur gab, verkümmern; aber unser Ich, unsere Person,
„die sittliche Kraft in uns, nicht antasten kann, unsere Ver-
„derber!"

Sg.

Der Kandidat der Theologie, oder mitgetheilte Erfahrungen für Kandidaten der Theologie, und solche, die es werden wollen, etc.; von *W. Schenk*, Diakonus etc. zu Ilmenau. Weimar.

mar, bey Gädike. 1802. 1 Alphab. 1 Bogen 8. 1 Rthl. 8 gr.

Der Verfasser will, wie er selbst (S. 4) sagt, jungen Kandidaten der Theologie oder des Predigtamtes, und denen, die es zu werden gedenken, bloß eine, aus eigener Erfahrung abstrahirte, auf das praktische Leben durchaus anwendbare Anleitung für ihr politisches Verhalten in Ansehung der verschiedenen Verhältnisse geben, in die sie als Kandidaten der Theologie kommen können, und in welche die meisten von ihnen auch wirklich kommen.

Die Absicht ist allerdings lobenswürdig, und man trifft auch allerdings in dieser lehrreichen Schrift eine große Anzahl Rathschläge an, welche einem solchen jungen Manne, der die Welt noch nicht recht kennt, überaus nützlich seyn können. Mit Recht kann sie daher jungen Theologen, und denen, die es werden wollen, als ein treuer Rathgeber empfohlen werden. Indessen ist doch nicht zu läugnen, daß sich der Verfasser weit kürzer hätte fassen können. Die Schreibart ist schön, ob es ihr gleich nicht ganz an Annehmlichkeit fehlt, etwas gedehnt. Ueberdieß ist aber auch noch Manches hierher gezogen worden, was offenbar nicht hierher gehöret, und in einer jeden guten Homiletik stehet. Uebrigens ist es ein Vorzug dieser Schrift, daß sie bey einem jeden Abschnitte, deren zehn, und die zum Theil nach Willkühr geordnet sind, die Schriften anzeigt, worin die Sache weiter ausgeführt wird.

Zb.

Was dachten die alten Juden vom Logos? und was dachten die vornizäni-(cäi)schen Väter von der Gottheit Jesus? Ein kleiner Beytrag zur Beantwortung dieser Fragen; mit einem Intelligenzblatt an die Redaktion und gegen einen Recensenten in der Allg. Lit. Z. von Johann Ludwig Ewald. Leipzig, bey Kummer. 1803. 120 S. 8. 12 gr.

Der

Der Plan dieser Schrift ist nicht der bequemste. Entweder hätte das Intelligenzblatt voranstehen, oder eine Notiz vorangehen müssen, worin erklärt wäre, was der Verfasser beweisen, und auf welche Veranlassung, oder in welchem Gegensatze er es beweisen wolle. So aber lieset man die Beantwortung der ersten Fragen des Titels, ohne recht zu wissen, wozu? und ohne den eigentlichen Punkt zu kennen, worauf es doch hauptsächlich ankommt. Alles dieses erfährt man erst am Ende, und selbst da nicht deutlich genug, wenn man die vorangegangene Recension und den darüber entstandenen Streit in der A. L. Z. nicht genau genug kennt, wie es bey Rec. der Fall ist. Irrt also Rec. nicht; so hat der Recensent in der A. L. Z. gegen den Verf. eingewandt: 1) das chaldäische Memra di Adonai, und der λογος des Philo seyen nicht Eins mit dem Messias; 2) die vornicäischen Väter hätten Christus nicht für Eins mit dem Wesen des Vaters gehalten. Beydes sucht nun Hr. E. hier gegen jenen Recensenten zu beweisen; aber nicht mit dem besten Glücke, weil er sich hier in einem fremden Felde befindet, wie er selbst in der Vorrede zu verstehen giebt. „Es fällt mir nicht ein, „hierdurch eine genaue Bekanntschaft mit diesen Schriften „(den Kirchenvätern) zeigen zu wollen. Geschäffte ganz an„derer Art, und eine ganz andere Richtung meines Studie„rens machten diese unmöglich.“ Allerdings kann man ein sehr nützlicher praktischer Geistlicher seyn, ohne gerade die dogmatischen Subtilitäten und deren Geschichte zu kennen, besonders wenn man in den Jahren seiner Bildung keine gehörige Anleitung dazu gehabt hat, wie es bey den Theologen der Fall ist, die sich bloß in der Schweiz gebildet haben. — Corrodi würde in der Schweiz das auch nicht geworden seyn, was er durch Semler's Anleitung wurde. Die Beantwortung der ersten Frage können wir hier übergehen, weil es der Verf. selbst fühlt, daß sein Beweis nur Wahrscheinlichkeit enthalte. Indessen verdient es eine Bemerkung, daß Mangey in der streitigen Frage nichts entscheiden kann, weil er nicht unbefangen genug, und selbst zu wenig eingeweihet war. Hr. E. hätte die neuern Untersuchungen über den Messias und über den λογος des Philo zu Hülfe nehmen, z. B. von Stahl in Eichhorn's Bibl. T. s. w. Was aber den andern Beweis betrifft, wonach die vornicäischen Väter den Sohn für Eins mit dem Wesen des Vaters gehalten haben sollen: so wird Hr. E. selbst einsehen, wenn man ihm nur

nur aufmerksam darauf macht, daß dieser Beweis nicht streng geführt ist, und auch nicht wohl geführt werden konnte. — Indem er zugiebt, daß die vornicäischen Väter das Subordinationssystem haben, räumt er zugleich ein, daß sie also jene Vorstellung nicht gehabt haben können. Man muß nur gehörig unterscheiden, Gleichartigkeit, Aehnlichkeit, Gleichheit und Identität des Wesens. Der Ausdruck: **Eins mit dem Wesen des Vaters,** sagt nichts anders aus, als eine **Idendität des Wesens.** Wie läßt sich nun diese unter zwey subordinirt denken? Wenn zwey einander subordinirt sind: so können sie ja nicht mehr **identisch** seyn? Also entscheidet selbst das ὁμοȣσιος nichts, wenn auch die Väter, welche das Subordinationssystem hatten, sich dieses Ausdrucks bedient hätten. Es könnte alsdann ὁμοȣσιος nichts anderes heißen, als **gleichartigen** oder **gleichen Wesens,** wobey, immer noch eine Subordination statt finden kann. Allein in dem Systeme des **Athanasius** ist ὁμοȣσίος so viel als ταυτοȣσιος **identischen Wesens,** wobey gar keine Subordination weiter statt finden kann. Indessen ist diese Bedeutung eine Erklärung des nicäischen ὁμοȣσιος, die Athanasius erst nach der Synode unterschob, und die vor ihm in der Trinitätslehre gar nicht existirte. Hiebey kann Rec. eine Bemerkung nicht zurückhalten. Der Verf. spricht viel von Orthodoxie und Nichtorthodoxie, von der Unterdrückung der ersten durch die Recensenten, u. s. w., wobey er sich das Ansehen eines Orthodoxen giebt. Sollte er sich wirklich für orthodox halten: so muß Rec. ihm die Entdeckung machen, daß er es in der That nicht ist. Der Probierstein der Orthodoxie ist bekanntlich die Annahme und Vertheidigung des Athanasischen Systems von der Trinität. Allein in seiner Schrift: „**Ueber die Größe Jesus,**" neigt er sich sichtbar zum Subordinationssystem hin, welches er freylich ganz richtig aus dem N. T. heraus bringt, ohne daß man es jedoch orthodox nennen kann, in sofern sich der gewöhnliche Sprachgebrauch von Orthodoxie bloß auf dem Kirchenglauben bezieht. — Indessen bleibt es dem Verf. völlig überlassen, ob er zwey Götter annehmen, oder orthodox seyn will. Was endlich die übrige Streitigkeit des Verfassers mit seinem Recensenten betrifft: so hat er unstreitig in sofern Recht, daß sich der Recensent mit plures übereilte, welches Hr. E. nicht wohl durch alle mit einander übersetzen konnte. Diese Uebereilung hätte der Recensent aufrichtig gestehen sollen. Allein das

übrige

übrige Mißverständniß ist doch von der Art, daß die Schuld davon mehr am Hrn. E., als an dem Recensenten liegt. Es ist kaum abzusehen, wie ein Unbefangener auf den ersten Anblick einen andern Sinn aus den Worten des Hrn. L. heraus bringen kann, als der Recensent heraus gebracht hat.

K.

Arzneygelahrheit.

D. Wilhelm Friedrich Dreyßig's — Garnisonmedikus in Königstein — Handbuch der medicinischen Diagnostik, oder der Lehre, ähnliche Krankheiten von einander zu unterscheiden. Zweyter Band. Erfurt, bey Keyser. 1803. 8. 1 Rthl.

Die Diagnose der Krankheiten ist von jeher als das nothwendigste Moment, das irgend einem Entwurf eines Heilplans vorangehen müßte, angesehen worden; dahin giengen auch die Tendenzen jedes Krankheitssystems, welche allerdings nicht alle gleich glücklich waren. Aehnlichkeit der Symptome giebt in konkreten Fällen oft genug Anlaß zu Verkennung der Krankheit, und zu praktischen Mißgriffen. Um so größeres Bedürfniß ist ein Leitfaden, der aus diesem Labyrinthe führe; das Nebeneinanderstellen ähnlicher, und den Symptomen nach verwandter Krankheiten ist das Mittel dazu, welches zwar mehrere Aerzte, z. B. Junker, nicht vernachlässiget haben, und um welches der Verfasser sich durch seine Diagnostik ein entschiedenes Verdienst erworben hat. In diesem zweyten und letzten Bande sind neben einander gestellt: Wassersuchten, Schwangerschaft, Windsucht, Lungenschwindsuchten, Darmgicht, Kolik, mehrere Entzündungen der im Unterleibe liegenden Eingeweide, Magenkrampf, unwillkührlicher Harnabgang, Harnruhr, Hirnentzündung, Manie, und endlich Zusätze zum ersten und zweyten Theile. Ueberall ist eine reichliche Literatur angebracht, und die Unterscheidungszeichen jeder Krankheit sind deutlich und getreu angegeben.

Heilkraft des thierischen Magnetismus, nach eigenen Beobachtungen. Von D. Arnold Wienholt. Zweyter Theil. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1803. 637 Seiten. 8. 2 Rl.

Der erste Theil dieses voluminösen Werkes ist in dem 80sten Bande unsrer N. A. D. Bibl. (2tes St. 5tes Heft, S. 314 flg.) angezeigt worden. Der Herr Verfasser ist bey der Ausarbeitung des vorliegenden Theiles dem Plane, den er in der Vorrede zum ersten Theile sich vorgezeichnet hat, getreu geblieben. Der größte Theil des Buchs, von S. 1 bis 439, enthält drey und dreyßig Krankheitsgeschichten, die, wegen ihres mannichfaltigen Interesse, den bereits erzählten an innerem Werthe gleich sind. Angehängt ist eine treffliche Abhandlung über den Schlaf, seine Natur und Heilkraft, und besonders über den durch den Magnetismus hervorgebrachten Schlafzustand. Sinnreich ist das Resultat, daß der Charakter des Schlafes verminderte Thätigkeit des Muskel- und Lymphsystems, bey vermehrter Action der Reproductionsorgane — der des Wachens verminderte Thätigkeit der letztern und vermehrte der erstern, sey.

Da der Herr Verfasser erst die Hälfte des sich vorgezeichneten Weges zurückgelegt hat: so soll, der an merkwürdigen und interessanten Gegenständen reichere Theil, wenn der Hr. Verf. Leben und Gesundheit behält, und das Publikum sich geneigt findet, ihn weiter auf diesem Wege zu begleiten, fortgesetzt und beendiget werden.

C.
Bt.
M.

Anweisung zur zweckmäßigen (und) zierlichen Leichenöffnung und Untersuchung. Von Joseph Anton Ochy, der Weltweisheit und Arzneykunde Doktor, Magister der Augenkrankh., Prosekt der Zergliederungskunst (Prosecirt denn Hr. Ochy die Zergliederungskunst selbst?) an der Ferdinand-

dinand. Universität zu Prag. Daselbst, bey Widtmann. 1802. 187 Seiten 8. (2 R.)

Der Verfasser handelt erst von den erforderlichen Eigenschaften des Leichenöffners; von den Eigenschaften der Leiche, die geöffnet werden soll; von der Beschaffenheit des zu diesem Geschäfte bestimmten Orts; von den nöthigen Werkzeugen. Hier hätte Hr. O. wohl Manches übergehen können, statt daß er z. B. umständlich beschreibt, wie sich der Zergliederer den Finger verbinden soll, wenn er sich etwa darein verwundet hat; u. dgl. dann geht aber Hr. O. die äussere Besichtigung der Leiche, ihre Eröffnung und innere Untersuchung sehr ausführlich durch. Und wenn gleich eine solche Vollständigkeit in den gewöhnlichen klinischen und gerichtlichen Fällen nur selten erreicht wird, oder erreicht werden kann, auch wohl öfters überflüssig wäre: so war es doch wohl gethan, an Alles erinnert zu haben, was jedesmal, wo nur zuweilen, und wie es betrachtet werden muß. Aber gerade auf die mancherley Fälle, in welchen Leichenöffnungen anzustellen sind, und auf die verschiedenen Zwecke, die man dabey haben kann, und wonach jene selbst geleitet werden müssen, hat der Verf. zu wenig Rücksicht genommen; da er immer nur bey einer unbestimmten Allgemeinheit stehen geblieben ist. Uebrigens mag er wohl seine anatomischen Instrumente zierlicher zu führen verstehen, als die Feder.

Ph.

Beytrag zur Erregungstheorie. Von Johann Wilhelm Heinrich Conradi, Doktor und Privatlehrer der Medicin zu Marburg. Daselbst, in der akademischen Buchhandlung. 1802. 114 S. 8. 9 R.

Diese Schrift bestehet aus drey Abhandlungen. 1) Ueber die Abweichungen der Erregung. S. 1—60. Röschlaub giebt Disproportion zwischen Erregbarkeit und Incitament als den Grund der Abweichungen der Erregung an; da-

gegen nach Andern, vorzüglich nach Schelling, die Ursache derselben, Disproportion zwischen den Faktoren der Erregbarkeit (Thätigkeit und Receptivität) selbst ist. Die erstere Meinung bestreitet der Herr Verfasser mit Gesetzen, die Röschlaub in seinen Untersuchungen über Pathogenie, und in der Nosologie selbst aufgestellt hat. Er behauptet, daß jene angebliche Disproportion zwischen Incitament und Erregbarkeit, man mag diese nun als einfach betrachten, oder ihre Faktoren unterscheiden, weder bey Verstärkung, noch bey Verminderung des Incitaments statt finden könne; sondern daß vielmehr die Erhöhung der Energie der Thätigkeit der Verstärkung des Incitamentes, so wie das Sinken der Energie der Thätigkeit der Verminderung des Incitamentes immer proportional seyn müsse. Er stimmt also in den Hauptsachen mit Schelling's Theorie der Abweichungen der Erregung überein. Man muß von der Theorie der gehörigen Erregung ausgehen, wenn man die Abweichungen der Erregung erklären will. Gehörige Erregung findet bey einem Individuum statt, wenn sein bestimmter gehöriger Grad der Faktoren der Erregbarkeit unverändert bleibt. Wird die Summe der Reize, welche auf ein organisches Individuum wirken, nicht verändert, weder verstärkt noch vermindert: so wird auch der bestimmte Grad der Faktoren der Erregbarkeit unverändert bleiben, die gehörige Erregung wird fortdauern. Es entsteht also in einem Individuum Abweichung der Erregung von der gehörigen Energie, wenn sein bestimmter Grad der Faktoren der Erregbarkeit verändert wird. Bey einer solchen Veränderung der Faktoren der Erregbarkeit, wo die Thätigkeit über ihren bestimmten Grad erhöhet, die Receptivität aber herabgestimmt wird, entsteht zu starke Erregung, Hypersthenie. Werden die Faktoren der Erregbarkeit so vermindert, daß die Thätigkeit herabgestimmt, die Receptivität aber erhöhet wird: so entstehet zu schwache Erregung, direkte Asthenie. Wird während der Hypersthenie durch die zu große Gewalt der Reize die Receptivität zu sehr herabgestimmt: so sinkt (wenn jene zu große Gewalt der Reize aufhört) zugleich die Thätigkeit; es erfolgt indirekte Asthenie. Gegen die Existenz der gemischten Asthenie werden verschiedene Zweifel aufgestellt. Rec. ist aber aus Thatsachen überzeugt, daß, ungeachtet die Erregbarkeit eine und unzertheilte Eigenschaft des gesammten Organismus ist, doch verschiedene organische Gebilde eines direkt asthenischen Indivi-

die dennoch direkt und indirekt geschwächt, ja sogar im entgegengesetzten Zustande der Erregung seyn können. Beydes kann mit einander bestehen. Die Beweise, die Brown in der Anmerkung zum 682. Paragraph der Elements of Medicine aufgestellt hat, sind für Rec. überzeugender, als alle subtile Erklärungen seiner Kommentatoren. Uebrigens kann man wohl annehmen, daß die gemischte Schwäche nie von beträchtlicher Dauer seyn könne, weil der stete Wechsel, der auf das kranke Individuum einwirkenden Potenzen, nothwendig eine Veränderung dieses Zustandes zur Folge haben muß. Ob aber in manchen Fällen eine gemischte Kurmethode, bey der man auf die direkte und indirekte Asthenie Rücksicht nehmen muß, nicht erforderlich sey? ist eine andere Frage, die Recensent, theils aus den von Brown selbst angeführten Gründen, theils aus eigener Ueberzeugung, die sich auf Beobachtungen am Krankenbette gründet, geradezu nicht verneinen möchte. Eine gründliche Untersuchung dieses dunkeln Gegenstandes wäre für die ausübende Heilkunde wichtiger, als alle spitzfindige theoretische Raisonnements über Dinge, die, beym Lichte besehen, am Ende auf Logomachien hinauslaufen.

2) Ueber den Begriff des Fiebers. S. 61—96. Die Nosologen behaupteten, daß solche Krankheitsformen Fieber genannt werden müssen, welche von derselben Konstitution des Körpers und von derselben äußern Ursache abhängen, gleichen Verlauf haben, und durch gleiche Behandlungsart geheilet werden. Der Herr Verfasser zeigt, aus bekannten Grundsätzen der Erregungstheorie, recht gut das Unstatthafte und Irrige dieser Behauptung. Ueber die Art und Weise, wie der Verwirrung des Begriffes vom Fieber abzuhelfen sey, wird Folgendes festgesetzt: „Da mit allgemeiner Uebereinstimmung das Daseyn eines Fiebers behauptet wird, wenn in einer Krankheit Veränderung der Temperatur und größere Häufigkeit des Pulses bemerkt werden; da ferner die andern Erscheinungen, welche gewöhnlich unwesentliche genannt werden, und noch mehr gewisse Formen des Uebelseyns mit größtem Unrecht zu den Fiebern gerechnet werden: so müßte man nur dann ein Fieber annehmen, wenn jene Veränderungen des Pulses und der Temperatur wirklich statt finden.“ Die Winke des Hrn. Verfassers über die nosologische Bearbeitung des Fiebers, als der Krankheitsfor-

men überhaupt, sind zwar nicht neu; verdienen aber von denen, die sie angehen, beherziget zu werden. Man stelle zuerst (?) das die Formen des Uebelseyns Charakterisirende, was man sonst die wesentlichen Erscheinungen nannte, dar; wenn der Charakter der Form des Uebelseyns bestimmt ist: so zeige man die Entstehung derselben — was als die Hauptsache jeder andern Untersuchung voraus gehen sollte; wenn die Entstehung und der Charakter der Form des Uebelseyns bestimmt ist, muß angeführet werden, was uns die Erfahrung über diese Form gelehret hat — ob sie nämlich nur unter einer Art der Abweichungen der Erregung, und unter welcher, oder ob sie unter beyden, und unter welchen am häufigsten zu erscheinen pflege? endlich verlangt man von einer gründlichen Nosologie mit Recht, daß sie eine Geschichte des gewöhnlichen Verlaufs der Formen des Uebelseyns enthalte. 3) Ueber die Wirkung der Merkurialbereitungen. S. 97—114. Von den Meisten werden die Merkurialbereitungen zu den reizenden Mitteln, und zwar zu den durchdringendsten, gerechnet, und ihnen dabey eine besondere Kraft, das lymphatische System zu erregen, zugeschrieben. Andere (z. B. Joseph Frank) stimmen diesen zwar in soferne bey, daß sie die Merkurialbereitungen, in geringen Gaben angewandt, für reizend halten; sie gestehen aber doch ein, daß sie in stärkern Gaben ätzend eindringend wirken. Diese Meynung ist nach Rec. Ueberzeugung die vernünftigste. Noch Andere behaupten endlich, daß sie immer, auch in geringen Gaben (wiewohl dann die Folgen nicht so auffallend sind) eindringend seyen, daß sie der Tendenz nach eine geradezu entziehende, zerstörende Einwirkung auf organische Theile äußern. „Diese Meynung, der ich aus voller Ueberzeugung meinen Beyfall geben muß, schreibt sich von Röschlaub her; sie findet übrigens noch den meisten Widerspruch, und soll daher in den folgenden Blättern vertheidiget, und näher bewiesen werden." Rec. muß aber gleich erinnern, daß einige Vordersätze, worauf Hr. Conradi seinen Beweis stützt, zum Beyspiel, daß die Merkurialbereitungen nur als verkalkte Metalle, also nur vermöge des Sauerstoffes, den sie enthalten, wirksam sind — und daß die Körper überhaupt um so weniger erregend sind, je mehr Sauerstoff sie enthalten, keineswegs „mit voller Evidenz" bewiesen sind. Die letztere Meynung, die sich auch von Röschlaub herschreibt, ist aus Gründen, die hier nicht wiederholt werden können, sogar

irrig

lich befunden worden. Auch das sogenannte Röschlaubische Gesetz: je weniger Reiz, desto mehr Zufluß der Säfte, betet Hr. C. dem Verfasser der Pathogenie nach, wenn er behauptet, daß vermehrte Ab- und Aussonderung der Säfte immer auf relativ geringerer Erregung in den dazu bestimmten Organen beruhe. Gegen jenes Gesetz sind an einem andern Orte (Beylage zu Nr. 91 der medicinisch-chirurgischen Zeitung, 4. Bd. 1801) Zweifel erhoben worden, die Röschlaub bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöset hat: Rec. empfiehlt dem Hrn. Verfasser um so mehr diese Zweifel mit Aufmerksamkeit zu prüfen, weil sie aus dem Kopfe eines nicht leidenschaftlichen Brownianers geflossen sind, und manche Winke enthalten, die zur Berichtigung mehrerer einseitigen Behauptungen in der vorliegenden Abhandlung dienen möchten!

Br.

Lehrbuch der Physiologie des Menschen, entworfen von *J. Joseph Dömling*, Doktor der Philosophie, Medicin und Chirurgie, öffentlichem Lehrer der Heilkunde und ausübendem Arzte und Geburtshelfer zu Würzburg, etc. *Erstes Bändchen.* Generelle Physiologie, specielle Physiologie. Phaenomene der Sensibilität und Aeusserungen der Irritabilität. Göttingen, bey Dietrich. 1802. 195 S. 8. 14 gr.

„Zur vollständigen Einsicht in die Natur jedes individuellen „Organismus, folglich auch des menschlichen, sagt der Verfasser in der Einleitung, sind vor allem deutliche Begriffe „von Organisation, oder vielmehr Deduktion der Gesetze, „nach welchen seine Funktionen erfolgen, aus den ersten Prin„cipien der Naturlehre organischer Körper überhaupt unent„behrlich. Daher die Nothwendigkeit einer allgemeinen Phy„siologie.“ Darauf hat der Verfasser in diesem ersten Bändchen vorzüglich hingearbeitet. Die in der ersten Abtheilung aufgestellte neue allgemeine Physiologie ist nach Schelling's

Naturphilosophie, doch mit eigener Beurtheilung, und mit so viel Klarheit und Bestimmtheit entworfen, daß sie die Freunde Schellingscher Ansichten wohl befriedigen wird. — Doch hätte vielleicht Hr. D. hie und da weniger nur andeuten; sondern manche Sätze, in welchen er von der gewöhnlichen Lehrart beträchtlich abweicht, mehr erläutern sollen? Um bemerklich zu machen, wie Hr. D. seinen Gegenstand behandelt, wird es nöthig seyn, die Inhaltsanzeige herzusetzen. 1. Abschnitt. Erörterung des Begriffes der Natur überhaupt. 2. Deduktion der organischen Natur. 3. Nähere Erörterung des Begriffes vom Organischen. 4. Ueber Organisation und Vitalität der Säfte im Organismus. 5. Bedingungen der Möglichkeit eines individuellen Organismus. 6. Prüfung des Systems der chemischen Physiologie. 7. Kritik des Systems der Lebenskraft. 8. Resultat aus den Kritiken jener Systeme. 9. Deduktion der organischen Kräfte. 10. Gesetze der organischen Thätigkeit. 11. Von den verschiedenen Konstitutionen oder Temperamenten. 12. Ueber die Form des Organismus im Allgemeinen. 13. Ueber die Mischung organischer Körper. Zweyte Abtheilung. Specielle Physiologie. Einleitung. 1) Von den Eigenthümlichkeiten, wodurch sich der menschliche Organismus von den übrigen unterscheidet. 2) Von der Eintheilung der speciellen Physiologie — welche der Verfasser von den drey Hauptäußerungen der Lebenskraft, nämlich Sensibilität, Irritabilität und Produktionskraft, hernimmt. — 1. Hauptabschnitt. Von den Phänomenen der Sensibilität. 1. Vom Organ der Sensibilität. 2. Von der sensiblen Wirkungssphäre der Nerven. 3. Verschiedenheit der Organe und der Aeußerungen der Sensibilität oder Receptivität. 4. Von den Phänomenen der Sensibilität in den Sinnorganen überhaupt. 5. Vom Gemeingefühle. 6. Getaste. 7. Geschmacke. 8. Geruche. 9. Gehöre. 10. Gesichte. 11. Von den, außer dem Sinneseindrucke und Sinnesorgane, unentbehrlichen Bedingungen jeder Sensation. 12. Von den Hirnthätigkeiten, welche den Erscheinungen des innern Sinnes entsprechen. 13. Von dem Sitze der Seele. 14. Ueber die Fortdauer des Bewußtseyns im enthaupteten Kopfe. 15. Von den Bedingungen der Fortpflanzung der Hirnthätigkeiten bis zu den willkührlichen Muskeln. 16. Wirkt die vom Gehirn ausgehende Veranlassung der willkührlichen Bewegungen erregungsvermehrend oder reizentziehend? 17. Vom

vom Schlafe und vom Wachen. 11) Von den Phänomenen der Sensibilität in den der Willkühr unterworfenen Organen. Zweyter Hauptabschnitt. Von den Aeusserungen der Irritabilität. 1. Von der Irritabilität überhaupt. 2. Von den Irritabilitäts-Aeusserungen in den willkührlichen Bewegungsorganen. 3. Von denselben in den unwillkührlichen Organen.

Ph.

Bestimmungen des durch die Gefäß- und Nervenporen entweichenden flüchtigen Stoffs. Von D. Johann Friedrich Siegesmund Posewitz, Professor auf der Ludwigs-Universität zu Giesen. Nebst einer Kupfertafel. Giesen, bey Tasché 1803. 96 Seiten 8. 12 gr.

Die Gefäß- und Nervendeckenporen waren den ältern Anatomen unbekannt, und sind auch bisher wenig beobachtet worden. Mascagni machte vorzüglich die Physiologen auf diese Poren aufmerksam; andere neuere Schriftsteller läugneten sie, oder erwähnten ihrer nicht. Der Hr. Verfasser beschreibet, statt aller übrigen, die Poren der Arterieen, und zeigt die Hülfsmittel, durch welche sie dem Auge vollkommen dargelegt werden können — mithin ihre Existenz außer Zweifel gesetzt wird. „Um diese Poren deutlich zu sehen, bringe man, beym hellen Sonnenschein, ein Arterieenstück unter ein gutes Vergrößerungsglas. Am schönsten sieht man sie jedoch, wenn man ein solches frisches Pulsaderstück, vorzüglich an der innern Fläche, vorher mit Dinte überstrichen hatte. Man bemerkt eine unbeschreiblich große Menge von ganz aneinander gedrängten kleinen Zwischenräumen, durch welche das Licht scheint. Ihre Gestalt ist mehr oder weniger rundlich, oder länglich, oder an dem einen Ende gerundet, an dem andern zugespitzt. Die länglichen sind mehr gerade, oder mehr oder weniger gebogen. Einige haben die Figur des Viertelmondes, rc. Sie sind in eben der Menge und von einer ähnlichen Gestalt und Größe in kleinern Arterieen,

 als

sie in den größern Pulsadern, und lassen sich eben so leicht auch in den Arterien von größern und kleinern Thieren, als in denen des menschlichen Körpers, und so ebenfalls in ganz frischen Pulsaderstücken, und in solchen, welche in Weingeist oder Wasser gelegen haben (wenn man sie nur behutsam abtrocknet) und auch in solchen, welche gespannt und getrocknet wurden, bemerken. Die Abbildung derselben ist in der beygefügten Kupfertafel vorgestellt worden."

Indessen entsteht nun die Frage: wozu wohl diese kleinen Zwischenräume bestimmt seyn mögen? Nach der Meinung des Hrn. Verfassers, erzeugt der durch dieselben entweichende äußerst feine und flüchtige Stoff (Plenk nennt ihn thierisches Gas) Lebensturgescenz, verbreitet und leitet die Wärme ab, bewirkt die Ernährung und das Wachsthum, und dient zur Fettabsonderung. Ueber die Art und Weise, wie dieses geschehen möge? glaubt Hr. P. daß bey der Ausströmung dieses feinen Stoffes aus den verschiedenen Gefäßen und Nervendecken, ein Wechsel äußerst feiner besonderer Stoffe — Sauerstoff, Stickstoff, Lichtstoff, elektrische Materie, u. dgl. — die wir nur nach ihren Erscheinungen kennen, statt finde; und daß durch thierisch-chemische Processe, in denen Anziehung und Abstoßung, oder Trennung und Verbindung geschieht, die erst genannten thierischen Verrichtungen begünstigt, unterstützt oder selbst bewerkstelliget werden. Die Betrachtungen des Hrn. Verfassers über diese Verrichtungen, besonders über die Lebensturgescenz, verdienen die Aufmerksamkeit des Physiologen!

Br.

Untersuchungen über verschiedene Sätze der herrschenden medicinischen Lehrgebäude. Von Dr. *A. H. F. Gutfeldt*, ausübendem Arzte in Altona. *Erster Band.* Hamburg, bey Campe. 1802. IX und 271 Seiten 8.

1. Ueber das Verhältniß der Gegenstände der äußern Natur zum Organismus. Die Benennungen: positiv

tiv und negativ sollicitirende Potenz, nimmt der Verf. nur als durchaus relativ an; bestimmt sie aber in der Folge so, daß erstere Incitament geben, letztere aber nehmen. Gegen Andere behauptet er, daß nur positiv thätige Gegenstände der äußern Natur direkte zerstörend für die Lebensthätigkeit und den organischen Bau der Gebilde wirken können. So wirkt der Sauerstoff. 2) Von den sogenannten darmausleerenden Arzneymitteln. Dieser Aufsatz enthält viele vortreffliche, zum Theil neue Ansichten, welche auszuzeichnen es hier an Raum fehlt. 3) Ueber Revulsion und Derivation. Gegen die Methode, Hautausschläge antigastrisch zu behandeln, drückt sich der Verf. etwas stark aus. Folgenden gegen Hrn. Reil gerichteten Satz zeichnet Rec. aus: „Und „wodurch wollte man es wohl beweisen, daß durch Rubefa„cientia die Reizbarkeit der Theile, an welche sie gelegt werden, erhöht werde? Die Röthe, Hitze, den schnellern Kreislauf, die Entzündung des Theils, kann man unmöglich für Beweise einer erhöhten Reizbarkeit gelten lassen; sie sind bloß Beweis eines lebhaftern Wechsels der Stoffe. Auf diesen schätzbaren Aufsatz folgt ein Anhang: Von den künstlichen Geschwüren. Mit der bisherigen Meinung der Aerzte, über die Wirkungsart und den Nutzen derselben ist der Verf. durchaus unzufrieden. Rec. kann davon weder einen Auszug geben, noch gegen die Gründe des Verf. hier reden. — Wenn letzterer eigene Erfahrungen hinlänglich gesammelt haben wird: so muß ihm seine Theorie, wenn er den augenscheinlichen Nutzen von Fontanellen bey Heilung veralteter Fußgeschwüre, bey Lähmungen des Unterkörpers, bey krebsartigen Geschwüren (wo sie jedoch nur lindern), bey Nasengeschwüren, bey manchen asthenischen Koliken, zu deren Heilung die Natur zuweilen Geschwüre an den Füßen erregt, u. s. w. einer Umarbeitung werth scheinen. 4) Ueber scheinbar vermehrte und verminderte Thätigkeit und Receptivität der Organe, als Erscheinung des Uebelseyns. Dieser Aufsatz zeigt unter andern und vornehmlich, daß man die scheinbar vermehrte Thätigkeit und Receptivität für eine wirklich vermehrte nicht halten dürfe. 5) Einige Bemerkungen über die Reilsche Fieberlehre. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß die Eintheilung der Krankheiten in fieberhafte und nicht fieberhafte in der Krankheitslehre unnütz sey, und der Heilplan nach der Form der Krankheit nicht eingerichtet werden müsse. So wie Hr. R. die Lähmung

der

dasmisse; sey der Tod, und lasse außerdem sich nicht zu den Fiebern rechnen, nicht einmal als Entzündungszustand. Sie setzt übrigens einen hohen Grad von Asthenie der Lebensthätigkeiten voraus. Tritt sie zu einem Fieber: so gehört dieses unwidersprechlich zur Familie des Typhus, und dann hätte sie einen Platz in der Fieberlehre. Ferner zeigt er, daß das, was Hr. M. Krankheit und nächste Ursache der Krankheit nennt, das Produkt einer Wechselwirkung zwischen der Materie der in ihrer Mischung zu verändernden Organe, und der diesen Organen von außen, oder durch ihre eigenen Gefäße zugeführten Materie sey. — Hr. G. wird das Publikum verbinden, wenn er den zweyten Band bald nachfolgen lassen wird.

Ba.

Neue Grundlegung zur Theorie der Heilkunde, von *Georg Wilhelm Block*. Braunschweig, bey Vieweg. 1803. 254 Seiten 8. 20 gr.

Der Herr Verfasser wünscht durch die in diesem Werke enthaltenen Untersuchungen über die Grundsätze der Heilkunde, etwas zur Gründlichkeit der Theorie und Sicherheit und Ausübung jener Kunst beyzutragen, gewisse herrschende Irrthümer und Mißverständnisse zu heben, und durch eine größere Klarheit und Einfachheit das Studium einer Wissenschaft, welches ohne die Leitung richtiger Grundsätze fast unübersehbar ist, leichter und befriedigender zu machen. Dieses Buch ist also kein System der Arzneywissenschaft selbst, noch enthält es die Anfangsgründe derselben; sondern es hat nur die Darstellung der Grundsätze zur Absicht, worauf alle Heilkunde beruhet, oder von welchen alle richtige Erkenntniß und Ausübung derselben abhängt. In der Hinsicht, daß der Hr. Verfasser gezeigt hat, wie viel noch in den Gründen der Arzneykunde für den forschenden Verstand zu untersuchen übrig ist, und was erst ausgemacht und festgesetzt werden müsse, wenn die Heilkunde den Namen einer Wissenschaft verdienen soll, ist dieses Buch nicht ohne Verdienst. Der Hr. Verf. hat über die jetzige Lage der Arzneykunde nachgedacht; sein Vortrag ist bündig und kurz, und an mehreren Stellen eröffnet

öffnet er neue Ansichten, die zur Erklärung und Behandlung einzelner Krankheiten dienen, welche den Beyfall derer verdienen, welchen Erkenntniß der physiologischen Natur des Menschen am Herzen liegt, und die noch für kein irriges System eingenommen sind. Hr. Block wünscht mit Hrn. Hufeland verglichen zu werden, in dessen System der praktischen Heilkunde (ihm bisher das Genügendste) er eben die große Einfachheit gefunden habe, welche ihm der ächte Stempel der Natur und Wahrheit scheine. Indessen muß Recensent bemerken, daß unser Hr. Verfasser, so sehr er auch in vielen Stücken sich Hrn. Hufeland nähert, doch in manchen sehr wichtigen Punkten ganz von ihm abweicht. Eine kurze Inhaltsanzeige des ersten Hauptstückes wird den Leser in den Stand setzen, den Gang der Untersuchungen unsers Hrn. Verfassers einzusehen.

Erstes Hauptstück. Leben; dessen Ursache, Bedingungen und Gesetze, Grade, Aeußerungen, Gesundheit. §. 1—64. Das Leben wird dynamisch erklärt. Organisation ist der einzige und letzte erkennbare (oder physische) Grund des Lebens, und es ist eine grundlose Willkühr, ein von der organischen Materie verschiedenes, außer der Organisation bestehendes Princip des Lebens anzunehmen. Die Lebenskraft oder Lebensfähigkeit, das Vermögen organischer (nicht bloß schon organisirter) Materie, auf äußere Einwirkung gewisse Bewegungen zu äußern, beruhet auf der organischen Mischung, und obgleich zur vollkommnern Lebensäußerung eine gewisse Struktur erfordert wird: so ist doch schon ohne diese und vor derselben Leben vorhanden, dessen Aeußerungen oder Bewegungen selbst erst die Struktur hervorbringen müssen. Ein gewisses besonderes materielles Princip des Lebens, der organischen Kräfte und Erscheinungen, läßt sich weder angeben, noch annehmen; noch weniger ist die Lebenskraft der Inbegriff oder das Resultat der chemischen und mechanischen Kräfte aller unorganischer Bestandtheile des Körpers. Obgleich man sowohl die Zusammenziehung der Muskeln, als die Wirkung der Nerven, durch eine plötzliche Mischungsveränderung ihrer Bestandtheile erklärt hat: so ist höchstens wahrscheinlich, daß jede Reizung und Empfindung mit einer Mischungsveränderung auf einander wirkender Stoffe verbunden sey; darum ist sie aber keinesweges eine chemische Wirkung; so lange sich nicht zeigen läßt,

daß

daß sie darin gegründet sey, geschweige denn die organische Kraft der Nerven und Muskeln selbst darauf beruhe. Die Mischungsveränderung der Stoffe kann eine beglückende Folge, oder eine Bedingung der organischen Funktionen; sie muß und kann aber nicht die wirkende Ursache derselben seyn. So wahr und wichtig also eine chemische Ansicht des Organismus und seiner Erscheinungen überhaupt ist: so ungegründet und irrig ist eine bloß chemische Ansicht desselben; sie verwechselt Reizungsmittel der Thätigkeit mit Princip der Kraft, Bedingung und Bestimmungsmittel ihrer Aeußerungen mit Grund ihres Daseyns und Wirkens an sich; die thätige Lebenskraft der Organe ist selbst die vornehmste bestimmende Ursache, die alle Mischungsverhältnisse und Veränderungen der körperlichen Bestandtheile bewirkt und modificirt. Im belebten Körper findet also kein chemischer Prozeß statt, und die Principien seiner Mischung sind nicht chemische Wahlverwandtschaften, sondern organische Kräfte. Wie aber die organische Mischung der Stoffe selbst, ohne welche keine Lebensäußerung statt fände, wiederum ursprünglich auf Thätigkeit der Lebenskraft sich gründet: so wird auch der beständige Wechsel der organischen Stoffe, welcher nothwendig mit Lebensäußerung verbunden ist, wiederum durch fortgesetzte Lebensthätigkeit bestimmt und erhalten. (Die Beweise für diese ganz richtigen Behauptungen sind besonders gegen Hrn. Reich's Fieberlehre aufgestellt.) Der wesentliche Charakter der Lebenskraft besteht in einer Wirksamkeit nach außen; sie ist eine ausdehnende oder Expansivkraft. (Diese Ansicht, womit der Begriff von Erregbarkeit und Reaktion vollkommen übereinstimmt, und die für den praktischen Gebrauch von ganz allgemeinem und höchst wichtigem Einflusse ist, indem sie allein einen sichern Grund zur Erklärung der Entstehung und Aeußerungen, so wie der Verhütung und Heilung aller Krankheiten zeigt, hat der Hr. Verf. vorzüglich mit überzeugenden Beweisen unterstützt.) Die Lebenskraft ist an sich selbst bloße Erregbarkeit, und kann sich nicht äußern ohne die Einwirkung fremder Kräfte. Die fortdauernde Erregung oder Thätigkeit jener Kraft bringt den Zustand des Lebens hervor, welches daher als Zustand wirklicher Erregung, ein Produkt der inwohnenden Lebenskraft mit der Einwirkung äußerer Potenzen ist. Die gehörige Beschaffenheit der Organisation ist, innere Bedingung des Lebens; die auf den Organismus einwirkenden

Potenzen heißen äußere Lebensbedingungen. Die letztern werden mit Recht in äußere und innere Reize so unterschieden, daß diese ursprünglich von jenen abhängen. (Daß aber die Lebensäußerung mit einem beständigen Wechsel der körperlichen Stoffe verbunden sey, und die organische Materie einer steten Erneuerung bedürfe, bezweifelt Recensent aus denselben Gründen, die bereits von andern denkenden Naturforschern gegen diese Behauptung aufgestellt sind.) Das Leben organischer Körper wird gehemmt, oder der Tod erfolgt, durch Aufhebung der innern oder der äußern Lebensbedingungen. Ohne innere Zerrüttung der Organisation, Verletzung ihrer Mischung, scheint keine Vernichtung des Lebens möglich, wenn gleich manche Ursachen ohne sichtbare Verletzung der Struktur die Lebenskraft entziehen. Der Grad der Lebenskraft hängt ab zunächst und unmittelbar von der materiellen Beschaffenheit der Organisation — entfernter und mittelbar von den äußern Lebensbedingungen. Der Grad der Lebenskraft wird verändert unmittelbar nur durch Veränderung der Mischungs- und Bindungsverhältnisse ihrer Stoffe, und niemals ohne dieses — mittelbar durch Veränderung der Erregung, der Stärke und specifischen Beschaffenheit (?) der Reize. Anders verhält es sich nun mit dem Grade und den Veränderungen der Lebensthätigkeit, diese hängt nicht von dem Grade der Lebenskraft ab, und ist demselben keineswegs gemäß. Die Gesundheit beruhet auf einer richtigen Beschaffenheit und einem gehörigen Verhältnisse der innern und äußern Lebensbedingungen, der Lebenskraft zu den auf sie wirkenden Reizen (der Erregbarkeit und Erregung), und das Gegentheil oder Mißverhältniß zwischen beyden erzeugt Krankheit — welches letztere Manche aus guten Gründen bezweifeln werden.

Zweytes Hauptstück. Krankheit, deren Natur, Ursachen und Entstehung, Aeußerungen, Sitz und Formen. S. 65—160. Drittes Hauptstück. Heilung, deren Zweck und Beschaffenheit, Mittel, Verfahren und Regeln. S. 161—291. Da diese beyden Hauptstücke auf das erste sich gründen: so begnügt sich Rec. das Resultat aller Untersuchungen über Krankheit und Heilung hier her zu setzen. Es besteht aus folgenden Sätzen:

1)

1) Alle Krankheiten entspringen wesentlich aus derselben Ursache, widernatürlicher Erregung oder schwächender Einwirkung; alle haben einerley Entstehungsart, Schwächung der organischen Expansivkraft; alle haben dieselbe ursprüngliche Natur und wesentliche Beschaffenheit, nämlich fehlerhafte Erregbarkeit und Lebensthätigkeit, oder geschwächte Wirksamkeit nach außen. 2) Alle Heilungsoperationen der Natur geschehen durch Eine wirkende Ursache, die Expansivkraft des Organismus, oder Wirksamkeit der Lebenskraft nach außen; und in allen Krankheiten erfolgt die Heilung wesentlich auf dieselbe Art, durch Herstellung oder Vermehrung jener Wirksamkeit. 3) Alle Heilmittel haben nur Eine allgemeine Wirkungsart, Reizung der organischen Lebenskraft; und alle künstliche Heilarten haben wesentlich denselben Erfolg; alle helfen und heilen nur dadurch, daß sie die Expansivkraft erhöhen, oder die Wirksamkeit nach außen befördern. 4) Alle Heilmethoden haben wesentlich denselben Zweck, und beruhen auf Einem Grundsatze, Herstellung naturgemäßer Erregbarkeit und Lebensthätigkeit; bessere Erhebung der organischen Expansivkraft oder Beförderung der Wirksamkeit nach außen, entweder wirkliche Vermehrung, oder nur Herstellung derselben, welche das Wesen aller Heilung, oder die allgemeine Heilungsart aller Krankheiten ausmacht.

Manches hat Rec. in diesem Buche gefunden, das mit seiner Ueberzeugung nicht übereinstimmt, z. B. Seite 19[illegible], wo die Hoffnung einer Ausrottung oder Entfernung der Pocken deswegen vergeblich erklärt wird, weil das Pockengift unter gewissen Umständen sich von selbst im Körper erzeugen und bey einer gewissen Beschaffenheit der Luft entstehen könne; und S. 142, daß aus der besondern körperlichen Beschaffenheit allein, und folglich aus den Zufällen und Erscheinungen (Zeichen) worin sie sich offenbart; nicht aber aus den Ursachen, die Beschaffenheit einer Krankheit sich bestimmen und beurtheilen lasse, und auf ihr die vorzüglichsten Unterschiede der Krankheiten in therapeutischer Rücksicht beruhe.

Dessen ungeachtet verdient diese Schrift von denen gelesen und geprüft zu werden, die das Bedürfniß fühlen, die Resultate der Untersuchungen mehrerer neuern Physiologen in einer gedrängten Uebersicht und konsequenten Verbindung zu besitzen.

Br.

Musik

Musik.

Ueber die Musik der Indier. Eine Abhandlung des Sir William Jones. Aus dem Englischen übersetzt, mit erläuternden Anmerkungen und Zusätzen begleitet, von F. H. v. Dalberg. Nebst einer Sammlung indischer und anderer Volksgesänge, und 30 Kupfern. Erfurt, bey Beyer und Maring. 1802. Ohne die Vorrede und Kupfer 132 S. Text und 56 S. Notenbeyspiele. 4.

Mit Recht schreibt der verdiente Uebersetzer und Herausgeber dieser schätzenswerthen Abhandlung in der Vorrede: »Obgleich die Musikgeschichte durch die Werke Burney's, (des P. Martini und des gefürsteten Abtes Gerbert, setzen wir hinzu!) Forkels, Hawkins, Labordes und Anderer trefflich bearbeitet worden (ist:) so mangeln ihr (?) doch noch manche Vorkenntnisse über das Tonsystem entfernter Völker; besonders hatte sie bis jetzt noch keine aus Quellen geschöpfte Nachrichten übrr die Musik der Indier erhalten.« Allerdings mußte daher den deutschen musikalischen Kunstliebhabern, vorzüglich aber den Geschichtsforschern der Tonkunst, die Uebersetzung dieser, freylich nur fragmentarischen, Abhandlung sehr willkommen seyn, zumal da sie wirklich viel Wissenswürdiges enthält; obgleich — wie natürlich — Verschiedenes von dem, was der Verf. darüber äußert, nur bloße Muthmaaßung ist. Den Titel dieser Abhandlung: »Ueber die Musik der Indier.« finden wir zu allgemein; denn es wird darin nicht sowohl von der Musik derselben überhaupt, als vielmehr und hauptsächlich von ihren Tonleitern gehandelt. Dieß gesteht auch der Uebersetzer selbst ein, und zwar in der Vorrede S. III., wo es heißt: »So interressant indessen diese Abhandlung ist, muß ich gleichwohl gestehen, daß der Verfasser, in Hinsicht seines reichen Quellen-Vorraths hätte vollständiger seyn, und uns näher mit dem Genius der indischen Musik vertraut machen können. (Wie sehr hätte dieß der Rec. und mit ihm gewiß mancher Andere von gleichem Interesse an der Sache

gewünscht!) Vielleicht gestattete ihm der enge Raum (?) einer akademischen Vorlesung nicht, mehr als eine Uebersicht der Hauptprincipien der indischen Tonlehre, oder vielmehr eine Erklärung ihrer Tonleitern und deren Anwendung auf die Modulation zu geben.« Und S. VII.: »Dieses (die Uebersetzung irgend eines Samskritischen Werks über Musik) würde uns Zweifels ohn' (?) näher mit dem indischen Tonsystem bekannt gemacht haben, als diese an sich vortreffliche Schrift; deren eigentlicher Zweck aber bloß die indischen Tonleitern betrifft.« Der Verfasser, vormaliger Oberrichter des Justiztribunals zu Calcutta, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, war auch wirklich damit beschäfftigt, eine vollständige Geschichte der indischen Musik zu bearbeiten, wie man aus einem Aufsatze in seinen hinterlassenen Werken sah; allein durch einen frühzeitigen Tod wurde er, leider! an der Ausführung seines Vorsatzes verhindert. Wir müssen daher froh seyn, wenigstens diese fragmentarische Abhandlung von ihm erhalten zu haben; zumal da sie der gelehrte und scharfsinnige Uebersetzer derselben noch mit vielen erläuternden Zusätzen u. dgl. bereichert, und sich dadurch ein neues Verdienst um die Musik und ihre Verehrer erworben hat.

Da die vorliegende Abhandlung, deren Hauptinhalt wir bereits angezeigt haben, keinen Auszug verstattet: so rücken wir daraus nur einige merkwürdige Stellen, mit unsern Anmerkungen begleitet, ein. Im Voraus müssen wir jedoch bemerken, daß der Verfasser — und mit ihm auch der Herausgeber — hin und wieder eine zwar sehr verzeihliche, aber doch beynahe zu große, Vorliebe für die indische Musik äußert, und ihr sogar gewisse Vorzüge über die unsrige zugesteht; worin wir ihm aber nicht unbedingt beystimmen können. Denn was z. B. S. 11 von dem, einer jeden indischen Tonart eigenen, Charakter gesagt wird, das gilt auch mehr oder weniger von unsern Tonarten. Dieß giebt der Uebersetzer unten in der Note selbst zu, wo er ausdrücklich schreibt: »Zwar hat eine jede Tonart auch in unserm System ihren eigenen Charakter; aber wie wenige Tonsetzer bemühen sich, ihn richtig aufzufassen, oder zweckmäßig anzuwenden?« Wenn auch die letztere Beschuldigung gegründet seyn sollte, wie sie es denn freylich oft genug seyn mag: so trifft doch dieser Vorwurf nicht unser Tonsy-

stem

stem selbst, sondern nur diejenigen Komponisten, die den Charakter der jedesmal erwählten Tonart nicht richtig auffassen, so sehr auch unsere bessern Tonsetzer auf eine zweckmäßige Wahl der Tonart dringen. Wie sollte übrigens eine Musik, die nach S. XII. XVI. 9, 41 und 61 von Harmonie, in unserm Sinne, nichts weiß, die noch überdieß in Absicht auf den Takt, auf die rhythmische Beschaffenheit, auf die Deklamation ꝛc., nach S. XI. XIV., äußerst unvollkommen ist, mit der unsrigen auch nur verglichen werden können, da die Vollkommenheit eines Musiksystems doch gewiß nicht bloß von den Tonleitern abhängt? — »Doch sey es uns hinreichend zu wissen, (schreibt der Verf. S. 11) daß einige (also nur einige?) dieser Moden oder Tonarten ihren eigenthümlichen Charakter haben, und zum Ausdruck (e) mannichfacher Seelenempfindungen angewandt werden können; eine Thatsache, die von jenen Tonkünstlern genau erwogen zu werden verdiente, welche alle Tonarten zu einer faden Einförmigkeit herabwürdigen, und ihre wahre Schönheit, die aus der Mannichfachheit entspringt, einer naturwidrigen, geist- und geschmacklosen Temperatur aufopfern möchten.« Gegen dieses etwas harte Urtheil wäre viel einzuwenden, was man zum Theil schon in Marpurgs Versuch über die musikalische Temperatur, und in J. W. Hertels Sammlung musikalischer Schriften, S. 237 ff., beantwortet findet. Hier erlauben wir uns bloß die Frage: ob auch von Tonstücken für den Gesang allein das gilt, was der Verf. oben behauptet? und ob wohl die Sänger in Indien und anderwärts, wenn sie ohne alle Begleitung von Instrumenten singen, wirklich in Einer Tonart anders temperiren, als in der Andern? — Der Herausgeber setzt hinzu: »Eine vollkommene (vermuthlich doch gleichschwebende?) Temperatur — sagt mit Recht Vogler — ist in der Theorie (da nun wohl eben nicht, wie man aus Marpurgs nur eben erwähntem Versuch, S. 128 ff. u. a. m., sehen kann. Oder was heißt hier: in der Theorie?) unmöglich, in der Praktik unausführbar.« Das Letztere geben wir ohne Widerrede zu. Ist aber denn irgend eine ungleichschwebende Temperatur genau so in der Ausübung möglich, wie sie vorgeschrieben wird? Vogler selbst sagt ja im Choralsystem S. 17. »Was man berechnen kann, kann man nicht immer hören.« Eine ungleichschwebende Temperatur muß aber doch wohl ebenfalls berechnet

werden. Jedoch, nein! denn Vogler drückt sich in seinem Handbuche S. 119 unter andern so aus: »Man stimmt a) g zum c als Quint so tief, als das Ohr es vertragen kann ꝛc.; 3) f zum c als Quint; aber das f so hoch, als möglich ist, u. s. w.« Hierzu bedarf es sonach freylich keiner weitläuftigen Berechnung; ob aber nicht Ein Stimmender ungleich mehr vertragen kann, als der Andere; und ob nicht daraus eine, nach Umständen sehr verschiedene, ungleichschwebende Temperatur entstehen, folglich auch dadurch diese oder jene Tonart einen andern, ihr sonst nicht eigenthümlichen, Charakter, bekommen dürfte, dieß sind andere Fragen, die wir hier unbeantwortet lassen müssen.

S. XV. heißt es von den Liedern oder Volksgesängen der Hindu: »Merkwürdiger sind sie dem philosophischen Forscher, der aus den Liedern eines Volkes, verbunden mit der Kenntniß seiner Sprache, seiner Dichtung, Tänze und Gebärdungen, den Charakter und Kunstgenius jeder Nation, ja selbst den Grad ihrer Kultur zu bestimmen weiß.« Diese Behauptung möchten wir doch nicht so geradezu als unbedingt richtig unterschreiben; weil uns zu viele Ausnahmen von der Regel bekannt sind. So eignet man z. B. der deutschen Nation gemeiniglich einen ernsthaften, der französischen hingegen einen leichten, tändelnden Charakter zu; gleichwohl ist der sogenannte deutsche Tanz und so manches deutsche Volkslied von sehr munterm, die Menuett hingegen, so wie mancher französische Nationalgesang, von einfach edelm, nichts weniger als Flüchtigkeit darstellendem Charakter. Auch die Angloise würde zu den Ausnahmen von der obigen Regel gehören.

S. 5 werden einige merkwürdige Beyspiele von der physischen Wirkung der Musik auf wilde Thiere, vorzüglich auf die giftigsten und bösartigsten Schlangen, angeführt. Indeß will doch Kämpfer nicht einräumen, daß die Klapperschlange durch Musik herbeygelockt werde, sondern er schreibt: »Solus metus est, et ex metu enata assuetudo, quibus generosa et docilis illa bestia inducitur, ut castigatorem pugnum observet, et ex ejus motum intente assequatur.« (Kaempferi amoenitatum exoticarum Fasciculus III. p. 569.) S. 7. behauptet der Uebersetzer: »Aber statt der edlen Einfalt der alten Musik haben wir Passagen und Schwierig-

rigkeiten, von denen, leider! oft nichts zu sagen ist, als: Sonate, que me veux-tu?« Viel Wahres liegt freylich in diesem Vorwurfe; denn unläugbar bringen verschiedene moderne Komponisten und Ausführer zu häufig, und oft sehr zur Unzeit, Passagen und Schwierigkeiten aller Art an; allein dieß ist ein Mißbrauch, welcher unsrer Musik im Allgemeinen nicht zum Vorwurfe gereichen kann, weil der besser unterrichtete Theil unsrer Komponisten und Ausführer sich dieses Fehlers nicht schuldig macht. Indeß war dieß allerdings ein Wort zu seiner Zeit gesprochen; nur hätte sich der Herausgeber dabey nicht so allgemein ausdrücken sollen. Nach S. 9. heißt komponiren am richtigsten so viel, als: Worte in Töne übersetzen. Wie sollte dieß wohl auf Instrumental-Kompositionen passen? Oder ist etwa ein Tonstück ohne Worte, z. B. eine Simfonie, ein Quartett, eine Sonate, u. dgl. keine Komposition? Dieß wollen wir nicht hoffen. — Ebend. »Der erste dieser natürlichen Vortheile ist die Verschiedenheit der Moden, (Tonarten,) nach welchen sieben harmonische (?) Töne ihre Bewegung oder Fortschreitung verändern, indem ein jeder dieser sieben Töne, ein Leit-Ton werden, und als solcher den übrigen sechs Tönen eine andere neue Relation geben kann.« Diese Stelle möchte wohl Manchem nicht vollkommen verständlich seyn; eine nähere Erklärung derselben wäre daher nicht überflüssig gewesen. Denn auch S. 21 giebt darüber keinen hinlänglichen Aufschluß. Nur S. 37 und S. 55 unter den am Ende hinzugekommenen Notenbeyspielen, wo man diese Erklärung schwerlich suchen dürfte, heißt es: »*Ansa* ist der Leiteton oder *Tonica*.« Wer würde aber wohl darauf verfallen, daß der bekannte Kunstausdruck Leiteton (Ton sensible) hier mit *Tonica* oder Hauptton für gleichbedeutend zu nehmen sey? — Nach S. 9. sind in der vollständigen Reihe der sieben Töne oder dem Diapason zwey Töne nur (um die) Hälfte kleiner als die andern fünf Intervallen. Dieß würden wir aber nicht geradezu geschrieben haben. Denn die beyden halben Töne der Tonleiter, nämlich e-f, und h-c, sind große halbe Töne in dem Verhältnisse 15:16; zwey solche halbe Töne betragen aber bekanntlich, genau genommen, mehr als einen ganzen Ton. Auch hätte diese Stelle noch überdieß einige Abänderungen im Ausdrucke erfordert. Anstatt der Worte: zwey Töne, wäre nämlich richtiger gewesen: zwey Intervalle; denn e-f und h-c

 können

können wohl nicht schicklich zwey Töne heißen. S. 10. »Und es erhellt, daß, da diese halben Töne in Verhältniß zu ihrem Haupt-Ton (c) siebenmal verändert werden können, u. s. w.« Dieß hätte ebenfalls richtiger oder doch einleuchtender gesagt werden sollen. So auch das, was weiter unten folgt, nämlich: »Wenn man diese Töne theilt: so erhält man 12 halbe Töne.« Wahrscheinlich hat der Verf. sagen wollen: Wenn man zwischen jeden der fünf ganzen Töne einer diatonischen Tonleiter, z. B. zwischen c und d ꝛc. noch einen halben Ton einschaltet: so erhält man alsdann mit den bereits darin vorhandenen zwey halben Tönen e-f und h-c überhaupt 12 halbe Töne. Wie viel aber die Indier wirklich übliche Tonleitern haben, dieß aus der vorliegenden Abhandlung bestimmt heraus zu bringen, hat uns aller Mühe ungeachtet nicht gelingen wollen. Denn S. 10. wird von den Persern und Indiern gesagt, daß sie wenigstens in der Praktik oder in dem gemeinen Volks-Systeme vier und achtzig Tonarten annehmen; S. 14 und 27 hingegen ist nur von acht und vierzig Moden die Rede, »wovon aber die Indier, wie es scheint, bloß diejenigen beybehalten haben, die ihnen die Natur (?) angab.« Nach S. 35 sollen deren überhaupt wahrscheinlich nur 36 üblich gewesen seyn; weiter unten aber, nämlich S. 38 ist gleichwohl wieder von 90 und von 132, vorher hingegen (S. 26. 27) sogar von 960 und 16000 Tonarten die Rede. Selbst in den Zusätzen des Herausgebers findet man S. 51 über die Anzahl der, bey den Indiern üblichen, Tonarten keine völlige Gewißheit. Auf der Beylage VI. worauf der Uebersetzer verweiset, werden sowohl nach dem Buche Soma, als auch nach dem Narayan, die oben erwähnten 36 jedoch hin und wieder mehr oder weniger von einander abweichenden, Tonleitern der Hindu namhaft gemacht, und größtentheils auch in Notenbeyspielen aufgestellt. Von diesen Tonleitern sind die meisten, nach unserm Systeme beurtheilt, unvollständig oder mangelhaft, denn sie enthalten »nicht mehr als fünf oder sechs feste Töne,« so daß also dabey die eine oder die andere Stufe der Scala unbesetzt bleibt oder übergangen wird; z. B die Tonleiter Vasanti: a, h, c, d, f, g; Medhyamadi: d, e, g, a, c; Saindhavi: a, h, d, e, f, u. s. w. In fünf von diesen 36 Tonleitern sind die Notenzeilen ganz leer geblieben, mit der Bemerkung: fehlt in dem Buche Soma, oder: Steht nicht im Narayan. Jedoch fehlen nicht

nicht in beyden Werken die nämlichen Tonleitern. — S. 12. »Sie schrieben für Griechen rc., so daß, wenn wir von der sanften äolischen, der zarten lydischen, der wollüstigen ionischen, der männlichen dorischen, und der begeisternden phrygischen Tonart reden, wir — wie mich dünkt — kaum mehr als bloße Wörter ohne klare Ideen aussprechen.« Hierin scheint uns der Verf. nicht ganz Unrecht zu haben; wenigstens argwohnten wir schon längst, daß vielleicht die Benennungen einiger Tonarten mit einander verwechselt worden seyn könnten. Denn wer kann wohl eine Tonart von F bis f, nämlich: F, g, a, h, c, d, e, f vorzugsweise zart, und die von E bis e, nämlich: E, f, g, a, h, c, d, e, wirklich begeisternd finden? Indeß hat freylich sogar Forkel, unsers Wissens, hierüber nichts angemerkt; wir wollen daher unsre Muthmaaßung gern für ungegründet anerkennen. Nach S. 25, 26 und 63 ist die indische regelmäßige Scala oder Tonleiter völlig der unsrigen von C dur gleich. »Die biegsame Sprache der Hindus (heißt es S. 22.) gab ihnen reichlichen Stoff zu Benennungen für die sieben Swaras oder Töne, die sie in folgender Ordnung nach einander setzten: Shadrja, rishabba, gandhara, madhyama, panchama, dhaivata, nishada; dem ersten davon gaben sie den emphatischen Namen Schwara oder Ton, seines wichtigen Dienstes in der Scala wegen. Indem sie nur bloß die sieben Anfangssylben jedes Worts beybehielten: so bildeten sie auf diese Weise ein Notensystem und eine Tonleiter, die wenigstens eben so bequem als jene des Guido ist, sie nennen sie Swaragrama oder Septaca, und schreiben sie auf diese Weise: Sa, ri, ga, ma, pa, dha, ni.« Was hin und wieder, z. B. S. 23, 24, 34, 63. u. a. m. von der chromatischen und enharmonischen Tonleiter gesagt wird, ist keines Auszugs fähig, und verdient in dem Buche selbst nachgelesen zu werden. Eben dieß gilt von der S. 28 ff. enthaltenen Eintheilung der Tonarten nach den Jahrs- und Tageszeiten. Da die Indier bekanntlich die mythologischen Personifikationen sehr lieben; so ist es nicht zu verwundern, daß sie auch in Absicht auf Musik Gebrauch davon machten, und z. B. jede der sechs Haupttonarten (Ragas) als einen Genius oder Halbgott (S. 31. 87) mit fünf Ragini's oder Nymphen vermählt, u. s. w. vorstellten. — Eine in akustischer Hinsicht merkwürdige Aeußerung des Verf. scheint uns die folgende zu seyn. S. 27.

»Ob die indischen Tonlehrer dafür hielten, daß der schnellere und langsamere Laut gewissermaaßen von der Verdünnung und Verdickung der Luft abhienge, so daß derselbe sich leichter und schneller im Sommer als im Frühling und Herbst, und weit geschwinder als im Winter mittheile, kann ich nicht versichern; aber gewiß ist es, daß in dem System, welches dem Pavana zugeschrieben wird, ihre ursprüngliche Tonarten nach der Zahl der indischen (sechs) Jahrszeiten bestimmt wurden.« Der Herausgeber setzt in einer Note hinzu: »Diese seine Bemerkung verdiente näher geprüft zu werden; ob Töne und Musik überhaupt in einer Jahrszeit und Luftart wie in der andern wirke? Ob nicht vielmehr Klima, Witterung, Atmosphäre, Hitze, Kälte, Nässe, Trocknung, (?) die Natur und Wirkung des Klangs modificire? sind Fragen, welche in der Akustik noch lange nicht hinlänglich erörtert worden (sind).« Eine noch genauere Untersuchung dieses Gegenstandes wäre zwar allerdings zu wünschen; indeß findet man doch nicht nur in vielen, vorzüglich neuern, Lehrbüchern der Physik, sondern auch in des Herrn D. Chladni Akustik, S. 220 ff. viel lehrreiche Untersuchungen darüber. — Sollten sich nicht in das indische Lied unter Nr. 1, worüber der Verf. sich S. 41 f. ziemlich umständlich, für uns aber, leider! nicht verständlich genug, erklärt, Schreib- oder Druckfehler eingeschlichen haben? Wir vermuthen nämlich, daß dieses Lied vielleicht vorher in C-Schlüssel aufgeschrieben gewesen sey, der Abschreiber aber habe bey dem Transponiren desselben vergessen, den dritten, sechsten und siebenten Takt eine Terz tiefer in den G-Schlüssel zu versetzen. Irren wir uns aber in unsrer Vermuthung, und steht dieses Lied wirklich durchgehends korrekt abgedruckt; so ist die Melodie in den genannten drey Takten, vorzüglich in Beziehung der unmittelbar darauf folgenden, höchst sonderbar und eben nicht fließend.

Die von S. 44 bis 58 befindlichen Zusätze und Bemerkungen des Uebersetzers enthalten in gedrängter Kürze die Resultate aus dem bisher Gesagten, und sind vorzüglich lesenswerth, da verschiedene darunter über die Abhandlung selbst mehr Licht verbreiten. Wir bemerken nur Einiges daraus. S. 48. wird der Vorzug des indischen, nach Oktaven eingetheilten, Tonsystems vor dem sogenannten Tetrachord-System der Griechen sehr einleuchtend gezeigt.

Was

Was hingegen den S. 49 f. erwähnten Unterschied zwischen den Tonarten und Oktavengattungen der Indier betrifft: so dürfte wohl mancher Leser wünschen, daß der Herausgeber sich noch deutlichen darüber erklärt haben möchte. Er schreibt nämlich: »Das System der Tonarten (Moden) scheinen die Indier völlig in dem Sinn (e) der griechischen Tonlehre zu verstehen, nach beyden ist nämlich Tonart (Modus) eine Transposition oder Versetzung ähnlicher Reihen von Tönen, die in einer gewissen Weite auf einander folgen, und zwar nicht in einer bestimmten Ordnung, sondern nur in Rücksicht ihrer Höhe oder Tiefe. Da hingegen die Oktaven-Gattungen (Species-Oktavå) die Ordnung anzeigen, wie in den Tonarten die ganzen und halben Töne einander folgen. Eine jede Tonart enthält nach der griechischen und indischen Theorie, alle sieben Oktaven-Gattungen.« Ohne beygefügte erläuternde Beyspiele werden höchst wahrscheinlich mehrere Leser diese Stelle nicht völlig verstehen; denn auch das darauf Folgende, von der verschiedenen Benennung der Moden und Oktaven-Gattungen, giebt über den gedachten Unterschied, wenigstens für manche Leser, nicht hinlänglichen Aufschluß. — S. 51, behauptet der Herausgeber einen Satz, der uns nicht in jeder Hinsicht entschieden richtig zu seyn scheint. »Wenn der Wilde (schreibt Hr. v. Dalberg) seine Gefühle durch Gesang ausdrückt, bedarf er weder Rechentafel noch Monochord, um die Verhältnisse seiner Töne zu bestimmen; die Natur führt ihn einen kürzern Weg. Das vollkommenste Tonwerkzeug hat er in sich selbst; durch wiederholte Versuche bildet er seine Stimme zu reinen Modulationen, und sucht diese Töne bald durch äußere Werkzeuge nachzuahmen.« Daß der Wilde bey seinem Gesange weder einer Rechentafel noch des Monochords bedarf, geben wir zu. Es fragt sich aber, wie ein solcher Gesang in Absicht auf das reine Verhältniß der Intervalle beschaffen seyn möge? und ob er wirklich in so fern ein regelmäßiger Gesang heißen könne? Aus mehreren Reisebeschreibungen ist bekannt, daß viele wilde Nationen in ihrer Musik Intervalle haben, die wir Europäer in unsern Noten gar nicht darstellen können. Hiervon hat der Rec. unlängst selbst die Erfahrung gemacht, da er ein gewisses ihm vorgesungenes Lied durchaus nicht aufschreiben konnte, weil darin verschiedene kleine, bey uns gar nicht übliche, Intervalle vorkamen. Was daher die

von dem Herausgeber erwähnten reinen Modulationen betrifft: so dürfte hierüber wohl noch Verschiedenes fest zu setzen und genauer zu bestimmen seyn. Auch weiß man, wie schwer es sogar jetzt noch hält, ehe mancher Sänger, der doch von Jugend auf Musik gehört hat, nur die Tonleiter einigermaaßen rein singen lernt. Ein sicherer Maaßstab zur Begründung einer Tonleiter möchte sonach die menschliche Stimme wohl schwerlich seyn. Vielleicht ließe sich eher annehmen, eine regelmäßige Tonleiter für den Gesang sey erst den Instrumenten nachgebildet worden; ob man gleich allerdings früher gesungen als gespielt haben mag. Dagegen sind wir darin der Meinung des Herausgebers, wenn er weiter unten zu zeigen sucht, daß die Blasinstrumente früher existirt haben, als die Saiteninstrumente. Er führt verschiedene Gründe dafür an, wovon wir bloß den ersten anzeigen, welcher S. 54 steht. »Der Natur gemäß ist die einfache Erfindung der zusammengesetzten vorgegangen; mithin die Erfindung der Rohrpfeife dem rohen Wilden näher, als die künstlichere Bearbeitung der Darm- und Metallsaiten.«

Noch sind nach diesen Zusätzen S. 59 ff. angehängt: Neue Beyträge zur indischen Musik von W. Ouseley; ebenfalls aus dem Englischen übersetzt. Diese Beyträge enthalten verschiedene merkwürdige, aber keines Auszuges fähige Nachrichten. Sodann folgt S. 66 ein Anhang, worin interessante Bemerkungen über ein indisches Instrument mitgetheilt werden. Die Abbildung desselben befindet sich auf der 27sten Kupfertafel. Muthmaaßlich ist dieses Instrument die Magoudi, oder die gewöhnliche indische Guitarre, worüber diese Schrift selbst nachgelesen zu werden verdient. Die zweyte Beylage S. 73 ff. liefert eine ziemlich ausführliche und lehrreiche Beschreibung der Vina und anderer indischen Instrumente. Die Vina, deren Abbildung sich auf der 27sten Kupfertafel unter Fig. 1 befindet, ist ein Instrument mit einem Griffbrete versehen, und zwar ebenfalls nach Art einer Guitarre. Der Musikstyl dieses Instruments soll, nach S. 75 gewöhnlich rasch und von schneller Bewegung seyn. Im Vortrage der indischen Virtuosen konnte der Verfasser dieser Beschreibung, Herr Franz Fowke, selten Ordnung und Regelmäßigkeit wahrnehmen. Dieß wäre denn freylich eben kein günstiger Beweis für die

oben gerühmte indische Musik. — Die dritte Beylage S. 85 ff. enthält eine Beschreibung der Ragmalas, d. i. einer Art lieblicher Gemälde, von welchen auf den beygefügten Kupfertafeln nur bloße Umrisse geliefert werden konnten. Die Originale dieser Gemälde waren auf weißem Grunde in Waasserfarben mit feinen Haarpinseln gemalt. Da viele von den 30 Kupfertafeln, z. B. die siebente, achte, neunte, zehnte rc. Gegenstände darstellen, die keine nähere oder doch nur eine sehr entfernte Beziehung auf Musik haben: so dürfte vielleicht Mancher diese an sich sehr schönen Umrisse, wodurch der Preis des vorliegenden Werkes natürlicher Weise beträchtlich erhöhet worden ist, darin allenfalls entbehrlich finden. Wenigstens hätte, unsers Erachtens, füglich Manches aus der Beschreibung dieser Ragmalas wegbleiben können; z. B. S. 85 die Anzeige, wovon die besten Pinsel gemacht werden; woraus die Hindu ihre Saftfarben bereiten, u. dgl. m. — Die vierte Beylage S. 100 ff. hat die Ueberschrift: a) Musik der Perser und Araber; b) Musik der Chinesen. Der Inhalt ist lehrreich und mannichfaltig; läßt sich aber in wenigen Zeilen nicht genauer bestimmen. Die fünfte und letzte Beylage handelt, S. 125 bis zu Ende des Werkes, von der Musik und von den Instrumenten der Südsee-Insulaner. Ein ebenfalls interessanter Gegenstand. Die beygefügten Gesänge und Volksmelodien verschiedener Nationen können den Kunstliebhabern und musikalischen Geschichtsforschern nicht anders als höchst willkommen seyn. Von den darunter befindlichen Raagnies heißt es S. XII. der Vorrede: Sie sind an sich selbst so sinn- und regellos, daß es beynahe unmöglich ist, sie in ein, bey uns Europäern übliches, Zeit- und Tonmaaß (eine Bestätigung unserer obigen Behauptung) zu bringen; nur ein Eingeborner von Hindostan vermag sie vorzutragen.«

Ob nun gleich diese Schrift noch Manches zu wünschen übrig läßt, und von Mängeln nicht frey ist, wie wir wenigstens einigermaaßen gezeigt zu haben glauben: so verdient doch der Herr v. Dalberg für die Uebersetzung und Herausgabe derselben, insbesondere aber für seine Zusätze und Erläuterungen, den aufrichtigsten Dank aller derjenigen, welchen an der Bereicherung ihrer musikalisch-historischen Kenntnisse gelegen ist. Und deren giebt es ja

wohl

wohl in Deutschland, wie wir hoffen, noch eine beträchtliche Anzahl.

Pa.

1. Concert pour le Pianoforte, avec Accompagnement de 2 Violons, Flute, 2 Hautbois, 2 Clarinettes, 2 Bassons, 2 Cors, 2 Trompettes, Timballes, Alto et Basse, par *W. A. Mozart.* No. 7. Au Magasin de Musique de Breitkopf et Haertel à Leipsic. Ohne Jahrzahl. Folio. In allen Stimmen zusammen 79 Seiten.

2. Concert pour le Pianoforte etc. par *W. A. Mozart.* No. 8. In allen Stimmen zusammen 85 Seiten.

Das erste von diesen beyden Concerten (No. 7) geht aus C moll, und ist zwar — wie sich dieß von einem Mozartschen Koncerte für das Pianoforte ohnehin nicht anders erwarten läßt — sehr schön und originell; doch dürfte es wohl dessen ungeachtet dem hier angezeigten zweyten an innerm Gehalte nicht völlig gleich kommen. In dem ersten Satze hat der unsterbliche Komponist das Thema, oder vielmehr nur einige Takte daraus, wie gewöhnlich, sehr gut benutzt und trefflich durchgeführt. Die Passagen sind größtentheils, wenigstens mit einigen andern Koncerten dieses Meisters verglichen, eben nicht sonderlich schwer. Befremdend war es uns, daß der Komponist unmittelbar nach einander drey sogenannte Solo's dieses, im Dreyvierteltakte gesetzten, Allegro in Es dur geschlossen hat; da man sonst bey ihm auch in so fern Mannichfaltigkeit gewohnt ist. In eben diesem ersten Satze kommen übrigens zwar einige ziemlich gewöhnliche Wendungen, in Absicht auf die Modulation, vor; allein andere Stellen zeichnen sich auch darin durch Neuheit sehr vortheilhaft aus. Die harmonische Behandlung ist hin und wieder etwas frey, z. B. im 17ten und 19ten, deßgleichen im 23sten und 24sten Takte des Ritornelles, wo nach dem übermäßigen Sekundenakkorde von

As

As sogleich der Quartsextenakkord über G eintritt. Eine Folge von Akkorden, die verschiedene strenge Harmonisten nicht für ganz regelmäßig erkennen wollen. Sie behaupten nämlich, es sey besser, nach dem gedachten Sekundenakkorde über dem, eine Stufe abwärts fortschreitenden Basse, anstatt des Quartsextenakkordes, zuerst den harten Dreyklang eintreten zu lassen. Die kaum bemerkbaren Quinten T. 27 und 28 übergehen wir; da es unsers Erachtens unverzeihlich wäre, in Mozartschen Kompositionen dergleichen Kleinigkeiten rügen zu wollen. — Das Larghetto aus Es dur ist sehr angenehm; bey einigen Stellen aber in der Hauptstimme etwas leer; es versteht sich jedoch, daß diese Leere durch die Begleitung sehr befriedigend ausgefüllt worden ist. In dem darauf folgenden dritten Satze, mit der Ueberschrift: Allegretto, worin einige nicht ganz leichte Passagen vorkommen, macht vorzüglich die Stelle in C dur einen ungemein schönen Effekt.

Das vor uns liegende zweyte Koncert (Nr. 8.) aus D moll, ist unstreitig eines der vortrefflichsten von dem verewigten Mozart, und würde schon allein hinreichen, seinen Ruhm zu begründen; wenn dieß anders noch nöthig wäre. Es verdient in jeder Hinsicht das ausgezeichneteste Lob, und kann des Beyfalls, der Kenner sowohl als der Dilettanten, nicht verfehlen. Das erste trefflich gearbeitete Allegro beginnt ouvertürenmäßig, hat bedeutende Harmonie und reichhaltige Modulation. Der vielen brillanten und zum Theil etwas schweren Passagen ungeachtet, ist es nichts weniger, als charakterlos, wie die Letztere bey Koncerten für Klavierinstrumente sonst bekanntlich nur allzuoft der Fall zu seyn pflegt. Die Begleitung zu diesem ersten Satze vorzüglich zeugt von einer Meisterhand; das Ganze aber läßt wohl schwerlich noch etwas dabey zu wünschen übrig. Der darauf folgende Satz aus B dur ist ebenfalls sehr schön und gefällig; enthält aber doch S. 18 und 19 der Klavierstimme eine längere Stelle, die wenigstens dem Charakter einer Romanze, wie es uns scheint, nicht völlig angemessen ist, wenn auch übrigens in Hinsicht auf Einheit nichts dagegen einzuwenden seyn sollte. Das Rondo, mit der Ueberschrift: Prestissimo, erfordert, außer einem fertigen Klavierspieler, auch geübte und aufmerksame Begleiter. Gelingt die Ausfüh-

führung: so wird die darauf verwandte Mühe durch diese Komposition in einem sehr hohen Grade belohnt. Der Schluß in D dur ist eben so unerwartet, als vortreflich wirkend. Kurz, der Rec. hat dieses Koncert öfter gehört, und jedesmal noch neue, vorher nicht bemerkte, Schönheiten darin entdeckt. Es gehört, wie schon gesagt, unläugbar zu den vorzüglichsten Arbeiten des großen Mozarts, und verdient in den Händen eines jeden Klavierspielers zu seyn, welcher gute Musik zu schätzen weiß. Nur wird freylich zur Ausführung desselben ein starkes Orchester erfordert, da ohne mehr oder weniger Nachtheil des Ganzen keine Stimme wegbleiben kann.

Ap.

Kurze Methode zum zweckmäßigen Choralspielen, nebst einer kurzen Anweisung zur guten Erhaltung einer Orgel. Ein kleines Handbuch für Organisten und Landschullehrer. Herausgegeben von Heinrich Leopold Rohrmann. Hannover, bey den Gebr. Hahn. 1801. Ohne die Vorerinnerung 43 S. 4. 8 gr.

Die Absicht des Herrn R. bey der Herausgabe dieser so genannten kurzen Methode etc. mag recht gut gewesen seyn, und macht seinem Eifer für die gute Sache allerdings Ehre. Auch enthält das vorliegende Werkchen unläugbar viele nützliche, von manchem Organisten und Landschullehrer sehr zu beherzigende Winke. Aber freylich ist das Ganze — um uns recht gelinde auszudrücken — größtentheils nur Kompilation: und zwar hat der Herausgeber namentlich aus des Herrn Türk bekannten Pflichten eines Organisten etc. bey weitem das Meiste entlehnt. Beweise hiervon befinden sich beynahe auf jeder Seite. Ein Verfahren, welches der Rec. doch nicht ganz billigen kann, obgleich Herr R. Seite 1 schreibt: 1) »Bey dieser Gelegenheit muß ich hier beyläufig anführen, daß ich die schätzbaren Schriften dieser Männer (Türks, Kirnbergers, Marpurgs, Sulzers etc.) häufig genutzt habe. Ich bin so weit entfernt, dieß zu läugnen, daß ich vielmehr glaube, man würde mich tadeln,

wenn

wenn ich es nicht gethan hätte. (? ?) Ich bediene mich aus verschiedenen Gründen ihrer eigenen Ausdrücke.« Daß es unter gehörigen Einschränkungen erlaubt seyn könne, bereits vorhandene Schriften über den abzuhandelnden Gegenstand zu beyutzen, giebt der Rec. zu; wenn aber ein Schriftsteller größtentheils nur abschreibt: so dürfte man ihm darin wohl nicht unbedingt beystimmen. Wenigstens glauben wir nicht, daß derjenige, welcher seine Vorgänger nicht auf die erwähnte Art benutzt hat, deßwegen Tadel verdiene, wie dieß Herr R. befürchtete. — Selbst der in dieser kurzen Methode befolgte Plan gehört nicht ihm, sondern Herrn Türk zu. Hiervon kann sich Jeder überzeugen, welcher S. 5 des vorliegenden Werkchens mit S. 7 der kleinen Schrift: Von den wichtigsten Pflichten eines Organisten &c. vergleichen will. Zur Schonung des Raums ersparen wir die Belege zu dieser Behauptung, und bemerken nur noch dieß, daß Herr R. auch sogar bey weitem die mehrsten Notenbeyspiele aus der nur eben angeführten Schrift entlehnt hat. Er sucht die Herausgabe dieser Bogen unter andern auch damit zu entschuldigen, daß er dabey die Absicht gehabt habe: »den angehenden Organisten und Landschullehrern ein wohlfeiles Lehrbüchelchen in die Hände zu liefern.« Allein dieß abgerechnet, daß der darin enthaltene Unterricht für die genannten Männer doch wohl gar zu kurz ausgefallen seyn dürfte, sind auch diese Bogen verhältnißmäßig noch theurer, als des Herrn Türk Pflichten &c., welche — wenn wir nicht irren — nur 10 bis 12 Groschen kosten, und ungleich stärker sind, als die vorliegenden Bogen. Ob wir nun gleich mit dem Verfahren des Herrn R. nicht ganz zufrieden seyn können, und ihm den Druck dieses Werkchens wohlmeinend widerrathen haben würden: so erhellet doch aus verschiedenen einzelnen eingestreuten Bemerkungen, daß Herr R. außer dem schon oben gerühmten Eifer für die gute Sache, nicht zu verachtende Kenntnisse besitzt. Wir ermuntern ihn daher, uns künftighin lieber seine eigenen Ideen mitzutheilen, und sich dadurch um das, leider! immer noch allzu oft sehr zweckwidrige Choralspielen verdient zu machen. In der Vorrede wünscht er, daß Kunstverständige mit seiner Schwachheit gütige Nachsicht haben möchten; allein der Rec. glaubte demohngeachtet, über ein öffentlich herausgekommenes Werk die Wahrheit sagen zu müssen, ohne jedoch dadurch den Hn. R., als einen übrigens

vers

verdienten und geschickten Organisten, im Mindesten kränken zu wollen.

Ak.

Erdbeschreibung.

Tagebuch einer Reise nach Italien, im Jahr 1794. Gedruckt zum Besten der Armen. Ohne Druckort. 1802. 295 u. 29 S. 8. 1 Rk. 8 gr.

Der Arme, zu dessen Besten diese Reise gedruckt worden, ist, wie man aus der Vorrede sieht, der Verf. selbst. Da der Absatz, der von diesem Werkchen hat gemacht werden können, nun vermuthlich schon gemacht ist: so kann Rec. sein Urtheil darüber frey sagen, ohne befürchten zu dürfen, daß er einem Armen dadurch schaden könne. Dieses Urtheil besteht darinnen, daß das Buch sehr mittelmäßig ist, und daß man nicht leicht ein Blatt aufschlagen wird, ohne einen Beweis darzu zu finden.

Ha.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Theater.

Hamlet's Charakter, nach psychologischen und physiologischen Grundsätzen, durch alle Gefühle und Leidenschaften zergliedert, von F. W. Ziegler. K. K. Hofschauspieler. Intrandum est in rerum naturam, et penitus, quid ea postulat, pervidendum. Cicero. Auf Kosten des Verfassers. Wien. 1803. $8\frac{1}{4}$ B. kl. 8. 16 gr.

Der Herr Ziegler, der hier auftritt, hat, wie es verlauten will, schon verschiedene Wege zum Ruhme versucht; er ist Schauspieler geworden — was für einer, ist nicht bis in unsere Gegenden gekommen — Schauspiel-Dichter — soll es aber nur bis zum Schauspiel-Schreiber gebracht haben — und endlich Dramaturg, wahrscheinlich ganz neuerdings, wenigstens bringt er seinen Namen in dieser Qualität erst jetzt über die österreichische Gränze. Führen nun Dreistigkeit, kecke Entscheidung und unerhörte Entdeckungen zum Ruhme: so kann ihm dießmal der Posaunenruf der Fama nicht fehlen; denn seine Zergliederung des Shakespeareschen Hamlets erklärt nicht nur alles, was bis jetzt anerkannte englische und deutsche Kunstrichter darüber gedacht und mitgetheilt haben, für null und nichtig; selbst Garriks berühmte, und von Kennern gepriesene, mimische Darstellung erscheint durch sie falsch, verfehlt und durchaus unshakespearisch. Wir erhalten mit ihr eine ganz neue Offenbarung, und eine, die, nach

dem ihr vorstehenden Ciceronianischen Motto, tief in das Wesen dieses Charakters dringt, und seine innerste und geheimste Natur durch und durchschaut. Ob aber die Fama, die er herabläßt, nicht die Buttlerische ist, die, wie bekannt, zwey Posaunen bläßt, wird der Erfolg lehren. Rec. will dem Urtheile des Lesers nicht vorgreifen; sondern es seiner Entscheidung überlassen, weche von beyden Trompeten hier zu thun bekommt? Er begnügt sich damit, durch eine nähere Beleuchtung besagter Zergliederung zu zeigen, wie es um das Sehertalent dieses Herzens- und Nierenprüfers steht, ob sein Beruf dazu vom Himmel, das heißt, von Wahrheit und Vernunft kommt, oder ob er zu den falschen Propheten gehört, die, statt göttlicher Offenbarung, ein lügenhafter Traum, des Wahnes, des Eigendünkels und der Ueberweisheit Kind, geäfft hat? Zur Sache.

Nun ist die Zieglerische Offenbarung gewiß; denn, ihr zu Folge, hat Shakespeare in seinem Hamlet nicht, wie es bisher geschienen, einen kindlich trauernden, seinen Vater schwärmerisch liebenden Sohn; nicht einen melancholisch weichen, durch seine Schwermuth abgespannten, und durch die Ueberherrschaft dieser Schwermuth zwischen Entschluß und That schwankenden Charakter; sondern einen puren weibischen, aus Feigheit unthätigen Schwächling geschildert, der mehr Prinz, als Mensch, nur über sein verkümmertes Herrscherrecht, nicht über den Verlust des Vaters trauert, den Kronenraub, nicht den Vatermord zu rächen glüht, und seinen kindlichen Kummer nur als Maske braucht, seinen Schmerz über den gestohlnen Thron zu verbergen. Statt, daß, wie die bisherigen Zergliederer dieses Charakters erwiesen, die natürliche Offenheit Hamlet's den Zwang der Selbstverläugnung nicht lange vertragen kann, sein Verstellungsspiel ihm schwer, und selbst seine Geckenrolle, wider seinen Willen, alle Augenblick zum Spiegel seiner innern und wahren Stimmung macht, ist er, laut der Zieglerischen Offenbarung, ein hämischer, tückischer Betrüger, der nie offen, sondern immer hinterlistig zu Werke geht. Statt, daß, nach jenen Kunstrichtern, diese Geckenrolle ihm mit zum Vehikel dient, den Leichtsinn seiner Mutter oft und vielfältig zu züchtigen, dem Vatermörder den königlichen Purpur mehr, als einmal unsanft zu lüpfen, und seine gestohlne Majestät mit dem bittersten Hohne zu verfolgen, zittert er, nach dem

Wiener Seher, vor dem Purpur, nach dem er ringt; ist, so sehr ihm auch nach dem gestohlnem Diademe gelüstet, ein Poltron, bloß, weil er ihn (woher der Seher diese Anekdote hat, erfährt man nicht) von Jugend auf, knieend hat verehren müssen; statt, daß er, wie der schlichte Menschenverstand bis jetzt erkannte, nur gegen Heuchler, Speichellecker, Zweyzüngler, kurz, gegen das ihn umgebende Hofgesinde, auf seiner Hut ist, und, sie für das erkennend, was sie sind, gar keinen Hehl aus seiner Verachtung gegen sie macht, indeß sein Herz gegen Horazio, seinem geprüften und bewährten Freund, von Wohlwollen, Lieb' und Vertrauen überfließt, wird er durch die Zieglerische Wunder- und Sehergabe ein menschenscheuer, mißtrauischer Mienendeuter und Wortklauber. — Wir wollen doch sehen, wie der k. k. Hofschauspieler diese dramaturgische Wiedergeburt, als ächt Shakespearisch, zu erweisen sucht.

Er holt dabey ein wenig weit aus. Zuerst schildert er Hamlet physiologisch, nach seinem Fleisch und Blut; dann entwickelt er ihn psychologisch, aus seinem Temperament, als einen von Jugend auf bösgearteten Menschen, der auf der Akademie zu Wittenberg vollends verschlimmert und verderbt wird. Zur Quelle dieser Verschlimmerung macht er die damals auf Universitäten herrschende Disputirsucht und den dadurch eingesognen Hang zu Spitzfindigkeiten. Dazu läßt er dann sein widriges Schicksal kommen und das Uebel noch vermehren, so, daß alle die schönen und edlen Gefühle, Duldung, Mitleid, herzliches Wohlwollen und innige Freundschaft (die also Trotz seiner Tücke, seiner Rachgier, seiner hämischen Bosheit und Hinterlistigkeit, in ihm einheimisch sind?) den bösen Neigungen seines Temperaments weichen müssen, und den armen unglücklichen Hamlet verunstalten. Der Anblick des Kronenräubers und seiner Spießgesellinn, der ci — devant Gemahlinn seines Vaters, nach seiner Rückkehr von Wittenberg; des sie umkriechenden Hofgeschmeißes, sein Ingrimm darüber, den er verbergen muß, wenn er seinen eignen Hals lieb hat; sein in ihm gährender Rach- und Mordkitzel; dem aber der Respekt vor dem Purpur und die Furcht, seine Prinzheit zu gefährden, Zaum und Gebiß anlegen, lassen ihn endlich, um den Wiener Durchunddurchschauer mit seinen eigenen Worten anzuführen, „den höchsten Grad „menschlicher Verderbniß und Verwilderung" erreichen. Er heuchelt kindlichen Kummer, affektirt Trauer;

 sein

sein Herz ist nicht voll Wehmuth und Schmerz über den Verlust eines geliebten Vaters; Thronenneid erfüllt es, von Rache, Haß und Tücke kocht es über.

Der Leser erstaunt? Aber er wird es noch mehr, er wird erschrecken, wenn er diesen dramaturgischen Hexenmeister erst sein Ungethüm von Hamlet aus Shakespeare selbst entwickeln sieht. Das soll er denn sogleich. Um aber — wovon der Dreyfußmann, denn, was er von sich giebt, sind wahrhafte Orakelsprüche, eben kein Freund ist — die Worte ein wenig zusparen, wird Rec. etwas kürzer wiedergeben, als er empfängt; die Treue des Berichtes soll dabey nicht verlieren.

Hamlet tritt auf, und zwar völlig so, wie ihn der Zermalmer alles bisherigen Meinens und Dafürhaltens angekündiget hat, die Macht des Thrones fürchtend, und den bittersten Haß scheu unter dem schwarzen Kleide, den kindlichen Kummer über des Vaters Tod, verbergend. Sein zur Verstellung geneigtes Temperament wechselt aber, sobald ihn der König anredet, die Larve, und zeigt kalte, höfische Unterwürfigkeit. Die Bemerkung seiner Mutter, „daß alle „Menschen sterben müssen“ erheitern ihn sogar etwas; denn sie deuten zugleich auf die Sterblichkeit seines Feindes, der wahrscheinlich früher, als er, dran muß; und, was sehr natürlich folgt, mit einer Art von Behaglichkeit spricht er die Worte: „ja, Mutter, es ist das allgemeine Schicksal!“ Aber plötzlich schreckt ihn in der Frage der Königinn, „warum „scheint es dir denn so außerordentlich?“ das Wort scheint, aus seiner Behaglichkeit, weil er fürchtet, man sey ihm mit seiner Trauermaske auf der Spur; und weil er ein Wortklauber ist, fühlt er sich beleidigt. Die Erinnerung an das falsche Wittwenspiel der Mutter und ihre Theilnahme an dem Thonraub regen seine Galle. Aber aus purem Respekt vor dem Purpur (obschon es ein gestohlner ist!) und Erwägung seiner jetzigen (Armensünder-) Lage verschluckt er seine Galle, und nimmt in dem „bey mir scheint nichts,“ die Trauermaske wieder vor. Indeß würgt sich, und zwar durch „ein Echo „der innern Kräfte“ die heruntergeschluckte Galle wieder herauf, und in der nämlichen Rede, nur etwas vermindert, versichtbaren sie die Worte: „es sind Handlungen, die man durch die Kunst nachmachen kann.„ In der Rede: „was ich innerlich fühle, ist über allen äußern Ausdruck,“

»druck«, faßt er sich abermals, und durch den Respekt vor dem Purpur gezwungen, in der »Presse seines Ehrgeizes« zu verharren, gewährt er die Bitte, in Dänemark zu bleiben, der Mutter, um den Befehlen des Königs nicht gehorchen zu müssen. (Was hat nun der Leser hier vernommen? Worte, Worte, Worte! Wo ist in Hamlets ganzem Auftreten eine Spur von Furcht vor der Macht des Thrones, vom scheu sich Versteckenwollen? worin und wo zeigt er in diesem Austritt eine Neigung zum Verstellen? wodurch wird es klar, daß seine Trauer über des Vaters Tod nur angenommen ist, und woher hat es der Wiener Seher, daß der Trauernde schon vor des Vaters Tode zur Verstellung geneigt gewesen, und es auf der Universität noch mehr geworden? Wo verräth er kalte, höfische Unterwersung? Daß seine Trauer nicht angenommen ist, daß sie sein Herz, wie sein Haupt, tief beugt, beweissen hingegen alle Aeußerungen des Königs und der Königinn. Der erste spricht von Wolken, die über ihm hängen, die Letzte von beständig gesenkten Wimpern, die den edlen Vater gleichsam im Staube suchen; selbst ihre trivsale Bemerkung von der allgemeinen Sterblichkeit zeugt deutlich, daß sie ihn tief von des Vaters Verluste ergriffen glaubt; und eben weil dieser Tod ihn so ganz der Schwermuth zum Raube giebt, fürchtet sie, wie der Königsmörder, daß er wohl die Art seines Hinscheidens ahne? sie können sich nicht überreden, daß er, wenn er den Vater nach dem allgemeinen Loose gestorben glaube, so untröstlich seinem Schmerz erliegen würde. Noch mehr, sie fürchten, daß durch diese auffallende Trauer die Höflinge selbst aufmerksam gemacht und zu ähnlichen Ahnungen hingeleitet werden können. Daher des Königs lange Deklamation gegen die Unmoralität des Hamlet'schen Schmerzes. Diese Ahnung im Hamlet zu schweigen, und ihr bey den Höflingen zuvorzukommen, kündigt er sich, zum Ersatz des Verlornen, als zweyten Vater des Verwaisten an, versichert, daß er der nächste an seinem Throne, das ist der, nächst ihm, Geehrteste, Geseyerteste, Geliebteste im Lande seyn soll. Von Versprechung der Thronfolge ist hier gar nicht die Rede; sie versteht sich von selbst, da von einer Matrone, wie die Königinn, kein neuer Erbe zu erwarten ist, folglich auch kein zweyter Kronkompetent ihm dieß Recht mehr streitig machen kann. — Und nun Hamlets eigne Reden: wer, der nur seinen gesunden Menschenverstand braucht, kann in ihnen höfische Unterwür-

sigkeit, scheue Furcht, Verstellungssucht wittern? Zeigt sich
die erste etwa in dem Beyseite: „a little more, than Kin,
„and less than Kind?“ oder die zweyte, in der Antwort:
„Nicht doch, mein Fürst, ich habe zu viel Sonne“ wenn
man ihn um die Wolken über seiner Stirn befrägt? in der er
so deutlich auf des Königs und der Königinn schnelles Freu-
denleben nach seines Vaters Tode anspielt? Vor lauter Lustig-
keit und Wohlleben hier, will er sagen, gehn mir die Augen
über. Gegen die Beschuldigung von Verstellungssucht und
Versteckensspielen zeugt vollends beynahe jedes Wort. Sein
einziges Bestreben in diesem Auftritt ist, seinen Schmerz
nicht laut werden zu lassen. Er ist ihm zu heilig, ihn durch
Worte oder Thränen vor so kalten, theilnehmungslosen Men-
schen zu entweihen. Nur auf seinem Gesichte steht der Kum-
mer seines Herzens, nur leise Seufzer machen ihn lautbar.
Höchst unglücklich ist daher die Zieglerische Deutung der Ham-
letschen Worte: „Ja, Mutter, es ist das allgemeine Schick-
sal!“ vermöge der sie der Ausdruck einer Art Schadenfreude
sind, daß auch sein Oheim, und wahrscheinlich früher als er,
daran muß. Der Tod des Vaters macht ihm die alltägliche
Bemerkung der Mutter wichtig. Nur zu wahr ist sie: sein
eigner Verlust bestätigt sie, und, tief sie empfindend, von
einem gepreßten Seufzer begleitet, bekräftigt er der Mutter
Sterblichkeitsspruch. Sein Blick kann sich also unmöglich
hier erheitern; vielmehr senkt er sich tiefer, als vorher. Die
Frage der Königinn: „warum es ihm denn so außerordent-
„lich scheine?“ erschreckt ihn daher auch nicht, sie giebt
durch die so natürlich geregte Erinnerung an ihr und des Kö-
nigs Scheinwesen seinem Schmerze Bitterkeit. Aber, über-
wältigt von der elegischen Natur seiner Trauer, blickt die-
se Bitterkeit nur noch leicht durch das „scheint? nein! es
ist, ich kenne keinen Schein!“ erst, als er durch die Be-
schreibung der äußern Zeichen des Schmerzes, ihren eignen,
gespielten Schmerz schildert, bricht seine Erbitterung sicht-
barer hervor, und sprechender noch, nicht vermindert
äußert sie sich, wenn er sagt: „dieß scheint wirklich; es sind
Handlungen, die man spielen kann.“ Aber wieder zu sei-
nem Schmerze zurückkehrend, geht seine Erbitterung auch wie-
der in die ihm jetzt eigenthümliche wehmüthige Stimmung
über. Beynahe, bis zu Thränen, weich, bricht er aus:
„Aber weit über allen Schein ist, was in mir vorgeht; je-
„nes sind nur der Schmuck und die Kleider des Schmer-
zes.“

zen." – So trägt denn diese ganze Scene den Charakter ei-
ner aufrichtigen Trauer, einer wehmüthigen über den Tod
des Vaters, einer bittern über den Leichtsinn der Mutter;
so soll hier keine Empfindung versteckt, nur vor profanen Au-
gen unentweiht erhalten werden. So gilt es hier keine Ver-
stellung, nur Nichtverlautbarung. Unter allen den ihn um-
gebenden Menschengestalten, sieht der Unglückliche auch nicht
einen, der würdig wäre, der Vertraute seines Kummers
zu werden. Peinlicher, niederdrückender wird dadurch sein
Schmerz. Fort will er daher aus dem Kreise dieser herzlosen
Menschen. Darum sehnt er sich wieder nach Wittenberg zu-
rück; und auch nicht der unwillkührlichste Ausbruch seiner
innersten Gefühle verräth, daß der Verlust des Throns die
Quelle seines Kummers ist, er gilt ganz und allein dem ge-
liebten Todten.)

Der k. k. Hofschauspieler fährt in seiner Zergliederung
fort, und entwickelt ein neues Talent: er kommentirt und
paraphrasirt Shakespeare. Man wird gleich hören, wie?
Es ist der schöne Monolog, oh that this too, too solid
flesh would melt, u. s. w. an dem der Paraphrasist und
Kommentator seinen Scharfsinn übt. Laut dessen erklärt er
die Worte: „o möchte doch dieß feste Fleisch zerschmelzen, zer-
„rinnen, und sich in Thau auflösen!“ durch folgendes, das ist:
Wär ich doch nicht so fest und stark an Fleische! wär ich
doch weicher und reizbarer an Nerven, mir durch Thrä-
nen Erleichterung zu verschaffen! In dem: „oder hätte
der Immerdauernde nicht sein Gesetz gegen den Selbstmord
gerichtet!“ sieht er bloße Erbitterung der Ohnmacht, die
sich bey heftiger Beleidigung nicht rächen kann, und ihn zum
Ekel gegen Welt und Menschen stimmt. Aus angebor-
nem Hange, sich alles schwärzer zu denken, scheint ihm die
Zeit, zwischen dem Tode des Vaters und der Wiederverhey-
rathung der Mutter noch kürzer, als zwey Monate, und
mit Entsetzen ruft er: „nein, nicht einmal so viel!“ Er sucht
nun alles auf, um die Mutter recht schlimm und den König
recht schlecht zu machen. Erregt dadurch zum Hasse gegen die
Mutter, wendet er plötzlich seinen Blick von diesen Verstel-
lungen ab, und, gegen sich selbst aufgebracht, ruft er: „laßt
michs nicht denken!“ Mit den Worten: „Gebrechlichkeit,
„dein Nam' ist Weib!“ entschuldigt er gleichsam seine Mut-
ter durch die angeborne weibliche Schwäche. Denn mit dem

Purpurmantel hat er ja nicht das schöne Gefühl kindlicher Liebe verloren. (Der weise Herr vergißt hier seine obige Behauptung, daß alle diese schönen Gefühle den bösen Eigenschaften seines Temperaments haben weichen müssen, und daß Hamlet den höchsten Grad der Verwilderung erreicht hat. Aber bey Sehern seiner Art, die vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen, muß man das nicht so genau nehmen.) Der gebildete Mensch, fährt er fort, nimmt nicht so leicht den hohen Grad menschlicher Verwilderung an, die anhaltend zu hassen oder gar zu verachten, die ihm das Leben gab. Indeß die Entschuldigung hält nicht lange Stich. Mutter oder nicht, sie hat sich mit des Vaters Bruder verheyrathet. Er will sie nicht mehr entschuldigen, und jede Entschuldigung auf ewig zu vertilgen, setzt er sie unter das vernunftlose Thier herab. Und warum ist sie durch diese Heyrath ein vernunftloses Thier geworden? weil sie ihm die Krone kostet; denn so erklärt der Herz- und Nierenprüfer Hamlet's: „mit „meinem Oheim verheyrathet! Mir, ihrem Sohn, den „Thron zu rauben, verübte (?) sie Blutschande und „heyrathet meines Vaters Bruder;" und das: „in einem „Monate, so rasch!" paraphrasirt er: ehe ichs vermuthen und Maaßregeln dagegen nehmen konnte!!! Er kommt nun auf den Verdacht des Brudermordes, wovon er jedoch die Mutter frey glaubt. Die Ueberzeugung spricht zwar aus ihm die Worte: „es ist nichts gutes!" aber seine Furchtsamkeit läßt sie ihn nur in den Bart murmeln; und das: „es kann nichts gutes werden" verräth, wie der Kommentator meint, religiöses Vertrauen auf das gerechte Wesen, das stets das Böse bestraft. „O brich, mein Herz," sagt er, weil er sich noch durch keine wohlthätige Thräne erleichtert fühlt, und setzt mit Unwillen hinzu: „denn ich muß „schweigen." (Man muß gestehen, so sinnreich ist Shakespeare wohl nie kommentirt worden. Aus lauter Derb- und Wohlbeleibtheit also, kann Hamlet nicht zu Thränen kommen? Die Härte und Stumpfheit seiner Nerven hindern ihn, sein Herz durch Weinen zu erleichtern? O des Sehers aller Seher! der Hamlet, der, nach seiner neusten Offenbarung, von nichts, als Haß, Groll, Thronenneid und Rachsucht, und mit Mordlust und Erbitterung vollgepfropft ist, jammert über Mangel an reizbaren Nerven? Er, dessen Gefühl hier in den weichsten, elegischsten Tönen ausbricht, kann sein Herz nicht erweichen, kann nicht weinen? Daß die lange zurück-

gehal-

haltenen Thränen hier wirklich hervorbrechen, daß sie in Strömen Hamlets Gesicht bedecken, daß sie ihn kaum reden lassen, ahnet dieser Durchunddurchschauer Shakespeare's auch nicht einmal von fern? Daß Hamlet hier nicht über Mangel an Thränen, sondern über das viel zu wenig für seinen gerechten Schmerz seufzt, kommt durchaus nicht in sein überkluges Gehirn? Sollte man nicht schier vermuthen, er sey selbst ein wenig zu wohl beleibt, und es geh' ihm, wie es, seiner Meinung nach, Hamlet ergehen soll, sein „zu festes und starkes Fleisch" seine allzufesten Nerven hindern ihn, sich in Hamlets gegenwärtige wahre Lage zu versetzen! Oder ist Rec. der Stumpfsinnige? nun so theile er seine Stumpfsinnigkeit mit zwey grossen Männern, Garrik und Lichtenberg. Dieser schreibt in seinen vortrefflichen Briefen über jenen (Vermischte Schriften, dritter Band, Seite 288.): „Die Thränen des gerechtesten Schmerzes für einen tugendhaften Vater, um den eine leichtsinnige Mutter allein keine Trauer, sondern kein Leid mehr trägt, zu einer Zeit, da die Schmarotzer noch schwarz tragen sollten, die unaufhaltsamsten unter allen Thränen, vielleicht, da sie bey einem solchen Kampf von Pflicht mit Pflicht die einzige Erleichterung sind, die sich ein rechtschaffenes Herz verschaffen kann, überwältigen Garriken völlig. Von den Worten: so excellent a King, geht das Letzte ganz verloren; man sieht nur an der Bewegung des Mundes, der sich gleich darauf fest und zitternd schließt, um den allzudeutlichen Ausdruck des Schmerzes durch die Lippen, der sich in's unmännliche ziehen könnte, zu hemmen. Diese Art, Thränen fallen zu lassen, die, mit der ganzen Last des Schmerzes, auch zugleich die männliche Seele zeigt, die unter ihr leidet, theilt sich unaufhaltsam mit — — Am Ende des Monologs, mischt sich gerechter Unwille mit seinem Schmerz, und einmal, da sein Arm heftig, wie mit einem Streich herunterfällt, um einem Wort im Unwillen Nachdruck zu geben, bleibt dieses unerwartet für die Zuhörer, von Thränen aufgehalten, aus, und kommt erst, nach einigen Augenblicken, mit den Thränen zugleich nach." So Garrik und Lichtenberg. Verzeiht mir Ruhmvolle Verewigte, daß ich euch neben diesem Wiener Hofschauspieler und Dramaturgen genannt habe, der mit jedem Fortrücken seines neuweisen Kommentars seinen Unberuf zum Dramaturgen und darstellenden Künstler ent-

wickelt. Wie? Erbitterung der Ohnmacht, die sich nicht rächen kann, spräche ich denn: or that the Everlasting had not fix'd etc.? Diese Ohnmacht hinderte seine Sehnsucht, sich aus seinem verwaisten, am Mitgefühle verarmten Leben Ausgang zu verschaffen, nicht Gefühl der Ungesetzmäßigkeit des Selbstmordes? Hilf Himmel, wie verkrüppelt muß ein Kopf seyn, der, was so gerad' ist, so schief sieht! Wie? nur die Erbitterung dieser Ohnmacht stimmt ihn zu dem Ekel gegen Welt und Menschen, die er in den Worten: God, o God, how weary, stale, flat and unprofitable etc. äußert? nicht der Leichtsinn, der den Tod des Gemahles so schnell vergessenden Mutter? nicht ihre eilfertige Vermählung mit dem zweyten Manne? von welchem Gefühle doch jede Zeile des Monologs ein Wiederhall ist? Angeborner Hang, alles schwärzer zu sehen, ließ ihn den Leichtsinn seiner Mutter so straffällig sehen? Angeborner? Wo ist davon in dem ganzen Trauerspiele auch nur die leiseste Andeutung? Und, was bedarf es hier überhaupt eines Hanges, schwarz zu sehen, wo die Sache so schwarz vor Augen liegt? Nicht nur trauert die Königinn nicht mehr um den verstorbenen Gemahl, sie hat ihn vergessen; und nicht nur vergessen hat sie ihn, auch schon durch einen zweyten ersetzt, binnen zwey Monaten! Darf er erst Züge aufsuchen, die sie in einer verächtlichen Gestalt darstellen? er findet sie leider! ihre Thaten sprechen. Und er soll im tiefen Gefühle dieser Thaten das Weib nicht gebrechlich sehen, das sich gebrechlich zeigt, und, wenn er es so sieht, in den Worten: „Gebrechlichkeit, dein Nam' ist Weib!" nicht Verachtung dieses Weibes; sondern nur Unwillen gegen sich selbst äußern, bloß, um die Mutter zu entschuldigen, die in diesem Augenblicke des gerechtesten und bittersten Schmerzes für ihn Mutter zu seyn, aufgehört hat? O wahrlich, theurer Offenbarungsmann, das Seherauge, mit dem Sie dieß zu sehen glauben, schielt ein wenig. — Ueber den sinnreichen Kommentar des: „so rasch!" kein Wort! Seine Schiefheit und Widersinnigkeit spricht sich von selbst aus. Das: „er ist nichts „gutes;" erstickt nicht Furcht; sondern Unwillen, und in dem: „es kann nichts gutes werden!" liegt keine Ahnung von göttlicher Strafgerechtigkeit; sondern das einfache Gefühl, daß so eine leichtsinnig, so blutschänderisch geschlossene Ehe sich durch sich selbst strafen muß. Eben so wenig wünscht Hamlet, daß sein Herz brechen möge, weil noch keine wohlthätige

ne Thräne das Herz erleichtert hat; sondern weil er, aus Mangel an Theilnahme, schweigen, das ist seinem Schmerze keine Worte geben darf.)

In der nun folgenden Scene mit Horazio, Bernardo und Marcellus — doch Rec. muß Zeit und Papier schonen. Also keine weitere Verfolgung dieser Zergliederung, Schritt vor Schritt! Nur hie und da noch Verweilung, um den Leser, wo möglich, mit der ganzen Fülle des Zieglerischen Scharfsinns bekannt zu machen. Die gegenwärtige Scene demnach nur von da an, wo Hamlet den Entschluß faßt, den Geist zu sehen. — Der Zergliederer giebt nun hier von der Feigheit, deren er Hamlet beschuldigt, einige Proben. Feigheit aber hat, wie er in der Einleitung seiner Offenbarung bemerkt, einen ganz besondern Charakter. Hamlet ist nämlich nicht, als Hamlet, nur als Prinz, dem Purpur gegenüber feig. Ob nun auch in diesem Auftritte nur der Prinz den furchtsamen Hasen macht, indem von einem Wesen die Red' ist, das ehemals den Purpur getragen hat? darüber läßt sich der Seher nicht aus. Genug, Hamlet faßt zwar in der Frage: „habt ihr die Wache heut?“ den Entschluß, den Geist zu sehen; aber Muth und Entschlossenheit sind seine Sache nicht. Er möchte sich lieber den schrecklichen Gang ersparen, wenn er so schon hinter das Geheimniß der Erscheinung kommen könnte. Aus Furcht also und Muthlosigkeit thut er alle die folgenden Fragen. Aber er hört nichts, wodurch er klüger würde, und wünscht, er wäre dabey gewesen, weil er dann nämlich das Schreckliche schon überstanden hätte. Endlich faßt er doch voll innerlichen Schauers, von seinem Verlangen, den Geist zu sehen, überwältigt, den Entschluß, mitzugehen. — Hier giebts wieder eine vortreffliche Umschreibung. Die schöne Shakespearesche Stelle: „Erscheints in meines edlen Vaters Bildung“ u. s. w. wird in gut Zieglerisch also übersetzt: wenn es meinem Vater gleich sieht, der mich stets geliebt hat: so hab' ich auch den Muth es anzureden; denn ich muß deß gewiß seyn, was ich ahne. Hierauf gebietet Hamlet, Horazio's Begleitern, Bernardo und Marcellus schweigen über die Sache aus Angst für seine Freyheit und sein Leben, und weil der Eigennutz viel Aehnlichkeit mit dem Medusenhaupte hat (das *tertium* comparationis behält der witzige Vergleicher in Petto); dann bestellt er sie auf die Terrasse.

rasse. (Ehe sich Rec. auf die nähere Beleuchtung der in dieser Scene Hamlet angeschuldigten Furcht und Feigheit einläßt, vorher noch die Bemerkung: daß Hamlet erst jetzt auf die Ahnung der Ermordung seines Vaters kommt. Vor dieser Nachricht von der Erscheinung des Geistes ist nirgends, weder in Hamlets Trauer, noch in seinen Aeusserungen auch nur der verlorenste Schimmer von einer solchen Ahnung sichtbar. Nur mit des Vaters Tod und der schnellen Vergessung desselben ist seine schwermüthige Seele erfüllt. Daher sein Erstaunen und seine Befremdung, bey Horazio's Erzählung. Läg' eine Ahnung dieser Art schon in ihm: so würde die Nachricht von der nächtlichen Umwanderung des Geistes ihm nicht so sonderbar scheinen; sie bestätigte dann diese Ahnung, und würd' ihn nur, als Vergewisserung seiner Vermuthung, beschäfftigen. So aber bringt sie ihn erst auf die Vermuthung. Eine so außerordentliche Begebenheit muß eine außerordentliche Ursach haben. Ohne eine höchst wichtige Veranlassung, verläßt kein Todter sein Grab. Eine alte Sage — wie Hr. Ziegler auch selbst bemerkt — hat ihn von Jugend auf belehrt, daß Ermordete, nächtlich umgehen. So kommt ihm die Ahnung. Aber, eben, weil ihm diese Ahnung erst jetzt kommt, hat er an die Erscheinung auch nicht gleich den vollen Glauben, den er haben würde, hätt' er sie schon gehabt. Sich von dieser Erscheinung zu vergewissern, und nicht, sich den Gang zu ihr zu ersparen, thut er nun alle die Fragen, den Geist betreffend. Zu erfahren, ob Furcht und Einbildung nicht die Erzähler täuschte, erkundigt er sich nach jedem besondern Umstand: „Ihr spracht „mit ihm?“ — „Geharnischt, sagt ihr?“ — „Vom Wirbel „bis zur Zeh?“ — „So saht ihr sein Gesicht nicht?“ — „Blickt er finster?“ — „blaß und roth?“ — „Sein Aug' „auf euch geheftet?“ — „Blieb es lang?“ — u. s. w. In allen diesen Fragen ist klar die Begierde sichtbar, theils zu erfahren, daß die Erzähler wirklich sahen, was sie gesehen zu haben, vorgeben, theils durch die Art, wie der Geist erschien, hinter das Warum? dieser Erscheinung zu kommen, und so seiner Vermuthungen, wenn auch nur ferne Bestätigung zu erhalten. Das Gewissere will er dann von ihr selbst hören. Nicht Furcht und Feigheit, nicht Vermeidung der Selbstprüfung geben ihm diese Fragen ein; nicht das Schrekken schon überstanden zu haben; sondern ihm schon zu wissen, was er jetzt nur ahnet, wünscht er dabey gewesen

zu

zu seyn. Und wahrlich, kein innerer Schauer kann ihm die entschloßne Rede eingeben, daß er mit dieser Erscheinung reden will, und „wenn auch die Hölle selbst ihn angähnen und „ihn ruhig heißen seyn sollte.“ Nur ein Sonntagskind, wie Hr. Ziegler — siehe die Oper dieses Namens — kann die Gespenster, Furcht und Unentschlossenheit sehen, welches Verlangen und der Entschluß, sich zu vergewissern, so deutlich in die Augen springen.)

Eine ungemeine Ausbeute Zieglerischen Scharfsinns giebt wieder die Entwickelung der Scene, in der Hamlet mit dem Geiste zusammentrifft. Auch hier muß er sich wieder der Furcht beschuldigen lassen. Sein Gang, sagt das Wiener Sonntagskind, ist vorsichtig, sein Schritt kurz, sein Ton wankend. Seine erhitzte Einbildungskraft giebt unförmlichen Schatten körperlicher Formen und Gestalten, und Furcht und Unruhe erregen in ihm das Gefühl einer grimmigen Kälte, wenn der ruhigere, herzhaftere Horazio nur eine strenge Luft empfindet. Aus Furcht frägt er, was die Glocke ist? der Geist erscheint. Hamlet wirft seinen Körper von der Erscheinung zurück. Mit vorgestreckten Händen, hervorgedrängten Augen, offnem Munde steht er da, die Zungenspitze hinter den Zähnen, mit zusammen gezogenen Speicheldrüsen und Sprachorganen. Dann stößt er den langangehaltenen Odem langsam wieder aus, und aus dem Schrecken wird abermals Furcht, aus der Furcht Angst. Die Furcht erhitzt ihn Hals und Mund, die Speicheldrüsen ergießen sich wieder, und er fängt an zu — schwitzen. Dann folgt das Gebet um den Schutz der himmlischen Mächte. Die Aehnlichkeit der Erscheinung mit der Gestalt seines Vaters giebt ihm Muth, und nach der Rede: „magst du ein seel'ger oder ein verdammter „Geist seyn, u. s. w.“ bekömmt er durch einen tüchtigen Schweiß über den ganzen Leib Haltung und Festigkeit des Tones. In den Worten: „ich will dich Hamlet, Va„ter, König nennen,“ liegt, außer dem ehrwürdigen Vertrauen, auch noch eine Schmeicheley, deren sich Hamlet aber in diesem Augenblick kaum bewußt ist. Das darauf folgende: „o antworte, daß ich nicht vergehe in Ungewißheit!“ erklärt der Tiefergründer, zum bessern Verständnisse der Leser und Schauspieler, durch: „Vater, ich sterbe, wenn du nicht „sprichst“. Die Frage „sage, was mags bedeuten, daß du „ein todter Leichnam“ u. s. w. thut er mit tragischer (?)

Neu-

gier. Der Geist schweigt und winkt, er will nur mit ihm reden. Hamlet versteht ihn, und macht Miene, ihm zu folgen. Man will ihn abhalten. Umsonst! Seine Furcht ist vorbey. »Was wäre denn zu fürchten?« u. s. w. So kann ihn nichts abhalten: »beym Himmel, ich mach ein Gespenst aus dem, »der mich abhält« ruft er, und strebt vorwärts. Hr. Z. will aber, daß Hamlet hier nicht sein Schwerdt ziehe; denn Horazio und Marcellus können sich ja nicht mit ihm balgen (?), da auch ihre Aufmerksamkeit auf den Geist gerichtet ist; und Hamlet könnte, wenn er das Schwerdt wirklich zöge, nicht nach einigen Sekunden, sie noch einmal mit dem »weg sag' ich!« abweisen. Auch würd er sich nicht, wie Sch. will, losreißen können, wenn er nicht darauf (es) vergessen hätte, daß er ein Schwerdt habe. Also, ohne das Schwerdt zu ziehn, folgt er dem Geiste. Auf dem Kirchhofe spricht dieser endlich; aber nicht mit Tönen der Ewigkeit, nicht mit einer Stimme vom Grabe her; sondern wie ihm im Leben der Schnabel gewachsen war. Warum? weil er, wie ein Mensch aussieht, und von Hamlet den Ton des Vaters hören muß, um ihm, als König und Vater, in den Worten: »ich bin schuldig zu hören,« den gehörigen Respekt beweisen zu können. In dieser Scene nun entblößt er sein Schwerdt um »raschgeflügelt, wie der Andacht und Liebe Gedanken zur Rache zu fliegen.« Denn, zieht Hamlet nicht erst hier das Schwerdt: so kann der Geist auch nicht sagen: »so bist du, »wie ich dich haben will!« u. s. w. (Welche Querscherey! Hamlets Furcht in dieser Scene ist schlechterdings ein Produkt der Ziegierischen Sonntagskindnatur, die Gespenster sieht, wo alles ganz natürlich zugeht. Nicht aus Furcht friert ihn, die kalte Nachtluft erschüttert seine Glieder; und nicht er allein, auch seine Begleiter empfinden Frost; denn Horazio's »es ist eine schneidende, strenge Luft« (a nipping and eager air) sagt nicht weniger, als Hamlets: die Luft geht »scharf, es ist recht kalt« (the air bites shrewdly; it is veri cold!) Schon darum nun kann Hamlets Schritt nicht vorsichtig und kurz seyn, kein Mensch, den friert, geht so, sondern rasch und flink. Aber auch sein Verlangen, seine Sehnsucht, die Bestätigung der ihm geschehenen Erzählung zu erfahren, hinter das ihn erwartende Geheimniß zu kommen, lassen ihn nicht bedächtlich einher treten; sondern beleben, beflügeln seine Schritte. Durch den kurzen Athem, vom schnellen Gehen, wird daher sein Ton wankend, nicht durch Furcht, und

nicht,

nicht, weil er sich fürchtet, weil er die Zeit nicht erwarten kann, fragt er nach der Uhr. — Gegen die Art, wie Hr. Z. Hamlet vor der Erscheinung des Geistes zurückstürzen und erstarren läßt, ist nichts zu erinnern. Es sind wirklich die Symptomen des Entsetzens, die er schildert, und das Gemälde hat Wahrheit. Der vertrocknete Gaumen, die fließenden Speicheldrüsen und das Schwitzbad hätten indeß füglich daraus wegbleiben können. Ein speichelkauender und schwitzender Hamlet ist ein ekelhaftes Bild. Furcht und Angst schwitzen freylich; aber — und für darstellende Schauspieler schreibt der Zergliederer doch — auf dem Theater müssen sie nicht schwitzen. Ein tragischer Held auf der Bühne, dem der Schweiß das Gesicht bedeckt, giebt ein widerwärtiges Schauspiel. Garrik wenigstens schwitzte nicht, obgleich nach Lichtenbergs Berichte, (Vermischte Schriften, dritter Band, Seite 171 und 172.) physiologisch und psychologisch nichts wahrer und ergreifender seyn kann, als seine Darstellung dieser Scene. — Aber in ihr war auch nirgends Furcht sichtbar, wie sie denn auch hier gar keine Rolle spielt. Selbst das Gebet: »Engel und Diener der Gnade, beschützt uns!« es ist nicht Gebet um Schutz gegen irgend eine Gefahr, die Hamlet von dem Geiste fürchtet; sondern um Stärke, den außerordentlichen Anblick ertragen zu können, der seine ganze Natur mit unwillkührlichem Schauern erfüllt, und mit Gedanken erschüttert, die die menschliche Natur nicht fassen kann. (with toughts beyond the reacher of the soul.) Nur durch ihre Außerordentlichkeit, nicht durch sich selbst, regt diese Erscheinung sein Entsetzen. Es ist ja wirklich die verheißne Gestalt des geliebten Vaters, kein schreckendes, drohendes Ungethüm. Und eben der Anblick dieser theuren, verehrten Gestalt überwältigt bald den Eindruck ihrer Außerordentlichkeit. Bald bemächtigen sich seines Herzens alle Gefühle des Vertrauens, der Liebe und des Anschließens, machen es sanfter, gehaltner schlagen, und nur die Wiederkehr des theuren Verstorbenen beschäfftigt seine Seele. Er nennt ihn mit allen den Namen, mit denen er ihn ehemals zu nennen gewohnt war, die ehemals sein Herz mit Lieb' und Ehrfurcht gegen ihn erfüllten. Worte der Liebe, nicht Worte der Schmeicheley sind diese Ergießungen; (einem Geiste schmeicheln, welche Absurdität!) und nicht das Schwitzbad giebt seinem Tone Festigkeit und Haltung; sondern sein sich Wiedersammeln von dem ersten Entsetzen, seine Sehnsucht nach der Enträthselung

des

des Geheimnisses. Nach ihm frägt und forscht er. Da der Geist nicht reden will und ihm winkt: so ist er sogleich entschlossen, ihm zu folgen, und das nicht, weil seine Furcht nun vorüber ist, er hat nie Furcht empfunden. Man frägt nicht so gefaßt und zusammenhängend, wie Hamlet frägt, wenn man angst ist, ja vor Angst schwitzt. Wie kann ein Mensch sich fürchten, der sein Leben nicht achtet, dem es um eine Stecknadel feil ist? der der Hölle offnen Rachen, (thoug hell its elf should gape!) einen Geist der Verdammniß (bethon a spirit of health, or goblin *damn'd*!) nicht scheut, und alles wagt, um alles zu gewinnen? — Wie natürlich nun, daß er in dieser Stimmung, von seiner Ungeduld, dem Geiste zu folgen, und seinem Zorn über die ihn daran hindernden Begleiter überwältigt, das drohende »by heaven i,ll make a ghost of him, that lets me« mit herausgezogenem Schwerdte begleitet. Garrik — mit Shakespeares Geist doch wohl ein wenig vertrauter, als der k. k. Hofschauspieler — muß es auch so gefunden haben; denn, wie Lichtenberg in seinen schon mehrmals angeführten Briefen erzählt, »reißt er sich mit großen Heftigkeit los, und zieht mit einer »Geschwindigkeit, die einen schaudern macht, den Degen gegen sie: by heaven i'll make a ghost of him, thats lets »me, sagt er. Alsdann legt er den Degen gegen das Ge»spenst aus: Go! i'll follow the.« Der Meister, Falk, zu Wien indeß meint, Horazio und Marcellus, — man bemerke, daß das Witz seyn soll! — könnten sich hier nicht balgen, weil auch ihre Aufmerksamkeit auf den Geist gerichtet sey; als ob es ihnen, ohne rasend zu seyn, einfallen könnte, einem so exaltirten Menschen — wich waxer desperate whit imagination — noch ferner Widerstand zu leisten. Es ist gegen alle Natur der Situation, nicht sogleich los zu lassen, da sie ihn so außer sich sehen. Auch sagt Hamlet sein abermaliges »weg sag' ich!« nicht erst nach einer Sekunde, sondern gleich mit dem Uebrigen zusammen; denn alles ist ein Moment, rasches Streben, los zu kommen. Noch eh' er das Schwerdt zieht, hat er sich schon losgerissen — denn Sch. setzt sein »brea King from him« vor das Ziehen des Schwerdtes. Womit sollt' er sie denn auch zum Gespenst machen wollen, wenn er das Schwerdt nicht zöge, es vergessen hätte, daß er eins habe? — Noch leichter, als hier die Gründe, warum er das Schwerdt nicht ziehen soll, ist der, warum er es erst auf dem Kirchhofe bey den Worten: that i with

wings,

wings, as swift etc. ziehen soll, weil der Geist sonst nicht sein »i find thy apt!« sagen könnte. Wie blödsinnig sich doch das Wiener Sonntagskind diesen Geist denkt, daß ihm Hamlets Worte nicht genug sind, daß er erst des blanken Schwerdts bedarf, um seines Sohnes rachglühenden Geist zu erkennen. — »Rest, rest, perturbed spirit!« möchte man ihm mit Hamlet zurufen, gieb dein Zergliedern Shakespears auf, verstörter Geist! Denn wahrlich, der Geist, mit dem er zergliedert, ist sehr verstört. Eben so sehr offenbart sich diese Geistesverstörung in dem Gebote, daß der Geist seine wahrhafte Sprache der Ewigkeit und der andern Welt, mit der er sein »my hour is almust come etc.« beginnt, mit der er die schauerliche Beschreibung seines Zustandes nach dem Tode giebt, in seinen ehemaligen sterblichen Tönen ausdrücken, in seiner auf Erden ihm gewöhnlichen Konversationsmanier führen soll, (die doch wahrhaftig ungeheuer mit dem, was er sagt, und wie er's sagt, kontrastiren, und durchaus alle Täuschung für den Zuschauer, daß wirklich ein überirrdisches Wesen spricht, aufheben würden) bloß, das mit Hamlet den Vater in ihm erkennen, und, als Vater und König, ihm gehorchen könne. Als ob er dazu erst des Konversationstons bedürfte, als ob es ihm nicht des Geistes Gestalt, die Enthüllung des furchtbaren Geheimnisses nicht schon laut und deutlich sagte? Ja, gerade nur diese Töne der Ewigkeit u. des Grabes, die nicht von Welt sind, müssen seine Einbildungskraft noch mehr entzünden, seinen Glauben an die ihm mitgetheilte Offenbarung noch erhöhen, ihn noch lebendiger, theilnehmender ergreifen. Darum noch einmal: rest, rest, perturbed spirit! keine Zergliederung mehr!)

Rec. überschlägt mehrere Seiten dieser neuesten Offenbarung über Hamlets Verhältniß mit Ophelien und Güldenstern, und beschränkt sich bloß auf die Beschuldigung der Heimtücke, der Niederträchtigkeit und Feigheit, durch die dieses Erzwunder vom physiologischen und psychologischen Zergliederer eine der schönsten Shakespearischen Charakterdarstellungen zu einer Karrikatur seiner Mache umpfuscht. Einen neuen Beweis dieses Pfuschhandwerkes giebt seine Entwicklung des Monologs: »o what a rogue and peasand slave i am« etc. Der Leser erinnere sich, daß Hamlet kurz vorher den Hofpolitikus, Polonius und den lauernden, spionirenden

Güldenstern mit Ernst und Spott abgefertiget hat; daß er durch die angekommenen Komödianten, auf die Idee, ein Schauspiel zur Gewissensfalle des Königs zu machen, gebracht, und durch die Darstellungsprobe eines der vorgeführten Schauspieler sehr lebhaft bewegt worden ist. Endlich allein, läßt er den lang zurückgehaltenen, ihn bestürmenden Gefühlen freyen Lauf. Hier fingert nun — denn seine Finger sind die eigentlichen Zergliederer — der Wiener Herz- und Nierenprüfer, wie folgt. — Von dem Könige auch seines Jugendfreundes, Güldensterns, — nämlich dadurch, daß er ihn zu einer Hoffkreatur umgestempelt — beraubt, bricht Hamlet nun in die niedrigsten Schimpfwörter gegen den Räuber aus, und geht im Gefühle seiner Feigheit bis zur Selbstverachtung über. Selbst die Stelle: »Am i a coward? who call's me »villain?« etc. die dieser Beschuldigung so offenbar widerspricht, ist dem Seher nur ein kahler Versuch zur Selbstentschuldigung. Er macht sich durch sie nur etwas weiß, sucht sich durch sie nur zu überreden, daß er bloß, um seiner Sache erst gewiß zu werden, bloß um des Königs Gewissen zu fangen, den Komödieneinfall habe. Aber in eben dem Augenblicke ertappt er sich wieder auf seiner Feigheit, er fürchtet sich in den Worten: »The spirit, that i have seen may be a devil« etc, vor dem Gott sey bey uns! und das: i'll have grounds more relative, than this; heißt zufolge der Zieglerischen Auslegung: obschon ich vom Gegentheil überzeugt bin, obschon ich wünsche, der Geist habe nicht gelogen: so will ich doch, da ich den Muth nicht habe, dem Gemahle meiner Mutter, dem von einer Nation anerkannten Könige das Schwerdt in die Brust zu stoßen, ihn wenigstens durch eine Komödie martern. Dieß Vergnügen hat er denn auch, und, damit zufrieden, läßt er sich getrost nach England schicken, und rächt sich an Güldenstern und Rosenkranz auf eine so unedle, heimtückische als feige Art. (So Ziegler. Nun nehme der Leser Shakespeare zur Hand. Was thut Hamlet da? Bricht er, so bald er sich allein sieht, in Schimpfwörter gegen den König aus? Mit nichten! Der Schauspieler, der ihm eine Probe seines Darstellungstalentes gab, beschäfftigt ihn. Dieser Mensch, durch eine bloße Dichtung, durch einen Traum der Leidenschaft gereizt, wird blaß, hat die Augen voll Thränen, geräth in Bestürzung, spricht in gebrochenen Tönen, um nichts, für ein eingebildetes Wesen; und er, von einem wirklichen Schmerze, von Wahrheit aufgefordert, er, der Sohn

eines

chen Vaters, der seines Lebens und seines Eigenthums beraubt wurde, schleicht und träumt, und seine ganze Thätigkeit ist milzsüchtige Schwermuth? Dieser Anblick seiner Schlaf- und Dumpfheit empört ihn, erbittert ihn gegen sich selbst, und in dieser Erbitterung nennt er sich, einen trägen, durch Trübsinn an Muth ermatteten (muddy me ettled) Schurken. Aber ein schnelles Selbstgefühl sagt ihm, daß dieser Name seine Natur nicht brandmarke. Nicht Feigheit (Am i a Coward?) macht ihn so thatenlos. Wer darf ihn Schelm heißen, den Kopf zerschlagen, ihn in's Antlitz Lügner heißen? Nur sein Taubenmuth, sein Mangel an Galle haben seine Thätigkeit erschlafft. Der Hofschauspieler in Wien nennt dieß eine ungereimte Entschuldigung. Wo steckt das Ungereimte? Ist ein weicher, sanfter Charakter denn gleich ein memmenhafter? Taubenmuth durchaus Feigherzigkeit? Hat es nie Männer gegeben, die Löwen auf der Sturmleiter, und in menschlichern Verhältnissen fromm und lenksam wie Kinder waren; Männer, die jede Beleidigung mit Blut abwuschen, und doch von den zartesten Gefühlen der Gatten- Vater- und Kindesliebe überflossen? Hat tiefer Gram nie einen muthigen Geist entmuthet, niederbeugende Schwermuth nie Willen und Vorsatz abgespannt? anhaltender, verzehrender Herzenskummer nicht schon manchmal die reizbarsten Gemüther entnervt, und Galle in Milch verwandelt? Wenn nun Hamlet sich, als einen solchen Taubenmüthigen, als einen so der Galle Mangelnden erkennt; charakterisirt er sich deßwegen als einen Feigherzigen, der ungereimt seine Feigheit bemänteln will? Und erscheint er sich nicht mehr als ein solcher der Gall Entfremdeter; als er es wirklich ist? Und nur im Kontraste mit dem von einer bloßen Dichtung so außer sich gesetzten Schauspieler, indeß ihn die Wirklichkeit noch nicht weiter als bis zum Entschluß der Rache hat kommen lassen? ihn von Höll' und Himmel zur Rache aufgefordert? Nur durch diesen Kontrast sieht er sich muthloser, ungereitzter, als er ist. Denn in eben dem Augenblicke, der ihm sein Ich so verstellt, strömt die Galle, an der es ihm zu fehlen scheint, mächtig über. Jetzt ergießt er sich in Schimpf und Zorn gegen den König, und nicht, weil er ihm den Hofschranzen Güldenstern abspenstig gemacht hat; weil er ein kuppleriſcher, wollüstiger, mörderischer Bube, seines Vaters Mörder ist. Diese Ergießung seiner Galle spornt und entflammt ihn zur That. Den Anfang will er mit der Prüfung durch ein Schauspiel machen. Er hat so

eben gesehen; was dadurch bewirkt werden kann. Ist der König des angeklagten Mordes schuldig: so muß ihn sein Gewissen bey der Vorstellung einer ähnlichen Handlung verrathen, und dann weiß er gewiß, daß der Geist, der ihm in der Gestalt seines Vaters erschien, nicht gelogen, daß ihn kein Blendwerk der Hölle betrogen hat. Der Glaube an die Möglichkeit eines solchen Blendwerks ist keine neue Sichertappung auf Feigheit oder ein Kunstgriff, eine schon in ihm wohnende volle Ueberzeugung zu verläugnen, damit er nur einen Vorwand habe, seinen prinzlichen Hals zu wahren; er hängt mit seinen religiösen Vorstellungen zusammen, und ergiebt sich aus seinen sittlichen Gefühlen. Ein aus der Ewigkeit zurückkehrender Geist glüht Rache, dürstet nach Blut, fordert zu Rach und Mord auf. So ein Geist erscheint, seinem religiösen Glauben nach, entweder als Repräsentant der rächenden Gerechtigkeit, oder, als Geist des Verderbens. Als erster soll er das Verborgene an den Tag bringen, dem verhehlten Mord eine Zunge geben, daß sie Maaß für Maaß fordre. Der Mord hier ohne Zeugen verübt, konnte auf dem natürlichen Wege nicht offenbar werden, die Vorsehung bedient sich daher, zu seiner Enthüllung, übernatürlicher Mittel. So sanktionirt sich die Rache fordernde Erscheinung gleichsam, und entsündiget den Mord, den sie befiehlt. Aber dieser Geist kann, seinen religiösen Vorstellungen gleichfalls gemäß, auch ein Blendwerk der Hölle seyn, kann spuken, zu einem Verbrechen zu reizen, statt es zu rächen. Zwar hat er alle Kennzeichen, daß er sey, als den er sich repräsentirt; aber oft schon nahm, das Menschenherz zu verführen, der Geist des Verderbens eine trügliche, täuschende Gestalt an? Eh' er also der ihm geschehenen Mahnung folgt, soll diese Erscheinung sich ihm noch höher beurkunden. Zu dieser höhern Beurkundung soll ihm des Königs Gewissensprüfung durch das entworfene Schauspiel dienen. Enthüllt dieß den angeblichen Mörder, dann bleibt ihm kein Zweifel mehr, er hat den Geist seines Vaters gesehen, und die That, zu der er ihn auffordert, ist keine verderbliche, sondern Handlung der Gerechtigkeit. Wo bleibt nun in diesem Monologe die angeschuldigte Feigheit, wo der prinzliche Respekt vor dem Purpur? wo Hamlets erbärmliche Schadenfreude, sich mit den Gewissensmartern des Mörders eine Kurzweil zu machen, dem er, die Gurgel zuzudrücken, nicht den Muth hat? — Alles ist Zieglerisches Hirngespinst, totale Schief- und Queerseherey.

— — Was

— — Was die Ueberlieferung der feilen Höflinge an das englische Mordmesser betrifft: so nimmt Hamlet hier nur Zahn um Zahn. Demselben Mordmesser soll er durch sie ausgeliefert werden. Gesetzt auch, Güldenstern und Rosenkranz wissen, wiewohl sie ihn aus dem ganzen Benehmen des Königs ahnen können, nichts von dem Mordanschlage, Hamlet hat alle Gründe, sie dessen kundig, folglich für Helfershelfer zu halten. Wenn er nun hier das quid pro quo spielt: so bezahlt er nur Tücke mit Tücke, und sie empfangen, als Meuchelmörder — denn der Hehler ist so gut, wie der Stehler — was ihre Thaten werth sind. Wenn der rächende Rollenumtauscher daher zur Entschuldigung seiner Handlung sagt: *they* did make love to this employment; they are not neur my conscience; their de feat doth by their own insinuation grow; wer kann sagen, er handle niederträchtig und heimtückisch? Er verkauft nur Mörder, die ihn verkaufen wollten. Es wäre edler gewesen, sich zu retten, und sie ihrem Schicksale zu überlassen? aber ist Rache, weil Nichtrache edler, ist, darum niederträchtig, und mit demselben Maaße messen, wiedermessen Heimtücke?)

Weiter. Neue Raritäten! Der k. k. Hofschauspieler hat ausgegattert, daß das projektirte Prüfungsschauspiel dem dänischen Kronprinzen bald darauf gewaltige Kopfschmerzen, und ihm mehr für seinen, als des Oheims Hals, bange macht. Wird dieser nämlich durch den eingerührten tragischen Brey zum Vatermörder gestempelt: so muß Se. Hoheit ihm sogleich auf den Hals, ihn niederstoßen. Aber wie steht's dann um sein Prinzenleben? Entweder des Königs Garden hauen ihn zusammen, oder er muß vor ein förmliches Gericht und seinen Mord vertheidigen. Und wie d, s? Er hat für die Ermordung des Vaters durch den von ihm Erwürgten keinen Beweis, als des Geistes Aussage, und Horazios und Marzellus Zeugniß, daß ihm der Geist wirklich erschienen. Wird er damit durchkommen? Wenn nun nicht? So wackelt sein eigener Kopf. Da haben wir denn das alte Furcht und Angstspiel. Je näher die Stunde des projektirten Schauspiels rückt, je kleiner wird Sr. Hoheit das Herz, und diese Herzens- und Todesangst, nicht, wie man bisher glaubte, schwermüthig raisonnirende Geistesstimmung, veranlasset den berühmten Monolog: to be, or not to be etc. Wankend, nicht feyerlich, langsam einherschreitend, tritt er auf; nicht mit sinnendem, mit ängstlich starrem Blicke; nicht mit dem Ernste der Betrachtung

in seinen Gesichtszügen, mit schlappen Muskeln, herunterhängenden Lippen und geöffnetem Munde. (Also völlig, wie ein aus lauter Angst dummer Junge?) Er sieht die Garden schon mit geschliffenen Schwerdtern über sich herfallen, oder den Richter mit kalter Miene über ihn, als Königsmörder, das Todesurtheil sprechen. So wird denn nach der höchst nagelneuen Entdeckung dieses höchstnagelneuen Shakespearsergründer dieses to be, or not to be, ein verzweifeltes Grübeln über Leben und Tod, nicht, weil Hamlet sich selbst das Leben nehmen will; sondern in sofern er durch die Ermordung des Vatermörders sich den Tod von fremden Händen zuziehen kann! So producirt denn der Monologist eine gräßliche (?) Aengstlichkeit in seinem Blicke, grimassirtes Lächeln, erstarrte, und vom Krampf zusammengezogene (?) Seelenkräfte; fürchterliche (?) Heiserkeit, Zagen und Zittern, Berufverengung, und alle möglichen Symptome der Furcht vor dem ihm drohenden Tode. Nur sagt Herr Z., weil er ein unglückliches Ende der von ihm projektirten Komödie ahnet, das Richterschwerdt sich auf dem Nacken glaubt, das Rächergift schon in seinen Adern spürt, raisonnirt er über Seyn und Nichtseyn, und ist nur darüber ungewiß, ob es sich abschlachten lassen, oder dem ihm drohenden Mordmesser sich widersetzen soll? Bedarf die Widersinnigkeit dieser Hypothese erst noch erwiesen zu werden? Jede Zeile des Monologs straft sie Lüge. Nur ein so Erz- und General-Sonntagskind, wie dieser Meister Ueberklug, kann alles so auf den Kopf stellen, und sich einbilden, er seh' es in seinem wahren Standpunkte.

Rec. muß hier abbrechen. Welches Geistes Herr Ziegler, als Dramaturg ist, hat der Leser bereits hinlänglich ersehen. Nun noch einige Pröbchen, wie es als Stylist um ihn steht.

Seite 15 dieser scharfsinnigen Zergliederung wird von Hamlet gesagt: daß er seinen Glauben an Menschenwerth verloren, und so ein Menschenfeind geworden, und Hr. Z. setzt hinzu: »Wer kann es einer Schnecke verdenken, daß sie sich »in sich selbst verkriecht, wenn sie an ihren empfindlichsten »Theilen so oft und empfindlich verwundet wird?« Seite 19 heißt es von Hamlet, als er seine Furcht vor der Macht des Throns unter der Maske des kindlichen Kummers verbergen will: »obgleich der Vulkan (Hamlet nämlich) keine Ströme

»feu-

»feuriger Lava ergießt: so zeigt doch sein stilles Dampfen, daß »verderbende Stoffe in ihm gähren.« Seite 21 soll Hamlets ehrgeizige Seele »in Blicken von Furcht, aber auch von »Unwillen tönen,« (tönende Blicke?) Seite 23 bricht bey ihm »der Dampf des lange zurückgehaltenen Unwil»lens, des Hasses und der Erbitterung aus dem Kra»ter des Vulkans; aber, ohne den eigentlichen brenn»baren Stoff zu mindern.« Seite 41 »schnauben in »ihm Blick, Ton und Bewegung nach Rache.« Seite 45 »fühlt er das Herannahen seiner gänzlichen organischen Er»schöpfung.« Seite 47 »schießt seine Rache, wie ein er»grimmter Eber auf den Oheim los.« Seite 52 giebt er seinem Freunde, Horazio, einen »Vorgeschmack von dem »Morde,« den er ihm in der Folge vertraut. Seite 76 »brei»tet eine rabenschwarze Ungewißheit ihre bleyernen Fit»tige über ihn.« Seite 96 wird er »ein ergrimmter Igel »genannt, der seine Stacheln zurückzieht.« Seite 118 »krümmt sich Güldenstern unter den Riesentritt des »verrathenen Freundes.« Seite 125 macht Hr. Z. die große Entdeckung, daß die Königinn, »deren physische Na»tur durch das Gift in gräßlichen Konvulsionen ringt, in den »letzten Sekunden ihres Lebens nicht mehr die verliebte »Matrone; sondern die zärtliche Mutter ist!!! — Doch sapienti sat.

Rf.

Konradin. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Adolph Bergen. Königsberg, bey Göbbels. 1803. 358 S. 8.

Die tragische Geschichte Konradins von Schwaben, der schon als sechzehnjähriger Jüngling ein schreckliches Opfer päpstischer Intriguen und politischer Ränke wurde, ist schon von mehreren deutschen Dramatikern, und noch neuerlichst vom Herrn Werthes nicht unglücklich bearbeitet worden. Auch ist der Stoff des Faktischen selbst so interessant und rührend, und der Geist damaliger Zeiten für den Dichter so auffordernd und gehaltreich, daß das Lebensende des letzten Hohenstaufischen Fürsten sich ganz zu einer tragischen Darstellung zu eignen scheint, — obgleich Konradins unreife Jugend über-

haupt dem Gemälde eines Helden und selbstständig : gro: ßen Mannes sehr im Wege stehen dürfte. Der Verf. des gegenwärtigen Stücks hat unstreitig mehrere Parthien seines Trauerspiels mit Haltung und Kunstgefühl ausgezeichnet, und einzelne Charaktere, z. B. der schwachen und rachsüchtigen Königinn, des furchtsamen Karls von Anjou, des niedrigen Frangipani, und mehrerer Seiten des edelmüthigen, aber zu: gleich höchst unvorsichtigen und mit seinem eigenen Herzen spie: lenden — Friedrichs von Oesterreich sind richtig aus der mensch: lichen Natur herausgehoben, — nur Schade, daß die modi: ge Jambensucht auch diesem Stücke eine gewisse Härte und Frostigkeit ausdrückt, welche der gefälligen Wirkung des Gan: zen sehr hinderlich ist, — zumal da die Diktion des Verf. nicht immer ein schönes und kunstreiches, sondern oft ein ganz gewöhnliches Alltagskleid trägt. Selbst unter den gereimten Versen kommt S. 249 der sehr unnatürliche vor:

»Ich höre, Theuren! eure Seufzer girren.«

Der Held der Geschichte, Konradin selbst, forderte billiger Weise die Kunst des Dichters am meisten auf, und dieß Gemälde verräth auch wirklich die meiste Arbeit des Künstlers. Allein auch dieser Charakter bleibt sich nicht immer gleich. Die Hoff: nungen des Jünglings erscheinen unpsychologisch hie und da schwächer, als sein Muth im Unglück, und da, wo er einiz germaßen mit lebendiger Schnelligkeit seine Plane verfolgen sollte, bleibt er ruhig und unentschlossen. Seine Harangue an den elenden Frangipani ist schwülstig und zwecklos. Zur Probe nur ihr Schluß, S. 217.

„Ich bitte, siehe! —
Wie über Wolken dort sein hohes Haupt
Dir drohend, der Vesuv erhebet; ringelnd
Wallt jetzt ein leichter Rauch aus ihm empor.
Noch winkt er freundlich dir; doch wenn im Innern
Er wüthend auskocht, daß die Flur erzittert,
Und im Erbeben sich der Abgrund öffnet;
Wenn er nun Dämpfe schnaubet, glüh'nde Asche
Und ausgebrannte Steine, wie vom Himmel
Ein Feuerregen, auf dein Schloß ergießet;
Wenn er nun übersprudelt, Flammenfluth
Herabe hin auf deine Schlösser stürzet: —
Mensch! wird es dann nicht aus dem Abgrund dir
Aus Feuersäulen und aus Flammenfluthen
Laut ins Gewissen donnern: Konradin!“ —

Fran:

Frangipani antwortet hierauf kalt, aber vernünftiger, als der junge Held:
»Die Malerey ist schön. Doch wohne ich
»So lange hier, und merkte nichts von allen.«

Auf einen Theil seiner Erfindung hat der Verf. eine rühmliche Sorgfalt gewandt, — nämlich auf die Zeichnung der wetteifernden Freundschaft zwischen Konradin und Friedrich von Oesterreich. Hier erscheinen die beyden jungen Krieger in ihrer liebenswürdigsten Gestalt, und die Leser werden dadurch für so manchen anhaltenden Frost mehrerer Stellen, und für allerley unnöthiges Schlachtgetümmel entschädigt. Freylich kann hier kein Posa und Don Carlos erscheinen; aber es erscheint etwas Aehnliches, und etwas Herzerhebendes, — ohne den glänzenden Pomp der Sprache und Philosophie, womit Schiller seine Helden ausrüstet, und ohne die sentenzlöse Rhetorik, die Werthes seinem Konradin in den Mund legt. — Schöner und edler würde Herr Bergen das kraftvolle Bild des Freundes in der Person Friedrichs von Oesterreich gezeichnet haben, wenn er ihn nicht in diesen flatterhaften und leichtsinnigen Charakter eingewickelt hätte. Es thut dem Leser einigemal weh, daß der muthige Konradin so leicht über die Fehler seines Freundes hinweg sehen kann, und daß er ihm auch das Unverzeihliche vergiebt. — Uebrigens hat der Vf. keine Mühe gespart, das Interesse der letzten Entwickelung des Stücks durch die Multiplikation schnell aufeinander folgender Begebenheiten zu spannen, und endlich die Leser gleichsam parforce zu rühren; oder, was oft nach dem Gesichtspunkte der Dramatiker einerley ist, zu erschüttern. Dahin gehört unter andern die unerwartete Ankunft der Herzoginn von Baiern, Konradins Mutter, in seinem Kerker, — des Blutrichters Bowi Ermordung durch Friedrich von Oesterreich — die Wuth der Königinn gegen ihren Gemahl, daß er den von ihr heimlich geliebten Friedrich auch hinrichten lassen, und die Nachricht von der Todesgefahr, worin in diesem Augenblick Karls eigner Sohn schwebt, — wodurch der Verf. die Rache des Schicksals wegen Karls Vergehungen dokumentiren wollte. Wir können diese Kunstgriffe, — die Rührungen der Leser zu bewirken, oder nach dem Sinne einer andern aesthetischen Schule, das Kraftgefühl der Leser und Zuschauer zu heben, — nicht gerade mißbilligen. Der Dramatiker hat die Unendlichkeit der Kunst gleichsam in seiner Gewalt, um sie auf einzelne Darstellungen und Fata nach Gefallen zu

einem Kunstgebilde einzuschränken. Allein es ist auch wahr, daß die Anhäufung des Tragischen, wenn es sich durchkreuzt, die reine Wirkung des höchsten Kunstzwecks hindert, — und den Leser und Zuschauer wie auf einem Meere nur ängstlich hin und her schaukelt, wobey er natürlicherweise kein reines Bewußtseyn der dargestellten Kunst behalten kann.

Sm.

1. Theudelinda, Königinn der Longobarden. Romantisches Drama in fünf Akten, von Friedrich Schlenkert. Leipzig, bey Junius. 1803. 22½ B. 8. 1 Rh. 12 gr.
2. Der Seeräuberkönig, ein historisch-romantisches Schauspiel in fünf Akten, von Ernst Borgschein, Verfasser des Schauspiels: das Harfenmädchen. Regensburg, bey Montag. 1803. 8 B. 8. 10 gr.

Die Verfasser der beyden obenstehenden Schauspiele lassen sich füglich mit einander und zugleich beurtheilen. Schon in dem Talente — man les' ihre Romane! — ihr Thema zu verwässern oder ganz und gar zu verhunzen, sind sie einander auffallend gleich, in Rücksicht ihres Berufs zur dramatischen Dichtkunst aber ähneln sie sich wie ein Ey dem andern. Beyde darben ganz und durchaus an aller Darstellungsgabe; beyde kennen Welt, Menschen, Leidenschaften und Sitten so wenig, als sich selbst; (denn kennten sie sich, diese ihre Geistesgemächte wären unpublicirt geblieben;) beyde haben von der Kunst, dramatische Charaktere zu zeichnen, auch nicht die leiseste Ahnung; beyde schläfern selbst die bereitwilligste Theilnahme so unwiderstehlich ein, daß man vor Gähnen kaum zu Athem kommt; beyder Dialog hat eine Gleichförmig- und Eintönigkeit, als ob alle auftretende Personen nur dieselben, und alle nur die Repräsentanten ihrer Urheber wären; beyde endlich dehnen, recken und zerren Stoff, Scenen und Dialog, daß die langmüthigste Leser- und Recensentengeduld erschöpft werden muß. In der Theudelinda, wie in dem Seeräuberkönige, herrscht, vom Anfang bis zum Ende, eine Flachheit, Mattherzigkeit oder Plumpheit der Situationen, die auch nicht das leiseste Inter-

Interesse aufkommen lassen. In der ersten macht eine alltägliche, langweilige Tugendprinzessinn die Heldinn, und neben ihr figuriren ein abgeschmakter König, eine saalbadernde Schwiegermutter, eine tragerirende Nebenbuhlerinn, und ein höchst ekelhafter Schurke von einem Marschall; in dem letzten giebt es, nach dem erhabnen Muster des Rinaldo Rinaldini, großmüthige Räuber, Spitzbubenkarrikaturen und verliebte Hasen, wimmernde, und — sit venia verbo! — amazonirende Weiber. Herr Schlenkert läßt seine Helden Jamben abhaspeln, die die alltäglichste Prosa an Lahmheit übertreffen, und Hr. Börnschein legt ihnen eine Prosa in den Mund, die, als ein Muster von Schwulst und Plattheit dienen kann. Von beyden Proben.

1. Aus der Theudelinda. Ihro Majestät sind seit gestern vermählt; aber die Brautnacht ist von dem Bräutigam vergessen worden. Die verkümmerte junge Frau sieht darüber etwas trübselig aus. Dazu kömmt nun die königliche Schwiegermutter. Sie stutzt, die Vermählte, statt in einem von den Freuden der Nacht noch zerstörten Morgenkleide, schon im Prunkgewande zu finden. Mit einer Freymüthigkeit, die ihrer weiblichen Zartheit Ehre macht, giebt sie ihre Erwartungen zu erkennen, und sagt:

Im Nachtkleid wollt' ich die belohnte Liebe,
Und noch im Wonnetaumel (!!) überraschen —
Ich finde — sonderbar! — die Königinn
Schon munter und im Prunkgewande, finde
Das holde Weib so ganz jungfräulich nüchtern,
Als wär auch gestern noch kein Fest der Liebe
Gefeyert worden. Theudelinda schweigt?
Und ihre Wang' erglüht? vor Schaam? vor Aerger?
Und eine große helle Thräne schießt ihr
Ins Auge? Weib! Was ist hier vorgegangen?
Ich muß es wissen.

Theudelinda.

Was? Ich wüßte nicht.
Es ist nichts vorgegangen

Massena.

He! das glaub ich,
Das fürcht ich eben.

— — — — —

Theu-

Theudelinda.

Ihr seyd wohl irrig —

Massena.

Wie? ich müßte mich
Auf diesen Blick, auf diese Züge nicht
Verstehen, so ich hier noch irren sollte.
Wenn, Theudelinda, schied Antheris von euch,
Heut oder gestern?
— — — — —

Theudelinda.

Es war ja wohl schon Mitternacht vorüber,
Als wir mit euch den Tummelplatz verließen.

Massena.

Antheris folgt' euch doch?

Theudelinda.

Ich sah den König
Seitdem nicht wieder.

Massena.

Nicht? der tolle Wüstling!
Doch, Liebe denkt auch eben nicht das Aergste.
Ich spreche heute noch mit ihm darüber u. s. w.

Wie platt alles, und wie undelikat zugleich! Diese Königinn Mutter, wie ekelhaft berührt sie die zarteste Seite der weiblichen Schaamhaftigkeit! Es wäre gemein, aus dem Mund' eines Mannes, einer Ebenvermählten gegenüber, so etwas zu hören; aus dem Mund' einer Dame, einer Königinn und Matrone aber ist es wahr pöbelhaft.

Eben so platt und kahl ist der nächstfolgende Auftritt mit dem Marschall Alachis. Diese Noth- und Jammerpersonage ist in Theudelinden verliebt, und glaubt sich geliebt. Nach Longobardischer Sitte muß er ihr Lanze und Schleier überbringen. Gar zierlich erwiedert darauf Ihre Majestät:

Seyd bedankt, Herr Marschall!

und reimt dann einige Zeilen. Der Marschall nennt sie »holdselige Minne!« und thut ihr eine förmliche Liebeserklärung. Er versichert, keiner glückwünsch' ihr zu ihrer Krone

so

so innig,
So rein, so minniglich, als Alachis,
Der höchsten Schönheit zartester Verehrer.

Die Königinn thut, als verstehe sie ihn nicht, und läßt den verliebten Koridon allein. Eine Weile steht er etwas verblüfft; aber bald macht seine alberne Eitelkeit die Liebe zur Quelle dieser plötzlichen Entfernung. Er ruft:

— — — — — Göttliche,
Dich überwältigte die starke Minne;
Dich hätte dein Gefühl verrathen.

Solch albernes Volk ist fast das gesammte Personale dieses sogenannten romantischen Schauspiels, in solchen kahlen, lahmen Jamben spricht fast Jeder, der darin den Mund aufthut. Besonders wird mit dem Worte; »Minne« ein höchst ekelhaftes Unwesen getrieben. Alle Augenblick fällt es Hrn. Schl. aus der Feder. In einer Scene, zum Beyspiele (der achten des ersten Aktes) kommt es auf zwey Seiten nicht weniger als sechsmal, vor:

Mög' auch euch
Die Minne bald beglücken!

Was mir die Minne hätte geben können,
Das hat das Glück an einen Mächtigern,
Wohl oder übel schon verschleudert.

Wenn ihr schon jetzt in eurer Jugendfülle
Am höchsten Minneglück verzweifeln wollt. —

Er ist aus meinen Wünschen ausgeschlossen,
Seit mich der Minne Allgewalt ergriff.

Die Minne kann euch wonniglich ersetzen,
Was euch das Glück geraubt.

Es ist vorbey mit meinem Minneglück.

Und diese ewige Wiederkehr derselben Wörter und Redformeln, diese Eintönigkeit in Sprache und Ausdruck, diese gemeine Werkeltagsprose in ein seynsollendes Sylbenmaaß gekleidet, verkauft dieser Meister Schreibeselig dem Leser für Poesie und Jamben? O tribus Anticyris caput insanabile!

2) Aus dem Seeräuber. Seite 47. „Allmächtiger, „nur einen Adlerschlag Allwissenheit!" (eine Phrase aus Schillers Don Karlos.) „Wenn ich des Betruges vergewissert „wäre, wenn Isidore mich nicht liebte, bey Gott, ich müßte

„te mich rächen, ich müßte mir einen Weg bahnen, um die „letzte Fiber ihres Herzens zu durchbohren, und sollte „dieser Weg mir meine ewige Ruhe kosten. — — Ich will „wüthen, ich will rasen, ich will Gott lästern, daß er ei„nen Blitz auf mich hernieder schleudern, um mich zu zer„schmettern!“ Seite 49: „Ich will deine Vaterfreuden mit „einem Schmause kitzeln, daß dir der Appetit auf ein „seliges Ende vergehen soll.“ Ebend. „Ich möchte „rasen, ich möchte toben, ich möchte ganz Indien und al„le Inseln des Oceans vergiften. Warum hat Gott „nicht einen Teufel aus mir erschaffen? Ich wollte die Men„schenrace bübisch zusammenhetzen, Einer sollte den Andern „mörderisch anfallen, die Tochter den Geliebten, und der Mann „das untreue Weib. Ich wollte dann mit tückischer Scha„denfreude über der blut'gen Erde schweben, und vor Wonne „mit den Zähnen fletschen.“ Seite 66. „Komm, du zärt„liche Taube, daß ich dich mit meiner Schande fütte„re“ Seite 113. „Meine Seufzer sollen deiner Asche Küh„lung und Trost zuwehen.“

Doch genug. Hier sprechen drey verschiedne Personen, und alle drey einerley Unsinn, und alle drey denselben poetisch-prosaischen Bombast, wie in der Theudelinda jeder Mund von derselben Schlenkertschen weder warmen, noch kalten Prosa überfließt. Die Geistes und Genieverwandtschaft beyder Schriftsteller ist also auch hoffentlich für den Leser erwiesen.

Bo.

Ueber Schillers Tragödie: die Jungfrau von Orleans. Von August Klingemann. Leipzig, bey Rein. 1802. 4½ B. 6 gr.

Die Meister und Schüler der allerneuesten ästhetischen Schule — so ungleich sie einander auch an Genie und Talent seyn mögen! — sind sich darin doch völlig gleich, daß die einen, wie die andern, von sich und ihren Einsichten eine sehr hohe Meinung haben, und durch diese insgesammt sich berufen glauben, Andere in ihrer Weisheit zu unterrichten, um sie durch diesen Unterricht weiter im Lande zu verbreiten. Diesen eingebildeten Beruf geltend zu machen, fingiren sie sich dann irgend

eine

eine lehrbegierige, nach dem Heil' ihrer Weisheit hungrigen Seele, von der sie aufgefordert werden, ihr Licht — eine dampfende, schwelende Pfennigskerze — vor den Leuten leuchten zu lassen. So tritt auch hier — denn, so viel Rec. weiß, ist er von dem Virtuosen Kleblatte, den Gebrüdern Schlegel und Ludewig Tiek, noch nicht auf den Meisterstuhl erhoben worden — ein Schüler auf, der einem ihn auffordernden Freunde — also einem Schüler des Schülers! — seine Ansicht über die Schillersche Jungfrau mittheilt, und ihm nichts weniger zu erweisen sucht, als, „daß keine der übrigen Tragödien des Dichters poetischer vollendet sey, als diese Johanna von Orleans, und so im Ganzen allen übrigen den Rang streitig mache; daß vor dieser hohen poetischen Vollendung jedes profane Urtheil — jedes Vernunfturtheil nämlich — verstummen müsse, und hier des Erzbischofs Ausspruch gelte:

> Vor solcher göttlichen Beglaubigung
> Muß jeder Zweifel ird'scher Klugheit schweigen.“

Es wird zur nähern Kenntniß dieser Schülerweisheit hinreichend seyn, Hrn. Klingemann selbst reden zu lassen. Mehr als ein halb Dutzend Orakelsprüche bedarf es schwerlich, um den Leser zu überzeugen, daß er zu jenem Völklein gehört, von dem Hagedorn sagt:

> Es giebt ein Volk, das immer hören sollte,
> Und immer lehrt;
> Das ist das Volk, das man nie hören wollte,
> Und immer hört.

Nun zum Beweise. Seite 22 heißt es: „die Jungfrau „von Orleans läßt keine andere, als eine poetische Ansicht zu, „da sie schärfer begränzt, als alle übrigen Tragödien dieses „Dichters ist. Sie ist streng von der Wirklichkeit geschie„den; denn alles in ihr ist Wunder; sie bietet keine mora„lischen Ansichten dar, keine psychologischen.“ Seite 23: „Diese Tragödie ist also gleichsam ein Zwangsmittel zur „Poesie, und wer aus einem andern Gesichtspunkte über „sie entscheiden wollte, der müßte sehr in Verlegenheit ge„rathen, zu bestimmen, was ihm überhaupt aus ihr zu „machen übrig bliebe.“ Seite 54: „Soll die Poesie denn „uns überhaupt täuschen? Täuschen heißt, unsrer Phantasie „ein nachgeahmtes Bild unterschieben, das wir gezwungen „sind, für den wirklichen Gegenstand selbst anzuerkennen; hier „hört also alle Freyheit auf, und wir befinden uns in einem „Irrthume, ohne, daß wir im Stande sind, uns davon zu über-

„zeu-

„zeugen. Die Kunst gründet sich aber durchgängig auf Frey-
„heit, und sie ist darüber erhoben, um das Falsche für das
„Wahre unterzuschieben; sie ehrt unsere Freyheit bis in ihre
„zartesten Aeußerungen, und die Poesie ist augenblicklich zu-
„gleich mit unsrer Freyheit aufgehoben. — Will die Kunst
„wahr scheinen: so ist dieß eine falsche Anmaaßung, die ihr
„nimmer verziehen werden kann, weil sie nur dann eine
„betrügliche Wirklichkeit entgegen zu stellen unternimmt; ver-
„langt sie dagegen nur den Schein des Wahren: so schont
„sie unsere eigene Freyheit, indem sie auf das Wahre selbst
„keinen Anspruch macht; sondern mit dem Scheine allein
„sich begnügt, dem wir uns nämlich nun mit voller Freyheit
„hingeben können.“ Seite 45: „Der Schein verwandelt sich
„jetzt in unsere eigene Willkühr; denn wir wissen, daß er
„uns nicht täuschen will; er ist unsere eigene freye Schö-
„pfung, die wir selbst wieder zerstören können, wenn sie uns
„zu mächtig wird; das Resultat von dieser Seite also ist:
„Schillers Johanna d'Arc täuscht mich gar nicht, so we-
„nig, wie Maria Stuart und jeder poetische Gegenstand
„überhaupt; ich weiß so gut, daß dieß nicht die wirklichen
„Personen sind, und meinem poetischen Sinne möchte
„überhaupt wenig daran gelegen seyn, die wirklichen zu
„erblicken; es sind Geschöpfe der Dichtung, und ihre Wirk-
„lichkeit ist für mich eine poetische, die ich selbst ihnen mit
„Freyheit ertheile.“ Seite 58: „In der Poesie ist die Ver-
„nunft losgegeben, und flattert fessellos durch die unend-
„lichen Räume, wohin die Vernunft ihr nicht folgen kann.
„Die Poesie begiebt sich aller Ansprüche auf die Wirklich-
„keit.“ Seite 60: „Schiller hat den Widerspruch, den er
„im Aeußern vorfand, in das Innere seines Stücks überge-
„hen lassen; es ist nämlich eine scharfsinnige Antithese von
„Glauben und Unglauben, die sich nur in der höhern
„poetischen Anschauung selbst auflöst.“ Seite 66:
„Diese Gestalt (die Jungfrau Johanna) erscheint für uns,
„als die höchste Synthesis, in der jeder Widerspruch har-
„monisch sich gelöset hat“ — Seite 67: „Die alte Treue,
„die in der Familie herrscht, aus der sie hervorgeht, be-
„kräftigt im Voraus die Wahrheit und Untrüglichkeit
„des Wunders, das vor uns geschieht.“ Seite 68: „Eine
„Schwärmerinn ist Johanna nicht: sie ist die Gesandte des
„Himmels, die Prophetinn, und der Geist Gottes spricht
„durch ihren Mund.“

Be-

Bedarf dieser neuästhetische Schwindel im höchsten Superlativ noch einer Widerlegung? Was darauf zu erwiedern ist, hat Rec. bereits bey Gelegenheit einer ähnlichen Saalbaderey dieses Ueberklüglings (B. 73 dieser Bibliothek, 2tes Stück, Seite 313) darauf geantwortet. Auch charakterisiret sich das Schiefe, Absurde, höchstens nur Halbwahre dieser Klingmannischen Behauptungen so klar durch sich selbst, daß jeder Kommentar darüber überflüssig ist.

Rw.

Weltweisheit.

Naturrecht. Von D. D. Chr. Reidenitz, Königl. Ostpreuß. Regierungsrath und ord. Prof. der Rechte zu Königsberg. Ebendaselbst, bey Nicolovius 1803. 210 S. 8. 18 gr.

Wir glauben dieses Buch nach seinem innern Gehalt im Allgemeinen hinlänglich charakterisirt zu haben, wenn wir sagen, daß es aus Vorlesungen über Kants metaphysische Rechtslehre entstanden ist, und auch eben diese Rechtslehre von manchen falschen Spitzfindigkeiten, die man ihr vorgeworfen hat, gereinigt, in einer natürlichen, gemeinverständlichen Sprache, und in einem lichtvollen, klaren Zusammenhang darstellt, so daß sie in dieser Nachbildung ohne Zweifel um Vieles annehmlicher und brauchbarer ist, als in dem Original selbst. Eine besondere ausführliche Inhaltsanzeige würde also, da Kants natürliche oder metaphysische Rechtslehre hinlänglich bekannt ist, überflüssig seyn; nur über einige wenige Punkte, wobey wir einen Anstand gefunden haben, sey es uns vergönnt, ein paar Bemerkungen zu machen. §. 22. S. 15, 16 werden Zwangspflichten gegen uns selbst angenommen, als Pflichten, die sich auf uns selbst beziehen, und zu denen uns Andere zwingen dürfen, nach folgender Regel: Niemand darf gegen sich nach einer Maxime handeln, welche, wenn alle Menschen nach derselben Maxime handelten, die Menschheit zerstören würde. Eine solche Maxime kann nie durch die Vernunft gebilligt werden. Sie ist, der bloßen Form nach gedacht, allgemein schädlich, und mithin unerlaubt. Sie betrifft die Menschheit überhaupt, und Jedermann hat daher die Befugniß, ihr den äußern Zwang entgegen zu setzen. Daher darf

gut erläutert: so glauben wir, da die Sachen selbst schon hinlänglich bekannt sind, über den besondern Inhalt nichts mehr hinzusetzen zu dürfen.

Kurzer Entwurf zu einer Lehre von der Kenntniß des Menschen, oder Anthropologie, zum Gebrauche bey Vorlesungen auf höhern Schulen oder Gymnasien, von Niels Treschow, D. und außerordentl. Prof. und Rektor an der Kathedral-Schule in Christiania. Kopenhagen, bey Brummer. 1803. 310 S. 8. 14 ℳ.

Wir haben in diesem Buche nichts Bedeutendes vermißt, was man in demselben seiner Bestimmung gemäß zu suchen berechtigt ist, und nicht Vieles gefunden, was in Rücksicht auf den Inhalt oder Ausdruck vielleicht minder zweckmäßig wäre: wir können es also zu der Absicht, wozu es da ist, mit allem Rechte empfehlen.

Beytrag zur Beantwortung der von der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften aufgegebenen Preisfrage: Kann die moralische Würdigung der Handlung mit in Anschlag kommen, wenn es darauf ankommt, ein Strafgesetz anzuwenden? und wenn Rücksicht darauf genommen wird, in wiefern kann dieses geschehen? von M. Joh. Gottl. Süskind, Repetenten des theol. Stiftes zu Tübingen. Daselbst, bey Heerbrandt. 1802. 52 S. 8. 4 ℳ.

Wenn gleich diese Abhandlung dem V. in mehreren Rücksichten gewiß nicht zur Unehre gereicht; so zweifeln wir doch, ob die darinnen aufgestellte Behauptung allgemeinen Beyfall finden werde. Er ist nämlich der Meynung, daß bey der Anwendung eines Strafgesetzes, auf die Moralität der zu bestrafenden Handlung und ihres Urhebers auch nicht die mindeste Rücksicht genommen werden dürfe; sondern daß bloß die äußere Schädlichkeit derselben in Betrachtung gezogen, und

blos

dem Grad derselben gemäß, die zu verhängende Strafe nach dem Princip der Wiedervergeltung bestimmt werden müsse, und zwar darum, weil eine genaue Würdigung der Moralität dem menschlichen Richter unmöglich; aber auch bey der Bestrafung eines Verbrechens unzweckmäßig sey; unmöglich, da die Sittlichkeit zu unserm intelligibeln Charakter gehöre, den nur der Herzenskündiger erforschen könne; unzweckmäßig, da der einzig-rechtmäßige Zweck der menschlichen Strafen und Strafgesetze, nämlich schädliche Handlungen zu verhindern, schlechterdings nichts erfordere, als bloß den Umfang und die Größe dieser Schädlichkeit genau zu bestimmen, und einem jeden zu befürchtenden Schaden einen gleichen entgegenzusetzen. Allein gerade hier, meinen wir, hätte sich dem V. die Einseitigkeit, in die er unvermerkt gerathen ist, entdecken sollen. „Durch Strafe sollen bloß äußerlich-schädliche Handlungen „verhindert werden;" dieß ist nur alsdenn wahr, wenn man in dem Begriff einer menschlichen Handlung das Merkmal der Freyheit zugleich schon mitdenkt; welches aber der V. immer wieder vergessen zu haben scheint. Denn wenn das zu Bestrafende nicht bloß eine schädliche, sondern auch eine aus Freyheit entsprungene schädliche Handlung seyn muß, (und das wird doch wohl nicht geläugnet werden können, sonst würde der, der seines Nachbars Haus ohne allen bösen Vorsatz, ja gegen seinen Willen anzündet, eben so gestraft werden müssen, wie der eigentliche, muthwillige Mordbrenner z).) so ist es, um ein Strafgesetz anzuwenden, nicht genug, daß der Richter nur die Schädlichkeit der Handlung bestimme; sondern er muß auch, ob und wie weit sie freywillig war, auszumachen suchen. Sobald er aber darauf Rücksicht nimmt: so hat er es schon zum Theil mit dem Innern, mit dem eigentlich Sittlichen des Handelnden und seiner Handlung zu thun; er kann, ob er sich gleich um den Tugend-Sinn des Verbrechers nichts zu bekümmern hat, doch die moralische Beurtheilung desselben nicht ganz umgehen; sondern muß sie schlechterdings mit zu Hülfe nehmen. Daher fragt es sich nun auch; in wie fern und auf welche Art dieses geschehen könne und solle? welchen Theil der Preisfrage aber unser V. freylich ganz übergehen mußte, da er alle Rücksicht auf Moralität von der Anwendung der Strafgesetze ausschloß.

Gm.

Mathematik.

Anfangsgründe der reinen Mathematik, zum Leitfaden seiner Vorlesungen entworfen von D. J. F. A. Ide. (.) Erster Theil. Arithmetik (.) Zweyter Theil. Geometrie (.) Berlin, bey Fröhlich, 1803. 29 B. gr. 8. Mit 2 Kupfern. Beyde Theile 1 Rthlr. 12 gr.

Der durch mehrere Schriften vortheilhaft bekannte Hr. Verf. geht bey diesem Lehrbuche einen ganz eignen Weg, der sich in Ansehung der Methode sehr vor allen andern auszeichnet. Er ist von der allgemeinen Brauchbarkeit derselben durch lange Erfahrung überzeugt, und bildete sich solche selbst zum Gebrauch seiner Vorlesungen. Das Eigne dieser Lehrart besteht sowohl in einer außerordentlichen Strenge der Beweise, die auf synthetische Manier geführt sind; als auch darin, daß alle arithmetische Operationen völlig mit allgemeinen Größen vorgetragen und erläutert werden. Es ist ganz richtig, daß der Hr. Verf. alles geleistet hat, was man nur fordern konnte, und besonders zeichnen sich seine Beweise durch große Genauigkeit und logische Ordnung aus; ob er aber im Ganzen seinen Zweck erreichen und seine Schrift allgemein brauchbar seyn werde, dieses ist mehr zu verneinen als zu bejahen. Rec., der lange Zeit Privat- und öffentlichen Unterricht in der reinen Mathematik ertheilte, weiß ebenfalls aus eigner Erfahrung, daß eine zu abstrakte Methode nur bey wenigen außerordentlich fähigen Köpfen, wahren Nutzen leistet; öfters aber manchem sonst fähigen Schüler, die Lust zu dieser Wissenschaft benimmt. Wenigstens würde es bey des Hrn. Verf. Methode sehr nützlich gewesen seyn, wenn er die ersten Gründe von der Zusammensetzung und Vereinigung der Größen mehr auseinandergesetzt, und selbst den Algorithmus mit bloßen Ziffern weitläufiger durchgegangen wäre. Einen Beweis der Richtigkeit dieses Urtheils durch Anführung mehrerer Proben zu geben, würde sehr beschwerlich, weitläuftig und zwecklos seyn; jedoch wir wollen nur folgenden Satz auszeichnen. S. 2: „Zwey „gleichartige Dinge A und B vereinigen, heißt, sie so mit ein- „ander verbinden, daß dadurch ein einziges Produkt dersel- „ben Art hervorgebracht wird. Letzteres nennt man das „Ganze (A + B), und zwar in Hinsicht auf die beyden er-

„sten

„ftern (A und B), die seine Theile haben.“ Niemand wird die Wahrheit dieses Lehrsatzes bestreiten; zugleich aber auch den Wunsch zu thun nicht unterlassen, daß der Hr. Verf. mit mehrerer Deutlichkeit die wahre Bedeutung der Zeichen + und — erklärt und ihren Gebrauch gezeigt hätte. Der zweyte Theil dieser Schrift, welcher die Geometrie enthält, hat Rec. besser gefallen, hier ist eine gleiche Schärfe der Beweise mit mehrerer Faßlichkeit verbunden, und solcher für Anfänger brauchbarer gemacht worden. Der Inhalt beyder Theile zerfällt in folgende Abtheilungen. Erster Theil. Einleitung §. 1-22. Erster Abschnitt. Die Euklidische Größenlehre §. 23-57. Zweyter Abschn. Die Arithmetik §. 58-282. Hier ist besonders die Lehre vom dekadischen Systeme §. 138-149. und von den Logarithmen §. 223-256 sehr gut abgehandelt. Dritter Abschnitt Die Algebra §. 283-328. Diese geht bis zu den Gleichungen des dritten Grades und ihrer Auflösung nach Cardans Regel, und ist überhaupt am wenigsten ausgeführt. Zweyter Theil. Erster Abschn. Die ebene Geometrie. §. 1-203 enthält außer den wohl ausgeführten ersten Gründen der niedern Geometrie, auch die ebene Trigonometrie. Zweyter Abschnitt. Die Körperlehre. §. 204-301. Wobey auch die sphärische Trigonometrie befindlich ist. Der Beweis für den kubischen Inhalt der Kugel und der Pyramide ist sehr schön und neu. Wir schließen die Anzeige dieser in mehr als einem Betracht sehr wohl gerathenen Schrift mit dem Wunsch, daß der Hr. Verf. unsre wohlgemeinte Erinnerungen beherzigen, und bey der Fortsetzung seiner Arbeit benutzen möge, dann wird solche für ganz klassisch zu erklären seyn.

Dm.

Mineralogie.

Annalen der Berg- und Hüttenkunde. Herausgegeben von *K. E.* Freyherrn von *Moll*. *Ersten Bandes erste Lieferung.* 176 S. mit 2 Kupf. *Zweyte Lieferung.* 224. S. mit 1 Kupf. *Dritte Lieferung.* 86 S. mit 3 Kupf. und 2 Charten. *Zweyten Bandes erste Lieferung.* 160 S. mit 2 Kupf. *Zweyte Lieferung.* 386 S. mit einer petrogra-

[illegible] Charte, 1 Kupf. und 2 Tabellen. *Die zweite Lieferung*, 194 S. mit 2 Kupf. Salzburg, bey Mayer. 1803. gr. 8. jede Lieferung 2 fl. *gl.*

Die erste Lieferung des ersten Bandes enthält folgende Aufsätze. 1) Nachrichten über das Rhöngebirge in Franken, von Egidius Heller, Professor in Fulda, S. 1-49. Diese Abhandlung haben wir mit vielem Vergnügen und Belehrung gelesen, und können sie daher jedem Oryktographen und Geognosten empfehlen. 2.) Mielichhofers a.) Beschreibung einiger neuer und seltener Fossilien; Coccolit, Chryolit, Salit, Gadolinit. Die Beschreibungen, welche hier von diesen vier nordischen Mineralien von S. 50-58 erscheinen, sind leider! äußerst fehlerhaft, und es scheint daher, daß H. M. sich noch nicht so ganz vertraut mit dem System der äußern Kennzeichen gemacht haben müsse. b.) Ueber eine merkwürdige Krystallisation des schwarzen Stangenschörls, von eben diesem Verfasser. (Man sehe von Hoffs Magazin für die gesammte Mineralogie B. 1. S. 70.) H. M. giebt zum Fundort Hörlberg ohnweit der Lahn in Baiern an; Recensent besitzt aber auch acht dergleichen regelmäßige Gestalten von Schörl, und die stammen alle aus Tyrol. 3.) Beytrag zur Kunst und Wirthschaft der Arbeit auf dem Gesteine, von C. M. B. Schroll, Hochfürstl. Salzb. Bergrathe. v. S. 68-118. Der Herr Verfasser, ein Mann von tiefen bergmännischen Kenntnissen, giebt uns durch diese vortreffliche Abhandlung einen Vorschmack seines bereits im vierten Bande dieser Annalen angekündigten größern Werkes über die Wirthschaft des Bergbaues. 4.) Auszüge aus Journalen. a.) Aus dem Magazin für die gesammte Mineralogie, Geognosie und mineralogische Erdbeschreibung, herausgegeben von von Hoff. 1 B. 1 H. S. 119-125. b.) Aus dem Journal: Des mines, publié par le conseil des mines de la République II me Trimestre. Nivose, Pluviose, Ventose no. 32-57. an 7. von S. 126-153. Sodann folgen einige wichtige Korrespondenznachrichten. S. 154-173. und Biographien S. 174-176.

Die zweyte Lieferung enthält folgende Aufsätze: 1) Eine Fortsetzung des von Schroll Beytrag zur Kunst und Wirth-

Wirthschaft der Arbeit auf dem Gestein S. 1-47. 2.) Wichtige Zusätze des berühmten Herrn Herausgebers. a.) Regniers Pulverprobe, S. 48. b.) Vergleichung der Löhnungen und der Preise einiger Materialien und Lebensmittel bey salzburgischen Bergwerken in den Jahren 1754 und 1800. S. 52. c.) Uebersicht der salzburgischen Bergwerksprodukten-Preise in den Jahren 1757, 1767, 1777, 1787, 1797, 1801. S. 53. Hierbey ist zu bemerken, daß in den Jahren, in welchen kein Preis ausgesetzt ist, das Sortiment noch nicht existirt hat. d.) Verfassung der salzburgischen Bergwerks-Brüderschaft, S. 65. e.) Pensions-Normale für das salzburgische Salz-Berg- und Münzwesens-Personale. S. 77. f.) Unterricht für die Bestimmung der Pensionen, Abfertigungen und Erzlebnungsbeyhülfen, für die zu dem Salz-Berg- und Münzwesen gehörigen Arbeiter und ihre Familien. S. 109. 3.) Franz Baader über die Sprengarbeit mit Luftbesetzung S. 119. Auch eine sehr wichtige Entdeckung für die Bergbaukunde. 4.) Ueber Herrn Lampadius Schmelzversuche mit rohem Torfe von B. v. Wagner. Der H. B. stellt hier von S. 119-137. alle Aeußerungen des Herrn Lampadius und seine eigene Erfahrungen, zwar mit Wenigem, aber glücklich zusammen. 5.) Beschreibung und Ankündigung verschiedener Mineralien aus dem Königreich Chili in Amerika, von Christian Herrgen, öffentlichem Lehrer der Mineralogie in Madrid. S. 138-151. Die merkwürdigsten Mineralien, welche H. H. aufführt, sind das salzsaure Kupfer. 6.) Auszüge aus Journalen, insbesondere aus Voigts Magazin B. 2. St. 1. S. 152-203. 7.) Korrespondenznachrichten. S. 204-214. und 8.) vermischte Nachrichten und Anzeigen. a.) Biographische S. 215-222. b.) Mineralographische S. 223-224.

Die dritte Lieferung enthält folgende Abhandlungen und Nachrichten. 1.) Karl Ployer, K. K. Gubernialrath zu Inspruck, von dem Streichen der Gebirge aus der Schweiz durch Tyrol und die innerösterreichischen Länder bis nach Ungarn S. 1-129. Diese Abhandlung haben wir zwar schon im Jahr 1786 in von Borns physikalischen Arbeiten der einträchtigen Freunde in Wien gelesen. Der H. Verfasser aber hat sie in der Folge an mehre-

 ren

ten Stellen berichtiget, und mit der Tafel über das Niveau von Linz bis Triest vermehrt. Aus eben hat der Herr Herausgeber dieser Annalen um so minder Bedenken getragen, sie in dieser Gestalt hier einzurücken, als seines Wissens keine ähnliche Arbeit über Bergmeridiane und Bergparallelen bis jetzt dadurch veranlaßt worden ist; welches doch des Herrn Pfeifers Absicht bey der Bekanntmachung seiner so nützlichen Abhandlung war. 2.) Weitere Nachricht von dem Gange des neuen Hohenofens zu Weyerhammer in der Oberpfalz, und die Wirkung des dabey vorgerichteten Baaderschen Gebläses, von J. Pindl, Kurf. Berg- und Hüttenverweser. S. 30 - 49. Die ersten Nachrichten von der so glücklich entdeckten Cylinder-Maschine des Herrn Baaders finden sich im Reichs-Anzeiger v. J. 1800. im Journal für Fabrik, Manufaktur ꝛc. eben desselben Jahrs — — Herr Pindl bemüht sich hier, die großen Vortheile und Wirksamkeit erwähnter Maschine mit Mehrerem darzustellen, und wünscht die allgemeine Einführung dieses neuen Gebläses bey jedem Hohenofen. Denn, sagt der H. V., schwerlich wird wohl irgendwo in Deutschland ein Hüttenwerk bestehen, wo es nicht äußerst erwünscht und vortheilhaft wäre, ein ganz gleichförmiges, ununterbrochenes, lebhaftes und wirksames Gebläse (dessen Stärke man übrigens ganz in seiner Gewalt hat) durch eine leicht zu konstruirende und keineswegs zu kostbare, sehr einfache und dauerhafte Maschine mit dem möglichst geringsten Aufwande von Aufschlagwasser zu erhalten. 3.) Vermischte Anzeigen, die theils Biographien und Beförderungen, theils Nachrichten von bestehenden und zu verkaufenden Kabinetten und Mineralien, und von akademischen Versammlungen enthalten, machen den Beschluß der dritten Lieferung des ersten Bandes.

Die erste Lieferung des zweyten Bandes enthält: 1.) Nachrichten über einige ungarische und österreichische Steinkohlenwerke mit einer Kupfertafel S. 1 - 18. Diese lesenswürdige Schrift beschäfftiget sich insbesondere mit der Art und Weise, wie man bey Oedenburg in Ungarn den Steinkohlenbau zu betreiben pflegt. Der Verfasser hat sich zwar nicht genennt; aber höchst wahrscheinlich ist es der dritte Prediger an der evangelischen Gemeine in Wien, Herr Samuel Bredeczky. 2) Auszüge, a.) aus Journalen.

aa.) Aus den allgemeinen geographischen Ephemeriden der Herren Gaspari und Bertuch B. 9. Jan. — März. London und Paris. 2ter Jahrgang. S. 19-75. bb.) Aus den französischen Annalen. Heft 1. Hamburg, 1802. S. 76-88. cc.) Aus dem 28ten und 29ten Stück des Naturforschers S. 89-99. dd.) Aus den englischen Miscellen S. 100-148. ee.) aus Briefen S. 149-160. 3.) Vermischte Nachrichten und Anzeigen a.) biographische, α.) Todesfälle. D. Pfingsten, Freyherr von Heynitz, Garnett, Aepinus, Batsch. β.) Belohnungen, Monumente. Der Inhalt der zweyten Lieferung ist folgender: 1.) Alois Pfaundlers von Sternfeld, K. K. Kreisadjunkt bey dem Kreisamte in Pusterthal in Tyrol, Schreiben über die merkwürdige Gegend von Fassa in Tyrol, mit einer petrographischen Charte. S. 161-177. Recensent hat vor acht Jahren ganz Tyrol durchwandert, und findet hier alles Gesagte gegründet. 2.) Auszüge aus Journalen, und mit unter auch aus andern Schriften. S. 178-328. a.) Allgemeiner Magnetismus, magnetische Fossilien, Magnetismus des Eisens. Unter den magnetischen Fossilien vermissen wir noch das Doppelspath aus Island. b.) Dichtigkeit der Erde. S. 183. Cavendish bestimmt die Dichtigkeit der Erde zu der des Wassers wie 5, 48 : 1. c.) Endursache der Salzigkeit des Meerwassers S. 183-184. Rumford nimmt an, der Ocean wäre bestimmt, die Wärme auf eine mehr gleichförmige Art in der Luft zu vertheilen, er müsse also salzig seyn, weil die Erfahrung lehrt, daß süße Wasser viel schneller gefrieren, dahingegen salzige auch noch jenseits des Gefrierpunktes sich verdichten, und daher durch das Sinken der verdichteten specifisch-schweren Theile und das Heraufsteigen wärmerer an die Oberfläche noch immerfort Bewegung im Meerwasser erhalten, und Wärme an die berührenden Luftschichten abgegeben werde. d.) Meeresströmungen S. 184. Man sehe Voigts Magazin 2 B. S. 728-31. e.) Leuchten des Meeres S. 185-188. Nach Wäßström liegt die Ursache des Leuchten des Meeres, theils in der Elektricität, theils in unzähligen feinen unauflöslichen Eisnadeln; theils in faulenden thierischen und vegetabilischen Stoffen. f.) Wasserhosen S. 188-194. Hier sind die interessanten Erfahrungen und Bemerkungen des Michaud's aufgestellt. g.) Scylla und Charybdis S. 195-196. So fürchterlich man

sich

sich in vorigen Zeiten beyde Wirbel dachte, so wenig Schreckbares haben sie jetzt für vorsichtige und erfahrne Seeleute. h.) Salzseen und salzige Flüsse S. 196 - 198. Dergl. finden sich in allen Welttheilen, vorzüglich aber in Afrika. i.) Farbiges Wasser aus Landseen S. 198 - 201. Einige Physiker leiten diese Erscheinungen bald von zerstörten Pflanzen, vorzüglich von der Ulva penniformi, andere von metallischen Stoffen her. k.) Wasserfälle S. 202 - 207. Der berühmte Wasserfall in dem Königreiche S. Fe ist der von Tequendama, minder bekannter die Kaskade, welche sich zwanzig Meilen von S. Fe vorfindet. Außer diesen beyden Wasserfällen bildet noch eine dritte der große Strom Nare — — l.) Mineral-, Salz-, Asphalt- und andere Quellen. S. 207 - 293. Ausführlichere Nachrichten finden sich in der systematischen Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder, zweyte Auflage. m.) Unterirdische Wasser S. 294. Baillet leitet die sogenannten Grubenwasser aus den obern Gebirgslagen her. Grimm läugnet zwar nicht, daß viele Quellen von Regen- und Schneewasser, auch von Seedünsten herrühren; aber diese Ursachen scheinen ihm die Menge und mancherley sonstige Verhältnisse der unterirdischen Wasser nicht hinlänglich zu erklären. n.) Grottenwinde, unterirdische Temperatur, S. 296 - 302. aus Saussure, Alpenreise entlehnt. o.) Orkan, welcher im Jahr 1792 auf St. Barthelemi wüthete, S. 303 - 305. p.) Nebel, des zu Mastricht am 14ten Jan. 1800 beobachteten, und wovon Paisse in den Annalen der Chem. t. 33. n. 7. Nachricht giebt S. 305. 306. q.) Steinregen, Feuerkugeln S. 306 - 326. Ein ausführlicher Beytrag zur Geschichte dieser Luftmeteoren. r.) Erdfall, der sich bey Madonna delle vigne piano ereignet hat, S. 327. 3.) Korrespondenznachrichten S. 329 - 354. Biographische, Bibliographische, Museographische und Akademische S. 329 - 386. machen den Beschluß der zweyten Lieferung des zweyten Bandes.

Die in der dritten Lieferung enthaltene Aufsätze sind folgende.

1.) Etwas über eine verbesserte Eisenscheibe, von J. G. Studer, Bergmechanikus in Freyberg S. 387 - 393. Wer diese hier beschriebene Eisenscheibe und ihren Gebrauch näher kennen lernen will, findet den gehofften Aufschluß in der von dem H. St. herausgegebenen Abhandlung, unter der

Auf-

Aufschrift: Beschreibung eines vollständigen Apparats zur ökonomischen Vermessung. 2.) Nachrichten von einigen oberdeutschen Salzquellen, aus Briefen eines Reisenden, mit zwey Kupfertafeln S. 393-404. 3.) Ueber die tyrolischen Steinkohlenwerke zu Häringen im Unterthale, von dem Fürstl. oranien-nassauischen Oberforstmeister, Freyherrn von Neufeille zu Dillenburg. S. 405-415. 4.) Ueber das geognostische Vorkommen des Siderits im Reidelgraben und des Aktinlars im Gemskarr im Salzburgischen, von M. Mielichhofer S. 416-430. 5.) Auszüge aus Journalen und andern Schriften. a.) Nachrichten 1.) von Erdbeben, die sich in den Jahren 1795 in England, 1797 in Peru und in Ungarn; 1799 in Frankreich, Schlesien, Preußen Taurien — — — ereignet haben. S. 431-463. 2.) Vom Erdbrand ohnweit des Rammelsberges am Harze. 6.) Literatur des Berg- und Hüttenwesens vom Jahre 1801. a.) Literaturgeschichte. Hier werden folgende Schriften recensirt. a.) Der allgemeine literarische Anzeiger S. 463-482. b.) Beckmanns physikalische und ökonomische Bibliothek 21ster B. 2tes St. S. 482-488. c.) Caracters Public. of 1800-1801. London. d.) Desessarts les Siecles litteraires de la France etc. e.) Fikenscher's gelehrtes Fürstenthum Bayreuth S. 489-491. f.) Harlenkeil's medicinisch-chirurgische Zeitung 1 B. S. 491. g.) Herault Voyage à Montbar, contenant de details très interessants sur le caractère, la personne et les écrits de Buffon. h.) Hirsching's historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, die in dem 18ten Jahrhunderte gestorben sind. i.) Journal general de la Literature de France. k.) Journal general de la Literature etrangere. l.) Lauthi vita I. Hermanni. m.) Meisners Charakterzüge und interessante Scenen aus dem Leben denkwürdiger Personen B. 1. n.) *Reuss* Repertorium. o.) *Review* medical and critical. p.) Rosenmüllers Beyträge zur Geschichte einiger älterer berühmter Staatsmänner und Rechtsgelehrten. q.) Schlichtegrolls Nekrolog. r.) Schwabe's historische Nachricht von der Societät für die gesammte Mineralogie in Jena. s.) *Senebier* Memoire historique sur la vie et les écrits de *Desaussure* etc. t.) *Sibenkees* memoria I. Chr. Gott. Ackermanni. u.) *Tourdes* notice sur la vie litteraire de Spallanzani. II.

Wörterbücher. 1.) Cotte vocabulaire portatif des mécaniques etc. 2.) Dictionnaire de l'industrie etc. par D** 3.) Dictionnaire néologique des hommes et des choses. 4.) Encyclopaedia the english. 5.) de *Gallitzin* (Prince Dimitri) Recueil de noms par ordre alphabetique apropriés en Mineralogie aux Terres et Pierres etc. 6.) Krünitz Encyclopädie Th. 80. 7.) Geographisches, statistisch-topographisches Lexikon von Franken. 8.) *Peuchel* Vocabulaire des termes commerce, banque etc. 9.) Schedels Waaren Lexikon. Hierauf kommen, Korrespondenz, biographische, museographische und akademische Nachrichten, S. 306-340.

Ob.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Hessische Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von K. W. Justi, Prof. der Philos. und Archidiakonus zu Marburg. Dritter Theil. Marburg, in der akad. Buchhandl. 1802. 512 S. 8. Mit einer Kupfertafel.

Für diesen Band giebt, wie man sieht, Herr J. sich allein als Herausgeber an; weil nämlich überhäufte Geschäffte den Prof. Hartmann von näherer Theilnahme vor der Hand abhalten. Dagegen werden im Vorbericht andere um Literatur verdiente Männer namhaft gemacht, deren Beytritt dem Unternehmen sehr zu Statten kommen wird; oder vielmehr schon gekommen ist; denn dieser dritte Theil empfiehlt sich bereits durch größern Umfang, und noch mehr Mannichfaltigkeit. Um ihn jedoch nicht gar zu bogenreich zu machen, mußten sieben Abhandlungen der Fortsetzung vorbehalten werden; und unangenehm wird es Manchem seyn, daß unter diesem zurückgelegten Beyträgen auch die vom Herausgeber selbst ausgearbeitete: Vollständige Uebersicht der in den Jahren 1799 und 1800 von hessischen Gelehrten erschienenen Schriften, sich befindet.

Vorliegenden Theil eröffnet S. 47 ein gleichfalls vom Herausgeber versuchtes: Etwas über den gelehrten Charak-

ter des Landgrafen Moriz von Hessen-Kassel. Dieser 1572 geborne, und 1632 gestorbene Fürst ist nicht nur für Hessens Geschichte ein so merkwürdiger Mann, daß sein Andenken allerdings von Zeit zu Zeit aufgefrischt zu werden verdient; sondern auch, als Gelehrter betrachtet, am Fürstenhimmel eine Erscheinung, womit aus der Folgezeit keine drey vielleicht sich vergleichen lassen. Schon seine Erziehung nimmt unter der von Fürstensöhnen sich merklich aus; denn ob er gleich unter die frühzeitig guten Köpfe gehörte, und im 20ten Lebensjahre bereits als Lehrer alter Sprachen, historischer Kenntnisse, der Philosophie, wie sie damals war, u. s. w. überall sein Brodt hätte verdienen und sich auszeichnen können, muß man in erster Jugend gleich es sehr genau mit ihm genommen haben; weil sein Zuchtmeister Hombergk zu Vach, einen zu flüchtig aufs Papier geworfenen Brief ihm mit dem Bedeuten zurückschicken durfte: redditae mihi sunt ipso Michaëlis die cujusdam, ut vocant *Michaëlis germanici*, hoc est idiotae et liberalis doctrinae expertis, literae rudes et plus quam pueriles etc. — Daß übrigens von einem Fürsten, der an die Erziehungsanstalten des einzigen Collegii Mauritiani die damals ungeheure Summe von 300000 Gulden verwandte, auch noch andre Denkmähler seiner landesväterlichen Absichten vorhanden seyn werden, kann man sich vorstellen. Freylich gehört hierunter die Art und Weise nicht, womit der reformirte Lehrbegriff dem Lande von ihm aufgedrungen ward. Dafür blieb aber auch die Strafe nicht aus, weil eben diese Gewaltthätigkeiten ihm selbst Verdruß in Menge zuzogen, und das Leben endlich dermaaßen verbitterten, daß er fünf Jahre schon vor seinem Tode die Regierung in die Hände des Sohnes niederlegte. Merkwürdig indeß, daß ungeachtet die Schlüsse der Dortrecht'schen Kirchenversammlung durchaus von ihm angenommen wurden; er sie dennoch für Hessen nicht zum symbolischen Buche stempelte; als wo die reformirten Prediger noch bis diesen Augenblick sich verpflichten: nur, nach der heiligen Schrift, den fünf Symbolen, der Augsburgischen Konfession, „und ihrer Apologie zu lehren." — Was nun die Schriftstellerey des Landgrafen, und seine nähern Verhältnisse mit den berühmtesten Gelehrten jener Zeit betrifft: so würde auch der gedrängteste Auszug die Gränzen unserer Blätter weit überschreiten.

Noch ein Etwas, und mit dem es keine schlechtere Bewandniß hat, zur Geschichte nämlich des Klosters St. Wil-

helm

heim in Witzenhausen, giebt es aus der Feder des in Hessischer Vorzeit so ausnehmend bewanderten Regierungsraths Ledderhose im drauf folgenden Aufsatze zu lesen; dem auch einige, Historikern gewiß willkommene, Urkunden aus dem ersten und letzten Drittel des XIVten Jahrhunderts sich beygefügt finden. — Von des weiß Kuniges (i. e. Maximilians I) Schwerdt. Fortsetzung nämlich und Schluß des geschichtlichen Kuriosums, wovon der Kammerherr von Dörnberg aus Familienpapieren uns im 2ten Theile der Denkwürdigkeiten, zu erzählen angefangen; Rec. aber gleich bey Anzeige desselben den Ausgang des verwickelten Handels aus vorliegendem Theile beyzubringen für den Leser bequemer erachtet gehabt. — Kurzgefaßte Grundlage zu einer hessischen Buchdruckergeschichte. Vom Hofr. und Bibliothekar Strieder; dem rechten Manne also zu solch einer Untersuchung; aus der sich ergab, daß Wilhelm Wessel, glaublich aus Bremen, Cassels erster Buchdrucker gewesen. Bis 1593 hatten sogar Fürstl. Verordnungen, laut Herrn Justi's Bemerkung S. 41, unter die Pressen des doch ziemlich entlegnen Erfurts geschickt werden müssen; ein so gelehrter Fürst aber, wie der eben erwähnte Landgraf Moritz, ließ auch seine Residenz nicht länger ohne Gebärhaus für Literaturerzeugnisse. Zum Behuf hauptsächlich der von ihm 1595 gestifteten sogenannten Hofschule, nachherigen Collegii Mauritiani war Wessel mit seiner Officin auf landesherrliche Kosten nach Cassel berufen worden; und ein vom Fürsten selbst geschriebenes Buch, nämlich seine Encyclopaedia etc. 1597 in Quartformat das Probstück derselben. Herr Str. verfolgt sodann die Geschichte der dasigen Druckereyen bis auf gegenwärtige Zeit; wobey Rec. ihn aber um so weniger begleiten darf, da besagte Officinen sich eben nicht durch kostbare oder weitläuftige Unternehmungen bisher scheinen ausgezeichnet zu haben. Zwar giebt es einen in Casellarum oppido bereits 1475 zum Vorschein gekommnen Tröster in Folio; nämlich: Hieronymi Vitae Sanctorum Patrum; von dem sich aber bald auswieß, daß der ihn gedruckt habende Franzos Joh. Faber Galicus an mehreren Plätzen der Lombardey, in der Folge zu Lyon, und endlich gar zu Stockholm 1495 seine Kunst ausgeübt; obiges Casellae mithin wohl das itzige Casale im Montferrat'schen gewesen seyn müsse. Ein kleiner Fehler ist hierbey dem Historiker entwischt, wenn er das französische Lugdunum ein paar Mal in dem holländischen

Leyden

Leyden sucht, da doch das weniger entlegne Lyon ohne Zweifel darunter zu verstehen ist; wo dieser Fabet oder le Fevre im Jahre 1490 ein französisches Buch auch wirklich gedruckt hat!

Beschreibung der niederhessischen Landschaft an der Schwalm; ihrer Lage, Größe, ihren Gränzen, Gebirgen, Flüssen und Waldungen; von Herrn J. C. Martin, Metropolitan und erstem Prediger zu Homberg in Niederhessen. Eine nur ans Wesentliche sich haltende, und daher recht brauchbare Beschreibung des etwas über 16 Q. Meilen umspannenden Landstrichs, der seine 40tausend Einwohner reichlich nährt, und durch fleißigen Anbau sich empfiehlt. — Versuch über die im Hessen-Kasselschen angeordneten Landvisitationen; vorzüglich in Beziehung auf das Ober-Fürstenthum. Da von Ausländern nicht nur, sondern auch wohl von Einheimischen selbst, das Wohlthätige dieser beynah 200 Jahre alten Veranstaltung entweder ganz verkannt wird, oder doch unrichtige Begriffe davon mit unterlaufen: so hat Herr Dr. Franz Gärtner, Revisions-Gerichtsrath und Advokatus Fisci zu Marburg, der seit mehr als zehn Jahren dergleichen Visitationen als Fiscal des Ober-Fürstenthums selber anstellte, durch eine genauere Nachricht von ihrer Organisation und Befolgung nichts Ueberflüssiges übernommen. Wie natürlich ist ein Hauptzweck derselben, die Untersuchung: ob Justiz und Policey überall vorschriftmäßig gehandhabt, und der Staatsbürger vom Beamten nirgends gedrückt werde? als in welchem Falle der Visitator es sogleich zur eignen Kenntniß des Landesherrn bringen muß, der im seinem Recht Verletzte sich aber schleunige Hülfe, und das unentgeldlich versprechen darf. Daß die Aufrechthaltung der landesherrlichen Gerechtsame hierbey eben so wenig aus der Acht gelassen wird, und wohl ehedem vorzüglich mag beabsichtigt worden seyn, versteht sich unerinnert; seit 1745 indeß, wurden besagte Landvisitationen ihrer noch jetzt bestehenden Verfassung immer näher gebracht, und die Gegenstände derselben auf's Genaueste bestimmt. Hiervon, so wie von dem ganzen Benehmen eines das Fürstenthum visitirenden Fiscals, erstattet nun Herr G. in 50 Paragraphen so umständlichen Bericht, daß solcher den Raum von S. 160 —230 einnimmt, und dennoch über Weitschweifigkeit zu klagen keinen Anlaß giebt. Bey dem so beschränkten Raum

unserer Blätter, müssen diese sich daher begnügen, die Aufmerksamkeit irgend einer, deutscher Rechtspflege gewidmeten Zeitschrift die Beurtheilung eines Aufsatzes zu empfehlen, der dem Theoretiker und Praktiker so manchen Stoff zur Beobachtung anbietet!

Beytrag zur Geschichte der Berufung des Philosophen Christian Wolf nach Marburg. Kaum hatte der akademische Senat sie erfahren, als er niedrig genug dachte, um mit Gegenvorstellungen bey dem Landgrafen Karl 1723 einzukommen; der aber in einem vom Herrn Regierungsrath Duysing zu M. hier mitgetheilten, sehr nachdrücklichen, obgleich schlecht stylisirten Reskript, Wolfs künftige Kollegen, und das bey Strafe der Kassation, zur Ruhe verwieß. S. 232 stehet durch einen Druckfehler, der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. sey durch einen General von Katzmann bewogen worden, Wolfen zu verdammen, da es von Natzmer heißen sollte. Diesen lächerlichen Druckfehler schreibt eine bekannte gelehrte Zeitung, bey Recension dieses Buchs, nicht nur nach, (welches sehr leicht wäre zu vermeiden gewesen, wenn die citirte Stelle in Büschings Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, 1r Th. S. 8 wäre nachgeschlagen worden;) sondern sie drückt sich dabey auch so schief aus, daß es beynahe scheinen möchte, der Rec. hätte geglaubt, Wolf sey durch Friedrich den Großen aus den preußischen Landen vertrieben worden. *) — Die ältere Geschichte der Stadt Gießen; von Herrn Nebel, Professor der Medicin daselbst. Nur der Anfang erst; aber so weit zurückgehend als nur immer sich thun ließ. Sehr wahrscheinlich, daß die von den Grafen von Glizberg, deren Namen schon in Urkunden des XII. Sek. vorkommt, erbaute Burg, und die umher wohnenden Burgmänner zur Anlage der Stadt Gelegenheit gege-

*) Ein anderer Recensent (oder vielleicht gar eben dieser) sagt in dieser gelehrten Zeitung, (1803. Nr. 250. S. 502) in der Recension von Schillers allgemeine Sammlung von Memoiren: (zu welcher Sammlung sehr mittelmäßiger Uebersetzungen Schiller — quantum nomen — nichts als seinen Namen hergiebt) „Ludwig der XIV. habe einen Theil „seiner Größe dem Marschall von Sachsen zu danken.“ Das ist doch allzu arg von einem historischen Recensenten in einer berühmten gelehrten Zeitung!

gegeben; denn schon im Jahre 1250 gab es Schöffen in Giessen, welches in dem Stadtsiegel von 1278 Gissin heißt. Wie es nach und nach sich vergrößert, wird zu erzählen angefangen. — Nachricht von dem in der Herzogl. Bibliothek zu Oldenburg befindlichen Manuskripte der Winkelmannischen lateinischen Chronik von Hessen; vom dasigen Bibliothekar Herrn von Halem. Eine in dieser Sprache geschriebene Chronik des Mannes kannte man gar nicht, bis unlängst erst Wenk in seiner Hessischen Landesgeschichte derselben erwähnte. Beynah 80 Jahre alt (1699) hatte Winkelmann seine sämmtlichen Handschriften aus bitterer Noth für 50 Gulden versetzen müssen; was für ein Zufall aber seine lateinische 1656 geendigte Chronik nach 150 Jahren an den Ort zurückgebracht habe, wo er solche ausarbeitete, wird nicht gesagt. Kurz, das ganze, 1130 Folioseiten zählende Manuskript ist wieder in Oldenburg, und empfiehlt sich durch einen erträglichern Styl als sein deutscher gewesen. Uebrigens keine bloße Uebersetzung der deutsch geschriebnen Chronik, sondern in Zuschnitt und Einkleidung ganz verschieden; vermuthlich sein erster Entwurf. Was Herr von H. von Eintheilung des Werks und sonst aus demselben beybringt, ist mit Dank anzunehmen; denn obschon eben dieser Winkelmann keineswegs für guten Geschichtsschreiber gelten kann, auch seine historischen und logikalen Bilderbücher noch abgeschmackter, wo möglich, als Buno's sind: so bleiben die Chroniken des Mannes doch wegen der Hülfsmittel schätzbar, die von ihm noch benutzt werden konnten, und seitdem sich unsichtbar gemacht haben; auch seine ungedruckt gebliebnen Sammlungen und Schreibereyen hätten daher ein besseres Schicksal verdient. — Landgraf Philipp's des Großmüthigen Sicherheits-Policey auf der von ihm gestifteten Universität zu Marburg. Eine im Jahre 1557 erlassene, und von Herrn Wiederhold, Professor der Rechte zu Rinteln, mitgetheilte Verordnung. Unter andern Kuriosis auch der Umstand, daß kein Student im Sommerabend nach 9, im Winter nach 7 Uhr sich auf der Straße solle finden lassen, und im Uebertretungsfalle sogleich vor den Rektor gebracht werden. Das Tragen einer Feuerbüchse unter dem Kleide, und in der Nacht, bey Verlust des Kopfs untersagt. Ob über so was im Ernst wohl hat können gehalten werden?? — Zwey Beantwortungen der Frage: Warum hatte Landgraf Philipp der Großmüthige einen großen goldnen Schlüssel

 sel

sel an einem Bande um den Hals von der Brust herabhängen? Schon im 2ten Theile der Denkwürdigkeiten fand diese Frage sich vorgelegt; nicht aber Genüge leistend beantwortet. Hier meint Herr Syndikus Ulrich zu Marburg, daß P. den Schlüssel als Sinnbild landeshoheitlicher Macht und Gewalt getragen habe, und belegt die Deutung des Symbols mit andern Beyspielen jener Zeit; Herr Reg. R. Ledderhose hingegen glaubt, es sey ein Siegel in Schlüsselgestalt gewesen, und führt den 1573 gestorbenen Herzog von Sachsen-Weimar an, der in seinem letzten Willen sogar verordnet gehabt: „daß ein kleines geheimes Insiegel, „so er stets am Halse getragen, nach seinem Tode in eine „verschloßne Lade hinterlegt werden solle," u. s. w.

Beytrag zur Geschichte der uralten Pannerherren von Münchhausen; vom hessischen Jägerhauptmann gleiches Namens. Treuers Geschlechtshistorie dieser Familie (1740 Fol.) ist bekannt genug; und eben so, daß letztre unter die wenigen gehört, die ihre Stammliste mehr als 600 Jahr zurück unverwerflich beurkunden können; ohne deßhalb Grafen werden, oder noch höher steigen zu wollen. Das älteste, im Corvey'schen Archive noch befindliche Dokument, wo der Name Münchholmsen vorkommt, datirt von 889, und wird hier wieder ganz mitgetheilt; außerdem aber nur an's rein historische sich gehalten, und Treuer aus sichern Familien-Archiven mitunter ergänzt; wie der Nachkömmling denn auch auf einzelne merkwürdige Züge noch zurückkommen will. — Urkunden zur Schmalkaldischen Kirchen- und Reformationsgeschichte; deren Herr Reg. R. Duysing noch einen beträchtlichen Vorrath von den Jahren 1319 — 1651 in Händen hat. Zum Vorschmack hier zwey, und beyde des Abdrucks werth. Die erste von Kaiser Karl IV. aus Nürnberg, worin dem Schmalkald. Kapitel von Seiten Kaisers und Reichs der nöthige Schutz zugesichert wird; die andre, der aus Heidelberg 1408 unterzeichnete Achtsbrief Kaiser Ruprechts gegen die Stadt Schmalkalden. Das in beyden, und der ersten besonders gebrauchte Deutsch scheint indeß doch schon viel zu korrekt, als daß man sich der Vermuthung erwehren könnte, hier nur ein paar Uebersetzungen, obgleich ziemlich alte schon, vor sich zu haben. — Beschreibung eines vom Landgrafen Ludwig IV. im Jahre 1570 erbauten, und nachher verbesserten Gang- und Druckwerks

bey Marburg. Hierzu gehört dann die auf dem Titelblatt versprochne, und sehr gut gerathne Kupfertafel. Wer davon einen Begriff hat, wie viel es in der Hydrodynamik noch zu leisten und zu lernen giebt, wird jeden Beytrag, der den Werth schon vorhandner Kunstwerke bestimmen, und daraus für neue Unternehmungen brauchbare Resultate ziehen hilft, gewiß mit Dank benutzen. Verfasser dieser lehrreichen Beschreibung ist Herr Herm. Eberhard, Hydrotekt zu Marburg. Die jüngsten Verbesserungen hat diese sonst ungemein komplicirte Maschine (die aber nunmehr ihren Dienst doch mit solcher Genauigkeit thut, daß es nirgend einen Ruck oder Stoß zu vernehmen giebt, und das Ganze ein auf's leiseste zutreffendes Eingreifen und Ausweichen ist) dem jetzigen Brunnenmeister, Herrn Franz Cöster, zu danken, den Herr E. als überaus sinnreichen Wasserbauverständigen, und auch in andrer Hinsicht sehr achtungswerthen Mann dem Publiko empfiehlt. — Auszug aus Dietr. von Schachten Beschreibung der von Landgraf Wilhelm dem Aeltern im Jahre 1491 in's heilige Land vorgenommnen Reise. Nur bis Venedig erst geht dieses Tagebuch, und daß die Erzählung nicht unterhaltender ausfiel, ist keineswegs die Schuld des Epitomators, Herrn Ledderhose, der in der Folge, wo von Palästina, Syrien, u. s. w. die Rede seyn wird, den Leser dafür zu entschädigen hofft. — Beschreibung des, dem 1400 erschlagnen Herzog Friedrich von Braunschweig, zu Englis in Niederhessen auf dem Kampfplatze errichteten Denkmahls. An Alterthumsfreunden, die sich an Entzifferung der verwitterten Inschrift versucht, hat es gar nicht gefehlt; befriedigend aber ist noch keine Erklärung ausgefallen. Vor einem Jahrdutzend noch befaßte der nunmehr portugiesische Oberst und General-Adjutant Herr Bernh. Wilh. von Wiederhold sich mit diesem Gegenstand in einer Schrift, die unter dem Titel: Blutiger Tod des Herzogs Friedrichs u. s. w. mehr leistet als sie ankündigt; weil darin von Denkmählern überhaupt, und hessischen insbesondere, mit vieler Belesenheit gehandelt wird; wozu nicht weniger als 71 Urkunden und andre Hülfsmittel des Hofarchivs, so wie der Kasseler Bibliothek sorgfältig von ihm benutzt worden. Auszugsweise wurde diese Abhandlung in der hessischen Gesellschaft der Alterthümer zu Kassel mit Beyfall vorgelesen. Bruchstücke daraus hat der Verfasser auch dem Herausgeber der Denkwürdigkeiten mitgetheilt; der für jetzt aber nur

eines davon hier bekannt macht. In diesem wird das Monument selbst beschrieben, und unter mancherley Erklärungen seiner, wie gesagt, längst entstellten Inschrift, die vom Pfarrer Jülch an Landgraf Wilhelm VIII. im Jahre 1747 eingereichte noch für die wahrscheinlichste gehalten. Laut dieser ist sie lateinisch, und besteht aus lauter abgekürzten, auch wohl sonderbar gestellten Worten, mit gothischer, damals üblicher Mönchsschrift. Anziehend genug wissen diese Antiquare den Inhalt derselben zu machen; erst aber wird Herrn von W. eigne Muthmaaßung abzuwarten seyn, eh sich etwas Bestimmteres darüber sagen läßt; weil das Ganze sonst gar zu viel Raum kosten würde.

Zur Lebensgeschichte der Landgräfinn Amalia Elisabeth. Nämlich ein halbes Dutzend in Hausangelegenheiten 1649 und 50 an den von ihr sehr geschätzten Oberst-Lieutnant von Mayen geschriebner Briefe; freylich für den Ausländer eben nichts Merkwürdiges enthaltend, ihren Landsleuten aber noch immer willkommen; als die für diese kluge und muthvolle Fürstinn sich mit Recht enthusiasmiren. — Abermals dem Andenken drey jüngst verstorbner Hessen gewidmete Aufsätze: nämlich dem am 19ten Oktober 1800 zu Gießen noch nicht 50 Jahre alt gestorbnen Reg. Raths Freyherrn von Senkenberg, aus der Feder des dasigen Professors Nebel; und aus eben derselben, dem auch schon im 54sten Lebensjahre abgerufnen Kollegen Christian Heinr. Schmid, Professor der Beredtsamkeit und Bibliothekar. Beyde Denkmähler zeichnen sich dadurch aus, daß sie uns mit der sittlichen Seite dieser verdienten Männer (des ersten um Gießen besonders) näher bekannt machen, und eben deßhalb mit stärkerm Antheil sich lesen lassen. Auch auf das Grab des 1800 desto älter, nämlich 84 Jahre alt gestorbnen General-Lieutenants und Gouverneurs zu Kassel, Freyherrn von Knyphausen, legt ein Herr von Lrh. das Zeugniß öffentlicher Achtung nieder. Als Anführer der hessischen Hülfsvölker hatte dieser Krieger sich in Nordamerika berühmt gemacht, und auch in jedem andern Verhältnisse sich als Biedermann finden lassen. — In den von S. 447 an den Raum einnehmenden Miscellen sieht es nicht dürftiger als im Vorhergegangnen aus. Gleich das erste Stück, den mit oben erwähntem Chronikenschreiber Winkelmann getriebnen Censurunfug betreffend, ist ein literarhistorisches Kuriosum. Der 30 Folioblät-

blätter starke Originalaufsatz des geplagten Mannes befindet sich auf der Oldenburger Bibliothek, und bleibt zu einem dereinstigen Auszug allerdings geeignet. In die übrigen Miscellen theilen sich Naturansichten, bibliographische Notizen, eine Literarchronik der 3 Landesuniversitäten von den Jahren 99 und 1800; neuere Kunstwerke hessischen Erzeugnisses, kürzere Nekrologen u. dergl.; wobey denn Zusätze und Berichtigungen der frühern Theile eben so wenig vergessen sind. Daß man die der Sammlung nicht absprechende Brauchbarkeit seiner Zeit auch durch gute Register erhöhen werde, hält Rec. sich zum Voraus überzeugt.

Hm.

Vermischte Schriften.

Zürcherische Hülfsgesellschaft. Nr. I. Neujahr 1801. 15 Seit. Nr. II. Neujahr 1802. 16 Seit. Nr. III. Neujahr 1803. 20 Seit. 4.

Auch mit dem innern Titel:

Erstes, zweytes und drittes Neujahrblatt der Zürcherischen Hülfsgesellschaft. Zum Nutzen und Vergnügen der Vaterstädtischen Jugend. 1801. 1802, 1803.

Eine Gesellschaft trefflicher Menschen, deren Namen nicht genannt werden, hat sich zu dem edlen Zwecke vereinigt, in den gegenwärtigen traurigen Zeiten der Schweiz, besonders der Stadt und Landschaft Zürich, die Hülfsbedürftigen selber aufzusuchen, und auf die zweckmäßigste Weise nach Möglichkeit, theils aus eigenen Mitteln, theils durch gesammelte Beyträge, zu unterstützen. Um nun die Wohlthätigkeit aufzumuntern, hat die Gesellschaft seit drey Jahren diese Blätter veranstaltet, welche rührende Ermahnungen an die Jugend zum Tugendsinn, Patriotismus und zum Wohlwollen, wie auch Erzählungen von großen Unfällen enthalten, die sich hie und da ereignet haben, und von den Leidenden mit christlicher Ergebung ertragen worden sind. In der drit-

ten Nummer ist dem bey der letzten Beschiessung von Zürich tödlich verwundeten Herrn Diakonus Ge. Schultheß von Herrn Pfr. Johannes Brunner ein schönes Denkmahl der Liebe und Achtung gesetzt worden. Jeder Nummer ist ein Titelkupfer vorangesetzt, bey den beyden erstern Vorstellungen der Begebenheiten, welche in denselben erzählend dargestellt wurden, und bey der dritten Nr. das Bildniß des an den empfangenen Wunden verstorbenen Herrn Schultheß. Es ist zu wünschen, daß der doppelte Zweck dieser Blätter, der Hülfsgesellschaft mehrere Theilnehmer, und eine eben so ausgebreitete als fortdauernde Wirksamkeit zu verschaffen, und bey der Jugend dem überhandnehmenden Geiste der Verwilderung entgegen zu arbeiten, glücklich erreicht werde.

Wir bemerken noch, daß sich bey unsern Exemplarien noch eine Nr. III. befindet, welche von der vorhin angezeigten an Inhalt und Ton ganz verschieden ist. Sie besteht aus 10 Quartseiten. Es scheint aber, daß sie unterdrückt, und — dagegen ein anderes Stück ausgegeben worden ist. Sie enthält nämlich eine sehr starke Darstellung der Belagerung von Zürich durch Gen. Andrematt, in Ausdrücken, welche freylich dem harten Unternehmen gegen die Stadt und den darüber empörten Empfindungen der Züricher angemessen sind. Mit Bewunderung findet man in der Darstellung dieser Begebenheit den alten einstimmigen, tapfern und frommen Schweizersinn, welcher der Gefahr zwar nicht trotzt; sie aber auch nicht fürchtet, sie zwar nicht muthwillig sucht; aber ihr mit entschlossenem Muthe entgegengeht. Mögen die Proben von dieser Art, welche dieses Volk in der neuesten Zeit bestanden hat, auf die Jugend so kräftig wirken, als durch Jahrhunderte die Thaten der alten ehrwürdigen Schweizer gewirkt haben!

G.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Deutsche Erbfolge sowohl überhaupt, als insbesondere in Lehen- und Stammgütern, vornehmlich der weiblichen Nachkommen, nach Erlöschung des Mannsstammes. Tübingen, in Kommission bey Heerbrandt. 1803. 164 Seit. 1 fl.

Endesunterzeichneter wäre Willens, diese ganze wichtige Rechtsmaterie vollständig bearbeitet, dem Publikum vorzulegen. Er hofft nach einem anhaltenden Studium hauptsächlich über die gemeinrechtliche Lehnsfolge nach der Lehre des Feudisten in den *Libris* Feudorum so ziemlich ins Klare gekommen zu seyn. Die bereits erschienene Schrift ist bloß die Vorläuferinn des ganzen Werks; wovon in der Vorrede zu derselben der ganze Plan vorgelegt wird. Weil der Verfasser nicht gleich einen Verleger dazu fand: so ließ er sie auf eigene Kosten drucken; sie ist aber bey Heerbrandt in Kommission zu haben. Er könnte auch bey deren Fortsetzung eines Verlegers entbehren, wenn ihm die Liebhaber dieses Zweigs der Literatur durch den Weg der Buchhandlungen ihre Subskription einsenden wollten. Funfzehn Bogen würde der Verfasser um einen Gulden Reichsgeld franko Leipzig oder Frankfurt liefern. Dann hätte auch der Verfasser den Vortheil, und mit ihm seine Leser, daß das Werk ohne Druckfehler erscheinen würde. Diese haben dem

Verfasser in seinen bisherigen Schriften, viel Verdruß und Unlust gemacht. Seine verehrliche Herren Kollegen auf frequenten Universitäten, die Lehrer des Staats- und Lehnrechts, könnten ihm diesen Selbstverlag durch die Veranlassung der Subskription ihrer Zuhörer sehr befördern. Denn leider! sind wir nun einmal mit unserer Aufklärung, und durch das Revolutionswesen der Franzosen so weit gekommen, daß die Herren Buchhändler von wissenschaftlichen Werken im juridischen Fache, außer Lehr- und Handbüchern berühmter Lehrer auf frequenten Universitäten, sich einen sicheren Debit nicht versprechen können. Tübingen, den 1sten December 1803.

D. Joh. Chr. Majer.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Die durch verschiedene Gedichte rühmlich bekannte Sophie Mereau, geb. Schubart, ehemalige Gattinn des bekannten Professors in Jena und jetzigen Amtmanns zu Themar im Koburgschen, Herrn Mereau, hat den durch den Roman Godwy bekannten Herrn Klemens Brentano geheyrathet, und wird sich künftig in Frankfurt am Main aufhalten.

Bey dem Kadettenhause zu Dresden ist der Professor Herr Hasse in die Stelle des nach Leipzig gegangenen Herrn Professors Pölitz gerückt; der bisherige Adjunkt Herr Dori, ist zum Professor, und der Kandidat Große zum Adjunkt ernannt, auch dem Assistenzlehrer Herrn Stange, ist das Prädikat eines Adjunkts ertheilt worden.

Die Jablonowskysche Gesellschaft zu Leipzig, hat den Professor der Anatomie und Chirurgie Herrn Dr. C. G. Kühn, zum wirklichem Mitgliede für das Fach der Chemie und Physik erwählt.

Der Herr Dr. G. W. Stein, (Neffe des verstorbenen Oberhofraths Stein) ist zum Professor der Entbindungskunst

kunst in Marburg, und Herr Professor Bräbl zum Direktor des dasigen Entbindungsinstituts ernannt worden.

Herr J. Richter in St. Petersburg, hat für die Herausgabe der russischen Miscellen von dem Kaiser von Rußland einen brillantenen Ring erhalten.

Todesfälle.

1803.

Am 22sten April starb zu Nürnberg Herr J. P. C. Lockner, Vikar des geistlichen Ministeriums, Mitglied der lateinischen Gesellschaft zu Altdorf, und des Pegnesischen Blumenordens, 24 Jahre alt. Er schrieb anonym: 1) Das Kreuz im Walde. Nürnberg. 1802. 8. 2) Etwas über Ifflands Kunstausstellungen auf der Nürnberger Bühne. 1802. 8. 3) Die Erscheinung am Hochgericht. Nürnberg. 1803. 8. Letzteres erschien erst nach seinem Tode. — Sein Name fehlt in Meusels gelehrtem Deutschland.

Reichstagsliteratur.

An die höchste Reichsversammlung zu Regensburg unterthänigste Denkschrift Höchstderselben gnädigsten Beherzigung ehrfurchtsvoll gewidmet von sämmtlichen, des Kaiserlichen und Reichskammergerichts reitenden und Fussbothen. Ohne Datum diktirt zu Regensburg den 12. Nov. 1803. 15 Seit. Fol.

Promemoria, die Sustentation der Kaiserlichen Reichskammergerichtskanzley betreffend. 11 Seit. Fol.

Die Bittschrift der Kammergerichts-Bothen ist eine gelehrte Deduktion über die Geschichte des Bothenwesens von der Entstehung des Reichsgerichts an. Hierauf war der Beweis leicht zu begründen, daß in den jetzigen Zeiten ein Bothe für 57 Thlr. nicht einmal zu Fuße reisen, vielweniger reiten

ten seyn könne. Das Gesuch, welches in der Mitte des §. 9. versteckt lieget, geht dahin, die bisher auf 20 Kr. gesetzten Gebühren für eine Meile bey der ordinären Reise auf 30 Kr.; bey einer extraordinären aber, da hier der Bothe mit einer Sache reiset, und ohnehin für den Rückweg nichts erhält, auf 40 Kr. zu bestimmen.

Wichtiger ist der Gegenstand der Kanzley im Promemoria, welcher zu gleicher Zeit zu der Reichsdiktatur gedieh. Diese Schrift theilt sich in fünf Untersuchungen, nämlich in die kurze geschichtliche Darstellung der Kammergerichts-kanzley-Sustentation von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten; — die Nothwendigkeit der Regulirung eines, mit den dermaligen Preisen aller Lebensbedürfnisse proportionirten Besoldungsetats, und die daher nöthige Ausmittelung eines soliden Unterhaltungsfonds; sodann die Dringlichkeit einer Entscheidung in Bezug der Kanzley-Sustentation für das dermal im Dienste angestellte Personale, und endlich in die Anmerkungen über den Kammergerichts-Kanzleybesoldungs-Rückstand, nebst einigen wirklich ausführbaren Vorschlägen zu dessen Tilgung. Letzteres beziebt sich auf die Benutzung der Tax-Intraden, deren Rückstand successive zu bezahlen sey.

Beurkundete Darstellung der, den beyden regierenden Herren Grafen Friedrich Ludwig Christian und Friedrich Reinhard Burckhard Rudolph von Rechteren und Limpurg, von Seiten des Kurbaierischen Fürstenthums Würzburg widerfahrnen Eingriffe und harten Kränkungen in ihren reichsständischen Rechten, etc. 1803. 34 und 99 Seit. Fol.

Eine, nicht sowohl in publicistischer Hinsicht, als wegen derer darin beurkundeten Thathandlungen merkwürdige Deduktion, welche am Reichstage am 14ten November 1803 diktirt, und zugleich mit einer reichsgerichtlichen Klage verbunden wurde. Die, zu Markt-Einersheim in Franken gemeinschaftlich regierenden Gebrüder von Rechteren, besitzen fünf zur Reichsgrafschaft Limpurg-Speckfeld gehörigen Orte Sommerhausen, Winterhausen, Lindelbach, Gollhofen und Neundorf, welche vom Würzburgischen umgeben

sind.

sind. Nach dem Heimfalle des letztern an Pfalzbaiern wurde ihnen bald die Landeshoheit streitig gemacht, und die Lehensqualität in ein Landsaßiat zu verwandeln gesucht. Die geographische Lage und gewisse Recesse dienten dabey zum Vorwande. Der Anschlag der Kurfürstlichen Besitzergreifungspatente, und die Aufhebung fremder Werber nebst der Zumuthung, das Kreiskontingent und einen gräflichen Nebenanschlag zu entfernen, waren das Signal des Anfangs im December 1802 (§. I — XXXII.) Dann folgte am 14ten Jul. 1803 der Einmarsch Kurpfalzbaierischer Truppen. Bey der Verschließung des Thors, und nachher bey dem Eindringen büßten beyde Grafen nebst Beamten und Bedienten mit ihrer Person. S. 53 findet man darüber folgende Zeugenaussage: „Da Celsissimus von der einen Schildwache „ein paar Stöße, die sehr gefährlich geschienen, ab„zulenken gesucht, hätten sie auch einige Stöße mit „Flintenkolben bekommen; sodann wurden sie ange„gepackt, herumgestoßen, und auf andere Art miß„handelt, sogar ohne nur ein Wort gesprochen zu ha„ben.“ Mit dem Detail dieser Vergewaltigungen und persönlichen Leiden, ist die Hälfte der, von der Reichsgräflichen Regierung am 13ten August geschlossenen Deduktion (von §. 33 — 57), so wie auch der besonders paginirten 41 Beylagen angefüllt; so daß man sich in die Zeiten des Faustrechts zurückgesetzt zu sehen glaubt. Die Pfalzbaierischen Gegengründe, die schon aus öffentlichen Blättern bekannt sind, werden § 56 — 59 sehr kurz widerlegt; aber §. 66 an die Königl. Preußische Unterstützungen nach dem Lehnsvergleiche von 1746, und am Schlusse an die persönlichen Gesinnungen des Kurfürsten von Pfalzbaiern appellirt. Die beygedruckten Urkunden enthalten aus den ältern Verhältnissen nur den Lehnbrief von 1714, und den Centreceß zwischen Limpurg und dem Domkapitel Würzburg von 1758. Alles Uebrige besteht in Berichten, die vom 14ten December 1802 an, bis zum 4ten August 1803 gehen. Die Aussagen von 52 Zeugen nehmen viel Raum weg. Sonderbarlich sind von denen, mit den Buchstaben A bis Z und AA bis LL incl. bezeichneten Beylagen noch 15 sogenannte After-Beylagen abgesondert, welche, (mit Ausschluß der Königl. Preußischen Ratifikationsurkunde d. d. 30sten Oktober 1747 zu dem Limpurgischen Reichslehensvergleiche mit dem Fürstl.

Hause

Hause Brandenburg-Onolzbach im Jahre 1746) sämmtlich aus der neuesten Korrespondenz bestehen.

Als Verfasser dieser Schrift wird in öffentlichen Blättern der Gräfl. Rechternsche Amtmann Prechtlein genannt.

Verzeichniss der aktiven Stimmen im Reichsfürstenrath bey der Deliberation über das Kaiserliche Hofdekret vom 30. Jun. 1803. 1 Bog. Fol.

Erschien zu Regensburg am 21sten November 1803 aus der anonymischen Feder des österreichischen Gesandten Freyherrn von Fahnenberg, welcher schon zweymal bey ähnlichen Veranlassungen Verzeichnisse dieser Art zum Druck rühmlichst befördert hatte. Keine war indeß so wichtig, als die gegenwärtige. Die Zahl der katholischen Stimmen beträgt gegen 51 protestantische nur 29, und die der aktiven insgesammt 80. Die sich daraus ergebende Majorität der Augustanae confessionis von ein und vierzig Stimmen rührt daher, daß unter den Katholiken Oesterreich nur dreyfach, und außer der gleichen Zahl von Hoch- und Deutschmeister, und der Neunfachen von Pfalzbaiern, alle übrigen nur eine Stimme haben. Dagegen zählt unter den Protestanten Magdeburg 11, Bremen (Kurbraunschweig) 7; die vier sächsischen Herzogshäuser 5; Baden und Nassau jeder 4; Oldenburg, Hessen-Kassel, Mecklenburg-Schwerin und Würtemberg 2 Stimmen. Die, dieser Stimmen-Ungleichheit beygelegte Wichtigkeit, und die darauf begründete Reichsberathung, macht einen auffallenden Kontrast mit dem gleichzeitigen toleranten Schreiben des Helvetischen Landammansaffry an den Papst, dem darin die ganze Schweiz huldigt, und mit der Ausgabe katholischer Hymnen durch den protestantischen Prediger Häfeli. Diese Abweichung vom Zeitgeiste wird indessen keine bedeutenden Folgen haben.

Wie sind deutsche Reichsfürsten verbunden, die Handlungen ihrer Regierungsvorfahren zuvertretten (treten), mithin die bey Antritt der Regierung noch unbezahlte (n) Schulden zu tilgen? Eine nach beendigtem Entschädigungs- und Säkularisationsgeschäffte

an manchen Orten mit zur Tagsordnung kommende Betrachtung. Frankfurt und Leipzig. 1803. 86 S. 8.

Ein, dieses praktisch wichtigen Gegenstandes ganz unwürdiges Gemische von Raisonnements alter Publicisten, und von Ausdrücken neuerer Philosophen zu Aufstellung eines längst bekannten Satzes, der im Titel lieget. Der unbekannte Verfasser verwirrt aber dieses ganz richtige Princip durch zweckwidrige Unterscheidungen, durch die Anwendung des Privat-Erbschaftsrechts auf die Staatsverlassenschaft, und durch die Vermischung der verschiedenartigen Personen, welche jeder regierende Fürst bekanntlich in seiner Person vereiniget.

Aktenmäsige Darstellung der Vorfälle in Sommerhausen, mit einigen Bemerkungen über das staatsrechtliche Verhältniss der Grafen von Rechtern-Limburg zu dem Kurpfalzbaierischen Fürstenthum Würzburg. 4 Bog. Fol.

Wurde im November zu Regensburg, vorzüglich zu Berichtigung der ebengedachten gräflichen Deduktion, von dem Kurpfalzbaierischen Komitialgesandten von Rechberg in den Quartieren der Gesandten vertheilet. Die wesentlichste Parthie darin ist ein Bericht des Kurfürstlichen Divisionskommando in Franken, in welchem dasjenige, was die von Rechternsche Schrift dem Militair Schuld giebt, für Unwahrheit und bloße Schmähung erklärt, das Gegentheil zu zeigen gesucht, und wegen dieser also ungegründeten Beschuldigungen auf öffentlichen Wiederruf und volle Satisfaktion gedrungen wird. — Diese Schrift gab im Publikum weniger Ueberzeugung als die gegenseitige.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Der, durch mehrere, die Geschichte des Mittelalters aufklärende Schriften, rühmlichst bekannte Geheime Rath Herr G. W. Zapf, verspricht in einer gedruckten Ankündigung eine neue, revidirte, beträchtlich vermehrte, mit dem

Bild-

Bildnisse S. Ch. G. des Kurerzkanzlers und mehrern Bildnissen geschmückte Ausgabe, seiner 1789 und 1796 erschienenen Biographie, des um die Herstellung der Wissenschaften im 15ten Jahrhunderte so verdienten Johann von Dalberg, Bischofs von Worms, zu liefern.

Er fordert alle Freunde der Gelehrsamkeit, vorzüglich Aufseher öffentlicher und Besitzer von Privatbibliotheken auf, ihn mit Beyträgen dazu zu unterstützen. — Insbesondere wünscht er, daß ihm die in größern Werken und kleinern Schriften enthaltenen Nachrichten über Johann von Dalberg, nebst den, an denselben gerichteten Briefen, Zueignungsschriften und Gedichten in lesbaren, genauen und unabgekürzten Abschriften zugesandt werden möchten. Wer sich dadurch um das Unternehmen verdient macht, erhält ein Exemplar des Werks auf Velinpapier für seine Bemühung.

Nachtrag zu den Privatvorlesungen, welche für das Winterhalbejahr 1803 bis 1804 in Berlin öffentlich angekündigt worden sind.

Herr Karl von Haller, über theoretische und praktische Perspektive, mit Rücksicht auf die Linearische Zeichenkunst im Allgemeinen.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Mittlere, neuere, politische und Kirchengeschichte.

Mithridat gegen Nicolai, oder recensirende Bemerkungen über die Schrift des Herrn Domprediger Nicolai: über den Zustand der lutherischen Domgemeine in der freyen Reichsstadt Bremen. Non quis, sed quid. Altona. 1803. 54 Seiten 8.

Mit giftiger Bitterkeit gegen Hrn. Dr. Nicolai ist diese Schrift zwar geschrieben; aber ein Gegengift kann sie nicht heißen. Es ist auch nicht abzusehen, wozu Mithridat hier nöthig wäre, weil die Schrift des Hrn. Dr. Nicolai nicht zum Vergiften; sondern zum Aufklären und Heilen geeignet ist. Der Verfasser der angezeigten Brochüre giebt sich zwar viele Mühe, die Bemühungen der lutherischen Partey um ihre Rechte zu sichern, und namentlich des Hrn. N. ausführliche Darstellung dieser Rechte, als ungebührliche Vorschritte und Unruhe-Stiftungen anzuschwärzen; aber der unbefangene Wahrheitsfreund sieht die Sache ganz anders an. Wir beziehen uns auf zwey in dieser Angelegenheit bereits erschienenen Schriften, welche im 81sten Bande dieser Bibliothek, S. 457 flg. recensirt worden sind.

Der Verfasser hat zwar auf dem Titel das Motto angebracht: Non quis, sed quid; aber er nimmt diesen billigen

Grundsatz selber durch das auf der Rückseite angebrachte Citat: Offenb. Joh. 2, 6. „Aber das hast du, daß du die Werke der Nicolaiten hassest, welche ich auch hasse," wieder zurück, und schon die Worte: Mithridat gegen Nicolai — widersprechen dem non quis, sed quid. Wie denn auch die ganze Schrift eine Menge persönlicher Anzüglichkeiten, die zur Sache, wovon die Rede ist, gar nicht gehören, enthält. Daher deucht uns auch, daß diese Schrift nicht auf das grössere Publikum; sondern bloß auf solche Leser in Bremen berechnet ist, bey welchen der zuletzt Redende durch dreistes Absprechen und durch hämische Insinuationen immer Beyfall findet.

Hr. Dr. Nicolai hat dargethan, daß eine lutherische Domgemeine existire, und daß die Kirchengüter und frommen Stiftungen derselben gehören; er hat es gut ausgeführt, daß die kirchlichen Angelegenheiten dieser Gemeine nicht von den willkührlichen Einrichtungen des reformirten Senats abhängen können; er hat die Geschichte des Drucks, den die Lutheraner von der herrschenden reformirten Partey erdulden mußten, dargestellt. Aber auf diese Hauptmomente hat sich der Verf. des Mithridats wenig eingelassen, und desto mehr unbedeutende Bemerkungen über Nebensachen und Worte angebracht. Und doch kam hier auf die Hauptmomente Alles an, wenigstens fordert das Princip: Non quis, sed quid — daß ein Schriftsteller auf die Hauptsache ganz allein Rücksicht nehme.

Der Verfasser sucht die Sache immer so zu stellen, als ob Hr. N. mit seiner Gemeine die Hoheitsrechte der Stadt Bremen über den Dom streitig machen wolle, da dieß doch gar nicht geschehen; sondern nur behauptet worden ist, daß die Domgemeine unter der neuen Oberherrschaft eben dieselben Rechte behalten müsse, welche sie vorher gehabt habe. Wenn Hr. N. es sehr natürlich findet, daß die lutherische, aus der Mehrheit der Einwohner Bremens bestehende, Gemeine ihr eigenes, in innern kirchlichen Angelegenheiten unabhängiges Kirchenkollegium, die Verwaltung ihrer frommen Stiftungen, die Examination, Ordination und Anstellung ihrer Lehrer, habe: so behauptet der Widerleger, daß diese Forderung mit der Oberherrlichkeit des Staats nicht bestehen könne; bespöttelt diese Forderung in harten, beschim-

fremden Ausdrücken, als päpstliche Anmaßlichkeit und un[illegible]-[illegible]ikte Priestergewalt, und sucht das Hauptmoment der Lutheraner durch die Insinuation aus den Augen zu rücken, daß in Bremen gesetzlich weder ein reformirter noch lutherischer Senat, ausschließend, bestehe, da doch seit mehr als hundert Jahren kein Lutheraner in den Senat gewählt worden war. Allerdings existirt in Bremen kein Gesetz darüber; aber das Faktum ist vorhanden, und ein hinlänglicher Beweis, daß für die Lutheraner von dem guten Willen des Senats wenig zu erwarten ist. Daher es auch eine sophistische Vorspiegelung ist, wenn der Verf. an mehreren Orten verlangt, daß die Lutheraner sich auf die toleranten Gesinnungen des Senats hätten verlassen sollen, ja, daß die frühere Widersetzlichkeit des Senats gegen den Besuch des lutherischen Domgottesdienstes bloß Vorsichtsmaaßregel, wider die Eingriffe der Bischöfe gewesen sey. Warum hat denn der bremische Senat nie eine Einrichtung getroffen, daß den Lutheranern eine in seiner Gerichtsbarkeit liegende Kirche eingeräumt wird? Dieß wäre das sicherste Mittel gewesen, dem fremden Einfluß vorzubeugen. Statt dessen dauerte die gewaltthätige Anordnung immer fort, daß die 18000 in Bremen vorhandenen Lutheraner als in die reformirten Kirchspiele Eingesperrte angesehen wurden; und daselbst die jura stolae entrichten mußten. Eben so nichtig ist die Einwendung des Verfassers, daß Senat und Bürgerschaft die Regierung ausmachen, und folglich auch die Lutheraner ihren Antheil daran hätten. Wenn diese aber weder in den Senat noch in irgend eine bedeutende Bedienung aufgenommen werden: so versteht sichs ja von selbst, daß sie weder deliberiren noch beschließen können, und folglich am Staatsruder so gut als gar keinen Antheil haben. So setzt der Verfasser auch auf zwey Punkte ein Gewicht; das aber bey näherer Beleuchtung nichts mehr wiegt: 1) daß die Domprediger unter der hannöverschen Oberherrschaft im Verhältniß gegen die Stadt als Fremde anzusehen gewesen wären; 2) daß es bloße Gunst der Herzoge von Bremen gewesen sey, wenn sie der Domgemeine so ansehnliche Güter zugestanden hätten. Kann es denn aber der Stadt Bremen zur Ehre gereichen, daß ihre lutherischen Einwohner in eine fremde Kirche flüchten mußten, um ihren Gottesdienst halten zu können? Diesen Umstand sollten die Bremer gar nicht berühren. Und angenommen, daß es mit beyden vorhin angeführten Punkten

keine Mitheiligkeit habe: so ist doch entschieden, daß der bisherige Oberherr bis dem als eine Pfarrkirche, und die sich zu derselben haltenden Lutheraner aus Bremen, als eine zu jener Pfarre gehörende Gemeine angesehen habe. Warum will denn der reformirte Senat in Bremen das Gegentheil thun? Oder hat er die Theilnehmer an der Regierung, die ganze Bürgerschaft, Mann für Mann gefragt, was in der Sache zu thun sey. Hiernächst, was die Pfarrkirche in dem durch die Gunst der Herzoge an Einkünften und frommen Stiftungen besitzt, ist ihr nicht bloß ad tempus zugestanden; sondern auf immer geschenkt worden. In diesem Zustande kommen sie unter die Hoheitsrechte der Stadt Bremen. Sie bringt nun zwar ihr Gut unter dem neuen Oberherrn mit; aber es ist und bleibt ihr Gut. Der neue Oberherr hat das Recht und die Pflicht, für die richtige Verwaltung dieses Gutes Sorge zu tragen; aber er darf sich keine freye Disposition darüber anmaaßen. Was kein katholischer Landesherr in neu erhaltenen protestantischen Ländern gethan hat, das wird doch nicht ein reformirter Senat an seinen lutherischen Mitbürgern ausüben!

Der Einwurf des Verfassers, daß ja doch der lutherische Dom unter dem reformirten Könige von England gestanden, und von ihm Gesetze angenommen hätte, gehört unter seine [illegible]; denn es ist bekannt, daß Alles von der lutherischen Regierung in Hannover ressortirt habe.

Der Verfasser berührt auch das schöne, si Diis placet, Vereinigungsprojekt, und klagt, daß es durch die Vorschritte der Lutheraner auf viele Jahre zerstört worden sey. Aber die ersten Schritte nach der Besitznehmung, wo man gleich mit Eingriffen und abschreckenden Anordnungen anfieng, ließen die Lutheraner nichts Gutes erwarten; sondern hießen sie auf ihrer Hut zu seyn, und es hätte schlimmer werden können, si Clericus tacuisset. — Oder hat der Clericus keine Rechte? ist er nicht so gut Bürger in Bremen, als jeder Andere?

In eben dem Geiste des Widerspruchs gegen die behaupteten Rechte der Lutheraner in Bremen; aber in einem anständigern Tone, sind auch folgende beyde Schriftchen geschrieben:

1)

1) Beleuchtung eines Theils der von dem Herrn Domprediger, Johann David Nicolai, unter dem Titel: über den Zustand der lutherischen Domgemeine, 2c. in Druck gegebenen Schrift. Von Johann Friedrich Gildemeister, der Rechte Doktor. Hamburg, gedr. bey Nestler. 1803. 54 Seiten 8.

2) Unbefangenes Urtheil über die kirchlichen Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und dem Senate in Bremen. (Abgedruckt aus Stück 36. der Marb. neuen theologischen Annalen.) Frankfurt und Leipzig. 1803. 30 Seiten 8. 4 gr.

Beyde Schriftsteller lassen über das Buch des Hrn. Nicolai: über den Zustand der lutherischen Domgemeine in Bremen, 2c. eine scharfe Censur ergehen; besonders über seine Berufungen auf das westphälische Friedensinstrument. Wenn man bedenkt, daß er genöthiget ward, eine Sache zu vertheidigen, die bis dahin nie angefochten worden ist; daß es sehr verzeihlich ist, wenn man durch unerwartete Anfechtungen eines sophistischen Gegners ein wenig aus der Fassung kommt, und daß er zu seiner Vertheidigungsschrift nur kurze Frist haben mochte: so muß man gestehen, daß es leicht möglich war, mit unter auch eine Behauptung oder einen Grund anzuführen, welche bey näherer Beleuchtung unhaltbar waren. Genug, daß er in der Hauptsache doch Recht hat, nämlich: daß die Lutheraner in Bremen eine Kirchengemeine im dasigen Dom ausmachen; daß sie im Besitz der damit vereinigten Kirchengüter, Anstalten und Stiftungen sind; daß sie gar nichts Unbilliges verlangen, wenn sie sich die Fortdauer ihres eigenen Kirchenkollegiums wünschen, welches sie aber der Oberaufsicht des Senats durchaus nicht entziehen wollen. Männern, welche sich das Ansehen einer ganz unpartheyischen Wahrheitsliebe, und darauf gegründeten schiedsrichtenden Amts geben, hätte es besser angestanden, wenn sie die Sache selber gründlich untersucht, und sich nicht bloß auf das eingelassen hätten, was Hr. N. zur Vertheidigung der guten Sache seiner Gemeine angeführt hatte. Aber so gewinnt

 der

der Streit immer mehr den Schein, daß die reformirte Parthey in Bremen es darauf angelegt habe, sich das Kirchengut der Lutheraner zuzueignen, und jenen grossen Theil ihrer Mitbürger entweder wieder in die Verlegenheit zu setzen, in welcher sie sich ehemals befanden, oder dahin zu bringen, daß sie sich auf eigene Kosten ganz neue Anstalten zu ihrem Gottesdienst errichten müßten.

Die Einwürfe und Darstellungen dieser beyden Schriftsteller sind noch eben dieselben, als die des Verfassers der Schrift: Mithridat gegen Nicolai; nur ruhiger und anständiger vorgetragen, besser geordnet, und eben um deßwillen auch scheinbarer. Sie behaupten, daß die lutherischen Bürger in Bremen keine eigentliche Kirchengemeine im Dom vorstellen können, weil sie in den Kirchspielen der Stadt eingepfarrt seyen, weil sie keine Stimme bey der Besetzung der Predigerstellen hätten, und weil die Dommkirche unter den Herzogen über die Bürger von Bremen keine Parochial-Zwangsrechte habe ausüben können. Es ist auch nicht zu läugnen, daß es mit dieser Kirchengemeine eine eigene Beschaffenheit hat, die wohl selten vorkommen mag, und daher einen besondern Begriff formirt. Die Reichsstadt Bremen selbst hat den größten Theil ihrer Einwohner, welcher übrigens der Verfassung nach mit den übrigen Einwohnern ganz gleiche bürgerliche Rechte hat, kein freyes Religionsexercitium gestattet; sondern sie dem unbilligen Religionszwang unterworfen, daß sie in den Kirchen einer ihnen fremden Konfession eingepfarrt seyn und die jura stolae entrichten mußten. Dieß dauerte so lange, bis ein Erzbischof und ein nachheriger Herzog von Bremen sich ihrer annahmen, und durch Verhandlungen mit dem Senat ihnen die Besuchung des Gottesdienstes im Dom auswirkten. Sie schlossen sich nun dem Dom als wirkliche lutherische Gemeine an, wählten aus ihrer Mitte ihre eigenen Kirchenvorsteher, und trugen — ob sie gleich noch immer die jura stolae an reformirte Kirchen entrichten mußten — alle Onera als wirkliche Gemeinglieder. Dieser Verfassung hat sich der Senat in Bremen nicht widersetzt; sondern sie auf mancherley Weise anerkannt; sie würde auch unstreitig ganz ungestört fortgedauert haben: wenn sich nicht die unerwartete Begebenheit zugetragen hätte, daß die herzoglichen Besitzungen unter die Hoheit der Reichsstadt Bremen gekommen sind. Nun erst erwachte der Gedanke,

danke, was es mit der Domgemeine, ihren Kirchengütern, milden Stiftungen und anderen Anstalten für eine Beschaffenheit habe; oder vielmehr die Neigung, dieß Alles als Staatsgut zu betrachten. Indirekte wäre es freylich auch Staatsgut gewesen, wenn es der lutherischen Bürgergemeine geblieben wäre; aber das war nicht genug, sondern man wollte es zur völlig freyen Disposition haben. Hätte die Reichsstadt Bremen, von deren toleranten Gesinnungen die Verfasser so viel Aufhebens machen, den Lutheranern auf städtischem Territorio eine Kirche eingeräumt: so stünden die Sachen jetzt allerdings ganz anders. Wer ist aber Schuld daran, daß sie gerade so stehen, wie sie stehen? Hat nicht der reformirte Senat in Bremen seine lutherischen Mitbürger gezwungen, sich in eine fremde Kirche zu flüchten, und in derselben eine Gemeine zu bilden? Hat nicht die Härte des Senats die Veranlassung dazu gegeben, daß die Herzoge von Bremen dieser Gemeine Kirchengüter schenkten, und verschiedene milde Stiftungen zu ihrem Besten anlegten? Die Stadt mag nun mit den Herzogen den Prozeß führen, ob sie zu diesen Schenkungen Fug und Recht hatten; aber bis zur Entscheidung dieses Prozesses sind ihre lutherischen Mitbürger im rechtlichen Besitz dieses Kirchen- und Armengutes. Daß die Herzoge gegen die ihnen fremde Reichsbürger eine solche Milde ausübten, gereicht ihnen zur Ehre; aber was muß man von einem Senat denken, der sie seinen Mitbürgern wieder entziehen will? Die Einrichtung ist indessen so selten nicht, daß fremde Konfessionsverwandte an die Kirchen, in deren Bezirk sie wohnen, gewisse Abgaben entrichten müssen, ohne um deßwillen darinnen eingepfarrt zu seyn. So muß in dem alten Berlin jede Judenfamilie an den Probst, als Ersatz der ausfallenden zufälligen Pfarreinkünfte, eine jährliche Abgabe entrichten; wer wollte aber behaupten, daß die Juden in der Nicolaikirche eingepfarrt seyn; oder gar, daß sie in ihrer Synagoge keine Gemeine bilden? Eben so ist es auch im protestantischen Deutschland nicht ganz ungewöhnlich, daß Gemeinen bey der Besetzung der Pfarrstellen gar kein Stimmrecht haben; sind sie darum keine wirkliche wahre Kirchengemeinen? Die Verfasser können daher die Definition des Hrn. Domprediger Nicolai gar nicht gelten lassen, wenigstens können sie nicht behaupten, daß um ihrer aufgestellten Definitionen wegen die Domgemeine in Bremen bisher keine eigentliche Kirchengemeine gewesen sey.

Hiernächst finden die Verfasser das Verfahren des Domministeriums, der Diakonen und der lutherischen Bürgerschaft gar nicht recht, daß sie beym Senat mit ihren Vorstellungen eingekommen, und wieder eingekommen sind. Der Verfasser des sogenannten unbefangenen Urtheils will sogar beweisen, daß sie zum Fordern gar kein Recht hätten; sondern bloß bitten, und von der Milde des Senats das Resultat ihrer Bitten erwarten müßten. Wir enthalten uns, hierüber ein eigenes Urtheil zu sagen, da dieser Punkt in der eben anzuzeigenden Schrift ungemein befriedigend auseinander gesetzt, und beantwortet worden ist:

Beyträge zur Beurtheilung der kirchlichen und staatsbürgerlichen Rechte der lutherischen Bürger der freyen Reichsstadt Bremen. Veranlaßt durch einen Aufsatz in Nr. XVI. der theologischen Nachrichten von diesem Jahre. (Ohne Druckort.) Im Mai 1803. 191 Seiten 8.

Es hatten sich, wie wir gesehen haben, für die Gegenpartey der Lutheraner in Bremen mehrere Stimmen hören lassen; ihre Behauptungen giengen alle dahin, daß das Verlangen der Letztern ohne Grund, und der ganze Dom mit allen seinen Einkünften und Besitzungen unstreitiges Reichsstadt Bremisches Staatsgut geworden sey. Sie redeten Alle aus Einem Tone; und je mehr neue Sprecher auftraten: um so mehr sollte es das Ansehen gewinnen, daß das Recht ganz allein auf der Seite dieser Sprecher sey. Es war daher sehr nöthig, daß sich auch einmal wieder eine Stimme für die Lutheraner hören ließ. Dieß that der Verfasser dieser Beyträge, und der Unparteyische muß gestehen, daß er es mit so viel ruhiger Darlegung und Ueberlegenheit gethan hat, daß man die Streitfrage als entschieden annehmen kann.

Die Abhandlung zerfällt, außer der Einleitung und dem Schluß, in vier Abtheilungen: 1) Die Lutheraner in Bremen als Domgemeine. 2) Die Kirchengüter der bremischen Domkirche, und die für die lutherischen Schulen und frommen Stiftungen in Bremen bestimmten Güter und Intraden.

3) Die Lutheraner in Bremen in ihrem politischen Zustande.
4) Der lutherischen Diakonen Memorial und Pro Memoria vom 18. Nov. v. J., und was dahin gehört.

Wir würden nun das Meiste von dem über diesen Gegenstand bereits Gesagten wiederholen müssen, wenn wir einen Auszug aus dem Inhalte dieser Schrift geben wollten. Und da ohnehin Jeder, welcher sich von der wahren Lage der Sachen gehörig unterrichten will, diese Beyträge nicht ungelesen lassen darf: so können wir der Mühe eines Auszugs um so mehr überhoben seyn. Der Verfasser verfolgt den Gang des Verhältnisses der Lutheraner in Bremen bis zu seinem Ursprung, und zeigt es klar aus der Geschichte, daß eine wahre Domgemeine von bremischen Bürgern existire; er setzt die Gründe für das eigenthümliche Kirchengut dieser Gemeine historisch auseinander, und entkräftet alle Zweifel, welche dagegen erhoben werden können; er zeigt, daß die Lutheraner in Bremen völlig gleiche Rechte mit den Reformirten haben; wie sehr sie aber durch die nach und nach herrschende Partey der Letztern zurückgesetzt und verdrängt worden seyen; endlich nimmt er die Schritte der Diakonen gegen die Mißbilligung der herrschenden Partey in Schutz, zeigt aus dem Inhalte und Ton ihrer Vorstellungen an den Senat, daß sie die Gränzen der Decenz gar nicht überschritten hätten; daß aber die Wichtigkeit des Gegenstandes und mancherley nicht ungegründete Besorgnisse sie zu diesem Schritte aufgefordert hätten, und daß die unbestimmten Erklärungen des Senats sowohl, als die Eingriffe in ihre bisherige Kirchenverfassung, womit auch der Anfang gemacht worden, es ihnen zur Pflicht gemacht hätten, ihre Vorstellungen zu wiederholen, und sie endlich an die höchsten Reichsgerichte zu bringen.

Wir holen nun noch einige im Druck erschienene Aktenstücke nach, welche zwischen den Dompredigern, Diakonen, und den Gemeinegliedern einerseits, und dem Senate in Bremen andererseits verhandelt worden sind.

1) (Ohne Titel.) Auf 56 Seiten das erste Memorial und Promemoria an den Senat, von 33 Diakonen unterschrieben, und zugleich den 18ten Nov. v. J. eingereicht.

2) Eingabe der Diakonen auf die erste Resolution des Senats. Eingereicht den 29sten Jan. 1803. 8 Seiten.

3) Eines hochedlen und hochweisen Rathes der freyen Reichsstadt Bremen Conclusum Pleni vom 4ten Febr. 1803. als Antwort auf die Hochdemselben von den alten und fungirenden Diakonen der Domgemeine u. des Petri Waisenhauses daselbst eingereichtes Memorial vom 29. Jan. d. J., nebst dem dritten Memorial der Diakonen. 23 Seiten.

4) Eines hochedlen und hochweisen Raths der freyen Reichsstadt Bremen Proklama vom 12ten, und Conclusum Pleni vom 28sten Februar 1803; letzteres als Antwort auf eine Hochdemselben von den alten und fungirenden Diakonen der Domgemeine und des St. Petri Waisenhauses daselbst eingereichtes Memorial vom 12ten Februar d. J. Nebst dem 4ten Memoriale der Diakonen. 19 Seiten.

5) Zwey Memoriale von Bürgern der lutherischen Domgemeine in Bremen. Nebst einem Conclusio Pleni eines hochedlen und hochweisen Raths. Braunschweig, gedruckt bey Vieweg. 1803. 71 Seiten.

6) Memorial der Herren Domprediger, dem hochedlen und hochweisen Rathe der freyen Reichsstadt Bremen übergeben am Julius 1803. Abgedruckt aus Nr. XXVII. der Marb. theologischen Nachrichten von d. J. Oldenburg, gedruckt bey Stalling. 1803. 8 Seiten.

Nr. 1 haben die Diakonen, wie sie im Vorberichte sagen, um deßwillen in Druck gegeben, weil ihnen mancherley Tadel über die Schritte, welche sie gethan haben, zu Ohren gekommen ist; weil man den Verdacht einer unbefugten Anmaaßung auf sie werfen wollte, und weil sie wünschen, daß das Publikum von ihren Eingaben sich selber unterrichten möge.

Das Memorial sowohl, als das Promemoria, sind mit gebührender Bescheidenheit, und doch auch mit der Energie abgefaßt, welche freyen Reichsbürgern und Männern geziemt, die im Namen einer ganzen großen Kommun dem Senate ihre Erwartungen und Wünsche vorlegen, mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß sie ihre Vorschläge nicht als die möglichst besten ansehen, und daß sie etwanigen Verbesserungen, wenn sie nur weder direkte noch indirekte dem lutherischen Kultus nachtheilig werden können, ihren Beyfall nicht versagen werden. Ihr Gesuch ist in acht Punkten enthalten, welche nachher weiter ausgeführt sind: Daß der lutherische Gottesdienst im Dom fortdaure; die sämmtlichen Domprediger ein eigenes Ministerium, wie das reformirte Ministerium in Bremen, ausmachen; die Domprediger, Namens der Domgemeine, durch ein eigenes Kirchenkollegium gewählt werden; die sämmtlichen lutherischen Schulen bloß mit Lehrern von ihrer Konfession besetzt, und alle ihre Pia Corpora nur für ihre Glaubensgenossen bestimmt bleiben; und endlich, daß das sämmtliche Vermögen der Domkirche nur allein durch Mitglieder der Domgemeine administrirt werde. Im angehängten Promemoria sind besonders folgende vier Punkte ausführlicher dargestellt: 1) Ein beständiges lutherisches Kirchenkollegium, wozu als Mitglieder gehören: 1. zwey Mitglieder des Raths; 2. die Domprediger; 3. die Diakonen, alte und fungirende; 4. sechs Bürger der Domgemeine aus dem Stande der Gelehrten; 5. sechs Bürger der Kaufmannschaft; 6. zwölf Bürger von den übrigen Ständen. Ueber die Versammlungen und Funktionen dieses Kirchenkollegiums enthält das Promemoria reiflich erwogene und bestimmt ausgeführte Vorschläge. 2) Zur Administration des Kirchenvermögens lutherische Bauherren der Domkirche, welche durch das Kirchenkollegium aus den alten qualificirten Diakonen gewählt werden. Auch dieser Vorschlag ist nach seinem ganzen Umfange hinlänglich ausgeführt. 3) Ein eigenes, aus den

den Dompredigern bestehendes lutherisches Ministerium. 4)
Das St. Petri Waisenhaus, als ausschließlich der lutherischen Gemeine gehörend, soll in seinem ganzen gegenwärtigen Umfange als alleiniges Eigenthum der Gemeine fortdauern, und unter eben der Administration bleiben, worunter es schon seit länger als einem Jahrhunderte gewesen ist.

Hierauf erhielten die Diakonen zum Bescheid: „daß der hochedle, hochweise Rath, die von den Supplikanten vorgetragenen Wünsche in Ueberlegung zu ziehen nicht ermangeln wolle." Nachdem indessen in zwey Monaten nichts erfolgt war: so wurde an einem bestimmten Tage den zusammenberufenen fungirenden Diakonen (mit Ausschluß der alten Diakonen und Domprediger) von einem Hrn. Bürgermeister eröffnet: „Daß nachdem der Staat bereits zu dem Naturalbesitz der in Bremen gelegenen Acquisitionen gelangt sey, und auch das lutherische Petri Waisenhaus einen Theil davon ausmache: so habe der Senat einen Hrn. Burgermeister zum Oberinspektor desselben, und zwey andere Herren des Raths zu Inspektoren dieser frommen Anstalt ernannt.

Dieser Schritt, wodurch ohne irgend eine vorangegangene Untersuchung die bisherigen Inspektoren und Administratoren abgesetzt wurden, veranlaßte die Diakonen zu der Eingabe von Nr. 2, worin sie, jedoch in den bescheidensten Ausdrücken, ihr Befremden darüber bezeugen, die Gerechtsame der Domgemeine auf jene Stiftung noch einmal auseinander setzen, und bitten: daß der Senat bis dahin, daß die in Vorschlag gebrachten Organisirungen regulirt und bewerkstelliget wären, keinerley obrigkeitliche Einschickungen anordnen möchte.

Nun erschien das in Nro. 3. enthaltene Rathsdekret, worin erklärt wird, daß es bey jener Verordnung aus angeführten Gründen sein Bewenden habe, „jedoch ohne die Konkurrenz Eines Predigers bey der religiösen und moralischen Erziehung der Waisenkinder zu beschränken, und ohne der bleibenden Verwaltung der evangelisch-lutherischen Armenvorsteher (nicht Diakonen) Eintrag zu thun. Dann heißt es ferner: „Ein hochweiser Rath ertheilt den sämmtlichen Supplikanten zu ihrer endlichen Beruhigung, zwar überflüssig, jedoch gerne, die Versicherung, daß das Vermögen des Petri Waisenhauses mit allen demselben gebührenden, oder

für

für dasselbe außerordentlich einfließenden Intraden diesem Waisenhause allein und ausschließlich verbleiben, und niemals anders, als für den Zweck und Votation der Stiftung angewandt werden soll." Es wird aber auch noch hinzugesetzt, „daß diejenigen Mitsupplikanten, nämlich die alten Diakonen, welche nach gewidigter Amtsführung des Petri Waisenhauses weiter keinen Antheil haben, sich die weitern Vorstellungen über die ihrer Verwaltung nicht anvertrauten Gegenstände enthalten, und ruhig abwarten werden, wann und welchergestalt ein Hochedler und hochweiser Rath ihre im Nov. 1802 vorgetragene Ideen, den Umständen nach, in Ueberlegung ziehen wolle."

Da die bisherige Administration dieses Waisenhauses den Domprediger und Diakonen ohne allen weitern Einfluß zustand, und diese Stiftung der Gemeine von dem Stifter geschenkt worden war: so kann man leicht denken, daß die Diakonen sich bey jenem Dekret nicht beruhigen konnten. Sie kamen auch gleich darauf wieder ein, beschwerten sich über die gebrauchten Ausdrücke: Armenpfleger und Armenvorsteher, weil es schiene, daß der ganze Umfang ihrer Funktionen verkannt werde, setzten die Entstehung und bisherige Verwaltung geschichtlich auseinander, führten an, daß die Domprediger, als Inspektoren, und die Diakonen, als Administratoren, der Regierung in Stade nie Rechnung darüber abgelegt hätten, führten Beyspiele in Bremen an, daß öffentliche Institute und Stiftungen daselbst vorhanden wären, welche keiner obrigkeitlichen Inspektion unterworfen seyen, beriefen sich auf eine Versammlung der sämmtlichen Mitglieder der Domgemeine, um ihre Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit der bisherigen Administration und ihrer Fortdauer zu bezeugen, und erneuerten zuletzt die Wünsche um eine baldige Deliberation über ihre schon lange eingereichten Vorstellungen.

Darauf kam Nr. 4, ein Konklusum vom 12. und eins vom 28. Febr. Im ersten wird überhaupt versichert: „daß die Glaubensfreyheit in Bremen ferner herrschen, und insbesondere auch die Gelegenheit zur freyen Ausübung des evangelisch-lutherischen Gottesdienstes fortdauern werde." „Daß der innern Einrichtung des Waisenhauses keinerley Veränderung bevorstehe, die obrigkeitlich angeordnete Inspektion

gien — vereint mit den verwaltenden Diakonen, und verbunden mit der herkömmlichen Einwirkung der Hrn. Prediger — pflichtmäßig bemüht seyn wolle, für die Erhaltung der Anstalt und die weitere Ausbreitung ihrer wohlthätigen Folgen treu väterlich zu sorgen." Aber über die im ersten Memoriale enthaltenen Vorschläge wird ein tiefes Stillschweigen beobachtet.

Im zweyten Proklama werden die vorhergegangenen Versicherungen über die Fortdauer des lutherischen Gottesdienstes und die Erhaltung des Petri Waisenhauses wiederholt; aber bestimmt gesagt, daß der Rath auf die Art und Weise, wie die möglichst zahlreiche Mitwirkung der Lutheraner künftig, auf eine der Verfassung des Staats entsprechende Weise einzurichten, sorgfältig bedacht sey; aber Zeit und Umstände der genauern Kenntniß und Beurtheilung eines hochedlen Raths lediglich überlassen bleiben müssen, und daß sich der Rath versehe, die Diakonen werden in allem Uebrigen, was sie zum Besten des Waisenhauses etwa künftig vorzutragen haben dürften, die durch die angeordnete Inspektion ihnen vorgesetzte Behörde nicht weiter übergehen; sondern nur durch diese ihre deßfalsigen Wünsche E. H. Rathe zu kommen lassen, übrigens auch noch berührt, daß eine gegen eine obrigkeitliche Verfügung einzulegen versuchte Protestation, und die an einigen Stellen ihrer Bittschrift vorkommende, mit der der Obrigkeit gebührenden Achtung nicht vereinbarlichen Sprache, ihnen keineswegs gezieme.

Aus diesem Konkluso erhellet aufs deutlichste, daß der Senat die Vorschläge der Diakonen, als Repräsentanten der lutherischen Bürgerschaft, nicht als konsultativ ansehen, und bey seinen mit dem Petri Waisenhause getroffenen Anordnungen schlechterdings beharren wollte; noch mehr — es war aus dem ganzen bisherigen Verfahren des Senats der Schluß zu ziehen, daß die Lutheraner nur wie Geduldete, und nicht als Bürger von gleichen Rechten behandelt wurden; daher war es allerdings nothwendig, daß die Diakonen auf jenes Konklusum abermals einkommen, ihre Rechte verwahren, und auf die Entscheidung der hohen Reichsgerichte provocieren mußten. Aber auch hier verließen sie die Gränzen der Wohlanständigkeit und Achtung nicht, welche dem

freyen

freyen Reichsbürger in Bremen gegen die administrirende Obrigkeit geziemen. Und gewiß war es für die Diakonen heilige Pflicht, die im deutschen Reiche verordnete Rechtshülfe nachzusuchen, da die Vorschritte mit dem Petri Waisenhause, und das ganze Verfahren des Senats, ihnen hinlängliche Ursachen zu ernstlichen Besorgnissen gaben. Es ist uns nicht bekannt, was seitdem officiel in der Sache geschehen ist. — Wenn aber diese Angelegenheit zu unangenehmen Weitläuftigkeiten führt: so liegt die Schuld wahrlich nicht an der Domgemeine; sondern am Senat.

Nr. 5. Fünfhundert einige funfzig lutherische Bürger thaten nun auch den Schritt, daß sie mit ihren sämmtlichen Unterschriften ein Memorial übergaben, um dem Senat dadurch zu zeigen, daß die Diakonen nicht bloß einseitig gehandelt hätten, und um ihre Wünsche mit den Wünschen und Vorschlägen der Diakonen zu vereinigen. Nachdem sie aber eine verweisende Antwort erhalten hatten: so kamen sie, in geringerer Anzahl, noch einmal ein; worauf sie aber gar nicht beschieden wurden.

Nr. 6. Es war nun ein halbes Jahr vergangen, seitdem der Dom an die Stadt übergeben worden war, und es war für den lutherischen Gottesdienst nichts gethan worden. Der Dom wurde zwar nicht verschlossen, den Geistlichen das Predigen nicht verwehrt, auch Niemand vom Besuch der Kirche abgehalten; aber — die Kirchengüter eingezogen, die ganze bisherige Ordnung in der Verwaltung aufgehoben, die alte Inspektion über das Petri Waisenhaus abgesetzt, und eine par reformirte eingesetzt, dem Rektor der lutherischen Schule sogar geradezu verboten, mit den bisherigen Scholarchen und Ephoren, als welche die Stadt Bremen gar nicht anerkenne, ferner Konferenzen zu halten, die Schule mit einem reformirten Lehrer besetzt, u. s. w. u. s. w. Es fehlte nun bloß noch an der offenen Erklärung, daß man den lutherischen Kultus allmählich eingehen lasse, oder die Bekenner dieser Konfession dahin bringen wolle, für die Fortsetzung ihres Kirchenwesens auf eigene Kosten Anstalten zu machen. Wer kann es daher den Dompredigern verdenken, daß sie gegen alle vorgegangene Veränderungen beym Senat eine feyerliche Protestation einlegten, welche in dem Memorial derselben enthalten ist? Ob, und was ihnen darauf geantwortet

wartet ist, weiß Rec. nicht; vermuthet aber, daß der Senat seine angenommenen Grundsätze nicht geändert habe, und daß Bremen, welches schon im 16. Jahrhundert durch ärgerliche Religionsstreitigkeiten berüchtiget worden ist, das Schauspiel auch im 19. Jahrhundert wieder geben wolle. — Die Schriftsteller von der reformirten Partey haben zwar zu verstehen gegeben, daß jene Religionsstreitigkeiten von lutherischen Predigern erregt worden wären; wenn aber die damalige überwiegende Mehrheit im Senat jene Zänker nicht unterstützt und angefeuert hätte, wobey Eifersucht gegen das Domkapitel einen großen Antheil haben mochte: so würde es mit dem bremischen Religionsstreit nie so weit haben kommen können, als es gekommen ist. Sollten die neuern Differenzen wirklich Unruhen veranlassen: so würde man sie den Unterthanen nicht zur Last legen können, oder es müßte nach dem Rechte des Wolfes in der Fabel geschehen, welcher das arme Lamm beschuldigte, daß es das Wasser im Bache trübe gemacht, und für ihn, der doch oberhalb trank, verdorben habe.

G.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Meine Fußreise nach Schweden und Norwegen, von de la Tocnaye. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Anmerkungen und Zusätzen eines Deutschen. Zweyter Theil. Leipzig, bey Hartknoch. 1803. 320 Seiten 8. 1 Rf. 8 gr.

Der erste Theil dieses, zwar sehr mittelmäßigen, die Länderkunde wenig oder gar nicht bereichernden; aber doch immer ganz unterhaltenden Werkes) ist im 74sten Bd. 2 St. S. 443 unserer Bibliothek angezeigt. Rec. kann sich um so mehr auf dieses Urtheil berufen, da der Verfasser und Uebersetzer sich in jeder Rücksicht so ziemlich gleich geblieben sind.

Ub.

Domi-

Dominique Alb. Azuni's Reisen durch Sardinien, in geographischer, politischer und naturhistorischer Hinsicht. Erster und zweyter Theil.

Auch unter dem Titel:

Magazin der neuesten und besten ausländischen Reisebeschreibungen. Dritter Band. Hamburg und Mainz, bey Vollmer. 1803. 340 und 328 Seiten 8. 2 Mg. 10 ß.

Da man bis jetzt noch so wenig, besonders in unsern Zeiten, über Sardinien geschrieben hat: so verdient der Verfasser Dank, daß er dieses Werk unternahm, und es so glücklich ausführte.

Der Ursprung der sardinischen Nation, der physische Zustand jener Insel, so wie die Beschaffenheit seiner vorigen und jetzigen Regierung; die Ursachen seiner Größe und seines Sinkens in jeder Epoche; die Vorzüge und Mängel eines jeden Verwaltungssystems, die Menge und Quellen ihrer Naturerzeugnisse, die Verbesserungen in mehrern Zweigen der bürgerlichen sowohl, als der politischen Gesetzgebung dieses Königreichs, das sind die Gegenstände, die hier abgehandelt werden.

Um unsere Leser mit dem Geiste und dem Tone, in welchem der Vortrag unsers Verfassers abgefaßt ist, ein wenig bekannt zu machen, wird Rec. nur Folgendes anführen: „Die Gesetze eines Staats (sagt er S. 6) sind es, die den „Menschen bilden, und ihn zu dem machen, was er ist, das „heißt, entweder zu einem helldenkenden oder furchtsamen, „thätigen oder lässigen Manne. — Weit entfernt, die Aufmerksamkeit, die die piemontesische Regierung bey Errichtung zweyer Universitäten in Sardinien zeigte, mißbilligen „zu wollen, verdanken wir zwar allerdings den Wissenschaf„ten, die man dort mit so vielem Erfolge getrieben hat, die „Milderung unserer Sitten, und die Civilisirung des Volks; „allein ist es nicht schimpflich für eine so geistvolle und kluge „Nation, wie die unsrige, daß wir so vielen Eifer und Fleiß

„auf Gegenstände verwendet haben, die, Trotz der Wichtig„keit, die man ihnen so gern beylegen möchte, dennoch den „Kenntnissen nachstehen sollten, die einen unmittelbaren Ein„fluß auf das Glück und den Wohlstand der Nation haben? „Hätte man, statt so vieler Lehrstühle der Theologie, Juris„prudenz und orientalischen Sprachen, die man auf beyden „Universitäten angelegt hat, lieber einen für die Staats„wirthschaft errichtet: so wäre es wohl unbezweifelt, daß „Sardinien seit jener Epoche bedeutende Fortschritte in seiner „Kultur gemacht haben würde, so wie sie diese in der Mo„ral und Jurisprudenz schon früh gethan hat."

„Verschwenderisch hat die Natur Sardinien bedacht, „und der Mensch braucht wenig Aufwand von Kräften, um „Nutzen von ihrer Freygebigkeit zu ziehen. Warum sollten „wir die außerordentlichen Vortheile, die uns die glückliche „Lage unsers Vaterlandes gewährt, so gerade zu vernachlässi„gen und von uns stoßen? Zufrieden damit, von den Livor„nern, Genuesern, Marseillern und Spaniern diejenigen „Waaren, die wir bedürfen, zu erhalten, sehen wir gleich„gültig zu, wie jene betriebsamen Ausländer auf unsere Un„kosten Reichthümer zu erwerben, und von unserer Unwis„senheit Vortheil zu ziehen suchen! — Der Hauptzweck „meiner Arbeit ist, die sardinische Nation zum Studium der „Staatswirthschaft zu wecken, und sie dahin zu ermuntern, „daß sie allen Fleiß auf den Ackerbau, den Handel, die Schiff„fahrt und Manufakturen wende; kurz, daß Thätigkeit und „Industrie bey ihnen Platz gewinne."

Wie man aus dieser, und aus mehreren anderen Stellen sieht: so ist dieser Azuni ein geborner Sardinier, und zwar, wie man im dritten Kapitel sieht, aus Sassari gebürtig. Deutsch hat er diese Reisen gewiß nicht geschrieben, wenn er auch der deutschen Sprache in dem Grade gewachsen wäre, daß er dieses Buch in einem so guten und reinen deutschen Style hätte schreiben können, wie es in der That geschrieben ist; und hätte er es gethan: so würden seine Landsleute seine vortrefflichen Vorschläge, die er thut, nicht verstehen, und also auch nicht Gebrauch davon machen können. Diese Reisen sind also vermuthlich italiänisch geschrieben, und gegenwärtiges Buch ist ohnstreitig eine Uebersetzung davon. Ruhm genug ist es indessen, daß man es nicht merkt, daß es Uebersetzung ist; aber doch hätte es gesagt werden sollen.

Erstes Kapitel. Geographie von Sardinien, Klima, Bevölkerung, Sitten, Kleidungsart der Bewohner, Münzen, Gewichte und Gemäß, Alterthümer, Mundarten. Das Klima dieser Insel ist, einige kleine Distrikte ausgenommen, so gesund, daß das Leben der Einwohner von einer viel längern Dauer ist, als auf jedem (?) übrigen Theile des festen Landes von Europa, welches aus Todtenlisten der beyden Hauptstädte bewiesen wird. — Alle zum Ackerbau bestimmte Ländereien sind entweder geschlossen oder offen, von welchen die letztern seit langer Zeit, nach der Größe der Ländereien, in zwey oder mehrere Felder durch eine angenommene Linie getheilt werden. Nur eins davon wird jährlich zur Saat bestimmt, das andere bleibt unbebaut, und bloß zur Viehtrift ausgesetzt. Die zur Kultur bestimmten Ländereien werden unter diejenigen vertheilt, die sich zu ihrer Bebauung anheischig machen, welches entweder durchs Loos, durch vorläufige Besitznahme, oder auch noch auf andere Art, geschehen kann, zufolge des Gebrauchs, der in dem Orte eingeführt ist. Im folgenden Jahre bebauet man die zweyte Gegend auf eben die Art, und so auch nach und nach die übrigen, wenn die Länderei in mehrere Antheile vertheilt ist. Eine so verderbliche Methode mag eine vorzügliche Ursache der Abnahme und des Verfalls des Ackerbaues auf dieser Insel seyn. — „Die sardinischen Hirten bilden eine Art Nomadenvolk, das, entfernt von bewohnten Gegenden, auf der ganzen Insel sich vertheilt hat, ohne irgend einen andern Zweck, als ihr Leben zu fristen, ohne andere Gesetze zu kennen, als das Herkommen. Sie ziehen mit ihren Heerden von einem Striche zum andern, überall von ihrer Familie und der übrigen Horde begleitet. Sie errichten Hütten, und verlassen sie wieder, um andere zu bauen; sie säen bisweilen etwas Korn oder Gerste um den Ort ihres Aufenthalts herum. Uebrigens nähren sie sich vom Wilde, und kennen kein anderes Getränk als Milch. Jede Familie lebt, nach Art der Patriarchen, für sich abgesondert. Von Kindern umgeben, die sie achten und schätzen, ist der Vater zugleich Hoherpriester seiner Familie; denn die Entfernung von Städten erlaubt ihnen nur selten, dem Gottesdienst in Gemeinden beyzuwohnen. Eine Menge Laster, die man in Städten liebenswürdig findet, sind bey ihnen mit Verachtung und Schande belegt; daher findet man unter diesen Hirten Leute, deren Sitten selbst denen zum Muster dienen kön-

tern, die die beste Erziehung genossen haben. — Aus der Zählung, die zu verschiedenen Zeiten auf Befehl der Regierung in den Diöcesen veranstaltet wurde, ergiebt sich, daß die Bevölkerung dieser Insel im Jahr 1721 aus 327,128 Seelen, im Jahr 1751 aus 360,392, und im Jahr 1790 aus 456,999 Seelen bestand. Wäre aber Sardinien so stark bevölkert, als es nach seinem Flächeninhalte und bey einer weisen Administration seyn könnte: so würde es füglich drey Millionen Einwohner fassen können. — Die besondern Münzen im Königreiche sind: der Livre zu 20 Sols, welcher so viel gilt, als ein Livre 12 Sous zu Piemont; der Dukaten zu 2 Livres 16 Sous, der von gleichem Werthe wie der piemontesische zu 4 Livres 9 Sous 7 Den. 12 Ob. ist; der Karolin, eine Goldmünze in Piemont, von 24 Livres; der halbe Karolin, der die Hälfte gilt; die Golddoppietta zu 5 Livres; der Silberthaler zu 2 Liv. 10 Sous; der halbe Thaler zu 1 Liv. 13 Sous. — Die Gastfreundschaft wird als ein Gesetz der Religion heilig beobachtet. Jeder nur einigermaaßen Bemittelte macht sichs zur Pflicht, die Fremden, die in dem Innern der Insel reisen, aufzunehmen. Als eine Folge jener schönen Gewohnheit, findet man nirgends öffentliche Häuser für die Reisenden, und man schlägt das Vergnügen, einen Reisenden bey sich aufzunehmen, so hoch an, daß man sich um die Wette darum beeifert.

Zweytes Kapitel. Die Stadt und Kap Kagliari, ihre Häfen, Festungswerke, Gebäude, Tribunäle, Magistratspersonen, Departements, Städte und davon abhängende Gebiete. Die Bürgerschaft dieser Stadt hat 30,000 sardinische Livres Einkünfte, und ein Magazin, das, im Fall einer Theurung, zum Behuf der Bäcker aufbewahrt wird.

Drittes Kapitel. Stadt und Kap Sassari, Festungswerke, öffentliche Gebäude, obrigkeitliche Personen, Departements, Städte und davon abhängige Gebiete. Mit Wohlgefallen verweilt das Auge auf den Alleen, die diese Stadt umgeben, und eben so anziehend sind die öffentlichen Spaziergänge. Sie führen sämmtlich zu marmornen Springbrunnen, die mit Statuen geziert sind, oder auch auf Felder, mit Orange- und Citron-Bäumen bedeckt.

Im

Im Jahr 1720 zählte man hier 12,000, gegenwärtig beynahe 30,000 Seelen.

Viertes Kapitel. Lage, Umfang, Bevölkerung und Produkte der benachbarten Inseln. Unter die benachbarten Inseln, die einige Aufmerksamkeit verdienen, gehören: Tavolara, Asinara, St. Peter, St. Antioco und Madalene. Tavolara (3½ Meilen im Umfange) hat wenig Einwohner; aber desto mehr wilde Ziegen, deren Fleisch von vortrefflichem Geschmacke ist. Ihre Anzahl ist hier so groß, daß die Jäger jährlich mehrere Tausende erlegen. Asinara hat 10 Meilen im Umfange, ist reich an Viehweiden und an Fischen aller Art, und die Gebirge, mit denen sie gleichsam besäet ist, sind mit wilden Schweinen, Hirschen, wilden Ziegen, und vorzüglich mit sehr geschätzten Falken angefüllt. Ehedem gehörte sie zu Sassari; vor einigen Jahren aber überließ sie diese Stadt dem Marquis von Mares, der sie jetzt unter dem Titel eines Herzogthums besitzt. San Pietro, eine Insel von 6 Meilen im Umfange, war ehedem wegen der großen Menge Kaninchen, die sich daselbst aufhielten, ganz unbewohnbar; als aber die Einwohner der kleinen Insel Taborque an den Küsten von Afrika im Jahre 1736 von den Türken aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren, begaben sie sich hierher, vertilgten eine große Menge dieser Kaninchen, und bauten die Stadt Karlo Fonte, legten auch zu gleicher Zeit ein festes Schloß zur Vertheidigung des Hafens an. Die Einwohner sind größtentheils Korallenfischer, und die Ländereyen fruchtbar. Jetzt gehört diese Insel der Familie Genovesi, die sie unter dem Namen eines Herzogthums besitzt. St. Antioco hat 7 Meilen im Umfange, und hieng zu der Römer Zeiten durch eine Brücke von Ziegeln, deren Rudera man noch in der Erde, dem Meere gleich sieht, zusammen. Vor einiger Zeit sandte der Hof zu Turin eine aus Piemontesern bestehende Kolonie dahin; aber das schlechte System, dem man bey ihrer Errichtung folgte, verursachte, daß die neuen, ohnedem schlecht gewählten, Kolonisten sich nicht lange daselbst halten konnten. Zwey andere Kolonien, die man nachher daselbst anlegte, scheinen besser zu gedeihen, indem die eine schon 1500, die andere 600 Einwohner zählt. Die mehresten Namen, die diese Insel ehedem hatte, bezeichnen die Bleyminen, die man daselbst findet. Madalene füllt beynahe den ganzen Zwischenraum

 aus,

ges, der Sardinien von Korsika trennt. Vor einigen Jahren haben sich mehrere Familien daselbst niedergelassen, welche an dem Viehhandel mit Korsika und an dem Getraidebau einen guten Nahrungszweig haben. Die Regierung unterhält gewöhnlich einige Halbgaleeren auf der Insel, um der Kontrebande Einhalt zu thun.

Mit eben der Genauigkeit und Gründlichkeit werden auch die kleinern Inseln beschrieben, welche um diese größern herumliegen.

Fünftes Kapitel. Ursprung der sardinischen Nation, fabelhafte Zeiten, Meinungen der Geschichtschreiber, Muthmaaßungen des Autors. Zwar weichen die alten Schriftsteller in Rücksicht der Benennung der alten Kolonisten, die Sardinien bevölkert haben sollen, sehr von einander ab; allein darinnen stimmen sie mit einander überein, daß sie den Sardus, sonst auch Herkules genannt, als den anerkennen, der zuerst an der Spitze einer Kolonie von Griechen oder Libyern dahin gekommen sey. Seit jener Zeit hat, nach der Meinung der Meisten, die Insel ihre Namen Ichnusa und Sandaliotis verloren, und den jenes berühmten Fremdlings angenommen. Aus diesem Grunde erhielt er Anfangs den Namen des Vaters der Sardinier, nämlich Sardipater, und man schlug Münzen mit der Aufschrift: Sardus pater, bis er endlich, der Gewohnheit der alten Völker gemäß, durch die Errichtung einer bronzenen Statue, deren Verehrung dadurch, daß man sie nach Delphos in den Tempel schickte, allgemein wurde, zum Range der Götter erhoben ward. Eine Inskription, die man im Jahr 1762 bey Grabung eines Bollwerks, zum Behuf des Forts Kagliari, fand, bestätiget diese Meinung. Aus den auf dieser Insel befindlichen Thieren, aus den Sitten und Kleidungen der Bewohner schließt er, daß die ersten Kolonisten, welche sich hier niederließen, griechischen Ursprungs waren.

Sechstes Kapitel. Herrschaft der Karthaginenser, der Römer, der morgenländischen Kaiser, der Vandalen, der Gothen, der sardinischen Richter und Könige, der Sarazenen, der Republiken von Pisa und Genua, der Könige von Arragonien und Spanien.

Siebentes Kapitel. Vorfälle in Sardinien von 1701 bis 1720. Beyde Kapitel sind interessant, und sehr gründlich bearbeitet.

Achtes Kapitel. Spanische Regierung in Sardinien.

Neuntes Kapitel. Piemontesische Regierung in Sardinien.

So gründlich alles dieses bearbeitet ist: so gehört es doch nicht eigentlich in eine Reisebeschreibung; indessen wird doch jeder Leser dem Verfasser für diese schöne Uebersicht von der Geschichte dieses Landes danken.

Das zehnte Kapitel, welches einen Entwurf von den in Sardinien zu machenden Reformen enthält, zeugt von dem Patriotismus des Verfassers; gewährt aber auch dem Leser eine interessante Unterhaltung.

Eilftes Kapitel. Gemälde des gegenwärtigen Handels von Sardinien. Die Sardinier sind genöthigt, ihre Tücher, ihre feine Leinwand, und mehrere andere Artikel des Luxus und der Bequemlichkeit, aus dem Auslande zu ziehen; indessen kann man alle diese Artikel nicht viel über 2,000,000 Livres anschlagen, da hingegen ihr Aktiv- oder Exportationshandel an Getraide und andern Früchten, an Käse, Salz, Taback, Unschlitt, Bleyglanz, etc. 8,738,446 Livres beträgt. Der Betrag der verschiedenen Zweige des aktiven Handels übersteigt folglich den passiven um 6,738,446 Livres.

Die königlichen Einkünfte, die in den Auflagen bestehen, welche man wirklich erhebt, belaufen sich, nach piemontesischer Münze, auf 1,412,558 Livres; die aber, seit der König in Sardinien angekommen ist, um ein Drittel vermehrt worden sind.

Um von der Beschaffenheit der Produkte dieser Insel einen deutlichen Begriff zu geben, und um begreiflich zu machen, wie ausgedehnt der Handel seyn würde, den sie wegen der Mannichfaltigkeit ihrer Lebensmittel den handelnden Völkern darbieten könnte, legt der Verfasser im zweyten Theile einen Ueberblick über alle die Thiere vor, die sie ernährt, über den Reichthum ihrer Meere, über die Früchte ihrer

Aerndten und über die Metalle ihrer Gebirge. Er betrachtet alle diese bisher den fremden Nationen unbekannt gebliebenen Gegenstände in drey Abschnitten nach verschiedenen Kapiteln, die wieder in Paragraphen getheilt sind, indem er eine Beschreibung des jetzigen Zustandes dieses Königreichs in Rücksicht der drey Reiche, des Thier- Pflanzen- und Mineralreichs liefert, und setzt dadurch den Leser in den Stand zu beurtheilen, welcher Verbesserungen es fähig ist, und wie interessant es in den Augen der Naturforscher seyn muß.

Ha.

Verfassung der vornehmsten europäischen und der vereinigten amerikanischen Staaten, dargestellt von J. B. de la Croix. — Aus dem Französischen, mit Berichtigungen des Uebersetzers. Sechster und letzter Band. Mit einem vollständigen Register über alle sechs Bände. Leipzig, bey Weidmann. 1803. 18 Bogen gr. 8. 21 ℛ.

Der fünfte Band wurde im 37sten Bande dieser Bibliothek S. 154 von einem andern Recensenten angezeigt. Dieser Band ist als ein Nachtrag anzusehen. Der Verfasser setzt seine Betrachtungen über die vornehmsten Begebenheiten und Veränderungen in der französischen Republik bis zum Lüneviller Frieden, den er auch eingerückt hat, fort. Im Ganzen stimmt Rec. den Urtheilen in den vorigen Bänden bey. Freylich findet man auch in diesem Bande neben so manchem Gutgesagten auch viel Deklamation; besonders kann der Verfasser nicht stark genug seinen Unwillen über jene berüchtigte Schreckensperiode ausdrücken. Tiefgeschöpfte Bemerkungen, Entwickelung der Begebenheiten aus bisher unbekannten Fakten und Aufdeckung bisher verborgen gebliebener Triebfedern, welche auf jene Begebenheiten wirkten, darf man hier nicht suchen; aber viel Oberflächliches, auch sich Widersprechendes und neben den Schmeicheleyen, welche dem Oberkonsul gesagt werden, auch bisweilen Aeußerungen, welche den Royalisten aus der vorigen Welt verrathen. Der Berichtigungen

des

des Uebersetzers sind zu wenige; nur Winke hat er hie und da gegeben.

Mm.

1) Beschreibung der kurbaierschen Haupt- und Residenzstadt München und ihrer Umgebungen, verbunden mit ihrer Geschichte, von Lorenz Hübner. Erste Abtheilung. Topographie. Nebst dem Grundrisse der Stadt. München, im Zeitungskomtoir. 1803. XIV und 648 Seiten gr. 8.

2) Wegweiser in der kaiserlichen freyen Reichsstadt Regensburg und ihrer Gegend. Mit einem Grundrisse und einer Post- und Bothentabelle. Regensburg, bey Montag. 1802. 78 Seiten 8.

3) Donaureise von Regensburg nach Wien, mit Angebung aller Ortschaften an beyden Ufern, ihrer Merkwürdigkeiten und der Flüsse, welche sich mit der Donau vereinigen. Ebendaselbst. 1802. 168 Seiten 8. 12 Kr.

Nr. 1. Hr. Hübner hat sich durch diese Unternehmung ein wichtiges Verdienst erworben. Er kennt die Schwierigkeiten, die Mühe und Verläugnung, welche damit verbunden sind; er hat aber Alles geleistet, was man billiger Weise verlangen kann. Die Vorarbeiten baierscher Gelehrten sind von ihm benutzt worden, und der Plan ist so gut angelegt, als man es von der unermüdeten Thätigkeit des Herausgebers und seiner auch hier dokumentirten Bekanntschaft mit den Eigenschaften einer zweckmäßigen Ortsbeschreibung erwarten konnte. Er hat andere mit Recht mit Beyfall aufgenommene Städtebeschreibungen sich zum Vorbilde genommen, und der Augenschein beweiset es, daß ihm bey dem Entwurfe u. a. auch die Nicolaische Beschreibung von Berlin und Potsdam zur Führerinn gedient habe. Diese erste Abtheilung enthält eine historische Einleitung über den Ursprung, die Benennung, die

Veränderungen und mancherley Schicksale der Stadt. Hierauf folgen die Bestimmungen der geographischen Lage, und die Beschreibung der politischen Abtheilung Münchens nach ihren vier Polizey-Vierteln. Diese sind 1. das Graggenau, 2. das Kreutz- 3. das Anger- und 4. das Hackenviertel. Man findet in einer natürlichen, durch die örtlichen Verhältnisse bestimmten Ordnung in jedem dieser Viertel die Benennungen der Straßen, die Thore und Thürme, die merkwürdigsten Gebäude, wie auch die Kirchen und Klöster, nebst der Häuserzahl in jeder Straße tabellarisch angegeben. Alsdann sind nach diesen Vierteln die vornehmsten darin befindlichen Gebäude ausführlicher beschrieben worden. Dieß ist der wesentlichste Abschnitt. Man wird dann nicht allein mit der Architektur; sondern auch mit den innern Verzierungen, den Kunstwerken und andern Merkwürdigkeiten bekannt. An der Spitze der beschriebenen Prachtgebäude steht das kurfürstliche Residenzschloß mit dem darin befindlichen 118 Fuß langen und 52 Fuß breiten majestätischen Kaisersaal, dem großen Hirschgang (die Gallerie Maximilians I. genannt), dem Antiquitäten-Saal, der Kunst- und Schatzkammer, und dem neuen Opernhause, das seit 1795 zum kurfürstlichen Hoftheater eingeweihet worden ist. Hierauf wird der Burgfriede, der unter städtischer Gerichtsbarkeit steht, als die nächste Umgebung der Stadt vor den Thoren nach den vier Vierteln beschrieben. Die Viertel führen auch eben angeführte Namen. Uebrigens liegt dieser Burgfriede vor dem Schwabinger- Isar- und Karlsthore, und hat einen Umkreis von 37,446 geom. Fuß. Nach demselben folgen die nahen Umgebungen der Stadt außerhalb des Burgfriedens. Sie sind nach den Hauptstraßen vor den Thoren beschrieben. Hiervon bemerken wir nur die kurfürstlichen Lustschlösser Schleißheim, Nimphenburg und Dachau. Einige Nachträge und ein gutes Register der merkwürdigsten Gebäude, imgleichen der Straßen, erhöhen die Brauchbarkeit des Buchs. Noch sind zwey genaue Verzeichnisse vorhanden, davon das erste von Seite 519 bis 598 die Nummern der Häuser mit den Eigenthümer enthält, und das zweyte von S. 60 bis 648 in alphabetischer Ordnung die sämmtlichen Hausbesitzer mit ihren Wohnungen nachweiset. München hat nach den neuesten Beobachtungen 48° 8' 20'' nördl. Breite, und 29° 13' 30'' Länge.

Der

Der Verfasser gewährt durch dieses schöne Produkt Fremden und Einheimischen eine sehr genaue Belehrung einer der ansehnlichsten Haupt- und Residenzstädte Deutschlands. Wir hegen das Zutrauen zu seinem unermüdeten Bestreben, Wahrheit zu verbreiten und nützliche Kenntnisse zu befördern, daß die zweyte, noch wichtigere Abtheilung, die statistischen Angaben von München betreffend, davon er uns hier schon den Entwurf vorgezeichnet hat, ebenfalls seinen Fleiß und seine Sorgfalt auf eine ehrenvolle Weise beurkunden werde.

Nr. 2. Ein Wegweiser ist immer nützlich, und ein Fremder hat gern in einer größern Stadt einen Führer, dessen Stelle ein solches Taschenbuch, wenn es zweckmäßig eingerichtet ist, vertritt. Aber dieser Wegweiser gleicht so mancher hölzernen Hand, die auf den Heerstraßen steht, wo Wege sich durchkreutzen, und auf welcher der Regen den Namen des Ortes, wohin der Weg führt, verwischt hat. Der Fremdling findet hier zwar die Benennungen der Hauptstraßen und Hauptplätze; aber wie er es machen soll, um dahin zu kommen, davon sagt der Führer nichts. 7 Straßen sind nur namhaft gemacht; wie heißen die andern? Das Ganze ist überhaupt ohne Plan und Ordnung. Da steht Etwas von Kirchen und Klöstern; aber ohne Topographie — und die fehlt — kann der Fremde auch da nicht hinfinden. Bey den Gastgebern und Weinwirthen ist eben der Fall. Wo ist die goldene Gans oder der rothe Hahn? — Die Herbergen für reisende Gesellen — die man sonst nicht leicht in den Topographieen findet — sind auch darin. Kurz, das Ganze entspricht in dieser Form seinem Endzwecke nicht, und hätte ungedruckt bleiben können. Dem Titel nach soll ein Grundriß der ehemaligen kaiserlichen freyen Reichsstadt Regensburg (welche jetzt dem Kurfürst-Erzkanzler gehört, und zu einem Fürstenthum erhoben worden ist) beygefügt seyn, und siehe, es ist die Gegend um Regensburg, die Weidner 1787 beyläufig entworfen hat, und auf die Art wahrscheinlich ihr Glück anderweitig versuchen soll.

Nr. 3 ist ein niedliches Taschenbüchlein und zweckmäßig eingerichtet. Demjenigen, welcher diese Donaureise macht, werden die gesammelten Notizen, von welchen die Quellen in der Vorrede getreulich angeführt sind, vieles zur Belehrung und Unterhaltung beytragen. Mit diesem Wegweiser

muß

muß die Reise doppelt angenehm seyn. Auch die vorläufigen Bemerkungen sind für Reisende wichtig. Der Herausgeber hat die Reise selbst gemacht, und beschreibt die an beyden Ufern der Donau gelegenen Gegenstände. Manche Anekdoten, die bey einigen Orten erzählt werden, sind sehr naiv und angenehm vorgetragen. Z. B. Seite 63 bey Niederaltaich, einer Benediktinerabtey im baierschen Kreise. Die Stadt Passau (die jetzt dem Kurhause Pfalz-Baiern gehört) ist von Seite 73 bis 95 umständlich beschrieben. Jetzt ist freylich Einiges, das sich auf das ehemalige Hochstift bezog, seit dem Provinzenwechsel verändert. Wir können dem Herausgeber mit gutem Gewissen das Zeugniß ertheilen, daß seine Sammeley, wie Ramler es nennt, nicht unverdienstlich ist. Wer die Reise macht, kaufe sich das Büchlein; es wird ihn nicht gereuen.

Pf.

Gallerie der Welt, in einer bildlichen und beschreibenden Darstellung von merkwürdigen Ländern; von Völkern nach ihrem körperlichen, geistigen und bürgerlichen Zustande; von Thieren; von Natur- und Kunsterzeugnissen; von Ansichten der schönen und erhabenen Natur; von alten und neuen Denkmälern, mit beständiger Rücksicht auf Beförderung der Humanität und Aufklärung. Herausgegeben von Rumpf und Bartholdy. Vierten Bandes erstes und zweytes Heft. Mit sieben Kupfertafeln und einer Charte. Berlin, bey Oehmigke dem Jüngern. 1803. Seite 1 bis 192. gr. 4. Jedes Heft 1 Rg. 4 gl.

Der Inhalt dieser beyden Hefte erstreckt sich über die Tatarey nebst der großen Bucharey, die kaukasische Landenge, mit Einschluß von Cirkassien, Georgien, Mingrelien und anderer Landschaften (nach Reineggs), und die asiatische Türkey, und zwar besonders über Natolien, nach seinen sechs Statthalterschaften und kleinasiatischen Inseln, den Hellespont,

pont, den Archipelagus, mit allen seinen, sowohl asiatischen als europäischen Inseln. Das letzte Blatt macht den Anfang der Beschreibung von Syrien, als der zweyten Statthalterschaft der asiatischen Türkey. Dem ersten Heft ist eine Charte beygegeben, die den Umriß des schwarzen Meeres, des Bosporus (nicht Bosphorus), des Propontis, des Hellesponts, des Archipelagus, nebst den Küsten, nach den neuesten Berichtigungen, von Sotzmann gezeichnet, darstellt. Die Kupfertafeln aber stellen eine Gruppe Usbekischer Tatarn, die Ruinen zu Stratimir, den Eingang in die Grotte zu Antiparos, Einwohnerinnen von den Inseln Argentiere und Cyperh, den Thurm St. Nicolo zu Rhodus, die Ruinen vom Tempel der Juno auf Samos, und die Ansicht der Vorder- und Nebenseite des Tempels zu Baalbeck (Palmyra) vor; dessen aber im Texte selbst noch nicht gedacht werden konnte. Man wird leicht von selbst erachten, daß die Verfasser bey diesen, mehr durch die alte als neuere Geschichte, merkwürdigen Ländern und Orten auf ihren ältern Zustand bey ihrer Beschreibung Rücksicht zu nehmen, nicht werden unterlassen haben.

Gi.

Reisen durch Oesterreich, Ungarn, Steyermark, Venedig, Böhmen und Mähren, in den Jahren 1801 und 1802. Wien, bey Doll. 1803. Erster Theil. 235 Seiten. Zweyter Theil. 222 Seiten. Dritter Theil. 192 Seiten 8. 3 Rh.

Wenn jene Reise wirklich gemacht worden ist; was Recensent aber nicht verbürgen möchte: so dürfte doch leicht der größere Theil dieses Werks aus ältern Reisebeschreibungen, zwar nicht den Worten; aber wohl dem Sinne nach, entlehnt worden seyn. Wo man nämlich auch dieses Buch aufschlagen mag, überall stößt man auf Bemerkungen, die man als ehemalige bekannte wieder erkennt; überall wird man eine gewisse Buntschäckigkeit in den Ansichten, Urtheilen, Grundsätzen und Kenntnissen gewahr; überall vermißt man die Stätigkeit des Geistes und des Tones, die man von einem

Manne

Manne mit Recht erwarten darf. Die einzige Ausnahme, die Rec. gefunden hat, scheinen die Nachrichten aus Wien zu seyn. Hier, wo der Verf. wahrscheinlich zu Hause ist, bringt er manches Gute, Neue und Interessante bey. Wie es nun aber auch mit dem Ganzen beschaffen seyn möge: so giebt es, abgesehen von der Originalität und Authenticität der Nachrichten, ein ziemlich unterhaltendes, und gar nicht schlecht geschriebenes Lesebuch ab. Mehr von dem Inhalte zu sagen, scheint Rec., nach obiger Voraussetzung, überflüssig zu seyn.

Bm.

Lehrbuch der Geographie für Anfänger in dieser Wissenschaft, von F. P. Wilmsen, dritten Prediger an der Parochialkirche in Berlin. Zweyter Theil, welcher Asien, Afrika, Amerika und Australien enthält. Neue umgearbeitete Auflage. Berlin, bey Lange. 1803. 21½ Bogen 8. 14 ℋ.

Da das Buch ein Lehrbuch der Geographie seyn soll: so muß man zuvörderst wissen, daß es die Geographie der auf dem Titel angegebenen Erdtheile nicht systematisch vorträgt; sondern in eine fortwährende Reisebeschreibung eingekleidet ist, und von einem Lande zum andern, nicht nach geographischer Ordnung; sondern nach dem Gesetz der Nähe und der Angränzung fortgeht. So geht die Beschreibung von Afrika, die hier den Anfang macht, vom Kap aus, wo die Nachrichten von den holländischen Besitzungen, den Kaffern und Hottentotten durch Erzählungen eingeflochten werden, längs der östlichen Küstenländer durch den arabischen Meerbusen nach Cairo, durch die Barbarey und die westlichen Küsten wieder nach dem Kap zurück, und von da nach Ostindien. Das mittelländische Afrika, von dem freylich für die ersten Anfänger nicht viel zu sagen ist, bleibt also größtentheils unberührt. Auf eben die Art werden denn auch die übrigen Erdtheile behandelt. Man sieht es, daß der Verf. viele neuere Hülfsquellen und Reisebeschreibungen dabey genutzt, und aus ihnen nicht immer mit vorsichtiger Auswahl wichtige und unwichtige,

tige, falsche und unsichere Nachrichten und Sagen von fremden Völkern und Ländern angezogen hat. Das Buch kann anders nicht, als mit fortwährender Zuziehung der Landcharten, gebraucht werden, und wird auf diese Art nicht ohne Nutzen seyn; ob wir gleich immer glauben, daß dabey ein anderes geographisches Handbuch, wo die Länder nach ihrer geographischen oder politischen Folge aufgestellt sind, nicht wohl werde entbehrt werden können. Der Vortrag ist beynahe wie in Jauffrets Rolande, oder in de la Porte. Wenn andere Bücher für die Jugend in unsern Tagen meist zu vieler Papierverschwendung gedruckt werden: so muß man sagen, daß dagegen dieses mit einer beynah unbequemen Sparsamkeit, in immer fortlaufenden engen Zeilen, mit kleiner Schrift gedruckt ist, wodurch freylich die gute Absicht eines wohlfeilen Preises erreicht worden ist. Register über die beyden Theile, die bey dieser Einrichtung des Buches durchaus nöthig waren, machen den Beschluß. Ein kleiner Irrthum ist es, wenn der Verfasser die neuerliche Entdeckung der von Diemens-Insel, und der Meerenge, die sie von Neu-Holland scheidet, Vancouvern zuschreibt.

Gl.

1) Topographisch-statistisch-geographisches Wörterbuch der sämmtlichen preußischen Staaten, oder Beschreibung aller Provinzen, Kreise, Distrikte, Städte, Aemter, Flecken, Dörfer, Vorwerke, Flüsse, Seen, Berge, u. s. w. in den preußischen Staaten. Halle, bey Kümmel. Eilfter Theil. Schluchow bis Stendzig. 1802. 317 Seiten. 1 Rthlr. Zwölfter Theil. Stengosz bis Wrasselt. 1802. 322 Seiten. 1 Rthlr. Dreyzehnter und letzter Theil. W. bis Z. 1803. 476 Seiten 8. 1 Rthlr. 6 gr.

2) Geographisch-statistisch-topographisches Lexikon von Obersachsen und der Ober- und Niederlausitz, oder vollständige alphabetische Beschreibung aller

im

im obersächsischen Kreise und der Lausitz befindlichen Städte, Schlösser, Dörfer, Flecken, Höfe, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, u. s. w. mit genauer Anzeige von deren Ursprung, ehemaligen und jetzigen Besitzern, Lage, Anzahl und Nahrung der Einwohner, Manufakturen, Fabriken, Viehstand, merkwürdigen Gebäuden, neuen Anstalten, u. s. w. Dritter Band. Ulm, bey Stettin. 1802. 751 Seiten. 8. Vierter Band. Ebendaselbst. 1803. 778 Seiten. Jeder Band 2 Rk.

Bey der Anzeige der letzten Theile, womit das unter Nr. 1 angeführte Werk beschlossen wird, fühlen wir uns verpflichtet, dem Herausgeber desselben, Hrn. Leopold Krug in Berlin, öffentlich für die Genauigkeit und Sorgfalt zu danken, mit der er bey der Abfassung zu Werke gegangen ist. Nur diejenigen, welche ähnliche topographische Arbeiten unter Händen gehabt haben, können sich ganz das Mühsame vorstellen, das mit diesem Unternehmen verknüpft seyn müsse. Das Werk, das mit Recht unterm 28sten August 1800 durch ein Kabinetsschreiben des Königs von Preußen den Landeskollegien und ihren untergeordneten Behörden zur Anschaffung empfohlen wurde, liegt nun vollendet zur Prüfung da, und es darf sich derselben nie schämen, wenn ein billiger und gerechter Richter auftritt; denn auf der Erde ist nichts Vollkommenes. Man wird hier auch noch Lücken wahrnehmen, und Artikel ergänzen können, sobald es darauf ankömmt; aber dieß hindert die Brauchbarkeit des gemeinnützigen Werkes nicht, und der versprochene Supplementband wird die fehlenden Orte ergänzen. Rec. hat mit bekannten und bewährten geographischen Schriften manche Artikel verglichen, und sich nach dieser Vergleichung von den richtigen Angaben im W. B. überzeugt. Rec. fand auch fehlende Namen, die in dem Nachtrage noch kommen dürften. Um bey diesen Bänden stehen zu bleiben; so bemerken wir nur, daß unter andern auch folgende Artikel fehlen: Steinkammerfeld, Steinkeller, Steinkohlenrevier, Steinstadt, Steinwiese, Stelzendorf, Stemmerberg, Tababy, Tadazoni,

zoni, Tafelhof, Tafily, Tagly, Tajenko, Tajewo, Widindamm, Widenpetersdorf, Würsmühle, Weigandsdorf, Weiglareuth und Weignitz.

Die bedeutendsten Artikel sind im zweyten Bande: Schönebeck, Schwabach, Schweidnitz, Soest, Spandau und Stargard; im 12ten Stettin, Stolpe, Südpreußen und Tecklenburg; endlich im 13ten Warschau, Westpreußen und Züllichau. Auch bey dessen Fortsetzung finden sich an mehreren Orten Beweise von der Bekanntschaft des Verfassers mit der geographischen und statistischen Literatur der preussischen Staaten, wie man u. m. aus den Nachweisungen bey Stettin, Tangermünde, West- und Südpreußen sehen kann. Auch dieses ist ein rühmliches Zeichen von der unablässigen Sorgfalt des Verfassers, sein Buch äußerst nützlich zu machen, und mit interessanten Notizen zu bereichern. So hat er freylich im Mannskript stets Nachträge und Ausfüllungen nöthig gehabt; aber aus Achtung für sein Publikum, das ein getreues Hülfs- und Nachschlagebuch haben mußte, ließ er es nicht beym bloßen Abschreiben bewenden; sondern trug fortgesetzt nach. Wie genau der Verf. ist, dieß bezeugen ferner die Artikel Teltow mit der Bemerkung: „daselbst brannten 1801 am 29. August 52 Gebäude ab;" und Zehdenick, deren Beschreibung ihrer Beschaffenheit: „vor dem 27. May 1801, an welchem Tage diese Stadt abbrannte," angemessen ist.

Sehr wichtige neuere topographische und statistische Beyträge enthält dieses Werk besonders in Hinsicht auf Süd- und Neu-Ostpreußen, wo viele handschriftliche Notizen zum Grunde liegen, und von welchen Provinzen hier treffliche und zuverlässige Angaben, die man sonst noch nicht kannte, anzutreffen sind. Doch ist auch, wie die Vergleichung bewiesen hat, die historich-statistisch-topographische Beschreibung von Südpreußen und Neuostpreußen. 1ster Bd., Leipzig, bey Dyk, 1798. (das Kammerdepartement Posen betreffend,) benutzt worden. Bekanntlich ist es eine schwierige Sache für den Deutschen, die Oerter in dieser Provinz nicht zu verwechseln, da mehrere derselben verschiedene Benennungen haben. Wir würden die deutschen Namen den polnischen vorziehen, wenn es möglich seyn könnte, und es könnte, wenn Gleichförmigkeit beobachtet würde, bey Korrespondenzen nicht leicht

Irrungen bey Angaben der Namen vorfallen. Ein paar Fälle schienen uns zu zeigen, daß Hr. Krug eben dieser Meinung ist. So wird man in Südpreußen im Obernicker Kreise den Marktflecken Stubnize finden; aber nicht die polnischen Namen: Strobnica oder Strobnicze. Eben so die Stadt Schocken im Wongrowitzer Kreise; aber nicht Skoki.

Nicht alle Artikel konnten gleich genau behandelt werden, welches bey dem weitläuftigen Umfange des Werks, da wo die Quellen fehlen, nicht zu verlangen ist. So haben manche Dörfer, die adelichen Besitzer, die Zahl der Hausväter nach ihrer Eigenschaft als Landbewohner, ja den Betrag der Feldmarken, u. s. w. bey andern sind nur die Feuerstellen bemerkt; bey einigen ist nur etwa die Lage angedeutet worden. Da der Verfasser in der Vorrede zum ersten Theile Beyträge wünscht: so fügen wir einige Ergänzungen hinzu, die wir an Ort und Stelle aufnahmen. Th. 12 S. 214: Vogelsdorf im Niederbarnimschen Kreise hatte 1798 acht Bauergüter (davon eins die Posthalterey ist). Es wohnten darin auch 1 Schneider, 1 Leinweber, 1 Schulmeister, 1 Pferdehirte, 1 Kuhhirte und 8 Tagelöhner-Familien. — Th. II. fehlt Sperlingskrug (zur Linde) ein Vorwerk zu Vogelsdorf im Niederbarnimschen Kreise; hat 4 Wohnungen mit den dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden. — Th. 13, S. 120. 9. Werder ein Pfarrdorf im Luckenwaldeschen Kreise, hatte 1803 zwölf Bauern, 8 Koßäthen, 5 Häusler, 3 Einliegerfamilien, 2 Hirten, ein Pfarr- und Schulhaus. S. 439, Stadt Zinna. Daselbst waren 1802 964 Einwohner, als 207 Wirthe, 274 Frauen, 230 Söhne, 187 Töchter, 31 Gesellen, 36 Dienende. Ferner 89 doppelte Häuser, jedes für zwey Familien; 22 doppelte Geburgsche Fabrikhäuser, 1 Fabrikengebäude, 1 Forsthaus, 1 Haus des Oberförsters, in Summe 114 Häuser. S. 440. 2. das Pfarrdorf Zinna im Luckenwaldeschen Kreise hatte 1803 vierzehn Bauern, 8 Koßäthen, 1 Pfarrhaus, 1 Ziegeley, ein Schmied, 18 Budnerhäuser, zwey Hirtenhäuser, 1 Schulhaus.

Ich füge, bey dem anerkannten Werth des Ganzen, noch die Anfrage an den Herausgeber hinzu, ob es in dem Supplementbande, der die neuen niedersächsischen und westphälischen Provinzen enthalten wird, möglich wäre; wenigstens

die

die Artikel nahmhaft zu machen, die die jenseits des Rheins gelegenen Oerter betreffen, und welche nunmehr von Preußen abgetreten worden sind? Doch dieß läßt sich vielleicht aus der Anzeige in öffentlichen Blättern vermuthen, daß die seit dem Drucke vorgefallenen Veränderungen nachgeholt werden sollen.

Nr. 2. Der Anfang dieses Werkes ist in unserer Bibliothek, Bd. 64 S. 209 fg., angezeigt worden. Der dritte Band fängt mit Drachenkopf, einem Berge, an und geht bis das Dorf Guzmin. Die wichtigsten Artikel sind, Dresden, Dürrenberg, Eisenach, Eisleben, Erzgebirgische Kreis, Frankfurt an der Oder, Freyberg, Freyenwalde und Gotha. Der vierte Band läuft vom Artikel Haakenmühle bis Lazöw. Am umständlichsten sind behandelt worden: Heeringen, Hegermühle, Hohenstein, Jena, Jüterbog, Kamin, Koburg und Kolberg.

* Dieses Lexikon ist aus den bekannten geographischen Werken eines Leonhardi, Krug, u. a. m. zusammengetragen. Der Herausgeber hat nunmehr auch das unter Nr. 1 angezeigte Wörterbuch benutzt; wie u. a. die Artikel Friedebergscher Kreis und Fiddichow beweisen. Handschriftliche Nachrichten und neue statistische Angaben scheinen ihm nicht zu Gebote gestanden zu haben; wie sich wenigstens aus manchen Beschreibungen, die hin und wieder verglichen wurden, ergab. Nützlich ist das Werk als Nachschlagebuch gewiß; aber manche Artikel fehlen, und es ist auch nicht wohl möglich, sogleich Vollständigkeit zu erreichen. So fehlen allein in der Kurmark u. a. die Seen, der große und kleine Grumsiensien, Grundlosen, 3 Krummeseen, krumme Lanke, Kutsche See, wie auch das Ladeburgsche Fließ. Im Brandenburgischen pflegt an mehreren Orten die Bestimmung, ob ein Dorf, ein Pfarr- oder Kirchdorf sey, zu fehlen; aber in einigen andern Provinzen ist bloß Dorf gesetzt worden. Dieß rühret freylich von den gedruckten Vorarbeiten, in wiefern diese die näheren Angaben enthielten, oder nicht. Bd. 5, S. 47" heißt es beym Ostien- und Löwenbergischen Kreise: Die Beschaffenheit der Wiesen wird verschieden angegeben. Fabri und Leonhardi führen vortreffliche Wiesen an; Krug im Wörterbuche nennt sie nur mittelmäßig." Letzterer dürfte wohl Recht haben, welches schon aus der Beschaf-

schaffenheit des Bodens und der örtlichen Lage hervorgeht. Auch Borgstede, ein sicherer Gewährsmann sagt, daß die Wiesen in diesem Kreise nur mittelmäßig sind. — Frankfurt an der Oder ist zu weitläuftig. — Bd. 4. kann das preußische Justitz- und Domainenamt Zinna nicht ein magdeburgisches Amt heißen. Dieß war es ehemals. Seit Jahren gehört es zum Luckenwaldischen Kreise der Mittelmark. Beym Artikel Hagenmühle ist zu merken, daß der Kupferhammer (S. 69) von der königl. preußischen Hütteninspektion verwaltet wird.

Ww.

Reisen und Abentheuer Rolando's und seiner Gefährten. Ein Robinson für Kinder, zur Erlernung geographischer und naturhistorischer Vorkenntnisse. Nach dem Französischen des Jauffret. Fünftes Heft. Weimar, bey den Gebrüdern Gädicke. 1802. 11½ Bogen 8. Geheft. 12 gr.

Im Kanal von Mozambique läßt der Verfasser seine Reisegesellschaft Sturm und Schiffbruch leiden, und sodann von der Ostküste von Afrika an Durchdas Land der Hottentotten und Kaffern bis nach der Kapstadt ziehen, wo sie zu Ende des Heftes eintreffen. Die Aerndte geographischer Kenntnisse ist daher nur sehr gering; etwas reichlicher ist die Kompilation für die Naturgeschichte ausgefallen, indem der Verf. die Beschreibung der Giraffe, des Stachelschweins, des Schlangenfressers oder Secretärs u. a. mit eingeflochten hat. An erdichteten Abentheuern ist auch kein Mangel. Die Reisenden wollen dem bekannten Vaillant bey seinen Wanderungen durch die Wüsten von Afrika aufgestoßen seyn, und wollen ihn, einsam und von seinen Leuten verlassen, auf einem Baume sitzend, wo ihn lange Hyänen und Schakals belagert hatten, vom Hungertode errettet haben, wovon dieser doch, wenn wir uns recht entsinnen, in seiner doppelten Reisebeschreibung nichts erwähnt, und lassen sich übrigens Verschiedenes von seiner Lebensgeschichte, und besonders seiner Elephanten- und Giraffenjagd, von ihm erzählen, was wir

bereits

bereits aus diesen Reisen wissen. Den Schluß dieses Heftes macht eine kurze, aber unvollständige Beschreibung der Kapstadt. Im Ganzen genommen, kann man nicht läugnen, daß junge Leser hier eine lehrreiche Unterhaltung finden.

Gl.

Erziehungsschriften.

Dramen an Schulfesten. Herausgegeben von August Hartung, Professor an der Militärakademie in Berlin. Berlin, bey Nauck. 1803. 332 Seiten kl. 8. 12 gr.

Auch mit dem Titel:

Kleine Kinderbibliothek. Viertes Bändchen.

Der Verfasser, Hr. Georg Pauli in Berlin, hat unter obigem Titel fünf Unterredungen abdrucken lassen, die in den Jahren 1799 bis 1802 von einigen Zöglingen der Hartungschen Schulanstalt zum Beschluß der jährlichen öffentlichen Prüfung gehalten worden sind. Sie führen die Ueberschriften; Die jungen Gelehrten, die jungen Patrioten, das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert (durch den Wechsel des Jahrhunderts veranlaßt), und zwey Gespräche, die jungen Botaniker. Eine lesenswerthe Abhandlung über die Frage: Was wäre von Dramen über wissenschaftliche Gegenstände für Kinder und junge Leute zu halten? ist vorausgeschickt. Sie verbreitet sich über den Nutzen oder die Schädlichkeit der Kinderschauspiele, da es bekannt ist, daß beyde ihre Vertheidiger gefunden haben. Hauptsächlich eröffnet der Verf. seine Gedanken über die Form und die Eigenschaften solcher Gespräche, die wissenschaftliche Gegenstände zum Hauptinhalt haben. Es ist gewiß, daß dabey Belehrung die vorzüglichste Sache seyn müsse; das Gespräch selbst lebhaft fortgeführt werde, und alles bloß Theatralische wegfalle, und die Charaktere der sich Unterredenden möglichst dem eigenthümlichen

Charakter eines jeden angepaßt werden. Es ist nicht zu vermeiden, daß manches Vorgetragene für das Knabenalter zu gelehrt scheint; aber Belehrung soll der Hauptzweck seyn, und jener Einwurf kann der Nützlichkeit solcher Gespräche nicht Eintrag thun, da sonst die Unterhaltung wegfällt, und auch auf der Bühne die mehresten Auftretenden in einer gebildetern Sprache reden, als sie sich selbst überlassen reden würden. Der Verfasser setzt dieß mit Gründen auseinander, denen wir völlig beypflichten. Dramen, die ins Gebiet der Praktik gehören, können diese Dialogen oder Gespräche schwerlich genannt werden; denn hier fehlen manche Eigenschaften, die man zum Wesen derselben sowohl, als zu ihrer äußern Form rechnet. Der Raum fehlt uns, dieß auseinander zu setzen; wir bemerken daher nur, daß selbst das erste Erforderniß des Drama, die Handlung (Drama von δραειν oder δραν handeln genannt) hier nur sehr untergeordnet erscheint. Wir reden besonders von dem äußern Zustande der handelnden Personen, oder von den Verhältnissen, worin sie mit andern Personen stehen. Dieß ist doch eigentlich das Wesen der dramatischen Handlung. Also lieber Gespräche oder Dialogen, belehrende und unterhaltende Gespräche.

Die Dialogen selbst machen ihrem Verfasser viele Ehre. Der Ton des Vortrags ist fließend, und eilt schnell fort. Der Inhalt selbst zeichnet sich durch gute und sorgfältige Auswahl der Gegenstände aus, und liefert einen Beweis von den mannichfachen Einsichten und Kenntnissen des Verf.; besonders wird man dieß an den beyden letzten Stücken im Felde der Botanik wahrnehmen. Die jungen Patrioten sind besonders gut gerathen, und wecken und nähren den Keim der Liebe zum Vaterlande und zur Regierung in der Brust der Jugend. Ob es nicht vielleicht besser gewesen wäre, beym Abdruck die Individualität des Orts u. s. w. abzuändern? lassen wir dahin gestellt seyn. Auswärtige sind mit manchen nähern Umständen, die dem Zuhörer nicht fremd waren, uns bekannt. Wir empfehlen diese Gespräche jedem Schulmanne, der in mancher Hinsicht daraus für seine ihm anvertraute Jugend schöpfen kann, und stellen nur noch wenige Bemerkungen dem Verfasser zur Prüfung anheim.

S. 158. Newton hat zwar die Spiegelteleskope zu Stande gebracht; aber den Grund dazu legte Jakob Gregori,

gori, (geb. in Neuaberdeen 1639, gest. 1675). Dieser untersuchte schon die Deutlichkeit der Bilder, welche die sphärischen Gläser machen, und wurde dadurch auf Erfindung des Spiegelteleskops geleitet. Er kam aber, da er es aus parabolischen und elliptischen Spiegeln machen wollte, nicht damit zu Stande, bis es Newton, der es mit sphärischen Spiegeln versuchte, nach seiner Anleitung herausbrachte. S. 368. Daß Lieberkühn der Erfinder des Sonnenmikroskops gewesen sey, hat schon Kästner bezweifelt, (Leipz. Magaz. 1786. St. 3 Nr. 4) und zwar aus dem Grunde, weil Samuel Reiher schon 1679 durch die cam. obscur. kleine Thierchen, die er außerhalb vor dem erhabenen Glase hinstellte, sehr vergrößerte. Das Sonnenmikroskop ist wahrscheinlich von den Engländern erfunden worden. (Vergl. Transact. Philos. n. l. 442.) S. 371. Die Pendeluhren sind schon vor 1701 da gewesen. Christian Huyghens, ein Holländer, wendete die Lehre vom Pendel auf die Uhrwerke schon 1656 an. Von der Theorie und Anwendung der Pendel schrieb er das Buch: Horologium oscillatorium. Paris 1673. fol.

Of.

Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

Historische und staatswissenschaftliche Untersuchungen über die Naturaldienste der Gutsunterthanen nach fränkisch-deutscher Verfassung, und die Verwandlung derselben in Gelddienste. Von K. D. Hüllmann, öffentlichem Lehrer der Geschichte und Staatswissenschaft zu Frankfurt an der Oder. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1803. XVI und 191 Seiten 8. 18 gr.

Die historischen Untersuchungen in diesem Werke haben mehreren Werth, als die staatswissenschaftlichen, und nehmen auch den größten Raum ein.

Im ersten Theile nämlich (welcher 138 Seiten enthält) deducirt der Verfasser mit einem wirklich seltenen Aufwande von Belesenheit und Geschichtskenntniß, wie aus der Verfassung zwischen Landes- und Gutsherren, und wiederum zwischen diesen und Gutsunterthanen, Verpflichtungen zu Dienstleistungen verschiedener Art überhaupt, und hienächst die Naturaldienste Behufs des gutsherrlichen Landwirthschaftsbetriebes, entstanden sind. Der Verf. schöpft hierbey theils aus gedruckten und handschriftlichen Quellen, theils beweiset er aus Gesetzesstellen, theils wagt er, wo beydes ihn verläßt, Vermuthungen und Ableitungen, mit vielem Scharfsinne, denen mehrentheils wenig entgegen zu setzen seyn möchte. Für den eigentlichen Gelehrten, insbesondere für den Geschichtsforscher, und den Freund etymologischer Beschäfftigungen wird dieser erste Theil viel Interesse haben. Der praktische Jurist und Kameralist kann indeß keinen sonderlichen Gebrauch von jenen historischen Untersuchungen machen. Denn es kömmt bey den Modifikationen der heutigen Dienstverhältnisse offenbar weniger auf die Entstehung derselben, als auf die genaue Information von den nun jetzt einmal bestehenden Rechten, Pflichten und Bedürfnissen beyder Theile, und hiernächst auf eine umsichtsvolle Beurtheilung und Behandlung der Sache an. Um bey vorhabenden Veränderungen keinem der Interessenten, weder nach dessen Meinung, noch nach eigener kommissarischer Ueberzeugung zu nahe zu treten, bedarf es ganz anderer Gründe und Motive, als der Darlegung dessen, was, wenn man die ursprüngliche Entstehung unserer Verhältnisse, mit veränderten allgemeinen Zeitumständen zusammenhält, als rechtlich oder billig in der Theorie erscheinen möchte. Aus diesen Gründen ist an sich schon der Endzweck für verfehlt zu halten, welchen der Verfasser gehabt zu haben scheint, nämlich den ersten Theil seines Buchs zur Vorbereitung auf den zweyten dienen zu lassen, welcher hinwiederum die Nutzanwendung enthalten zu sollen scheint. Diese Nutzanwendung ist aber schlecht ausgefallen; den Vorschlägen, welche der Verf. zur Aufhebung der Dienste rc. macht, siehet man es bald an, daß er den Gegenstand, welchen er behandelt, praktisch gar nicht kennt. Daher stellt er nicht nur mitunter ganz falsche Sätze auf; sondern erschöpft auch den Gegenstand ganz und gar nicht. Zum Beleg dieses allgemeinen Urtheils einige Specialien.

S. 141—145 scheint der Verf. nicht übel Willens, die Aufhebung der Hofedienste durch ein allgemeines Gesetz zu realisiren! — Welch ein Vorschlag, der nicht nur den Zweck völlig verfehlen; sondern die allergrößten Verwirrungen im Lande, und unzählige Streitigkeiten veranlassen würde! Eben so ist

S. 147 flg. durchaus nicht abzusehen, wie bey den, jetzt einmal bestehenden Verhältnissen, die nothwendige Aufhebung der Naturaldienste daher soll rechtlich gefolgert werden können, daß die Gutsherren dem Landesherrn keine Natural-Kriegsdienste mehr leisten. Was hat beydes jetzt mit einander gemein? Was kümmert der ehemalige Zusammenhang die, welche heute leben? Wie lächerlich würde sich ein Richter machen, der, in einer solchen Angelegenheit, wie diese, wo, wenn nicht von Kontrakten, Privilegien ꝛc. ausgegangen wird, doch wenigstens die vollständigste Präskription entgegen stehet, die Entscheidungsgründe aus der Verfassung, die zur Zeit Karls des Großen bestand, hernehmen wollte!

S. 161. Die Theilung der Bauergüter, welche der Verfasser als eine gesegnete Folge der vermehrten Volkszahl, nach Aufhebung der Naturaldienste, anführt, ist, im Allgemeinen betrachtet, gar nicht so nützlich; dergleichen Naturaltheilungen sind in der Regel, wie die Erfahrung lehrt, nicht zu begünstigen, und dem Staate schädlich; und bey großen Besitzungen von fruchtbarem Boden zulässig und rathsam, und dürfen daher im Preußischen auch nicht ohne Erlaubniß der Finanzbehörde Statt finden.

S. 162 flg. kömmt denn der Verf. auch auf den wichtigsten Punkt bey der Dienstaufhebung, nämlich auf die Entschädigung der Gutsherren, und stimmt, nachdem er verschiedene Entschädigungsarten — durch Getraidekanon — durch Abkauf, — durch Abtretung von Ländereyen an die Herrschaft, beleuchtet hat, für Geldreluition; wobey er aber, um den steigenden Preisen der Dinge nachzukommen, im Verhältniß damit, von Zeit zu Zeit das Reluitionsquantum einer Revision und Erhöhung unterwerfen will! — In der Theorie vortrefflich! In der Praxis die fruchtbarste Quelle zu recht vielen Processen. Behüte der Himmel vor einer solchen Anordnung, die so gut, wie unausführbar ist! Längst ist es übrigens anerkannt und bewiesen, daß eine Ge-

waldeprästation immer noch in der Regel das beste Ausgleichungsmittel bleibt.

S. 177. flg. untersucht der Verf. die möglichen Schwierigkeiten! Diesen reichhaltigen Gegenstand fertiget er auf einigen wenigen Seiten, und nichts weniger als gründlich oder erschöpfend, ab. Auch hier kömmt wieder einer von den gewöhnlichen Gemeinplätzen vor. Die Dienstaufhebung soll nämlich nicht möglich seyn, ohne daß der Bauer das Eigenthum des Hofes erhalte — Warum dieß, frägt sich; Eins ist von dem Andern ja ganz unabhängig, wie manche Beyspiele das Gegentheil zeigen.

Genug, um zu beweisen, daß der Verf. seinen Gegenstand nicht hinlänglich, und wenigstens nicht praktisch kennt.

* * *

Technologie.

Technologisches Bilderbuch, zur Belehrung und Unterhaltung, mit den nöthigsten Erklärungen versehen. Ersten Bandes, erste, zweyte und dritte Abtheilung. (In drey einzelnen Heften, mit einem verzierten Umschlage.) Leipzig, bey Richter. 1802. 134 Seiten und 21 kolor. Abbildungen. 4. 4 Rthlr. 4 Gr.

Auch unter dem besondern Titel:

Historisch - technologischer Schauplatz aller merkwürdigen Erfindungen und ihrer mannichfaltigen Benutzung. Zur Belehrung und Unterhaltung dargestellt von J. G. Grohmann.

Die Technologie hat einen vorzüglichen Reiz für jeden wißbegierigen Menschen. Sie führt überdem tief ins praktische Leben,

leben, und bietet, statt eines unbrauchbaren Wustes von Wörterkram, nur reelle Sachkenntniß an. Vorzüglich eignet sie sich daher zum Unterricht der Jugend, und man sollte sie durchgehends sowohl in öffentlichen Schulanstalten, als auch bey der Privaterziehung einführen.

Freylich ist die Kenntniß der Technologie noch nicht sehr vorbereitet, und erscheint der Klasse von Gelehrten, aus welcher gewöhnlich die Lehrer und Erzieher genommen werden, in einem gewissen verächtlichen Lichte. Indeß verschwindet diese schiefe Ansicht einer so interessanten und wichtigen Kenntniß nach und nach, und auch der bloße Stubengelehrte begreift allmählich jenen Ausruf Heraklits: „ϑεοί καὶ ἐνταῦϑα ϑεοί," wie Unverständige sich wunderten, ihn in einer Eisenschmiede anzutreffen.

Verdienstlich ist es daher, dem Lehrer und Schüler der Technologie kleine Handbücher darzubieten, durch welche die Neigung, sich mit technologischen Gegenständen zu befassen, erweckt, und die Mittheilung solcher Kenntnisse erleichtert wird. Von dieser Seite verdient das technologische Wörterbuch allerdings Beyfall und eine günstige Aufnahme. Nur ist der Herausgeber mit Recht zu tadeln, daß er unterlassen hat, den einzelnen Aufsätzen die gehörige Vollständigkeit und Richtigkeit zu verschaffen. Freylich kann man von solchen Bilderbüchern keine eigentliche Anleitung zum ernsten Studium der technischen Gewerbe erwarten; indeß sieht der Herausgeber selbst diese Hefte nicht als ein bloßes Spielwerk für Kinder; sondern als ein Handbuch für die erwachsene Jugend an.

Der Bestimmung der N. D. Bibl. gemäß kann Rec. die sämmtlichen Gegenstände, die in diesen Heften dargestellt sind, nicht einzeln durchgehen, um sie zu vervollständigen und zu berichtigen; nur im Allgemeinen kann der Inhalt angegeben, und hin und wieder eine einzelne Bemerkung zur Bestätigung des gefällten Urtheils beygebracht werden. Im Allgemeinen muß Rec. auch bemerken, daß er nicht einsehen kann, wie der Herausgeber dieses technologischen Schauplatzes dazu gekommen ist, mehrere an sich fremde Gegenstände in selbigem aufzunehmen, da es doch eine so große Menge eigentlicher technischer Gewerbe giebt. Man findet Aufsätze über Jagd, Reitkunst, Weinbau, Schifffahrt u. s. weiter.

weiter. Beckmann sagt in seiner Anleitung zur Technologie sehr richtig: „Kunst wird jedes Geschäfft genannt, welches „nach gewissen Vorschriften oder Regeln mit einer durch Ue„bung erlangten Fertigkeit verrichtet wird. Jedes Handwerk „ist eine Kunst; aber nicht jede Kunst ist ein Handwerk. Also „Künste, welche sich nicht mit Verarbeitung der Naturalien „beschäfftigen, gehören nicht hierher, gesetzt auch, daß man „ihnen eine handwerksmäßige Einrichtung gegeben hätte."

Die vorliegenden drey Hefte enthalten folgende Gegenstände. Erstes Heft:

1. Buchdruckerkunst, 2. Papiermacherkunst, 3. Kartenmacherkunst, 4. Glasmacherkunst, 5. Münzkunst, 6. Jagd, 7. Porcellainfabrik.

Zweytes Heft:

8. Zuckersiederey, 9. Seidenbau, 10. Weberkunst, 11. Töpferkunst, 12. Glockengießerkunst, 13. Drathzieherkunst.

Drittes Heft:

14. Weinbau, 15. Reitkunst, 16. Schifffahrt, 17. Branntweinbrennerey, 18. Tabacksbau und Tabacksfabrik, 19. Bergbau.

Bey jedem dieser einzelnen Stücke folgt zuerst die Geschichte, und alsdann die Beschreibung der einzelnen Handarbeiten. Zur Erläuterung derselben ist bey jedem Gewerbe eine Zeichnung geliefert, die die Hälfte der Kupfertafel einnimmt.

Rec. findet fast bey allen Aufsätzen dieser drey Hefte die Geschichte sehr mangelhaft und oft unrichtig dargestellt. Sie sollte doch eigentlich eine kurze, bündige Darstellung der ersten Erfindung der beschriebenen Kunst, und der Thatsachen, wodurch solche allmählich zu der jetzigen Vollkommenheit und Beschaffenheit gediehen ist, in sich begreifen. Dieses würde für den jungen Lehrling der Technologie eine äußerst anziehende und belehrende Lektüre seyn.

So ist gleich bey dem ersten Aufsatze: über die Buchdruckerkunst, die Geschichte derselben sehr unvollständig ausge-

gefallen. Sie begreift bloß die erste rohe Erfindung dieser Kunst durch Guttenberg und Faust; nichts von den nachherigen Verbesserungen dieser so wichtigen Erfindung. Welche interessante Beyträge hätten hier die Breitkopfschen Schriften liefern können! Man hätte den Lehrling bereits mit den verdienstvollen Namen eines Didot, Baskerville, Unger, u. s. weiter bekannt machen müssen.

In der Geschichte der Papiermacherkunst sind zwar einige neuere Versuche, die Papierfabrikation zu verbessern, und statt der Hadern andere Stoffe anzuwenden, angeführt; allein mehrere interessante Thatsachen sind unbemerkt geblieben, von welchen die Resultate bereits längst dem Publikum vorliegen. So z. B. hat der Prediger Sárger zu Beck die Konserve oder Wasserwolle in einer besondern Schrift: über die älteste Urkunde der Papierfabrikation, als ein vorzügliches Surrogat in Vorschlag gebracht. — Der Engländer Koops hat die Papierfabrikation aus Stroh, worüber er bereits im Februar 1801 ein Patent erhielt, zur allgemeinen Beachtung gebracht, und außerdem ein zweckmäßiges Verfahren, das bedruckte Papier umzuarbeiten, ausgefunden, worüber ihm gleichfalls unterm 28sten April 1800 ein Patent ertheilt ist. — Wie viele wichtige Verbesserungen sind überdem bey der Papierfabrikation selbst in neuern Zeiten zur Anwendung gekommen, deren hier mit keinem Worte Erwähnung geschieht. In dem Leipziger Fabriken-Journal befinden sich sehr interessante Aufsätze über diesen Gegenstand, die hier hätten benutzt werden können.

Rec. könnte diese Unvollständigkeit der Kunstgeschichte fast bey jedem Aufsatze näher nachweisen, wenn der Raum dieser Blätter es erlauben würde. Denn wie ist es möglich, in einer Geschichte der Münzkunst nichts von den Verbesserungen derselben durch den berühmten Baulton zu erwähnen; in einer Geschichte der Töpferkunst den Namen eines Wedgwood unangeführt zu lassen, und in einer Geschichte der Weberkunst die Erfindung der Maschinenspinnerey durch Arkwright mit Stillschweigen zu übergehen. Dafür hätte manche unerwiesene gleichgültige Nachricht aus der ältern Kunstgeschichte wegbleiben können, wie z. B. daß von Einigen Kain, von Andern Thubalkain, und von Andern Tharah für den ersten Erfinder der Münzen gehalten wird; daß

Naema,

Naema, die Tochter Lamechs, und Thubalkains und Jubals Schwester, die Kunst, einen Aufzug zu legen, und Zeuge zu weben, erfunden hat; daß die Chinesen die Erfindung der Töpferarbeit theils dem Kaiser Chin-nong, theils dem Hoang-ti zuschreiben, u. dgl. mehr.

Die Beschreibung der technischen Arbeiten selbst, welche, wie bemerkt, den zweyten Abschnitt eines jeden Aufsatzes ausmacht, ist zwar bey einigen Künsten ziemlich vollständig und richtig ausgefallen; indeß glaubt Rec. deutlich zu bemerken, daß durchaus kein sachverständiger Technologe diese Beschreibungen verfaßt; sondern daß solche ohne Sachkenntniß aus andern Schriften zusammengetragen sind. Rec. könnte dieses Urtheil mit mehreren Beyspielen belegen, will indeß der Kürze wegen nur aus der „Beschreibung der Weberkunst," 1. Bd. 2te Abth. S. 56 ein Beyspiel aufführen. Hier lautet die allgemeine Beschreibung der Weberkunst so:

„Die Materialien, womit sich die Weberkunst beschäfftiget, sind Flachs und Hanf, Baumwolle, Schaafwolle, „und das Gespinnst der Seidenraupe. In den wesentlichsten Stücken (??) kommt die Verarbeitung aller dieser Materialien zu einem Gewebe zwar mit einander überein; aber „verschiedene Nebendinge (??) machen zwischen den mannichfaltigen hieraus entspringenden Arten der Webereyn doch einen bedeutenden Unterschied. —

„Ehe alle (??) jene Materialien verwebt werden können, müssen sie zu Fäden gesponnen werden, welches gemeiniglich von den Landleuten (??) geschieht.

„Der eigentliche Leinweber webet nichts als Leinwand „aus Garn von Flachs. Grobes Garn aus Werrig (?) und „Hanf wird zu Sackleinwand, Segeltüchern und andern groben Zeugen verarbeitet.

„(??) Die Baumwolle kommt von der Baumwollenstaude her, die nur in warmen Ländern wächst. Sie befindet sich in der Saamenkapsel, worin sie den an ihr klebenden „Saamen umgiebt. Die Hülse platzet, wenn der Saame reif „ist, auf; die Wolle quillt hervor, vereiniget sich mit den „Flocken der benachbarten Hülse, und umgiebt den Strauch, „wie ein Filz. Man nimmt sie ab, und verschickt sie zum „Verkauf.

„(???) Der

„(???) Der noch in ihr befindlichen Unreinigkeiten we-„gen muß sie von dem Wollstreicher erst gereiniget werden. „Er legt sie auf eine Horde, liesst die Saamenkörner aus, „schlägt die Wolle, um sie aufzulockern, mit einer Ruthe, „und streicht sie mit den zwey Streichen seines Streichblockes, „um ihr das Filzartige zu benehmen. Die auf diese Weise „gestrichene Wolle, die einem Blatte gleicht, und eine Fliete „genannt wird, muß in der Preßbank nochmals gestrichen, „gepresset, und zu einem Knaul zusammen gebunden werden, „ehe man sie spinnen kann, welches ihrer Kürze und Unhalt-„barkeit wegen auf einem sogenannten Schweitzerrade ge-„schieht."

Wie ist es möglich, dem jungen Schüler der Technologie eine solche verworrene, unbestimmte und unrichtige Beschreibung von den so wichtigen und interessanten Vorarbeiten, welche mit den Spinnprodukten vorgenommen werden, mitzutheilen. Wie kann gesagt werden, daß alle jene Materialien zu Fäden gesponnen (?) werden müssen. Tritt nicht eine ganz andere Behandlung bey der Seide ein? Doch daß der Verfasser auch hierüber nicht die gehörige Sachkenntniß besitzt; beweiset der Abschnitt, welcher vom Seidenbau handelt. Hier heißt es ganz kurz:

„Die Seideneyer (??) oder Kokons werden in einen „heißen Ofen oder in ein Dampfbad gebracht, um die darin „befindliche Raupe (??) zu tödten.

„Die Seide wird darauf abgewunden, gesponnen (??) „und verarbeitet."

Rec. muß zuletzt noch einen erheblichen Mangel dieses technologischen Bilderbuchs bemerklich machen. Dieser besteht darin, daß bey den abgehandelten Künsten, welche auf chemischen Grundsätzen beruhen, wie z. B. Zuckersiederey, Branntweinbrennerey, Bergbau, keine Anwendung der in unsern Tagen so sehr berüchtigten und geläuterten Chemie zu bemerken ist; sondern Alles noch in der Sprache des ältern Systems, und nach den Grundsätzen derselben dargestellt und erläutert ist.

Rec. wünscht übrigens, daß diese Bemerkungen den Herausgeber dieses technologischen Bilderbuchs auf die Mängel desselben aufmerksam machen, und ihn veranlassen mögen,

gen, die künftigen Hefte einem sachverständigen Technologen vor der Herausgabe zur Durchsicht mitzutheilen, damit den Käufern derselben bey dem, der Kupfer wegen, nicht wohlfeilen Preise, ein überall brauchbares und belehrendes Werk geliefert werde, welches man allerdings von den drey vorliegenden Heften nicht sagen kann.

Md.

1) Vorschlag zur Einführung blecherner Schornsteinröhren (,) von K. C. G. Sturm. Mit einer Kupfertafel. Berlin, bey Himburg. 1803. 4½ B. 8. 10 gr.

2) Allgemein verständliche Anweisung, Stubenöfen und Küch-(Küchen-) Kochöfen — holzersparend, bequem, der Gesundheit zuträglich, und wohlfeil zu bauen, — nebst einer vollständigen Beschreibung und Zeichnung von — Brauöfen; für — (alle) Stände bearbeitet, von Karl Christian Rommerdt, u. s. w. Hiezu drey illuminirte Kupfertafeln. Eisenach, bey Wittekindt. 1803. 5¼ Bogen Text und drey kleine Folio-Kupfertafeln. 16 gr.

3) Beschreibung eines neuen ökonomischen Ofens, womit ein Zimmer geheizt, und in sieben Gefäßen zugleich gekocht werden kann, u. s. w. Von J. P. Bérard. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Steinacker. 1803. 64 Seiten gr. 8. 8 gr.

4) Anleitung für den Bürger und Landmann zur Einrichtung holzersparender Feuerungen (.) Von Philipp Heinrich Bus, reformirtem Pfarrer zu Vilbel. Mit vier Kupfertafeln. Frankfurt am Main, bey Hermann. 1803. XIV und 128 Seiten gr. 8. 16 gr.

5)

5) Abhandlung von holzersparenden Kochheerden, Koch- und Bratöfen, Spießbratöfen und Waschkesseln, u. s. w. — Dritter Theil. Mit fünf Kupfertafeln. Entworfen von Johann Heinrich Wagner. Magdeburg, bey Keil. 1802. 4 B. gr. 4. 18 K.

6) Vollständige Beschreibung der Sparöfen und Heerde, welche in der Grafschaft Mark schon seit vielen Jahren gebräuchlich und bewährt befunden sind, u. s. w. Von Friedrich Christoph Müller, Prediger zu Schwelm, ꝛc. Mit Kupf. Weimar, im Industrie-Komtoir. 1803. VIII und 70 Seiten gr. 8. Nebst sieben Quart-Kupfertafeln. 20 K.

Recensent hat seit einigen Jahren eine Menge Schriften der Art anzuzeigen Gelegenheit gehabt, so daß er, in Vergleichung derselben unter sich, und im Verhältniß gegen die vorliegenden, mit Gewißheit behaupten kann, daß sie meistens alle, mit einiger wenigen Ausnahme, in der Hauptsache der Bauart, übereinstimmen, und selten etwas mehr, als eine, in dieser oder jener Gegend schon längst bekannte Erfindung, dem Publikum mittheilen, wozu sich der Herausgeber gewöhnlich als der Entdecker angiebt. Wenn daher dieses in allgemeiner Hinsicht auf einen Theil der gegenwärtigen sechs Schriften angewendet werden kann: so findet doch solches bey dem Vorschlage in

Nr. 1 nicht geradezu Anwendung, wiewohl die Einführung blecherner Schornsteinröhren eben nicht neu; sondern im Hennegauschen, und in mehr andern Gegenden von Braband, selbst in England schon vor 20 Jahren bekannt ist. Der Unterschied der, vom Verfasser beschriebenen blechernen Röhren, und derjenigen, die Rec. mehrmals sah, besteht theils in der Form, theils in der Ausführung des Ganzen. Das, was Hr. St. von diesen Schornsteinröhren anschaulich darstellt, verdient in mehreren Hinsichten geprüft und durch

Erfahrung bestätiget zu werden; nicht deßwegen, daß wir die hier aufgestellten Theorien und Belege bezweifelten — sondern ihrer Gründlichkeit wegen, praktischer Anwendungen werth sind. Denn nachdem der Verf. erstens die Vortheile der blechernen Schornsteinröhren vor den gewöhnlichen gezeigt, und die etwanigen Einwendungen, welche man dagegen machen könnte, in dem zweyten Abschnitte erwogen hat, geht er im dritten zur Konstruktion der blechernen Röhren selbst über, und zeigt mit Einsicht und Sachkenntniß, daß selbst dem Durchfressen des Rostes, nach Art der Engländer, durch Verlackung vorgebeugt werden könne. Im Ganzen verdient diese Schrift, wie der darin enthaltene Vorschlag, Beherzigung.

Nr. 2 ist nicht minder gerathen, wiewohl uns ähnliche Beschreibungen und Kupfervorstellungen schon vor einigen Jahren, wie sie hier der Verf. liefert, vorgekommen sind. Der Verf. versichert, daß die von ihm beschriebenen Oefen, mit vorzüglichem, nicht bloß idealen; sondern durch Erfahrung bestätigtem Nutzen anwendbar gemacht, auch der Brauofen sehr holzersparend, und für die Konservation der Braupfanne vorzüglich gut eingerichtet sey. Was die hier brauchbar vorgestellten Stubenöfen betrifft, davon hat Rec. an ein paar Exemplarien, die Freunde an seinem Wohnorte sich angeschafft haben, die hinlängliche Erfahrung gemacht, daß sie die, vom Verf. gerühmte Eigenschaft und den Nutzen vollkommen befriedigen, den sich die Besitzer davon versprochen haben. — Ob dieses auf alle andere, in dieser Schrift erwähnte Maschinen anzuwenden sey, können wir nicht behaupten, indem uns davon bisher noch keine andere Nachrichten vorgekommen sind, als die der Verf. selbst mittheilt. Uebrigens ist die Schrift deutlich abgehandelt, und durch die erleuchteten Kupfer hinlänglich anschaulich gemacht.

Nr. 3, 4 und 5 haben ebenfalls viel Gutes; da aber ähnliche Beschreibungen und Vorstellungen von den hier gerühmten Entdeckungen in dem allgemeinen Magazin der Gewerbkunde und in mehr andern periodischen Schriften vorkommen: so nehmen wir darauf Bezug, wodurch wir also einer weitern Anzeige überhoben sind.

Nr. 6 verdient besonders unsere Aufmerksamkeit. Der Verfasser bemüht sich zu zeigen, wie die Kochöfen und Kü-

chen-

chenheerde, die mannichfaltigen eisernen und stählernen Küchengeschirre, die zur Zubereitung der Speisen sowohl, als die Stuben und Wohnzimmer der Häuser zu heizen, in der Grafschaft Mark, dem Herzogthume Berg, und den angränzenden Provinzen Westphalens, seit einer langen Reihe von Jahren gebräuchlich gewesen, mit wahrem Vortheil in der Hauswirthschaft genutzet werden könnten. Rec. pflichtet dem Verf. völlig bey, indem er sich dieser Oefen und Geschirre, und keiner andern während seinem 28jährigen Haushalten bedienet hat. Alle diese Gegenstände, welche in neuern Zeiten und in manchen Gelegenheitsschriften, für neue Erfindungen ausgegeben werden, sind im Grunde weiter nichts, als niederrheinisch - westphälische Wirthschafts Maschinen, die den Bewohnern dieser Provinzen seit 50 und mehreren Jahren bekannt gewesen sind, und erst in spätern Zeiten, wo die Technologie außerordentlich bereichert wurde, die Aufmerksamkeit des einen oder des andern Reisenden gereizt haben, diesen oder jenen Gegenstand, oft mit geringer Verschönerung oder Abänderung, der literarischen Welt, als eine neue Entdeckung, mit Verschweigung des eigentlichen Vaterlandes aufzutischen. Hierauf scheint auch Hr. M. anzuspielen; er hätte es aber geradezu bemerken sollen, indem Rec., der seit 10 Jahren im Fache der technologischen Literatur mit vieler Anstrengung gearbeitet, nöthigen Falls die unwidersprechlichsten Beweise dazu mittheilen kann. — Uebrigens ist die Beschreibung der hier vorkommenden Sachen mit Kürze und Deutlichkeit abgefaßt; nur die Kupfer dazu, sind sowohl in der Zeichnung, als im Stich, sehr schlecht gerathen. Manche Maschine ist sogar demjenigen ganz unkenntlich, der nicht weiß, wie das Original aussieht, von dem man in den hier gelieferten Kopien, sich gar keinen Begriff machen kann. Möchte es dem Verf. gefallen, künftig mehrere Produkte mit Kupfern zu liefern (woran ihn aber, dem Vernehmen nach, seine noch immer fortwährende Krankheit, die ihm ein Schlagfluß zugezogen haben soll, vielleicht hindern dürfte): so ersuchen wir ihn, mehr Sorgfalt auf Zeichnung und Kupferstich anzuwenden, damit die literarischen Arbeiten unsers gelehrten und ruhmwürdigen Verfassers dadurch nicht entstellt werden.

F.

Vermischte Schriften.

Der Triumph der Philosophie im achtzehnten Jahrhunderte. Erster Theil. 671 Seiten. Zweyter Theil. 636 Seiten gr. 8. Germantown, bey Eduard Adelbert Rosenblat. 1803. (Eigentlich zu Frankfurt am Main, bey Johann Christian Hermann.)

Dieses, durch eine ungeheure Weitschweifigkeit zu 1307 Seiten ausgedehnte Werk der Verfinsterung gehört in die Klasse der ehemaligen Wiener Zeitschrift, der berüchtigten Eudämonia, der hannöverschen im Jahr 1794 gedruckten fliegenden Blätter, und anderer verächtlichen Obskurationsprodukte, die eine zeitlang, und unter Begünstigung einiger Zeitumstände viel Aufsehen machten; aber bald, wegen ihrer innern, mit wahrer Infamie begleiteten Unbedeutsamkeit, den Weg alles Makulaturs giengen. Wahrscheinlich wird dieß dickleibige Werk auch gleiches Schicksal haben, und zwar ohne auch nur Aufsehen zu machen. Es trägt den Keim des literarischen Todes vierfach und fünffach an sich selbst, in seiner ermüdenden, durch ewige Wiederholungen noch unerträglicher werdenden Weitläufigkeit, in seinem Mangel an aller historischen Kritik, wodurch allenthalben die größte Unzuverlässigkeit beynahe in die Augen springt, in seiner Parteylichkeit, und Sucht alle Aufklärung zu unterdrücken, wodurch es sich selbst den Stempel der Nichtswürdigkeit aufgedrückt hat. Feind allem wohlthätigen Lichte, welches je die Welt erleuchtet hat, verschreyet der Verfasser die Reformation und Luthern eben so gut, als Friedrich II., Joseph II., und Leopold von Toskana mit ihren Reformen und ihrer Toleranz zum Besten der Menschheit, so wie nicht minder alle Art der Literatur, und alle literarischen Institute, die für die Aufklärung arbeiten, und also natürlich auch — namentlich die allgemeine deutsche Bibliothek mit ihrem berühmten Herausgeber. Warum gerade die A. D. B. und He. Nicolai so oft zum Gegenstande der Schmähungen des Verfassers gewählt sind, könnte sich vielleicht erklären lassen, sobald wir nur einige Charakterzüge des Verf. etwas näher bezeichnet

zeichnet haben. Freylich hat er seinen Namen nicht genannt; denn solch ein elender Mensch scheuet das Licht; aber er scheint sich doch so sehr oft kenntlich gemacht zu haben, daß nicht wenige aufmerksame Leser glauben möchten, ihn errathen zu haben. Der Verfasser ist, wie aus mehreren Stellen des Buchs zu schließen seyn möchte, schwerlich ein katholischer, eher ein katholisirender protestantischer Geistlicher, ein Freund der Jesuiten. Man findet hier Spuren von seinen Ordensverbindungen, und oft möchte man glauben, er habe auch Theil an der Wiener Zeitschrift, Eudämonia, den Gießener Religionsbegebenheiten, u. s. w. gehabt. Alles was nur an Obskurantismus in diesen Journalen, in den berüchtigten Streitschriften des O. H. P. Stark, in einer kindischen Freymaurerrede eines sogenannten Br. Redners, in einer schon längst vergessenen, mit den offenbarsten Unwahrheiten erfüllten Lebensbeschreibung des verstorbenen Legationsraths Bode, in den Schriften des Jesuiten Stattler, und in dem Magazine der Jesuiten Hoffstätter und Haschka, in den verächtlichen Schmähschriften eines Robison und Barruel, und andern ehemals erschienenen ähnlichen Scharteken bis zum Ueberdruß ausgekramt worden, faßt der Verfasser hier noch einmal Alles zusammen, und versenkt den Leser in einen Schlamm von Falschheiten, Verdrehungen, Inkonsequenzen und offenbaren Verläumdungen.

Ungeachtet der widerlichen Anstrengung, welche nöthig war, um ein so ekelhaftes Gemische von Absurditäten vom Anfang bis zu Ende durchzulesen, würde doch der Rec. das ganze Machwerk hier mit Verachtung entlassen, wie es der edle von Archenholz im Juniusstück 1803 seiner Minerva gethan hat, und glauben, es allen Edeldenkenden schon hinlänglich charakterisirt zu haben, wenn es nicht in einem Journale, welches in Absicht auf Obskurantismus nicht selten eine diesem Triumph der Philosophie ähnliche Tendenz wenigstens ehemals zeigte, eine ganz andere Aufnahme gefunden hätte. Vergl. das politische Journal, May 1803. Außerdem ist wohl zu vermuthen, daß dieß Buch, ungeachtet seiner Trüglichkeit, manchen Leser durch seinen Schein blenden dürfte, wenn er keine historische Kritik anzuwenden weiß. In dieser doppelten Rücksicht wollen wir es also noch einer nähern historischen Analyse unterwerfen, und jenes allgemeine Urtheil mit Stellen belegen.

Der Zweck des Verf. ist offenbar, dem guten Eindruck, den die vernünftige Schrift: Mounier's de l'Influence attribuée aux Philosophes sur la Revolution de France, gemacht hat, zu tilgen, und dagegen die Schriften eines Barruel, Robison und Konsorten wieder zu heben. Daher wiederhole er Lügen noch einmal, was elende Schriftsteller schon unendlich oft gesagt haben, ohne daß man darauf hat hören wollen, behält immer dabey Mounier im Auge, dessen Dazwischenkunft ihm unausstehlich ist, und sucht aufs neue die absurde Meinung fortzupflanzen: daß dennoch die Philosophie oder Aufklärung hauptsächlich Schuld an der ganzen französischen Revolution sey, welches ihm kein Unpartheyischer und Sachverständiger je glauben wird. Daraus zieht er alsdann am Ende seines monströsen Werks den noch monströsern Schluß: daß es also Pflicht der Machthaber sey, die Aufklärung zu unterdrücken. Freylich unterscheidet er, dem Anscheine nach, wahre und falsche Aufklärung, und versichert, daß er nur die letzte mit dem Namen des Philosophismus bezeichne; allein er straft sich selbst Lügen, in sofern er absichtlich Philosophie, Aufklärung und Philosophismus wieder mit einander vermengt, und Alles mit in seinen Philosophismus hinein zieht, was man sonst allgemein als wohlthätige Aufklärung für die Menschheit zu betrachten gewohnt ist; wie z. B. die lutherische Reformation, die Reformen Josephs II. und Leopolds von Toskana, so wie aller übrigen großen und aufgeklärten Männer. Schon hieraus allein ergiebt sich, daß es auf die Aufklärung überhaupt abgesehen ist, und daß der Verfasser sich als einen leidenschaftlichen Vertheidiger der Jesuiten zeigt, auch in den trügerischen Künsten der Jesuiten wohl bewandert ist.

Daß die Aufklärung auch gemißbraucht werden kann, und wirklich gemißbraucht ist, hat ja nie ein Unpartheyischer geläugnet; allein dieß hat sie mit allem Guten in der Welt gemein, selbst mit der Religion und (übelverstandenen) Tugend, woraus noch gar nicht folgt, daß sie unterdrückt werden müsse, so wenig als man von Seiten des Staats die Religion und Tugend wird unterdrückt wissen wollen. Abusus non tollit usum! Doch das sind triviale Dinge, die nur den Unverständigen immer aufs neue gesagt werden müssen. Was ferner die französische Revolution und Republik mit ihren

Sym-

Symptomen betrifft: so weiß jeder Sachverständige, daß diese vorzüglich herbeygeführt sind durch den Verfall des Reichs, (schwache Regierung, schlechte Verwaltung der Finanzen, und Bedrückung des Volks vermittelst unerschwinglicher Auflagen); ferner durch die Verschwendung, Ueppigkeit und Laster des Hofes; durch den frivolen Charakter der Nation, den sie lange schon vor der Revolution, seit den Zeiten des Regenten Philipps von Orleans, in einem allgemeinen Sittenverderben und Libertinismus zur Schau trug; durch das ansteckende Beyspiel der Freymachung und Republikanisirung von Nordamerika, wozu ja Frankreich selbst half, und seiner Hülfsarmee den Sinn für Freyheit und Gleichheit so sehr unbedachtsamer Weise selbst einimpfte, den sie bey ihrer Rückkunft dem Vaterlande mittheilte; und endlich durch die unglückliche Zusammenberufung der Stände, zu einer Zeit, wo schon Alles mißvergnügt und in Gährung war. Dieser Umstand brachte die Gährung zum Ausbruch, und die Schwäche des Königs, die schwankenden Rathschläge seiner Rathgeber, so wie überhaupt die unzweckmäßigen Rathschläge der Regierung, waren die Ursachen, daß sie ausbrechen konnte. Die Greuel aber, welche diesen Ausbruch begleiteten, liegen bloß in dem unbegreiflichen Charakter der Franzosen selbst, der auf der einen Seite sanft und folgsam, wie ein Lamm ist, und auf der andern Seite wild und blutdürstig, wie ein Tiger. Seit Jahrhunderten hat die Nation diesen doppelseitigen Charakter verrathen, und er ist stets ein Räthsel geblieben.

Man kann darauf wetten, daß eine Revolution bey irgend einem nordischen Volke nicht den Charakter der Wildheit und Grausamkeit angenommen haben würde, wie es zum allgemeinen Entsetzen in Frankreich der Fall war. — In diesen Hauptpunkten häte der Verfasser die vorzüglichsten Ursachen der französischen Revolution suchen sollen, und nicht in der Philosophie. Die Afterphilosophie eines Voltaire und seiner Schule, worauf er so viel rechnet, war schon eine Folge von dem frivolen Charakter der Nation, der immer und ewig derselbe bleiben wird. Heute sind die Franzosen Atheisten und Republikaner; morgen aber Bigotte und Monarchisten. Die kleine Zahl der Afterphilosophen konnte unmöglich das Reich über den Haufen werfen, wenn sie auch die Absicht hatte. Die Idee ist zu ungeheuer, als daß sie ein unbefangener Mann, ein Mann, der nicht verläum-

Der Zweck des Verf. ist offenbar, dem guten Eindruck, den die vernünftige Schrift: Mounier's de l'Influence attribuée aux Philosophes sur la Revolution de France, gemacht hat, zu tilgen, und dagegen die Schriften eines Barrüel, Robison und Konsorten wieder zu heben. Daher wiederholt er Lügen noch einmal, was elende Schriftsteller schon unendlich oft gesagt haben, ohne daß man darauf hat hören wollen, behält immer dabey Mounier im Auge, dessen Dazwischenkunft ihm unausstehlich ist, und sucht aufs neue die absurde Meinung fortzupflanzen: daß dennoch die Philosophie oder Aufklärung hauptsächlich Schuld an der ganzen französischen Revolution sey, welches ihm kein Unparteyischer und Sachverständiger je glauben wird. Daraus zieht er alsdann am Ende seines monströsen Werks den noch monströsern Schluß: daß es also Pflicht der Machthaber sey, die Aufklärung zu unterdrücken. Freylich unterscheidet er, dem Anscheine nach, wahre und falsche Aufklärung und versichert, daß er nur die letzte mit dem Namen des Philosophismus bezeichne; allein er straft sich selbst Lügen, in sofern er absichtlich Philosophie, Aufklärung und Philosophismus wieder mit einander vermengt, und Alles mit in seinen Philosophismus hinein zieht, was man sonst allgemein als wohlthätige Aufklärung für die Menschheit zu betrachten gewohnt ist; wie z. B. die lutherische Reformation, die Reformen Josephs II. und Leopolds von Toskana, so wie aller übrigen großen und aufgeklärten Männer. Schon hieraus allein ergiebt sich, daß es auf die Aufklärung überhaupt abgesehen ist, und daß der Verfasser sich als einen leidenschaftlichen Vertheidiger der Jesuiten zeigt, auch in den trügerischen Künsten der Jesuiten wohl bewandert ist.

Daß die Aufklärung auch gemißbraucht werden kann, und wirklich gemißbraucht ist, hat ja nie ein Unparteyischer geläugnet; allein dieß hat sie mit allem Guten in der Welt gemein, selbst mit der Religion und (übelverstandenen) Tugend, woraus noch gar nicht folgt, daß sie unterdrückt werden müsse, so wenig als man von Seiten des Staats die Religion und Tugend wird unterdrückt wissen wollen. Abusus non tollit usum! Doch das sind triviale Dinge, die nur den Unverständigen immer aufs neue gesagt werden müssen. Was ferner die französische Revolution und Republik mit ihren

Sym-

Symptomen betrifft; so weiß jeder Sachverständige, daß diese vorzüglich herbeygeführt sind durch den Verfall des Reichs, (schwache Regierung, schlechte Verwaltung der Finanzen, und Bedrückung des Volks vermittelst unerschwinglicher Auflagen); ferner durch die Verschwendung, Ueppigkeit und Laster des Hofes; durch den frivolen Charakter der Nation, den sie lange schon vor der Revolution, seit den Zeiten des Regenten Philipps von Orleans, in einem allgemeinen Sittenverderben und Libertinismus zur Schau trug; durch das ansteckende Beyspiel der Freymachung und Republikanisirung von Nordamerika, wozu ja Frankreich selbst half, und seiner Hülfsarmee den Sinn für Freyheit und Gleichheit so sehr unbedachtsamer Weise selbst einimpfte, den sie bey ihrer Rückkunft dem Vaterlande mittheilte; und endlich durch die unglückliche Zusammenberufung der Stände, zu einer Zeit, wo schon Alles mißvergnügt und in Gährung war. Dieser Umstand brachte die Gährung zum Ausbruch, und die Schwäche des Königs, die schwankenden Rathschläge seiner Rathgeber, so wie überhaupt die unzweckmäßigen Rathschläge der Regierung, waren die Ursachen, daß sie ausbrechen konnte. Die Greuel aber, welche diesen Ausbruch begleiteten, liegen bloß in dem unbegreiflichen Charakter der Franzosen selbst, der auf der einen Seite sanft und folgsam, wie ein Lamm ist, und auf der andern Seite wild und blutdürstig, wie ein Tiger. Seit Jahrhunderten hat die Nation diesen doppelseitigen Charakter verrathen, und er ist stets ein Räthsel geblieben.

Man kann darauf wetten, daß eine Revolution bey irgend einem nordischen Volke nicht den Charakter der Wildheit und Grausamkeit angenommen haben würde, wie es zum allgemeinen Entsetzen in Frankreich der Fall war. — In diesen Hauptpunkten häte der Verfasser die vorzüglichsten Ursachen der französischen Revolution suchen sollen, und nicht in der Philosophie. Die Afterphilosophie eines Voltaire und seiner Schule, worauf er so viel rechnet, war schon eine Folge von dem frivolen Charakter der Nation, der immer und ewig derselbe bleiben wird. Heute sind die Franzosen Atheisten und Republikaner; morgen aber Bigotte und Monarchisten. Die kleine Zahl der Afterphilosophen konnte unmöglich das Reich über den Haufen werfen, wenn sie auch die Absicht hatte. Die Idee ist zu ungeheuer, als daß sie ein unbefangener Mann, ein Mann, der nicht verläum-

den will, nur einen Augenblick fest halten könnte. Warum hat denn dieselbe Afterphilosophie, die noch früher in England, als in Frankreich war, keine solche Revolution bewirkt? — Aber eine andere Idee unsers Verfassers und der ihm ähnlichen Obskuranlisten, daß die Aufhebung der Jesuiten Schuld an der Revolution seyn sollte, ist sogar lächerlich, und kann nur in dem Kopfe eines so parteyischen Freundes der Jesuiten, als der Verfasser, und die ihm ähnlich sind, ist, gedeihen. Die Jesuiten konnten mit ihrer wahrhaft verderblichen Moral das Sittenverderben nicht aufhalten; sondern eher befördern; und wenn sie zur Zeit der Revolution als Orden noch existirt hätten; so würde der unparteyische Geschichtsforscher in ihrer schändlichen Moral wohl eher einen Grund zur Revolution mehr gefunden haben, als in der Philosophie und Aufklärung. Der Jansenismus enthielt ferner gerade das Gegentheil von dieser Unmoral; wie hätte er also die Revolution herbey führen können? Die Klasse der deutschen Illuminaten endlich, ist nie mit den Franzosen in eine solche Verbindung gekommen, daß diese hätte von Wirkung auf das Ganze seyn können; wenigstens haben die eifrigsten Feinde derselben eine solche Verbindung mit irgend einem gültigen Beweise nie belegen können. Aber der Verf. nennt auch alle, die von den Franzosen Illuminés (Schwärmer) genannt werden, wider besser Wissen, Illuminaten. Dagegen ist es wahr, daß sich die Kalvinisten in Masse (denn von einzelnen Gliedern irgend einer Partey, wie sie der Verf. berechnet, kann hier gar keine Rede seyn,) am thätigsten für die Revolution und Republik gezeigt haben; allein davon liegt nicht der Grund im Kalvinismus selbst, welches eine abscheuliche Beschuldigung wäre; sondern vielmehr in dem langwierigen intoleranten Druck von Seiten der französischen monarchischen Regierung, worunter die ansehnliche Partey der französischen Protestanten so lange geseufzt hatte. Daher der endliche Ausbruch der Wuth und der Rache, der zwar nie zu vertheidigen; aber psychologisch sehr leicht zu erklären ist. Dieses schreckliche Beyspiel mag eine Warnung für alle Machthaber seyn, sich nie der Intoleranz zu überlassen, wozu sie der unbesonnene Verfasser aufzufodern sucht, weil die verhaltene Empörung der Gemüther darüber noch spät zum Ausbruch kommen kann.

Jetzt wenden wir uns zu einzelnen auffallenden Stellen dieses Werkes, um sie mit unsern Bemerkungen zu begleiten, und zu zeigen, daß unser allgemeines Urtheil darüber im Inhalte desselben selbst richtig motivirt ist. Im 1. Th. S. 29. versichert der Verfasser: „daß das Christenthum, nachdem „es die Gewalt erhalten hatte, immer die ihm eigene Mäßigung und Milde bewiesen habe, wo diese nur immer mit „der Sicherheit der Religion und des Staats bestehen konnte." Wer entdeckt nicht hier die jesuitische Falschheit und Unredlichkeit? Die ganze Geschichte zeugt, leider! davon, daß die Kirche intolerant und sogar grausam wurde, seitdem das Christenthum zur Staatsreligion erhoben, und eben dadurch verdorben war. Dieß kann der Verfasser in seinem Innern nicht läugnen, wenn er die Geschichte vom vierten bis zum achtzehnten Jahrhunderte n. Ch. G. auch nur oberflächlich kennt. Allein er öffnet sich einen jesuitischen Schlupfwinkel durch den Zusatz: „wo diese Mäßigung und Milde „nur immer mit der Sicherheit der Religion und des Staats „bestehen konnte." Hält man ihm also die Beyspiele der Intoleranz und Grausamkeit aus der Geschichte vor: so antwortet er natürlich, daß die Sicherheit der Religion und des Staats dergleichen erfordert hätten. Auf diese Weise läßt sich freylich jede Ungerechtigkeit, Tyranney und Grausamkeit rechtfertigen. Wie kann man aber einem Geschichtschreiber trauen, der die geschichtliche Wahrheit so verdreht und entstellt? Doch es fehlt unserm elenden Schriftsteller auch die gehörige historische Kritik zu einem getreuen und zuverlässigen Geschichtschreiber. Er nimmt jede Anekdote ohne Prüfung auf, sie mag an und für sich so unwahrscheinlich seyn, wie sie will, wenn sie nur in seinen Kram taugt. Da er nun vorzüglich einseitige und parteyische französische Schriftsteller citirt, die eben diese üble Sitte haben, und deren Geschichte größtentheils aus ungeläuterten Anekdoten besteht; so ist beynahe die Hälfte seines Werks aus historischen Unwahrheiten zusammengesetzt. So soll z. B. nach S. 87 Voltaire zu Frankfurt am Main, als ihm der preußische Kammerherrn-Schlüssel abgenommen wurde, nach dem Befehle des Königs eine derbe Tracht Stockprügel, gegen Quittung, erhalten haben. Nach S. 91 aber soll er gar bey seinem Ausgange aus der Welt in der Raserey seinen eigenen Unrath gefressen, und in aller Verzweiflung gestorben seyn. Solche grobe Absurditäten können

 nur

nur von unwissenden Pfaffen herrühren, und von einem völlig Unmündigen in der historischen Kritik nacherzählt werden. Dahin gehört auch die Nachricht S. 488: „Daß von „Pombal Tausende des portugiesischen Adels aus ihren „Häusern heraus gerissen, und in die Gefängnisse gestoßen „wurden, wo sie umkamen.“ Rachsüchtige Jesuiten können freylich dergleichen erzählen, und unhistorische Jesuitenfreunde es wiederholen. Welch ein nichts sagendes Urtheil ist es ferner, wenn es S. 140 von Rousseau heißt: „daß er in an„dern Zeiten und unter andern Umständen eben das gewesen „seyn würde, was Jakob Böhme zu seinen Zeiten war.“ Freylich unter andern Umständen und in andern Zeiten ist jeder Mensch ein anderer; allein was er gewesen seyn würde, kann Niemand bestimmen. Es sind also dergleichen auf Schrauben gestellte Urtheile ein leeres Gewäsche, wodurch der Verfasser bloß täuschen, und seinen Lesern Staub in die Augen werfen will. Nach S. 143 aber erweiset man diesem Sonderling R. noch Gnade, wenn man daran zweifelt, daß er sich selbst vergiftet habe. Hernach wird aber diese Anekdote stets als Wahrheit angenommen, damit nur die Philosophen des Verfassers auf eine recht schreckliche Weise aus der Welt gehen. Er erweiset also dem R. jene Gnade nicht, wenn man sie gleich von einem christlichen Theologen wohl hätte erwarten sollen. — Ferner sind der historisch ausgemachten Greuel der französischen Revolution genug, wenn man dergleichen erzählen will, ohne daß man zu den noch nicht gehörig erwiesenen seine Zuflucht zu nehmen braucht, und der Menschenfreund, der seine Augen mit Abscheu davon abwendet, verschweigt sie lieber, als daß er sie wieder hervorzieht. Allein unser Verfasser nimmt als christlicher Theolog keinen Anstand, S. 182 zu erzählen: „Es sey nur zu „gewiß, daß man zu Meudon eine Lederfabrike aus Men„schenhaut angelegt, Schuhe und Stiefeln daraus fabricirt, „und diese zur Armee geschickt habe.“ — Das 10. Kapitel des 1. Theils handelt von der Unterstützung des Philosophismus durch Große, Minister und Weiber. — Hier war es eine schwere Aufgabe für den Verf., zu zeigen, wie denn in aller Welt der Philosophismus bey den Großen selbst habe Eingang finden können. Wie wären sie denn dazu gekommen, denselben anzunehmen, da sie dadurch, nach unsers Verf. Vorgeben, durch die Annahme desselben zu ihrem eigenen Ruin mitarbeiteten? Allein er weiß auch hier eine

leichte

leichte Auskunft zu finden, wenn er gleich den Großen dadurch eben kein Kompliment macht, und es auf diese Weise mit allen Parteyen verdirbt. S. 277. 78. „Bey den Großen mußte die Proselytenmacherey für den Philosophismus „um so leichter von Statten gehe, da sie selten so viel „gründliche und eigentlich gelehrte Kenntnisse besitzen, um „durch die Täuschungen der Sophisten nicht berückt zu werden, dabey doch gern für solche, die Alles wissen „und verstehen, gelten und über Alles absprechen „wollen, daher auch schon, wo (wenn) ich nicht irre, Moliere von ihnen sagt: Nos grands Seigneurs sçavent tout, „sans avoir rien appris! Sie werden auch gemeiniglich eben „durch ihren Stand verwöhnt, daß man ihre Aussprüche als „Orakel ansieht, wollen gern glänzen und hervorstechen, und „außer den Vorzügen, die ihnen schon ihr Stand gewährt, „sich auch vor Andern durch ihre Einsichten und Denkungsart auszeichnen, wenn es, wohl gemerkt, ohne Mühe „und ohne ihrem Vergnügen Etwas abzukürzen, geschehen kann. Nimmt man noch hinzu, daß der Unglaube und die schöne Sittenlehre, welche diese Philosophen „predigten, mit dem Hange zur gänzlichen Unabhängigkeit, die so häufig unter den höhern Ständen angetroffen wird, gar herrlich stimmt, auch manche Philosophenprojekte, wovon in der Folge die Rede seyn wird, den Vergrößerungsplanen der Großen sehr entsprachen: so war „es sehr gut berechnet, daß sie sich vorzugsweise an die höhern Stände wendeten, und in denselben Proselyten zu machen suchten, u, s. w." Da haben wir es! Die Großen der Erde mögen sich nun für dieses feine Lob hübsch bedanken, und ja bey unserm Obskuranten in die Schule gehen, damit sie endlich einmal klüger werden und solcher Weisungen überhoben seyn können. Unbegreiflich ist aber die Kurzsichtigkeit und Inkonsequenz dieses Schreyers, der auf der einen Seite den Arm der Großen zu Hülfe ruft, und ihnen auf der andern Seite, auf so plumpe Weise, den Text lieset. Allein Barruel hatte ja nun einmal Friedrich II., Joseph II. und Katharina II. an die Spitze der Philosophen-Schüler gestellt; also mußte sie unser Verf. S. 305 auch wieder als solche aufführen. S. 311 entblödet er sich aber gar nicht, es ein schreckliches Gericht Gottes zu nennen, daß die Philosophen Proselyten unter den Großen gefunden hätten. Daher rührt unter andern auch, welches man kaum glauben

sollte,

sollte, die Aufhebung der Klöster und Orden, wovon der Verf. im Zorn über die verruchte Philosophie S. 386 Folgendes weissaget: „Man hebe einmal in der katholischen „Kirche die religiösen Orden und Körperschaften auf, und „man wird gewiß bald inne werden, daß die ganze Hierar„chie zusammenbricht, (ein grosses Unglück!!) und unter „den Trümmern dann in wenigen Jahren auch die ganze „Religion begraben werden wird.“ Da man nun jetzt allenthalben Anstalten trifft, die unnützen Klöster so viel als möglich aufzuheben: so müßten wir, wenn der Verf. Recht hätte, nächstens nicht nur den Umsturz der katholischen, sondern auch der ganzen Religion erwarten. Indessen wird gewiß auch diese lächerliche Weissagung des Verfassers zu Schanden werden, da die Erfahrung schon gelehrt hat, daß nach der Aufhebung der Mönchsorden in der französischen Republik die katholische Religion sehr glänzend wieder aufgeblühet ist, ohne daß ihr Klöster und Mönche nöthig waren. — Daß ferner der Verf. die Jesuiten bis aufs Blut vertheidigen würde, ließ sich schon erwarten. Allein es ist doch merkwürdig, wie er die verruchte Moral der Jesuiten, die von keinem, auch von keinem ehrlichen katholischen Moralisten vertheidiget worden, zu vertheidigen sucht. Nachdem er gezeigt hat, daß die Dominikaner den Probabilismus eben so gut gelehrt haben, als die Jesuiten; wodurch aber die Moral der Jesuiten noch nicht besser wird, fährt er Seite 426 so fort: „Wie es mit der Beschuldigung wegen des Intentionalis„mus, der philosophischen Sünde und der Reserva„tionum mentalium aussehen müsse, wird Jeder hiernach von „selbst beurtheilen können, u. s. w.“ Mit dieser Jesuitenfinte hilft er sich über den schwierigsten Punkt weg, und verbirgt sich hinter einer Staubwolke, woher inter wir ihn doch etwas hervorziehen müssen. Nein! der Unkundige kann nicht von selbst beurtheilen, wie es mit dem schändlichen Intentionalismus aussieht, der alle ächte Moral zerstört. Diese abscheuliche Maxime ist in der Hölle erzeugt, und von den Jesuiten in der katholischen Kirche ausgebreitet. Hiernach ist allenfalls jede verruchte That erlaubt, wenn sie nur in einer guten Absicht unternommen wird; etwa zum Besten der Kirche, des Staats, u. s. w. Wem schaudert nicht die Haut bey solchen moralischen Grundsätzen? Die Beschuldigung der Jesuiten aber in Hinsicht des schändlichen Grundsatzes vom Königsmorde wendet er dadurch ab, daß er Seite

431

451 sagt: der Jesuit Mariana sey doch nicht der Erste gewesen, der diese Meinung vorgetragen habe, und eben so wenig wären die übrigen Jesuiten die Einzigen gewesen, die nach seinem Vorgange dieß gelehrt hätten. Sollte man nicht von jedem nur einigermaaßen wahrheitliebenden Mann billig erwarten, er werde diesen Grundsatz überall verabscheuet haben, sowohl bey den Jesuiten, als einzelnen Dominikanern, oder wo er sich noch sonst außer der französischen Revolution finden mag, ohne hiebey auf eine Vertheidigung der Jesuiten hinein zu gehen? Und was soll man überhaupt von seiner Vertheidigung der schändlichen Jesuitenmoral denken, die er hier aus bloßer Unbesonnenheit unternimmt? Er kompromittirt seinen Charakter dadurch so außerordentlich, daß er Mühe haben wird, die nachtheiligen Eindrücke zu tilgen, die davon bey seinen Lesern zurück bleiben müssen. Allein seine Leidenschaft macht ihn blind, und in dieser Verblendung rechnet er sogar S. 570 die Militärschulen mit zu den Ursachen der französischen Revolution (auf eben diese Weise kann man auch die Erfindung des Pulvers mit dazu rechnen); billigt stillschweigend S. 606 die Aufhebung des Edikts von Nantes, und findet es S. 610 gar nicht zu verwundern, daß Karl IX. durch die Bartholomäusnacht die unruhigen und furchtbaren Hugonotten los zu werden suchte!! Mit eben dieser Verblendung übersieht er Hauptpunkte, die einen Aufschluß über die französische Revolution geben können, wenn er gleich die Stellen sachverständiger Schriftsteller anführt, die ihn mit der Nase darauf stoßen mußten. So führt er z. B. S. 646 aus Arthur Young's Reisen an, daß dieser einsichtsvolle Mann „alle Stände Frankreichs „in einer großen Gährung gefunden, und in der Nation ein „Ferment von Freyheitsbegriffen angetroffen habe, welches „seit der amerikanischen Revolution mit jeder Stunde „stärker wurde; daß er überhaupt in der Denkungsart der „Franzosen eine so große Veränderung wahrgenommen habe, „daß, seiner Meinung nach, die Regierung nicht ein halbes „Jahrhundert mehr bestehen könne." Diese Nachricht ist um so wichtiger, weil sie von einem uneingenommenen zuverlässigen Manne herrührt, dem man eine scharfe Beobachtungsgabe nicht absprechen kann. Allein unser Verf. macht keinen Gebrauch von dieser Stelle, welche seinen leeren Behauptungen offenbar zuwider ist, und entwickelt nicht im geringsten den großen Einfluß der amerikanischen Revolution

lution

lution auf die französische. Wenn dieß nicht eine unbegreifliche Verblendung ist: so ist es noch schlimmer ein böser Wille. Die Stelle paßte gar nicht in den Plan des Verfassers. Er will die französische Revolution durchaus von der Philosophie ableiten, und sie dadurch von weitem her bereitet seyn lassen; allein der verständigere Arthur Young weissaget sie richtiger aus dem großen Eindrucke, den die Revolution in Nordamerika auf die Franzosen gemacht habe, und findet die Denkungsart derselben in allen Ständen plötzlich verändert. Dieß ist gerade das Gegentheil von dem, was der Verf. will. Dessen ungeachtet fährt er aber gleich darauf getrost fort: „Mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch hatten aber die „sogenannten Philosophen sammt und sonders alles Erdenkli„che beygetragen und angewendet, um in der Meinung des „Volks eine solche recht totale Veränderung hervor zu brin„gen." Ein Schriftsteller, der die historische Wahrheit so offenbar verdrehen kann, verdient die tiefste Verachtung.

So viel mag zur Probe aus dem ersten Theile dieses Werkes hinreichen, worin sich der Verf. vorzüglich mit seiner Philosophie in Frankreich beschäfftiget. Freylich sollte man glauben, daß damit die französische Revolution schon hinlänglich erklärt wäre; allein wo bliebe alsdann die Schuld der Aufklärung in Deutschland, worauf es doch eigentlich abgesehen ist? Also muß noch ein zweyter eben so dicker Theil folgen, der allein von der Philosophie in Deutschland handelt, „zumal da von Deutschland aus die so lange „schon von den Philosophen angelegte Mine zur Explosion „gebracht, und das Letzte zur Vollendung dieses „Triumphs der Philosophie hinzu gefügt wurde." S. 671. Mit dieser armseligen Lüge bahnt sich der Verf. den Uebergang zum zweyten Theil, und weil nach dem ersten Theile durch die Philosophie in Frankreich selbst schon Alles zur Revolution vorbereitet genug war, daß es gar keiner fremden Hülfe weiter bedurfte: so können die Deutschen nur noch mit den Haaren herbeygezogen werden, um die französische Mine anzuzünden.

Indessen müssen wir doch auch aus diesem Theile, der uns Deutsche näher angeht, Einiges auszeichnen.

Friedrich der Große wird als Protektor des Philosophismus in Deutschland aufgestellt. Es werden S.

19.

19. 20. ganz unwahre, ungereimte Anekdoten von ihm erzählt, und die elenden Religionsbegebenheiten, so wie des Jesuiten Fellers von Abgeschmacktheiten wimmelndes Dictionnaire historique zu Gewährsmännern angeführt. Daß Nicolai mit der All. D. Bibl. dem Verfasser ein Dorn im Auge seyn würde, ließ sich schon erwarten. Daher wird denn S. 35 ganz derb gesagt: „Nicolai habe mit dieser Bibliothek „eine viel größere, viel ungeheurere Absicht gehabt, — nämlich die Vertilgung der ganzen christlichen Religion." Dieß soll auch daraus erhellen, daß, als Nicolai „zuerst dem „bekannten Juden Moses Mendelssohn den Gedanken eröffnete, die A. D. B. herauszugeben, derselbe davor erschrocken sey, und die Schwierigkeiten, die damit verbunden wären, für unüberwindlich gehalten habe. Nämlich „Moses M. sey Anfangs aus jüdischer Furchtsamkeit „vor dem Plane erschrocken, alle positive Religion zu „vernichten und dafür den Naturalismus einzuführen." Dieß macht der Verf. dadurch noch vollkommen gewiß, daß ein gewisser Heinzmann, ein nun verstorbener, verdorbener Buchhändler, der sich an verschiedenen Orten herumtrieb, und allerley Schriften herausgab, davon die meisten, leider! in der A. D. B. getadelt sind, in einer derselben, Appell an meine Nation, sagt: „Daß man in der A. D. B. durchgehends die geflissentlichste, und ganz in den Plan des „Herausgebers gelegene Herabwürdigung der Christus-„Religion gewahr werde." Unser Verf. hätte billig auch noch hinzusetzen sollen, daß Heinzmann auch versichert: „die Mitarbeiter der A. D. B. wären ein Klub der verworfensten Menschen, die es sich recht eigentlich zur „Absicht gemacht hätten, die deutsche Literatur, die „christliche Religion, und die bestehenden Staatsverfassungen zu untergraben." (Man s. N. A. D Biblioth. XXII. Bd. S. 296.) Doch hat er nicht unterlassen zu bemerken, daß gedachter Heinzmann auch versichert: „Junge Kandidaten gesehen zu haben, die sich um die Ehre „stritten, Mitarbeiter an der Bibliothek werden zu „wollen, u. s. w." Er hätte aber sogar noch die Autorität eines Philosophen hinzuthun, und so den Krieg in des Feindes Land spielen können. Denn bekanntlich hat der berühmte Fichte, seitdem die A. D. B. seine Philosophie nicht will gelten lassen, feyerlich erklärt: „Es sey nur zu wahr, „offenbar und klar, daß die A. D. B. ein der Reli-

„gion

„gion gefährliches Werk, wie der Religiosität der „Nation höchst schädliches Unternehmen sey.“ Es würde eine feine Religiosität der deutschen Nation seyn, die theoretisch aus unsers Verf. Theologie, und aus Fichtens Philosophie, und praktisch aus beyder Männer Feuereifer gegen alle Andersdenkende amalgamirt wären. Wir geben gern zu, daß wirklich die A. D. B. für eine solche Religiosität höchst schädlich, ja sogar gefährlich ist, und immer bleiben wird. Er hätte aber auch, um recht deutlich zu zeigen, wieviel die Religion durch die A. D. B. verliere, zu der Autorität eines Heinzmann auch den Herausgeber der Gießenschen Religionsbegebenheiten hinzusetzen sollen.

Von dem großen und verdienstvollen Semler wird S. 81 das unsinnige Urtheil gefällt, daß er vierzig Jahre hindurch seine Zeitgenossen verderbt habe. Nachdem die großen Verdienste dieses seltenen Mannes um das theologische Studium in Deutschland, von einem Eichhorn, in seiner Bibliothek gehörig gewürdiget sind, kann man über ein solches Urtheil lachen; ob es gleich unerträglich ist, daß ein Skribler, der nicht den hundertsten Theil von Semler's theologischen Gelehrsamkeit besitzt, über diesen großen Gelehrten absprechen will. Bey dieser Gelegenheit kommt auch der ehrwürdige Teller mit seinem Wörterbuche an die Reihe, von dem S. 52 gesagt wird, daß einsichtsvolle protestantische Theologen zur Genüge gezeigt hätten, mit welcher Unredlichkeit und wirklich lächerlichen Unwissenheit bey diesem gepriesenen Werke verfahren worden sey. „Fragt man aber nach diesen einsichtsvollen Theologen: so sind es der Prälat Burscher und der Zelot de Marées, die ein einsichtsvoller Theolog wohl eben so wenig, wie den seinem berühmten Bruder so ungleichen Zeitzischen Teller für sonderliche Autoritäten halten wird. Aber auch der treffliche und geistreiche Jerusalem wird von unserm Verfasser verlästert. Er rechnet ihn S. 103 zu den Adepten, die sich an einzelne Lehren gemacht hätten, nennt dabey die allgemein geschätzten Betrachtungen über die Religion, so wie die Briefe über die mosaischen Schriften, und setzt hinzu, „daß „durch das, was in diesen Büchern über verschiedene einzelne „Religionslehren vorkomme, nicht nur das göttliche Ansehen „Mosis; sondern auch mehrere ausdrückliche Behauptungen „der Apostel und wirkliche Grundlehren des Christen-

„thums

„thums hätten zusammen stürzen müssen." So viel wir uns erinnern, wird dieser große Mann mit seinen Bemühungen für die Aufrechthaltung des ächten Christenthums hier zum erstenmale gelästert. Allein er war auch dieses Platzes, und dieser Verunglimpfung in der Gesellschaft so vieler andern großen und würdigen Männer wohl werth; denn von dem vor uns habenden Schriftsteller verworfen zu werden, ist Ehre, und von ihm gelobt zu werden, ist Schande.

Uebrigens finden sich in diesem zweyten Theile wieder eben so viel historische Falschheiten, wie im ersten Theile, wovon wir einige zur Probe anführen wollen. Nach S. 94 soll eine gewisse Partey den famösen Bahrdt förmlich in Sold genommen haben, um gegen das Christenthum zu schreiben. Nach S. 171 aber soll sich Jedermann im Toskanischen unter der nicht selten in pedantische Kleinigkeiten ausartenden Staatsverwaltung Leopold's unglücklich gefühlt haben. Dagegen sollen S. 287 „die „französischen Junker-Impertinenzen wohl schwerlich grösser haben seyn können, als oft in andern Ländern, worunter Burke besonders Deutschland anführe." Bey Necker'n scheuet er sich nicht, alle Beschuldigungen leidenschaftlicher Franzosen nachzuerzählen, ohne die mindeste nähere Untersuchung und historische Kritik anzuwenden. Man höre z. B. folgende Unglaublichkeiten S. 462. 463 „Necker als „Kalvinist, warf den Presbyterianismus der Hugonotten „in die französische Klerisey; spielte die arglistigsten Ränke, „um die Pfarrer gegen ihre Bischöfe aufzubringen, in dem „geistlichen Stande eine Trennung zu machen, die Pfarrer „zu dem dritten Stande hinüber zu ziehen, und durch sie die „hohe Geistlichkeit in Frankreich zu vernichten. Als Protektor der Philosophen, die an seinem Tische gefüttert wur„den, und dafür seiner bis ins Lächerliche gehenden Eitelkeit „Weihrauch streuten, stand er mit verschiedenen der Ver„schwornen, und unter andern mit Robespierre in der ge„nauesten Verbindung, und unterstützte durch sein An„sehen und durch seine Verhältnisse die entsetzlichsten „Entwürfe." Es scheint, als wenn es dem Verf. etwas Geringes ist, einen Kalvinisten als einen Sohn der Hölle zu schildern! Auf der andern Seite zeigt sich aber der Verf., den man wegen Verschiedenes nicht für einen Katholiken hal-

ten möchte, beynahe ganz als einen recht bigotten katholischen Geistlichen, in sofern er trotz dem ärgsten Ultramontaner für die päpstliche Hierarchie kämpft. Daher ist ihm z. B. der Emser Kongreß ein Greuel, und er zeigt S. 193 an diesem Beyspiele, „welche große Fortschritte der Philosophismus bereits selbst unter der höhern katholischen „Geistlichkeit gemacht hatte.“ Aber „was ist auch in noch „nicht 29 Jahren aus denen (Erzbischöfen) geworden, die „damals solche Anschläge brüteten? Justa sunt judicia Domini!“ Man sollte glauben, der Verf. sey ein besoldeter Magister sancti Palatii zu Rom; denn nur einem solchen würde man es zu Gute halten können, wenn er das unglückliche Schicksal der deutschen Erzbischöfe als eine gerechte Strafe Gottes wegen des Emser Kongresses darstellte, wo sie die (übermäßige) Gewalt des Papstes über Deutschland hätten beschränken wollen! Daß der Freymaurer-Orden vertheidigt wird, möchte man sich wohl wundern, da der Verf. hierin von seinem Orakel Barruel abzuweichen, und ihn so gar in dieser Hinsicht zu widerlegen sucht. Man sieht also, daß unser Schriftsteller doch Sinn für die Wahrheit haben kann, wenn es etwa sein Interesse erfordert. Wir stimmen darin mit ihm überein, daß die Johannismaurerey völlig unschuldig ist; allein was sich Alles darauf pfropfen läßt: Tempelherren-Ritterschaft, und noch dazu, das derselben von dem berühmten Herrn Stark und seinem Prior von Raven aufgedrungene berüchtigte Klerikat, einen hinterlistigen Royal-Arch, eine asiatische Brüderschaft, Sternensterne, Noachiten, Ritterschaft des Schwerdts, Goldmacherey, Rosenkreutzerey, unsinnige Mystik, u. s. w. Dagegen ist dem Verf. der Illuminaten-Orden die eigentliche Quelle des Jakobinismus, und darum wiederholt er alle unsinnige Unwahrheiten, die von diesem unzusammenhängenden Orden, (womit freylich Weishaupt, der so wenig die Welt kannte, den Jesuiten entgegen zu arbeiten meinte, und sich dadurch ihren Haß zuzog,) und dessen Einfluß auf die französische Revolution in so mancherley nun vergessenen Scharteken gelogen worden ist. Ist denn wohl je die geringste Spur anzutreffen, daß Weishaupt oder andere Häupter dieses Ordens den geringsten Einfluß auf Frankreich hätten haben können? Und einen solchen Einfluß, der eine wichtige Revolution bewirken konnte?

Der Verf. schließt endlich S. 630 mit der Versicherung, „daß unsre Regenten unaufhelflich verloren sind, wenn wir der „Religion, ihren Altären und den Dienern derselben nicht „die gebührende Würde wieder geben.“ „Wie dieß von protestantischen Regenten anders geschehen soll, als daß sie die katholische Religion wieder einführen, sieht man nicht ein; denn den protestantischen Dienern der Religion ist nirgends Etwas von ihrer Würde genommen worden. Sonst begreift Jeder leicht, daß was hier von den Regenten verlangt wird, nur von den Dienern der Religion selbst geschehen kann. Wenn diese aber die gebührende Würde behaupten wollen (die ihnen Niemand nehmen wird; wenn sie sich anders dazu qualificiren:) so müssen sie sich durch Gelehrsamkeit, guten Charakter und gute Sitten auszeichnen, und nicht solche Werke schreiben, wie das vorliegende, wodurch sie alle diese Qualitäten zugleich verdächtig machen. Wäre Einer oder Einige unter ihnen, die dieses nicht thäten: so dürften sie ihren Namen nur mit Schande auf die Nachwelt bringen, und man würde nicht weiter nach einem Aufschlusse zu suchen haben, warum die Religion unter ihren Händen nicht besser gediehen sey.

Sa.

Helios der Titan, oder Rom und Neapel. Eine Zeitschrift aus Italien, von dem Verfasser der Natalie. Leipzig, bey Gräff. 1803. *Zweytes Heft.* 376 Seit. gr. 8. 1 Rg. 8 gr.

Im 73. Bd. 2. St. S. 515 u. f. ward das erste Heft dieser Zeitschrift angezeigt und charakterisirt. Diese Fortsetzung ist von gleichem Geschmack und Gehalt. — Der Aufenthalt in Italien hat sonst das, durch die umgebenden großen und schönen Gegenstände dieses klassischen Bodens bewirkte Eigenthümliche, daß er das Gefühl mächtig erhebt, und den Geschmack vom Kleinlichen abzieht und höher stimmt, wenn anders die Organisation des Menschen dieser Wirkung nicht allzu sehr widerstrebt, und er die Eigenschaften des Kopfs mitbringt, welche dazu gehören, die Reise in Italien zu benutzen. — Jene Stimmung hat das Land der Künste, haben Kam-

 paniens

paniens reizende Gefilde noch bis jetzt auf den Verf. dieser Zeitschrift nicht bewirkt, wozu allerdings seine schwächliche Körperbeschaffenheit, wovon er abermals dem Publikum viel erzählt, beytragen mag. Langweilig gedehnte Erzählungen, seichte Bemerkungen, geringfügige Vorfälle des täglichen Lebens, wobey das liebe Ich die Hauptrolle spielt, machen den beyweitem größten Theil auch dieses Heftes aus, und sind in einer eben so ungeläuterten als schleppenden Schreibart vorgetragen. Was die letztere betrifft: so sticht davon ein kurzer Aufsatz, der dem Rec. in einem der Oktober Stücke des Freymüthigen, von eben diesem Verf. (Benkowitz) in die Hände fiel, merkwürdig genug ab; wenn anders die Redaktionsfreyheit des Herausgebers dieses Blatts, zur Verbesserung des Styls desselben nicht mitgewirkt hat. — Wollte sich Jemand die undankbare Mühe geben, diesen Helios zu sichten, den Inhalt auf etwa ein Drittheil zu reduciren, und einen solchen Auszug in ein erträglicheres Gewand des Styls zu kleiden: so könnten einige Abschnitte dieses Heftes, welches deren nicht weniger als siebenzehn enthält, eine wenigstens unterhaltende und auch belehrende Lektüre abgeben. Dahin möchten etwa folgende Rubriken gehören. „Was „sind die Lazzaroni?" Der scheußlich merkwürdigen Rolle, welche sie bey der letzten Revolution von Neapel spielten, ist nur mit zwey Zeilen gedacht. — „Seltsame Gebräuche in „Neapel (Fortsetzung.)" — „Die Fahrt nach Ischia." — „Rückkehr des Königs nach Neapel." — „Die Wetterbeob„achtungen" sind auch in diesem Hefte wiederum das Beste, vorausgesetzt, daß sie genau angestellt sind. In den beynahe sechs Bogen füllenden — „theatralischen Nachrichten," giebt der Verf. eine vier Bogen lange Probe einer Uebersetzung, aus der an sich größtentheils für das Lokale von Neapel berechneten Oper: Socrate immaginario — und ist Willens, Deutschlands Bühnen eine vollständige Uebersetzung dieser Oper zu liefern. — Dem oben erwähnten Aufsatz in dem Freymüthigen, der aus Glogau datiert ist, zufolge, ist Herr B. jetzt in sein Vaterland zurückgekehrt, wo er wahrscheinlich — wir wünschen mit bedeutendern Gegenständen, und in dem geläuterten Vortrag dieses angeführten Aufsatzes — seine vornehm betitelte Zeitschrift fortsetzen wird.

Go.

Bragur.

Bragur. Ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Herausgegeben von F. D. Gräter. Siebenter Band. Zweyte Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Braga und Hermode; oder, neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten. Herausgegeben von F. D. Gräter. Leipzig, bey Gräff. 1802. Vierter Band. Zweyte Abtheilung. 19 Bog. kl. 8. geh. 1 Rh.

Des Herausgebers Briefe über den Geist der nordischen Dichtkunst und Mythologie, wovon die drey ersten im ersten und dritten Bande der Bragur befindlich werden, findet man hier mit dem vierten und fünften Briefe fortgesetzt. Der Verf. kömmt darin auf den Zusammenhang zurück, den er unter den nordischen Mythen zu finden glaubt, und auf ihre physikalische Beziehung. In einer Anmerkung zu S. 8 erklärt er sich indeß, daß Herleitung der nordischen, kosmogonischen und mythischen Ideen aus irgend einer andern Mythologie durchaus nicht seine Absicht sey. Im fünften Briefe versucht der Verf. eine förmliche Zusammenstellung der ganzen nordischen Familie nach ihren Haupt- und Nebenzweigen, und begleitet diesen Brief mit zehn Stammtafeln der nordischen Götter. — Die Nachahmungen von Minneliedern, welche Herr Joh. Gottfr. Hermes versucht, werden in diesem Hefte mit eilf neuen Stücken fortgesetzt, die nicht minder gelungen, als die vorigen, sind. — Gothische Ueberreste des fünften oder sechsten Jahrhunderts werden aus dem Archiv zu St. Maria Verkündigung in Neapel mitgetheilt. Der Verf. war durch Suhm's Nachricht und Urtheil darüber, die auch hier eingerückt sind, auf diese, an sich nicht erheblichen, wohl aber der Sprache wegen merkwürdigen Ueberreste aufmerksam gemacht, die hier auf vier Tafeln nachgebildet sind, und denen die Erläuterung von Ihre beygefügt ist, die er an Suhm in einem Briefe in schwedischer Sprache gerichtet hatte. — Aus den Handschriften der kaiserl. Bibliothek giebt uns Herr Leon

wieder fünf altdeutsche Volkslieder, wovon die drey letzten Ulrich von Hutten betreffen. — Herr A. C. Niz liefert neue Beyträge zur Erklärung deutscher Geschlechtsnamen; und Rec. stimmt dem Herausgeber in dem Wunsche völlig bey, daß dieser scharfsinnige Forscher sich zur Bearbeitung eines vollständigen deutschen Onomastikons entschließen, und hierauf seinen Vorsatz, ein *Onomasticon Europaeum* zu liefern, fürerst beschränken möge. Seine Ableitungen und Erklärungen sind meistens von der Art, daß ihnen jeder Sprachkenner beypflichten wird; obgleich Bestimmungen dieser Art sich selten auf mehr als Wahrscheinlichkeit gründen lassen, die jedoch bey den zahlreichen Analogieen, welche in mehrern Artikeln angeführt sind, sich wirklich der Gewißheit nähern. Uebrigens betreffen diese Erklärungen theils die aus Vornamen, theils die aus deutschen und slavischen Mundarten entstandnen Geschlechtsnamen. Ihnen sind noch einige schwerere Namen angehängt, um die ächte etymologische Methode sichtbarer zu machen. — Von der durch den Herausgeber aus dem Dänischen übersetzten Abhandlung des Kammerh. von Suhm über die leichte Verdrängung der Odinischen Religion durch das Christenthum, wovon die vorhergehende Abtheilung den Anfang enthielt, liefert die gegenwärtige den Beschluß. — Unter der Rubrik: Handschriften, sucht Herr Dr. Cludius in Hildesheim dadurch zur Erklärung des im ersten Bande des Bragur abgedruckten Gedichts von den todten Königen beyzutragen, daß er die dunkeln und schwierigen Stellen wieder zum alten Niederdeutschen zurückbringt. Daß dieß Gedicht ursprünglich noch mehr und durchgängiger niederdeutsch war, als in jener Handschrift, die Herr Gr. abdrucken ließ, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß das ihm an Inhalt ähnliche Gedicht van dren Konyngen, in Staphorst's Hamburgischer Kirchengeschichte (Th. IV. S. 263) in völlig plattdeutscher Mundart geschrieben ist. Aber die Zurückführung und Ausgleichung jenes gemischten Dialekts, ist nur bloß durch Konjekturen zu bewerkstelligen; und dieß ist hier meistens glücklich und sinnreich genug geschehen. — Aus der neuern antiquarischen, altnordischen, gothischen und fränkischen Literatur, hat hier der Herausgeber abermals das Merkwürdigste ausgehoben; und dann Auszüge aus verschiedenen Briefen mitgetheilt. — Unter den vermischten Anzeigen steht zuletzt eine Antwort des Herrn von Münchhau-

hausen über die Erinnerungen, welche ihm der Dr. Rühs wegen der dem letztern unglaublichen Existenz einer altdeutschen Gottheit Wold im literarischen Anzeiger gemacht hatte.

Da.

Briefwechsel des Fürsten zu A...t mit dem Minister von B...g. Ein Buch für Deutschlands Edle. 5802. 180 Seit. 8. 16 gr.

Es ist aus dem Inhalte des angezeigten Buches nicht abzusehen, warum sich weder der Verf. noch der Verleger genannt, und warum man die Jahrzahl 5802 gewählt hat. Beyde, der Verf. und der Verleger, hatten wohl keine Verfolgung deßwegen zu gewärtigen. Das Buch enthält nichts als bekannte gute Lehren für Regenten und deren Diener. Es enthält keine Anekdoten, die Regierungsgebrechen in bestimmten Ländern rügten; sondern man hält sich überall im Allgemeinen, und wenn bisweilen der Verf. von dem betretenen Wege abgeht, und etwas Neues zu empfehlen sucht: so ist das Neue zwar nicht glücklich gewählt; aber als ein bloßer Einfall auch dem Staate nicht gefährlich. Dahin rechnet der Rec. z. B. den Rath, den der Minister B...g seinem Fürsten A...t giebt, daß einem neu anzustellenden Diener bey seiner Probearbeit verheimlichet werden soll, daß es eine Probearbeit sey; denn man wage dadurch dieses, daß der Mann dabey ungleich mehr Fleiß anwenden werde, als er in der Folge auf seine fortlaufenden Arbeiten verwenden würde. Allein die Probearbeit wird eben deßwegen aufgegeben, daß alle Kräfte dabey aufgewendet werden, um zu sehen, was Einer vermag. Nach der Probearbeit kann man die fortlaufenden Arbeiten des Dieners beurtheilen, und man muß sie nach diesem Maaßstabe beurtheilen. Wenn es nun an einer richtigen Kontrolle und Aufsicht nicht fehlt: so wird der Diener leicht dahin anzuhalten seyn, immer nach seinen besten Kräften zu arbeiten. Dergleichen Berichtigungen könnten über mehrere Sätze in dieser kleinen Schrift gemacht werden.

Tm.

Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften; nach dessen Tode gesammelt und herausgegeben von L. Chr. Lichtenberg — — und Friedr. Kries. Sechster und siebenter und letzter Band.

Auch unter dem Titel:

Georg Christoph Lichtenberg's physikalische und mathematische Schriften. — — — Göttingen, bey Dieterich. 1803. Erster Band. 1 Alphab. 8 Bog. Zweyter Band. Ebend. 1804. 1 Alphab. 3 Bog. 8. Jeder Band 1 Rk. 16 gr. auf Druckpap. 2 Rk. 4 gr.

Den Anfang des sechsten Bandes macht das Leben des Copernicus, welches der sel. L. für das Pantheon der Deutschen bearbeitete, in dessen drittem Bande es auch bereits abgedruckt ist. Die Herausgeber bestimmten diese Lebensbeschreibung noch für den fünften Band der vermischten Schriften; der es aber nicht mehr faßte. Es scheint aber kaum einer Entschuldigung bedurft zu haben, daß sie in die hier anfangende Reihe der physikalischen und mathematischen Schriften aufgenommen ist, ob sie gleich keine vollständige Auseinandersetzung der Verdienste jenes großen Mannes enthält, und, jener nächsten Bestimmung wegen, nicht sowohl auf mathematische, als auf gebildete Leser jeder Art bey der Abfassung derselben Hinsicht genommen war. Eben diese letztere Klasse von Lesern hatte L. auch bey den übrigen im gegenwärtigen Bande enthaltenen Aufsätzen, die sämmtlich aus dem Göttingischen Taschenbuche genommen sind, vor Augen; und sie verdienten daher auch in der Sammlung seiner vermischten Schriften mit völligem Recht ihre Stelle. Diese Aufsätze sind folgenden Inhalts: Der vollkommenste Wegmesser. Eine astronomische Betrachtung bey demselben. Ueber das Weltgebäude. Neueste Geschichte der Blitzableiter; im J. 1779. Fortsetzung der Betrachtungen über das Weltgebäude. Ueber das Spiel mit den künstlich verflochtenen Ringen. Ueber die Peylaischen Lichtchen. Erklärung der Instrumente in meter. Ueber das Fortrücken des Sonnensystems. Etwas von Herschel's neuesten Entdeckungen. Von

Kome-

Kometen. Einige Neuigkeiten vom Himmel. Die Miscellaneen betreffen: Bennet's Elektrometer; das Aetzen mit Flußspathsäure; die Kraft der Elektricität; die Atmosphäre unsrer Erde; im Madeira ertränkte Fliegen; und einen Vorschlag, den Donner auf Noten zu setzen.

Der siebente Band der vermischten Schriften enthält noch lauter physikalische Aufsätze aus dem Göttingischen Taschenbuche, die man hier gern wieder beysammen finden, und mit neuem Vergnügen lesen wird. Ihre Ueberschriften sind: Neuigkeiten vom Himmel; Betrachtungen über die physischen Revolutionen auf der Erde; Geologische Phantasieen; Dreht sich der Mond um seine Achse? Das Neueste von der Sonne. Geologisch-meteorologische Phantasieen. Kurze Zusammenstellung der vorzüglichsten Ereignisse bey dem ungewöhnlichen Ausbruche des Vesuvs im Sommer 1794. Das Perpetuum Mobile zu Lemsal in Liefland. Dann noch zehn kleinere Artikel unter der Rubrik von Miscellaneen. — Die vermischten Schriften werden mit diesem Bande geschlossen; von den physikalischen und mathematischen hingegen, hat man die Fortsetzung zu erwarten.

Em.

Agathosyne. Eine Quartalschrift, herausgegeben von Lehmann und Riemain. Königsberg, bey Degen. 1802. Zwey Quartale. 12 Bog. 8.

Die uns völlig unbekannten Herausgeber wollen, ihrer, dem ersten Quartale vorgesetzten Erklärung zufolge, ihren Mitbürgern eine aufheiternde Unterhaltung gewähren, das Nachdenken, auf manche zwar bekannte, aber nicht sorgfältig genug angewandte Wahrheit hinleiten, und ihre Fruchtbarkeit befördern, dem Familiengeiste Nahrung geben, Aeltern, Erziehern und Jugendfreunden, nicht minder aber auch der lieben Jugend selbst nützlich werden. Große Vorsätze! — Und wie suchen die Herren sie zu erreichen? —

Durch mittelmäßige Gedichte von Funk und Bobrick; durch moralische Abhandlungen, in welchen man Wahrheiten

wie folgende S. 19 findet: „Eine Rose, die gar nicht ist, „kann auch nicht roth seyn.“ Durch einen satyrisch seyn sollenden Aufsatz, Parade überschrieben, der von Gern: und Aberwitz strotzt; z. B. S. 47 „Geht vor dem Hause eines „Jünglings ein Mädchen vorbey; so macht jener eine Na„senparade, und dieses eine Paradenase. Wird der „Jüngling abgewiesen: (wenn das Mädchen vorbey„geht???) so paradirt er mit einer Nase davon, und die „Nase paradirt an dem Mädchen, welches ihn abwieß. (8)“ Durch bekannte Vademekumshistörchen wie S. 74. Z. 8. v. u. und S. 169. Z. 13. v. u. ein schlechtversificirtes lyrisches Drama, das eine wahre Mißgeburt ist, u. s. w.

Bey so bewandten Umständen ist es eine starke Zumuthung an die Genügsamkeit der Landsleute der Herausgeber, wenn diese S. 3 hoffen, daß jene dieses unschmackhafte Gemengsel, bloß, weil es in der Gestalt einer preußischen Quartalschrift erscheint, nicht gleichgültig ansehen werden.

Gk.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Regierungsrath Musäus, zweyter ordentlicher öffentlicher Professor der Rechtsgelahrheit zu Gießen, hat von dem Landgrafen von Hessen Darmstadt den Charakter eines Geheimen Regierungsraths erhalten.

Der bisherige Kammerrath in Darmstadt, Herr P. E. Klipstein, ist zum Direktor der vor Kurzem, für das Oberfürstenthum Hessen, in Gießen errichteten Rentkammer ernannt worden.

Der Herzog von Sachsen-Gotha hat dem ordentlichen Professor der Institutionen, Herrn Dr. A. F. J. Thibaut zu Jena, den Hofrathscharakter ertheilt.

Der Hofrath und ordentliche Professor der Rechtsgelahrheit zu Helmstädt, Herr C. A. Günther, geht um Ostern 1804 als Appellationsrath nach Dresden.

Herr C. C. Flatt, Dr. der Philosophie und Repetent zu Tübingen, ist zum Diakonus in Canstadt ernannt worden.

Dem Lehrer am Obergymnasium und der Realschule in Stuttgard, Herrn F. von Steinheil, ist der Professortitel beygelegt worden.

Der

Der bisherige Steuerrath und Ober-Rheinbauinspektor in Darmstadt, Herr C. Krönkä, ist Kammerrath daselbst und Mitglied der Gesetzgebungskommission geworden.

Herr J. W. J. Weissenbruch, bisheriger Accessist bey dem Sekretariat der Fürstl. Rentkammer zu Darmstadt, als Schriftsteller im landwirthschaftlichen Fache bekannt, hat die Stelle eines Rentkammer-Sekretärs und Protokollisten in Gießen erhalten.

Herr Hofrath F. Adelung in Petersburg, ist zum Erzieher der Großfürsten ernannt, und in den Adelstand erhoben worden.

Die Gesellschaft des Ackerbaues, der Wissenschaften und Künste vom Departement des Niederrheins, deren Sitz zu Straßburg ist, (Société d'agriculture, sciences et arts du Departement du Bas-Rhin, séant à Strasbourg) hat den Herrn Kommissionsrath J. Riem zu Dresden, zu ihrem associirten Mitgliede erwählt, und ihm das Diplom sammt Statuten (Reglement) deutsch und französisch, wie auch eine Liste ihrer sämmtlichen Mitglieder übersendet.

Bayreuth. Der zu Anfang d. J. 1803 von Neustadt an der Aisch hieher berufene erste Lehrer des hiesigen illustren Kollegiums, Herr Johann Friedrich Degen, wurde bald nach seiner Ankunft zum Mitglied des Königl. das hiesige Schulwesen organisirenden und dirigirenden Scholarchats ernannt; vor Kurzem aber von des Königs Majestät zum wirklichen Konsistorialrath mit Sitz und Stimme in dem Ansbachischen zweyten Kammersenat, als Ansbach-Bayreuthischem Konsistorium, erwählt. Derselbe bleibt aber in Bayreuth, behält seine übrigen Aemter bey, und bearbeitet daselbst die ihm aufgetragenen Konsistorialgeschäffte.

Schwabach. Die Geistlichkeit des hiesigen Dekanats, an deren Spitze der Herr Dechant Köhler steht, wünschte dem Herrn Präsidenten und Kreisgesandten von Hänlein zu Ansbach, zu dessen von dem Könige erhaltenen Erhebung in den Adelstand dadurch Glück, daß sie in der Größe eines preußischen Thalers eine Medaille fertigen und sie in Gold überreichen ließ, die auf der Hauptseite die Inschrift hat:

Illu-

Illustrissimo C. S. C. de Haenlein Propraesidi Camerae Et Consistorii Onold. et Bar. De Germania, de Patria et de Salute Principatus Onoldini optime merito novos a Rege impetratos Nobilitatis honores ouans gratulatur Clerus Decanatus Schwabacensis.

auf der Kehrseite aber von einem Lorbeerkranz folgendes Motto aus dem Virgil umschlingen läßt:

Et Pater ipse suo Superum jam Signat honore. Virgil. Aen. VI. DCCLXXXI. A. D. X. Julii cIↄDCCCIII.

Der, als militärischer Schriftsteller rühmlich bekannte Königl. Preuß. Major und Inspektions-Adjutant Herr von dem Knesebeck zu Potsdam, ist beym Generalstaabe zum Quartiermeister, und der Quartiermeister-Lieutenant Herr Hauptmann von Lossau zum Major ernannt worden.

Todesfälle.

1803.

Am 6ten Oktober starb zu Bützow Herr P. B. C. Graumann, Herzogl. Mecklenburg. Schwerinscher Hofrath, Leibarzt und Amtsphysikus, 51 Jahre alt.

Am 11ten November zu Hannover, Herr J. P. Veltshusen, Kriegssekretair daselbst, im 61sten Lebensjahre.

An demselben Tage zu Altona der Oberrabbiner Raphael Cohen, 81 Jahre alt. Er resignirte vor einigen Jahren, nachdem er bey verschiedenen Gemeinden das Rabbineramt 59 Jahre verwaltet hatte. Das Verzeichniß seiner Schriften findet man in Meusels gelehrtem Deutschl. Th. I. S. 605.

Am 29sten November zu Jena Herr J. B. Vermehren, Dr. der Philosophie und Privatdocent derselben. — Er war ein Anhänger der allerneuesten Poesie, und ein sehr mittelmäßiger Versemacher.

Am

Am 13ten November zu Leipzig Herr Mag. C. F. Lösner, Philol. sacr. Prof. extraord., 70 Jahre alt. Sein Schriftenverzeichniß findet sich beym Meusel Th. IV. S. 495.

Chronik deutscher Universitäten.

Jena. 1803.

Am 21sten Oktober erhielt Herr C. A. Schmidt die medicinische Doktorwürde, nachdem er de aquarum mineralium usu et abusu, sine Praeside disputirt hatte. Das Programm des Herrn C. G. R. Gruner liefert: Zosimi de Zythorum confectione Fragm. Sect. II.

Am 22sten Oktober vertheidigte der Dr. der Arzneygelahrtheit Herr C. W. Schmid, zur Erlangung des Rechts Vorlesungen zu halten, seine Dissertation: de Emeticorum usu in Dysenteria.

Die philosophische Fakultät ertheilte am 21sten Oktober Herrn H. G. Wetterstrand aus Reval, am 22sten Okt. dem Kandidaten der Medicin Herrn J. A. H. Heinsius aus Ronneburg, und am 25sten Okt. dem Herrn Advokaten A. S. A. Hennings aus Jena, die Doktorwürde. Bis zur Wiederbesetzung der Loderschen Stelle, hält Herr Dr. Fuchs mit Beyfall Vorlesungen über die Zergliederungskunst.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Halle. 1803.

Für die beste Beantwortung der von der hiesigen theologischen Fakultät aufgegeben Preisaufgabe:

Quaeritur, cum quomodo Christus ejusque primi discipuli, quorum docendi ratio e N. T. cognoscitur, in urgendis morum praeceptis cum caeteris Capitibus doctrinae

ctrinae Christianae versati fuerint, tum, an haec formula docendi ad nostrae quoque aetatis usum aptari possit ac debeat?

hat den ersten Preis Herr F. A. Nösselt, Sohn des verdienten Seniors Herrn Dr. Nösselt, und den zweyten Herr C. W. Chlebus aus der Lausitz, erhalten.

Anzeige kleiner Schriften.

Provisorisches Reglement für das Gymnasium zu Koburg. Koburg, bey Ahl. 1803. 3½ Bog. 4. nebst Tabellen.

Man sieht mit Vergnügen, daß die wohlthätigen Reformen, welche seit der Anstellung des Geheimen Raths und dirigirenden Ministers von Kretschmann, in den Koburg-Saalfeldischen Landen statt gefunden haben, sich auch auf das Schulwesen erstrecken, und zu den erfreulichsten Erwartungen berechtigen. —

Aus der Einleitung zu dem vorliegenden Reglement, ersieht man, daß das Gymnasium zu Koburg durch Unzulänglichkeit des Stiftungsfonds, geringe Besoldungen der Lehrer, Beybehaltung veralteter, unsern Zeiten nicht mehr angemessener Einrichtungen, und Abnahme der Schüler in einen traurigen Zustand gerathen ist; welchem aber nunmehr aufs Wirksamste abgeholfen werden soll; das Gymnasium wird eine bessere und dauerhaftere Einrichtung erhalten, und aus den Domainen-Einkünften des Landesherrn eine neue Stiftung begründet werden. Das Gymnasium wird nach der Idee einer propädevtischen wissenschaftlichen Lehranstalt umgebildet, das Studium der Mathematik vorzüglich befördert, mit der gedachten Schulanstalt mehrere akademische Institute, namentlich ein Forst- Bergbau- Ackerbau- und Bauinstitut verbunden, und die neue gelehrte Schule, zu Ostern 1804 vollständig organisirt werden. — Von der bis dahin getroffenen provisorischen Einrichtung, giebt das vorliegende Reglement Nachricht, welches in sechs Abschnitten von dem Lehrplan

plan der Disciplin, den Ferien und der öffentlichen Prüfung, dem Schulgelde und den Beneficien, dem Apparat, und endlich der Inspektion des Gymnasiums handelt.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Das Kurpfalzbaierische Landesdirektorium zu Würzburg, hat die Gemeinde-Vorsteher, Pfarrer und Schullehrer auf

Krügelsteins Noth- und Hülfsbüchlein in der Ruhr,

aufmerksam gemacht, und die Anschaffung dieser nützlichen Schrift, besonders an Orten, wo kein Arzt in der Nähe ist, empfohlen.

Von dem im Jahre 1801 bey Frölich in Berlin erschienenen Werke: Ueber den politischen Zustand von Europa, von Fr. Gentz. 2 Hefte. gr. 8., ist zu London kürzlich die vierte Auflage der englischen Uebersetzung von Herries erschienen.

Verbesserungen.

Im LXXXIV. Bd. 1. St. S. 44. Z. 17. von unten st. ebenfalls l. allenfalls

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

1) Ueber das pflichtmäßige Verhalten gegen unsere kranken und leidenden Nebenmenschen. Eine Predigt am 13ten Sonntage nach Trinitatis gehalten, nebst einem Anhange über die Einrichtung einer Krankenkasse in Landgemeinen. Von W. Fr. Schubert, Pfarrer zu Oppurg. Neustadt a. d. Orla, bey Wagner. 1800. 48 S. 8. 4 gr.

2) Von der Verbindlichkeit zur Mildthätigkeit gegen Dürftige, mit Rücksicht auf öffentliche Armenversorgung. Eine Predigt, gehalten am 12. Sonntage nach Trinit. 1803, über das Evangelium, von R. K. F. Franke, Präp. und Prediger zu Sternberg und Sülten. Rostock, gedruckt in der Müllerschen Officin. 32 S. 8. 3 gr.

Diese beyden Predigten verdienen eine Ausnahme von dem Grundsatz unserer Bibliothek, vermöge dessen kleine Gelegenheitsschriften von der Recension gewöhnlich ausgeschlossen sind. In beyden sind die auf den Titeln angezeigte Materien meisterhaft bearbeitet, in einem herzlichen und überzeugenden Tone vorgetragen.

Nr. 1. Hr. Schubert wünscht, daß in seiner Gemeine eine Krankenkasse errichtet werden möchte, welche aus kleinen wöchentlichen Beyträgen der Familienhäupter zusammengebracht werden soll. Da seine Absicht hauptsächlich darauf gerichtet ist, daß durch die Kasse dem Verarmen kranker Hausväter und Hausmütter vorgebeugt werde: so erstreckt sich die Theilnahme an derselben auch nur auf diese. Sie könnte indessen auch eine größere Ausdehnung erhalten, wenn mehrere, auch die dienenden Mitglieder, mit bestimmten Beyträgen Theil daran nähmen, und wenn die Beyträge von 3 bis 4 Pfennigen, etwan auf 6 Pfennige erhöhet würden. Möchte die gute Sache nicht nur in seiner, sondern auch in mehrern Dorfgemeinen Beyfall finden, und ausgeführt werden, besonders auch sein frommer Wunsch in Erfüllung gehen, durch dieses Mittel dem Unwesen der Afterärzte und Quacksalber Einhalt zu thun!

Nr. 2. In der Stadt Sternberg sollte eine allgemeine Versorgungsanstalt errichtet werden. Um nun dieses gute Vorhaben, welches einige Jahre vorher nicht zu Stande gebracht werden konnte, zu befördern, hielt der Verf. diese treffliche Predigt, in deren ersten Theil er so wohl diejenigen bezeichnet, welche auf die öffentliche und besondere Mildthätigkeit Anspruch haben, als auch diejenigen, welche dazu beyzutragen verpflichtet sind. Im zweyten Theile aber setzt er die Gründe zu dieser Verpflichtung aus einander. In der schönsten Ordnung, mit faßlicher Klarheit und geistreicher Beredtsamkeit hat der Verf. seine Materie erschöpft, und es müßten dem Zweck dieser Predigt unüberwindliche Hindernisse im Wege stehen, wenn sie nicht zur Erreichung desselben beförderlich wäre.

Pg.

Homiletisches Handbuch über einige der gewöhnlichen Evangelien, und über freye Texte; Anfangs bearbeitet von D. F. W. Wolfrath, dann von D. W. A Teller, nun fortgesetzt von M. Detlev Joh. Wilh. Olshausen, Hauptprediger an der Stadtkirche zu Glückstadt, und des Königl. Ober-

kon-

Konsistorii Mitgliede. Des dritten Theils zweyter Band. Schleswig, bey Röhß. 1803.

Auch unter dem Titel:

Homiletisches Handbuch über die in der neuen Schleswig-Holsteinschen Kirchenagende, für alle Sonn- und Festtage des Jahres verordneten evangelischen Texte; Anfangs u. s. w. Des zweyten Jahrganges erster und zweyter Band. 1 Rk. 8 K.

Dieß Magazin behält seinen Werth bey Allen, die dessen bedürftig sind, ob es gleich nun schon vom dritten Verf. bearbeitet wird. Man findet hier immer noch nicht wenige brauchbare Anleitungen zu nützlichen Vorträgen, die alle auf Sittlichkeit hinweisen. Nur erlaube uns der Verf., zur künftigen bessern Läuterung seines für einfältige Pfarrherren nützlichen Werkes, einige Erinnerungen zu machen. Es verbindet nämlich mit vielen unumstößlichen Wahrheiten, die er so lichtvoll einschärft, auch viele Sätze, die ihm das aufgeklärtere Zeitalter nicht zugestehen wird; dadurch entsteht ein Gemisch, das auch den unbestreitbaren Lehren nachtheilig wird. Dieß Urtheil soll gleich bewiesen seyn. In der Osterpredigt heißt es S. 11.: „Die Auferstehung Jesu ist der „Sieg seiner Lehre über alle ihre Feinde.„ Dieser hingeworfene Satz läßt sich nicht vertheidigen. Eine Erscheinung in der Körperwelt kann den sittlichen Vorschriften kein Gewicht geben, noch weniger einen Sieg über ihre Feinde, wie auch der Verf. anderweitig selbst gesteht. Ferner: „Die Tugend wäre ein leerer Name, ein unnöthiger „Zwang, wenn kein höherer Zustand zur Vollendung uns „bevorstände. Sinnliche Lust und Wohlleben, gleichviel, „durch welche Mittel zu Wege gebracht, wäre die Bestimmung unsers Lebens. —

Wie folgt das? Welcher ungeheuere Sprung! Ist die Gottseligkeit nicht auch für das Erdenleben nütze? Hörte der Mensch auf, eine vernünftige Kreatur zu seyn, selbst wenn seine Bestimmung für die Ewigkeit dunkel wäre? Macht Mißbrauch sinnlicher Lust nicht auch des Erdenlebens unwürdig?

dig? Ferner: „Die Gründe für die Unsterblichkeit der Seele „gewähren uns die Ueberzeugung, daß der Tod keine Ge„walt über uns habe." Entweder idem per idem, oder falsch; denn der Tod zerstört durch die körperliche Natur.

Ferner S. 31.: „Gott will um der Verdienste Jesu „Willen, unser Vater, und wir sollen seine Kinder seyn." Nicht doch! die jüdische Idee von Stellvertretung, denken wir, brauchen wir nicht. Diese Idee ist sogar schädlich, wofern sie den Menschen von Bewirkung seines eigenen sittlichen Werths ablenkt. War übrigens Gott nicht auch im A. Testament der Vater der Menschen? Auch hat es gar nicht Recensentens Beyfall, wenn S. 49 die traurige Lehre bewiesen werden soll: daß mit dem Bekenntnisse und der Ausübung des Christenthums, hier auf Erden, viele Gefahren und Widerwärtigkeiten verbunden sind. Dergleichen Lehrsätze schrecken ab; haben aber zum Glücke keinen Grund. Ein vernünftiger, edler und weiser Christ wird selbst von schlechten Menschen Achtung genießen; und wenn die Religion angeklagt wird, daß sie Gefahren wirkt: so ist gemeiniglich die Ungeschicklichkeit dessen Schuld daran, der ihre Gesetze auszuüben vorgiebt. Verlust der irdischen Güter, Schande und Verachtung sind jetzt in gebildeten Staaten nicht mehr, selbst um einer schlechten Religion Willen zu befürchten. S. 57 finden wir einen höchst seltsamen Satz: „Christliche Lehrer, als durch die Kraft „der Religion in einem hohen Grade gestärkte Men„schen, haben nicht zu fürchten, daß sie vor den feyerlich„sten Gerichtsversammlungen, und vor den mäch„tigsten Beherrschern der Erde ihre Fassung verlie„ren, und verstummen, oder auf eine unangemessene „Weise reden, und sich betragen werden; weil sie die „Gottheit in jeder gefährlichen Lage künftig unterstützen „wird." Kennt der Verf. keine Schwachköpfe unter den christlichen Lehrern, die nicht einmal vor ihrem Gutsherrn, geschweige vor den mächtigsten Beherrschern der Erde recht zu reden im Stande sind. Oder erwartet der Verf. im Ernste eine besondere kräftige Unterstützung der Gottheit, wenn er vor jedem Kronprinzen von Dänemark, oder vor dem höchsten Gerichte in Kopenhagen reden sollte?

Auch das Thema S. 68.: Die Gelehrsamkeit ist kein Erforderniß, ist oft ein Hinderniß der Annah-

me

me und Befolgung des Christenthums, scheint sich aus einer Mönchsascetik hieher verirrt zu haben. Wie kann denn Studieren Hinderniß des Christenthums seyn? So mag auch wohl der helle Tag ein Hinderniß des sichern Gehens seyn! Ja, die Gelehrsamkeit blähet auf, und macht stolz. Um Vergebung, daran wird immer nur Dummheit und Scheinheiligkeit Schuld seyn.

S. 98.: „Der Tod Jesu beruhiget ein jedes gläubi„ges Gemüth in Ansehung begangener Sünden. — Was haben diese Worte für einen vernünftigen Sinn? Bloß, der Tod Jesu? ohne Besserung?

Das Thema S. 101.: „Der Christ gehört nicht zu „dieser Welt," — müßte umgekehrt werden: Der Christ ist der brauchbarste, beste Weltbürger.

Das Thema S. 113.: „Was kann uns darüber beru„higen, daß wir nicht zur Zahl der ersten Jünger Jesu ge„hörten?" ist doch wirklich ungereimt, indem ein verständiger Mensch unmöglich also fragen kann.

Es würde Recensenten wenige Mühe machen, noch eine Menge irriger Lehrsätze auszuziehen. Es sey hieraus genug, um den Verfasser zu mehrerer Vorsicht aufzufordern, die auch um deßwillen nöthig ist, damit die in so vieler Rücksicht musterhafte schleswig: holsteinische Kirchenagende nicht durch mißlungene Anweisungen dieser Art in ihren Segnungen aufgehalten werde.

Up.

Der Theologe, oder encyklopädische Zusammenstellung des Wissenswürdigsten und Neuesten im Gebiete der theologischen Wissenschaften, für Protestanten und Katholiken, von J. Joach. Bellermann. Erster Theil. Erfurt, bey Hennings. 1803. 266 S. 8. 20 gr.

Die Absicht des Verf. bey diesem Werke ist, nach seiner eignen Aeußerung in der Vorrede, „aus dem großen Schatze „der theologischen Wissenschaften, nach ihrem ganzem Um„fange, so wie sie von den klassischen Schriftstellern seit

„1800 bearbeitet werden, das Gemeinnützigste von bleiben-
„der Brauchbarkeit, zu sammlen, zu ordnen, und dann ganz
„einfach möglichst kritisch in zwanglosen Theilen heraus zu
„geben." Er bestimmt seine Schrift für Prediger, Kandi-
daten und angehende Theologen, die Fortuna nicht sowohl
als die Minerva unter ihre Söhne zählt; aber auch gebilde-
te Layen sollen dabey ihre Rechnung finden können. Daß
Sachkenntnisse und Fleiß auf der einen, und auch Geschmack
und Beurtheilungskraft auf der andern Seite zu einem sol-
chem Unternehmen erfordert werden, wie der Verf. behaup-
tet, ist freylich wohl zuzugeben; aber es ist und bleibt doch
bloße dürftige Kompilation, Bearbeitung fremder Arbeiten,
indem durch dergleichen unnöthige Auszüge aus den Werken
anderer, und noch dazu lebender und bekannter Schriftstel-
ler nur aus zehn Büchern das eilfte gemacht, und die oh-
nedieß schon ungeheure Anzahl neuer Bücher noch mehr ver-
mehrt wird.

Dieser erste Theil soll der Probetheil seyn. Die allge-
meine und besondere Einleitung, die die ersten fünf Bogen
ausfüllt, ist eigne Arbeit des Verf.; wobey aber fremde Ar-
beiten benutzt sind, die er auch selbst angiebt. Die allgemei-
ne Einleitung enthält einen encyklopädischen Umriß der theo-
logischen Wissenschaften. Die besondere Einleitung, eine
kurze Erläuterung des Umrisses der theologischen Wissen-
schaften. Nun kommt die Anzeige der Sachen, die in den
Theologen aufgenommen werden sollen. Sie sollen in fol-
genden sieben Fächern aufgestellt werden: Religionsphiloso-
phie, Exegese, Geschichte, Dogmatik, Moral, Prediger-
wissenschaften, Kirchenrecht. Das Fach der Religionsphilo-
sophie enthält: 1) Gebrauch der Philosophie in Religionssa-
chen aus Stäudlins Grundrissen der Tugend- und Re-
ligionslehre. 2) Wie rechtfertigt sich der Glaube an Of-
fenbarung, auf den drey Stufen menschlicher Kultur? aus
Kritik der christlichen Offenbarung. Das Fach der
biblischen Exegese enthält: 1) Das erste Buch Moses in sei-
ne Bestandtheile zerlegt, welche von drey verschiedenen Ver-
fassern herrühren, aus Ilgens Urkunden des Jerusale-
mischen Tempelarchivs. 2) Das zerlegte erste Buch
Moses in siebzehn für sich bestehenden Urkunden, verbunden,
aus Ilgens eben angeführtem Werke. 3) Ueber die hebräi-
sche Mythologie in der Bibel überhaupt, aus Bauer's he-
bräi-

bräischer Mythologie des alten und neuen Testaments. Das Fach der Geschichte enthält: 1) Dogmengeschichte, Geschichte des Glaubens der Juden an Unsterblichkeit, Auferstehung und die damit verbundenen Lehren, aus Flügge's Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit ꝛc. 2) Kirchengeschichte, und zwar Geschichte der Verfassungsformen der christlichen Kirche, aus Zieglers Versuch einer pragmatischen Geschichte der kirchlichen Verfassungsformen. Rec. muß gestehen, daß der Verf. für diese drey Fächer sehr gut gewählt habe. Das Fach der Dogmatik enthält Polemik, und zwar Rechtfertigung des katholischen Christenthums, vom Grafen Leopold von Stollberg, aus zwey Schriften des h. Augustin von der wahren Religion, und von den Sitten der katholischen Kirche. Mit Beylagen und Anmerkungen von F. L. Grafen zu Stollberg. Bekanntlich hat diese Schrift grosses Aufsehen gemacht, vermuthlich wählte sie daher der Verf. für dieß Fach; denn sonst ist sie von sehr geringem Werthe, wie in der N. Allg. D. Bibl. LXXXster Bd. S. 14. ff. sehr deutlich bewiesen worden ist. Das Fach der Moral ist dießmal offen geblieben. Das Fach der Predigerwissenschaften enthält Liturgik: 1) Ueber den Sinn und die zweckmäßige Feyer der Messe bey den Katholiken, aus der Neuen Liturgie des Pfarrers M. in K. ꝛc. 2) Liturgische Vorschläge für Protestanten und Katholiken, aus Jenisch, über Gottesverehrungen und kirchliche Reformen. Das Fach des Kirchenrechts endlich enthält: 1) Ueber die Quellen des Kirchenrechts der Protestanten in Deutschland, aus Schnauberts Grundsätzen des Kirchenrechts der Protestanten. 2) Vorschläge zur Verbesserung des Systems der katholischen Hierarchie, aus Neue Liturgie ꝛc. Bey der Wahl der Sachen für diese beyden letzten Fächer hat der Verf. besonders darauf Rücksicht genommen, daß er nicht bloß für Protestanten, sondern für Protestanten und Katholiken schrieb.

Der Styl ist ziemlich fließend und korrekt; doch finden sich kleine Unrichtigkeiten, auf die man stößt: z. B. aus die Wissenschaften; ohne dieser Trennung u. s. w., die man kaum für Druckfehler zu halten geneigt seyn möchte. Wir haben beym ersten Theile dieser Kompilation den ganzen

zen Inhalt angezeigt, bey den künftigen Theilen werden wir uns kürzer fassen können.

Mk.

Gedichte.

Karl Wilhelm Ramlers poëtische Werke. Berlin, bey Sander. 1800 und 1801. *Erster Theil.* Lyrische Gedichte. 268 S. *Zweyter Theil.* Vermischte Gedichte. 326 S. (Es sind drey Ausgaben vorhanden, eine Prachtausgabe in 4. mit vielen Kupfern und Vignetten, kostet 22 Rg. Die zweyte in gr. 8. mit den mehresten Kupfern der Prachtausgabe, Velinpap. 11 Rg. Die dritte in gr. 8. holländ. Schreibpap., mit einem Kupfer und 6 Vignetten, 2 Rg. 20 K. — Das Bild des Verfassers von Polyhymnia belehrt, ist bey allen Ausgaben.)

Der Genius des achtzehnten Jahrhunderts überliefert mit Zutrauen die Werke seines Ramlers der neuen Aera. Freundlich nimmt diese sie auf, und stellet sein Bild unter die Heroen des Gesanges, die dem Zeitstrome trotzen, in dem Tempel des Gedächtnisses auf. So lange Friedrichs — Friedrichs! Name lebet, wird der glückliche Barde leben, der ihn zu singen gewürdiget ward.

Die Gestalt, in welcher der treffliche Dichter jetzt der Nachwelt überliefert wird, ist ganz seiner würdig. Sein edler Freund Goeckingk stellte sie uns dar, wie der Dichter gewünscht hatte, vor den Augen der Nachwelt zu erscheinen. Er lieferte den Text äusserst sorgfältig und korrekt, mit Anzeige der Varianten, fügte belehrende Anmerkungen hinzu, so wie auch, am Ende des zweyten Bandes, eine interessante Lebensbeschreibung des Dichters, wozu er die Materialien hauptsächlich aus dem Ehrengedächtniß Ramlers nahm, welches der beyderseitige Freund Nicolai in einer öffentlichen Versammlung der K. Akademie der Wissenschaf-

ten

ten zu Berlin vorlesen ließ, und welches nachher in dem neuesten Bande ihrer Schriften ist gedruckt worden. Sein Freund Rode umgab sie mit sinnreichen Allegorien der zeichnenden Kunst, und der Verleger, von dem berühmten Buchdrucker Unger unterstützt, sparte nichts, um die Typographie gleichen Schritt halten zu lassen. Das Werk, welches wir vor uns liegen haben, ist in aller Rücksicht ein wahres preußisches Nationalwerk, und sonach mit vollem Rechte vom Verleger dem Könige der Preußen geweihet.

Aber auch jeder Deutsche fühlt sich auf's neue gehaben, daß Friedrich und sein Sänger Deutsche waren.

Ramlers Genius, von Friedrichs Thaten befeuert, welchen Schwung gab er der deutschen Poesie, und ihrem Organ, der Sprache! Es verliefen fast sechzig Jahre, da Ramler schon, vereint mit Klopstok,

> die Sprache voll Kraft, die wie Kalliopens Tuba tönet

zu der Höhe brachte, die noch jetzt als Höhe erscheint; und, — nicht zu gewagt scheint die Ahnung — Ramlers Sprache wird, gleich der Sprache Petrarcha's, klassisch bleiben für jede Folgezeit.

Der Held, den der Dichter vorzüglich feyerte, verkannte ihn, und dieß hebt noch des Feyernden Werth. Er ließ nicht ab, solchen König zu singen:

> Schweige du nie von ihm, mein Lied,
> Stolzer, als der Celsche
> Und der Thebanische Päan,
> Keinem Golde feil,
> Auch selbst dem seinigen nicht.
> Und ob er auch diesen Triumph verlennt,
> Und, deiner Töne nicht gewohnt,
> Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt,
> So singe du doch den Brennussöhnen
> Ihren Erretter unnachgesungen.

Unnachgesungen: — „Durch dieß Wort," sagt Ramler jetzt in einer Anmerkung (S. 235), „hat nicht der Stolz „der lyrischen Muse ausgedrückt werden sollen; sondern die „geringe Wahrscheinlichkeit, daß die deutschen Dichter einen „König zu besingen Lust haben werden, der ihre Gedichte „nicht lieset, und von dem sie folglich keinen Beyfall zu er-

„warten haben." Die Manen des bescheidenen Dichters verzeihen, daß wir den ganzen Sinn des Wortes herstellen, den es in sich fasset. Ein halbes Jahrhundert ist die Rechtfertigung.

Rec. setzte obige schöne Stelle aus der Ode: der Triumph (S. 85.), nach der ersten Leseart her, die noch Allen im Gedächtniß ist. Der Dichter hat, wie in vielen Gedichten, so auch in dieser Ode, Manches verändert, was Manchem nicht als Verbesserung erscheinen wird. Der Herausgeber sagt selbst, daß, ob gleich keine Sylbe an Ramlers zum Druck bestimmter Handschrift geändert sey, er doch nicht läugnen könne, daß er in einigen Stellen, wenn er seinem Gefühle hätte folgen wollen, eine der ältern Learten, statt der neuesten, wieder hergestellt haben würde. Da indeß eine Varianten-Sammlung hinzugefüget ist: so kann sich, wie auch der Herausgeber bemerket, jeder Leser nach Gefallen eine Lesart, die ihm besser gefällt, wieder herstellen. Angenehm und lehrreich ist eine solche Vergleichung, und es würde eine vortreffliche ästhetische Uebung seyn, in dieser Hinsicht die ganze Sammlung durchzugehen, und die Gründe der Veränderungen der letzten Hand aufzusuchen und zu beurtheilen. Die Gränzen einer Recension würde eine solche Kritik weit überschreiten.

In einer Anmerkung zu der kleinen Ode: An den österreichischen Fabius, nach der Schlacht bey Torgau (S. 49. 201.), wird erzählt, daß diese Ode dem Könige zu Gesichte gekommen sey, und er, da sie nach seinem Geschmack gewesen, einem der Umstehenden befohlen habe, ihn nach geendigtem Kriege an den Verfasser zu erinnern. Die Erinnerung unterblieb, und Friedrich lernte seinen Pindar nicht kennen.

Rec. ward aufmerksam, ob der Dichter die letzte Strophe dieser Ode an Fabius geändert habe:

> Weh deinem Pontifex, der stets die Layen
> Mit Wundern hintergeht!
> Er kann ja keinen Degen weihen,
> Der wider Pallas Helm besteht.

Sie ist ungeändert geblieben.

Sie

So ist auch in der vorhergenannten Ode: den Triumph, der Anfang: Schäme dich Kamill ꝛc. geblieben, der dem Recensenten nicht gefallen wollte.

Aber froh ist man, in der ersten Ode an den König, die zwanzigtausend von Ruhm trunkener Tage nicht mehr zu finden. Dagegen sind die „dreyßig ehrne „Schlünde“ in der vierten Ode: auf die Geburt des Kronprinzen, geblieben.

Sehr hat eine Jugendarbeit des Dichters, die Sehnsucht nach dem Winter gewonnen. Die Zeile:

»Er (der Winter) füllt mit Blüthe den Wald, daß
»alle Thiere sich wundern.«

heißt nun schöner:

»Und hüllt in Blüthe den Wald (dem fröhlichen Barden ein Frühling.)«

Fast neu geworden ist die Ode: an einen Granatapfel; jetzt richtiger Uraniens Lob Berlins genannt (S. 25). So hat auch der reifere Geist des Dichters der Ode selbst mehr Bestimmtheit gegeben. Alles springt klärer in die Augen, und nur selten steht man an, ob man die alte Leseart zurück wünsche. Die ganz unterdrückte sechste Strophe vermißt man nicht. Aber daß die fünfte schöne Strophe;

»Sagt Sterbliche den Sphären ihre Zahlen,
»Und sagt dem wilden Winde seinen Lauf,
»Und wägt den Mond und spaltet Sonnenstrahlen,
»Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
»Und steiget an der Wesen Kette,
»Bis dahin, wo den höchsten Ring
»Zeus an sein Ruhebette
»Zu seinen Füßen hieng.«

der Verschönerung fähig sey, ahnete man nicht — und schwerlich auch erkennt die Kritik die Hauptveränderung:

»Verfolgt der Wesen lange Kette
»Bis an den allerhöchsten Ring,
»Der an Zeus Ruhebette
»Hängt, hangen wird, und hieng.«

für Verbesserung an.

In der Ode: die Wiederkehr (S. 21.), hat der Dichter einer ehemaligen Klotzischen Kritik nachgegeben, und die

die „strenge Kritika, die Schwester der eiteln Pansophia“ in die „blendende vielwissende Richterinn aller Künste“ verwandelt. Es ist erlaubt, zu zweifeln, daß die Poesie bey der Verwandlung gewonnen habe.

Das Gedicht an die Prinzessinn Amalia (S. 33.), das sonst als Dedikation vor den geistlichen Kantaten stand, und gereimt war, erscheint jetzt in reimlosen Strophen als Ode. Aeußerst angenehm ist die Vergleichung des verschiedenen Tons, den die veränderte Form heischte.

Bey der Ode an die Feinde des Königs (S. 38.), wird die schön durchgeführte Allegorie der Arbeiten des Herkules in der Anmerkung trefflich erklärt und (wahrscheinlich gegen Klotzens Kritik) vertheidiget.

Selbst der ausgezeichnet schöne Wettgesang: Ptolemäus und Berenice (S. 90.), hat kleine Veränderungen erlitten:

> Der ganze Norden ehrt dich,
> Doch lange nicht so sehr, als ich.

Man fühlt, warum der Dichter mit der letzten Zeile nicht zufrieden war. Aber wird der Leser mit der Veränderung zufrieden seyn?

> Der ganze Norden ehrt dich dann,
> Und ich, dein Liebling, seh' es an.

Vortrefflich und, man freut sich, unverändert ist die Stelle, wo der Geist des verstorbenen Prinzen Friedrich Heinrich Karl angeredet wird (S. 94).

> — Sey deines dich liebenden
> Vaterlandes allwaltender
> Schutzgeist! Treibe den Keil feindlicher Donner von
> Seinen Feldherrn im Streit zurück!
> Sitze nächtlich am Haupt jungen Gekröneten:
> Zeige diesem den goldenen
> Fallstrick, den ihm ein Sklav eines benachbarten
> Königs legte: nimm jenem den
> Nebel von dem Gesicht, daß er die redlichen
> Weisen sehe, von denen er
> Lerne Bündnisse klug schließen und unverrückt
> Halten: Schätze des Staates und
> Seiner Bürger zugleich mehren; den Ueberfluß
> In die prächtig erweiterten
> Städte bringen, und Recht, Freyheit und Sicherheit

In

In das völkerbesuchte Land,
Ruf es allen im Ton ernster Orakel zu,
Nie von Sitt' und Gesetze sich
Loszusprechen, noch hochmüthig in gleicher Wag'
Ihr Vergnügen zu wägen und
Eines Sterblichen Weh. Lehre sie, jüngerer
Halbgott! daß sie, den Namen des
Biederfürsten noch mehr, als des Eroberers
Achten; daß sie, den höchsten Ruhm
In des Vaterlandes Ruhm suchend, ein träges Volk
Zu dem ersten der Welt erhöhn.

Wo ist das Stück alter und neuer Poesie, das den Inbegriff der edleren Regierungskunst so wahr und schön darstelle, als es in diesen goldnen Zeilen geschieht, die, in jedes Herrschers innerm Gemach in Marmor gegraben, neben dem Lager gefunden werden sollten.

Der zweyte Band der schönen Sammlung enthält vorzüglich die Kantaten, unter denen Ino glückliche Veränderungen gewonnen hat, mehrere neue Gedichte, die noch keine Sammlung enthält, zwanzig Oden aus dem Horaz und des Dichters Leben, von Goeckingk wahr und ungekünstelt geschrieben. Die neue Ausgabe ist sonach, auch ohne Rücksichten auf die neuen Lesearten und die Anmerkungen (unter denen viele auch Kundige interessiren werden,) Jedem, dem die deutsche klassische schöne Literatur am Herzen liegt, unentbehrlich.

Ramlern aufs neue als Dichter zu charakterisiren, wäre überflüssig; sein Verdienst ist oft gewürdigt *). Am überflüssigsten wäre es, ihn in unsern Tagen über den häufigen Gebrauch der griechischen und römischen Mythologie, und ihre Einführung in die Zeitgeschichte zu entschuldigen. Eher könnte sein Beyspiel jetzt zum Muster dienen, wie der weise Dichter einem solchen Gebrauche alter Vorstellungsarten Gränzen setzen, und seine Liebe zur Kunst des Alterthums der höheren Rücksicht der Vernunft und Sittlichkeit unterordnen müsse.

Ramler, der helldenkende Patriot, der mit ruhiger Würde, ohne Schmeicheley seinen Helden sang, wo er es vermochte, edle Gefühle weckte, und alles was er berührte, mit

*) Siehe besonders Allg. D. Bibl. Bd. VII, S. 3. ff. N. Bibl der schönen Wissensch. Bd. XIV, S. 294. ff. (von Engel.)

mit dem Zauber antiker Allegorie verklärt; Ramler wird unter den Deutschen nie sterben, und das Ausland wird ihn kennen, wenn es unsre Sprache lernt. Denn nur dann kann des Dichters Prophezeihung erfüllet werden:

— »Ungeschwächt soll ihre
»Töne der brittische Barde trinken;
»Sie sollen hell den Himmel Ausoniens
»Durchwirbeln; (hell, o Flaccus, wie dein Geschoß!)
»Auch Galliens vergnügter Sänger
»Höre der Nachtigall nicht ohne Scheelsucht.

Die Worte: hell, o Flaccus, wie dein Geschoß, sind eine neue Lesart. Horaz und Ramler, wie oft sind die Namen in den letzten Decennien zusammen genannt! Der Dichter, im schönen Gefühl seiner Kongenialität, stellt sich hier selbst neben den Römer, und die Nachwelt wird ihm die Stelle bestätigen, die sein Genius ihm anwieß.

»Lebend schlugst du des Flaccus harmonische Saiten, o Ramler!
»Jetzt auf des Flaccus Schwing' hebst du dich glänzend, ein Schwan.« *)

Der Verleger sagt auf einem Blatte, welches auf dem Umschlagsblatte der Prachtausgabe angeklebt ist: die Kartons hätten, aus Mangel von der rechten Sorte Papier, nicht können geliefert werden. Er verspricht sie aber auf den nächsten Julius, d. h. auf den Julius 1801. Dieß ist die Ursache, warum der Rec. diese Anzeige so lange verschoben hat. Da nun aber mehr als zwey Jahre verstrichen sind, ohne daß die Kartons nachgeliefert wurden: so hat der Recensent die Anzeige eines für unsere Nation so ehrenvollen und wichtigen Werks nicht länger aufschieben wollen. Es ist ihm aber ganz unbegreiflich, daß diese so nöthigen Kartons nach so langer Zeit nicht nachgeliefert werden, und eine sonst so schöne und vollendete Ausgabe bis jetzt noch verstümmelt bleibt.

Ph.

Gedichte von *Sophie Mereau*. *Zweytes Bändchen*. Berlin, bey Unger. 1802. 10½ B. 8. 8 gr.

Wir

*) Denkſ nach Vossens Uebersetzung.

Wir haben, bey der Anzeige des ersten Bändchens dieser Gedichte (N. Allg. D. Bibl. Bd. LX. S. 88.) dem ausgezeichneten Talente ihrer Verfasserinn Gerechtigkeit wiederfahren lassen; und freuen uns, auch von diesem zweyten recht viel Gutes sagen zu können.

Es enthält ein größeres, romantisches Gedicht: Seraphine, in sechs Gesängen. Wenn es gleich hinter dem bisher unerreicht gebliebenen Meisterstücke Wielands, dem Oberon zurück bleibt, so schließt es sich doch an die zweyte Klasse der Gedichte dieser Gattung, welche wir L. v. Nicolay und F. A. Müller verdanken, an, und ist, da wir in dieser Gattung keinen Ueberfluß haben, eine wahre Bereicherung unserer Literatur.

Unsre Leser würden es uns wahrscheinlich wenig Dank wissen, wenn wir ihnen eine magere Skizze von dem Inhalte dieses, von üppiger Phantasie reichlich ausgestatteten Gedichts, dessen Schauplatz, Indien, dieses Vaterland der Dichtung ist, geben wollten. Warum sollten wir diese liebliche Schöpfung der Einbildungskraft skelettiren, da sie hauptsächlich durch den Zauber der Poesie Leben und Anmuth gewinnt? —

Lieber wollen wir, um unsern Lesern einen Vorschmack des Genusses zu geben, welche bey der Lesung dieses Gedichts ihrer wartet, einige der schönsten Stellen abschreiben; mit der Versicherung, daß uns die Wahl schwer geworden ist:

S. 39.

„Mit mildern Strahlen dringt des Tages Licht
„Durch buntes Glas, wie Stern und Mond gestaltet,
„Rings in der Halle weiten Raum, und bricht
„In sanftem Farbenschimmer sich; hier waltet
„Bey Allem, was die Sinne lüstern macht,
„Der süsse Tag der schönsten Mondennacht.

„Die feinsten Düfte wogen durch die Luft,
„Am Boden schwillt ein weicher Blumen-Saum,
„Und glänzend springt aus einer Felsenkluft
„Ein kühler Quell, und füllt der Mitte Raum
„Mit einer klaren Fluth, in deren munterm Leben
„Viel kleine Inseln auf und nieder schweben, etc.

S. 55.

„Sie war ein Weib, von jenen zarten Seelen,
„Die noch der stillen Unschuldswelt gehören;

„Die

„Die inn're Kämpfe rettungslos zerstören,
„Und die Verhältnisse der Menschen quälen;
„Die an vermeinte Tugend alles wagen,
„Und unbewufst das Höchste in sich tragen.

„Sieh her! diess Bild, das bis zur Todesstunde
„An meinem Halse hängt — es ist ihr Bild! —
„Mein war der letzte Hauch aus diesem Munde,
„Wie war er sterbend noch so himmlisch mild! —
„Der mir, wie Himmelsthau die Wang' umwehte,
„Und Trost von dort für mich herniederflehte."

S. 47.

— — — — — —

„Und als sie sich um einen Felsen beugen,
„Scheint eine neue Welt empor zu steigen.

„Des Abendhimmels heitre Strahlen sandten
„Noch ihren reinsten Rosenglanz darauf;
„Ein milder Luftstrom frischt die abgespannten
„Verhauchten Lebensgeister wieder auf;
„Die Amralauben athmen süsse Düfte,
„Und Blumen-Sylphen schwärmen durch die Lüfte."

Die Bemerkung, welche wir bey der Anzeige des ersten Bändchens machten: daß die Dichterinn nicht gehörige Aufmerksamkeit auf die Reinheit des Reims wendet, sehen wir uns gezwungen, hier zu wiederholen. Sie hat sich, in dieser Hinsicht, von neuem, die größte Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen, und unter andern: umfahn und an, Rede und betrete, grün und hin, Wahn und an, Zweige und Gesträuche, hin und verliehn, hielt und gestillt, beflissen und versüßen rc., gereimt.

Ein andrer Fehler der Dichterinn, dessen Vermeidung wünschenswerth ist, besteht in der zu öftern Wiederkehr derselben Beywörter; so finden wir weich achtmahl, und zum Theil sehr unglücklich gebraucht, z. B. S. 43, wo von weichlich-blühenden Freuden die Rede ist.

Sprachwidrig ist folgende Stelle, S. 104.:

„Nach diesem letztem schmerzlichen *Verlust*,
— — — der niemals *sich verblichen*,

Da der Verlust keine Farbe hat: so kann er nicht verbleichen, noch weniger sich verbleichen.

Unrichtig ist es, was die Verfasserinn Seite 23 Oden statt Odem oder Athem schreibt, um Boden darauf

auf reimen zu Lassen: so wie es fehlerhaft ist, wenn Seite 94 steht:

„Fast sah ich ihn bis zum Tyrann verwildern"

wo es Tyrannen heißen müßte.

Doch wir erinnern uns an das Horazische:

— — — — Ubi plura nitent,
non ego paucis offendar maculis.

und bitten die liebenswürdige Dichterinn, uns recht bald wieder mit einer reizenden Schöpfung ihrer Phantasie zu beschenken.

Gf.

Weltweisheit.

Schellings Lehre, oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts, dargestellt von Friedrich Köppen; nebst drey Briefen verwandten Inhalts von Fried. Heinr. Jacobi. Hamburg, bey Perthes. 1803. 278 S. gr. 8. 1 Rl.

Rec. hat bey Lesung dieses Werkes, nicht nur den Scharfsinn, sondern auch die Geduld bewundert, womit der Verf. die Schellingische Philosophie geprüft hat; denn es gehörte wahrlich kein geringer Grad von Geduld dazu, eine so spitzfindige und tortuose Philosophie in ihren Irrgängen zu verfolgen, und sie in ihrer ganzen Nichtigkeit darzustellen.

Die Schellingische Philosophie ist bekanntlich die Philosophie des Absoluten: und dieses Absolute hat die ganz besondere Eigenschaft, daß in ihm eine durchgängige Identität statt findet. In dem Absoluten ist daher Seyn = Nichtseyn; Möglichkeit = Wirklichkeit; Endliches = dem Unendlichen; Denken = Anschauen; Begriff der nicht existirenden Dinge = dem Begriff der existirenden Dinge; Ideelles = dem Reellen; Wesen = Form; Denken = Seyn; reines Bewußtseyn = empirischem Bewußtseyn; Ich = Nicht-Ich; Allgemeines = dem Besondern; Subjekti-

tes = Objektivem; Geist = Leib; Seele = Welt = Gott; Stoff = Form; Thätigkeit = Seyn; Erkennen = Seyn; Schwere = Anschauung; Zeit = Raum; Thätigkeit = Ruhe; bestimmbare Natur = der bestimmenden Natur; Wollen = Denken; Schönheit = Wahrheit; Philosophie = Poesie; Denken = Ausdehnung; Quantität = Qualität; Bewußtes = Bewußtlosem; Gesetzmäßigkeit = Freyheit. Diese merkwürdige Liste von Identitäten in der Schellingischen Philosophie steht S. 130—132; und unser Verf. citirt überall die betreffenden Stellen aus den Schellingischen Schriften, besonders dem Bruno.

Der Leser wird sagen: das sey ja nichts als eine Vermengung der verschiedensten, und zum Theil widersprechenden Dinge: und eine Philosophie, die solche Ungereimtheiten behaupte, sey eine ungereimte Philosophie. Keinesweges! Die Schellingische Philosophie ist eben deswegen, weil sie solche Widersprüche behauptet, eine vernünftige, ja die allein-vernünftige Philosophie. Wer das nicht einsieht, ist noch nicht in das Absolute, wo die Vernunft ihren Sitz hat, eingedrungen: er hat sich noch nicht auf den Indifferenzpunkt gestellt, wo Alles coincidirt, Alles identisch ist. Er steht bloß noch auf einem der beyden Pole, in welche die Indifferenz divergirt, d. i. auf dem Standpunkte der Reflexion und des Verstandes. Er sieht die Sachen nur, wie sie erscheinen; nur in ihrer Bestimmtheit, nicht in der Absolutheit. Alle Widersprüche entspringen aus der Polarisirung der Vernunft: in dem Indifferenzpunkt ist alles absolut-Eins.

„Da Sinn und Verstand der Reflexion, der Erscheinung angehören: so ist die Schellingische Philosophie „wegen ihres absoluten Charakters, nach eigenem Geständniß, Unsinn und Unverstand. Aber sie ist nicht Unvernunft; denn die absolut-unsinnige und unverständige „absolute Vernunft ist eben die wahre Schellingische Vernunft. Ihre absolute Erkenntniß ist philosophische Erkenntniß; und wer dieselbe mit Sinn und Verstand auffassen „wollte, wäre eben dadurch unvernünftig, und zum Schellingischen Philosophen nicht geschickt. Seine Verstockung überschreitet jegliche Gränze und jegliches Maaß, „wenn er mit Sinn und Verstand auf Vernunft Anspruch machte, oder wohl gar, nach altem Brauch, für

„[illegible]

„nothwendig dieser, daß die Vernunft zugleich verständig „und bey Sinnen sey.“ (S. 126. 127.)

Einer solchen Philosophie ist schlechterdings nichts anzuhaben. Geräth sie auf Widersprüche, und man hält ihr diese Widersprüche vor: so giebt sie solche zu; antwortet aber, daß die Vernunft sich polarisirt habe; daß aber in dem Indifferenzpunkt, wo sie eigentlich und auf eine eminente Art Vernunft sey, alles wieder coincidire, und eine vollkommene Identität herrsche.

Rec. kann das Unsinnige der Schellingischen Philosophie, und zugleich das höchst unwürdige Betragen der Hrn. Schelling und Hegel gegen ihre Gegner, nicht besser als mit den Worten unsers scharfsinnigen und geistreichen Verfassers schildern. „Eine Philosophie, welche Sinn und Verstand ausdrücklich von ihrem Gebiete verweist, um nach „dieser Verweisung mit der zurückbleibenden Vernunft absolut zu werden, gleicht dadurch den Unverständigen und Unsinnigen, deren innere Krankheit ihre äußern Kraftanstrengungen desto gewaltsamer und heftiger macht. Darum „lehrt auch die Erfahrung, daß, so oft Menschen mit Sinn „und Verstand sich dem absoluten Identitäts-System nä„herten, ja sogar Steinwürfe und Beschädigungen von jedem ähnlichen Versuch abschreckten. Obgleich nun die Schellingische Philosophie, zufolge dieses Betragens, den Platz „ungestört für sich behaupten könnte, reizt sie doch geflissentlich jeden Gegner zum Kampf, gleichwie allen Unsinnigen wenig damit gedient ist, wenn sie mit ihrem Unsinn für sich bleiben, und keine Gelegenheit finden, ihn andern Menschen „aufzudringen.“ (S. 128. 129.)

„Mit der Schellingischen Philosophie würde Hamlet „im Shakespeare seinen berühmten Monolog ganz anders „eingerichtet haben:

„Seyn oder Nichtseyn? — Das ist nicht die Frage! „Wer von der Reflexion abstrahirt, mit welcher die „Menschen ihre Göttlichkeit verkleben, der findet Seyn „und Nichtseyn Eins. Thörichte Sprache, vom Sprung „aus dem Leben in das Grab zu reden! Zwischen ihnen „ist kein Sprung; sie sind immer mit einander, in einander, und durch einander, an sich vollkommen dasselbe.“ (S. 130.)

 „Aber

„Aber diese absolute Identität des Seyns und Nichtseyns „sollte man doch erklären. — Erklären? Wer wollte er„klären? Sind wir nicht offenbar mit jeder Erklärung auf „dem Standpunkte der Reflexion? Ist dieser Standpunkt „nicht unphilosophisch? Es giebt nur eine Antwort auf diese „Frage: Seyn und Erkennen, Vorstellung und Gegenstand „sind absolut Eins, wie Ich und Nichtich. Würde man „diese Frage anders beantworten, z. B.: daß in mir die „absolute Identität des Subjekts und Objekts, des Seyns „und Erkennens sey; so wäre dieß Idealismus, der, wie „sein Gegensatz, der Realismus, weder absolut, noch an sich „wahr und gültig seyn kann." (S. 133.)

„Aber ich begreife das alles nicht. — Wer wollte „begreifen? vom Begreifen kann nur in der niedern Re„gion der Begriffe und des Verstandes die Rede seyn: in „der höhern Sphäre der Vernunft findet kein Begreifen „mehr statt. — Wie sollte man auch begreifen, da wo „kein Bewußtseyn mehr ist? Bewußtseyn hat der Mensch „nur in der Reflexion, durch welche Subjekt und Objekt „auseinander fallen. Auf den ursprünglichen Standpunkt „versetzt sich der menschliche Geist bewußtlos. — Zwar „reproducirt die Philosophie, nach Hrn. Schads Behaup„tung, jenen Standpunkt mit Bewußtseyn und absoluter „Freyheit, und stellt sich dann darauf. Wie das möglich ist, „bleibt wohl der Menschheit bis zur Erscheinung einer philo„sophischen reinen Gymnastik verborgen. Bis dahin muß „man sich an der Bewußtlosigkeit halten. Denn nach „Hrn. Hegel fordert die Spekulation in ihrer höchsten Syn„these des Bewußten und Bewußtlosen, auch die Vernich„tung des Bewußtseyns selbst, und die Vernunft versenkt „damit ihr Reflektiren der absoluten Identität, und ihr Wis„sen und sich selbst, in ihren eigenen Abgrund. Hier„aus erhellet, daß man in der Vernichtung des Be„wußtseyns, in dem Versenken der Vernunft, ihres Wis„sens und ihrer selbst, d. h. im absoluten Tode, am besten „mit der Schellingischen Philosophie philosophiert, und „ihr sonach alle Lebendigen nichts anhaben können." (S. 142. 143.)

Rec. kann nicht umhin, aus dieser lobenswerthen Schrift noch einige Stellen auszuheben. S. 11 wird der Unterschied zwischen der Kantischen, Fichtischen und Schellingischen Philo-

Philosophie treffend auf folgende Art dargestellt: „Dem „Kantischen Systeme wird alles subjektiv wider seinen „Willen. Fichte verbessert diesen Fehler dadurch, daß er „mit Vorsatz alles subjektiv macht. Eine unbegreifliche „Einschränkung der absoluten Subjektivität giebt ihm die „Objekte; bloße Negationen der Ichheit. Schelling macht „Subjekt und Objekt zu Negationen des Absoluten, wel„ches Absolute ihm in der Konstruktion vorhanden ist. Die„se Behauptung wäre richtig, wenn der Mensch Subjekt und „Objekt absolut konstruiren könnte: was uns unmöglich ist. „Wir stehen als erschaffene Wesen unter dem Geheimniß „der Schöpfung aus dem Nichts, des Wunders der End„lichkeit. Wir setzen uns der Natur entgegen, unser Den„ken dem Seyn, weil wir nicht im Stande sind, nach all„gemeinen Begriffen Sachen hervorzubringen, und Begriff „nebst Sache wirklich und wahrhaft durch die That in Eins „fallen zu lassen. Wir müssen umgekehrt das Allgemeine am „Besondern lernen und erkennen; sind selbst in der Kette „der Geschöpfe, ohne das Wie unsers Zusammenhangs mit „ihnen, unser Daseyn und Entstehen zu begreifen. Verse„tzen wir uns in die Rolle des Schöpfers: so vermögen wir „nichts, erkennen nichts, schauen nichts. Das Finden des „Geheimnisses der Schöpfung entdeckt uns, daß es ewig ein „Geheimniß bleiben muß, und das (vermeintliche) Finden „dieser Erkenntniß ist also ein Nichtfinden." — Sehr wahr! der radicale Fehler der neuen und neuesten Philosophie besteht darin, daß sie (weit mehr als der ältere Dogmatismus,) Dinge erklären will, die keine menschliche Philosophie zu erklären je im Stande seyn wird.

Begriff, Anschauung, Differenz, Indifferenz, Konstruiren, Polarisiren u. s. w., sind Hauptwörter in der Schellingischen Philosophie, deren Bedeutung sorgfältig und genau bestimmt werden sollte. Aber gerade bey diesen Wörtern und Begriffen herrscht die größte Verwirrung, wie der Vf. solches S. 31 – 39 durch auffallende Beyspiele zeigt. Es ergiebt sich unter andern (S. 36) das ganz sonderbare Resultat, daß, wenn man durch die höhere Abstraktion, aus der ursprünglichen Anschauung allen Begriff wegnimmt, jene dadurch frey, aber zugleich vollkommen blind wird. Mit dieser freyen, aber blinden Anschauung, fängt also Hr. Schelling seine Philosophie an, und will da-

durch hinter die bisher allen Philosophen verborgenen Geheimnisse kommen. „Wir erwachen," sagt er, „aus der intellektuellen Anschauung, wie aus dem Zustande des Todes, durch Reflexion." Wahrlich eine traurige intellektuelle Anschauung, bey der man sich im Zustande des Todes befindet; und, wie Rec. mit dem Verf. hinzufügt: „eine sonderbare Anforderung an den Menschen, der noch wacht und reflektirt, daß er durch den ersten Schritt zur Philosophie, die intellektuelle Anschauung, sterben soll. Wiederholt ihm auch der Künstler tausendmal, dieser Tod sey nur ein Scheintod; man solle durch ihn das Geheimniß des Lebens, das Geheimniß der Schöpfung, das Entstehen der Welt und unserer Selbst erfahren: so bleibt dennoch die Frage unbeantwortet: was erfahre ich eigentlich? — Ich erfahre: Das Leben ist hervorgegangen aus dem Tode, die Schöpfung aus dem Nichts; die Welt und wir selbst sind Geburten des Chaos, und das Wissen dieser Weisheit ist Philosophie! — Bewundere nicht länger, o Mensch! die Schöpfung und dich selbst: weihe dich durch blinde intellektuelle Anschauung, zu der jedes Geheimniß enthüllenden Vernunfterkenntniß." — Was der Verf. hier sagt, ist keine Konsequenzmacherey; diese Sätze sind das nothwendige Resultat der Schellingischen Philosophie; ja sie liegen in den Schellingischen Schriften unverhüllt und offen da. Und eine solche, (Rec. nimmt keinen Anstand, ihr diesen Namen zu geben,) scheußliche Philosophie ist auf einer deutschen Universität, Jahre lang der armen bethörten Jugend, die doch billig zum Besten der menschlichen Gesellschaft erzogen werden sollte, geprediget, und von ihr als große Weisheit angestaunt worden! — Ja der Lehrer solches Unsinnes ist jetzt auf eine andere Universität berufen worden. Der Erfolg wird seyn, daß die Jugend werden wird, wie im LXXVIIIsten Bande der N. Allg. D. Bibl. S. 13 ff. und S. 355 ff. zu ersehen ist.

Wie die Beweise, wodurch Hr. Schelling seine Behauptungen unterstützt, beschaffen sind, kann man sich leicht vorstellen: sie sind nichts als ein sophistisches Gewebe von Worten, wozu die verfeinerte Abstraktion den Stoff, und die selbstthätige Phantasie die Form giebt. So beweiset Schelling z. B. den Satz: „daß außer der Vernunft nichts, und in ihr alles sey," aus dem ganz willkührlichen

Begriff

Begriff von der absoluten Vernunft, als totaler Indifferenz des Subjektiven und Objektiven apagogisch folgendermaaßen: „Man setze, es sey Etwas außer der Vernunft: „so ist es entweder für sie selbst außer ihr; sie ist also das „Subjektive, welches wider die Voraussetzung ist: oder es „ist nicht für sie selbst auf ihr: so verhält sie sich zu jenem „außer ihr, wie Objektives zu Objektivem; sie ist also objek„tiv, welches abermals gegen die Voraussetzung ist.“ Nach dieser Art zu argumentiren, sagt der Verf. S. 42, ließe sich eben so gut beweisen: „daß in der Vernunft nichts, und „außer ihr alles ist. Denn das Seyn existirt nur im Ge„gensatze mit Denken, Realität im Gegensatze mit Idealität. Nun ist aber die Vernunft totale Indifferenz; also „kann jeder Gegensatz nicht in ihr, sondern nur außer ihr „in der Differenz statt finden. Denn man setze, es sey „etwas in der Vernunft: so ist es entweder für sie selbst in „ihr, und sie müßte sich ihm als das Subjektive entgegense„tzen; welches wider die Voraussetzung ist; oder es ist nicht „für sie selbst in ihr, folglich für ein Anderes, welches Sub„jekt wäre, und für welches sie Objekt würde. Allein dieß „ist abermals gegen die Voraussetzung. Es ist also nichts „in ihr, und alles außer ihr.“ Diese Kunst, Satz und Gegensatz, auf eine gleich-scheinbare Art zu beweisen, war (wie schon ein anderer, nun leider! verstorbener Rec. in der Allg. D. Bibl. bemerkt hat;) die des Eleatischen Zeno. Sie ist von Hrn. Kant in seinen Antinomien der reinen Vernunft erneuert worden. Hr. Schelling hat aber in dieser sophistischen Kunst alle seine Vorgänger übertroffen! —

S. 81 deckt der Verf. einen andern dialektischen Kunstgriff auf, durch welchen Hr. Schelling dem Leser unvermerkt das, was Anfangs nur Bild von der Sache war, als die Sache selbst unterschiebt. Schelling hatte sich nämlich der Linie bedient, um durch das eine Ende derselben, die Objektivität, durch das andere, die Subjektivität, und durch die Mitte, den Gleichgewichtspunkt, durch die ganze Linie aber, die Identität der Vernunft darzustellen. Daß dieses ein bloßes Bild und eine Versinnlichung der Schellingischen Vorstellungsart von der absoluten Vernunft ist, braucht wohl nicht erinnert zu werden; denn was hat übrigens die absolute Vernunft mit der geometrischen Linie ge-

 mein?

mein? Aber nun wird auf einmal, wie der Verf. S. 81 bemerkt, die Linie nicht mehr ein Bild von der Form des Seyns der absoluten Identität, sondern die Form selbst. Bild der Form ist also gleich der Form; der Schattenriß gleich der Person. —

Daß in der Schellingischen Philosophie alles auf ein Nichts hinausläuft, und daß der Verf. Hrn. Schelling gar nicht Unrecht thut, wenn er auf dem Titel seines Werkes, die Schellingische Philosophie die Philosophie des absoluten Nichts nennt, erhellet aus dem Bisherigen zur Genüge; denn was ist der Widerspruch anders, als Nichts? und wie kann die absolute Vernunft sich in einen Widerspruch auflösen, ohne selbst ein Widerspruch oder Nichts zu seyn? Der Verf. zeigt nun (S. 86 — 88, verb. mit S. 89.), daß dieser Nihilismus eine Folge von dem Mißbrauch der Abstraktion ist, die so weit fortgesetzt wird, bis durch kontinuirliches Wegnehmen, von einer Sache Nichts mehr übrig bleibt. Denn da das Nichts, man mag annihiliren was man will, immer sich selbst gleich ist: so sey es kein Wunder, daß in dem Schellingischen System alles einander gleich, Anschauung = Raum = Denken = Zeit = Vernunft u. s. w. ist.

Die diesem Werk angehängten drey Briefe von Hrn. Jacobi, sind in der bekannten geistreichen Manier des berühmten Verfassers, und ihre Lesung hat dem Rec. eine angenehme Stunde gemacht. Hr. Jacobi bestreitet eben so glücklich, als Hr. Köppen, das Schellingische System, und vertheidigt sich zugleich gegen das höchstungesittete Verfahren, das sich die Hrn. Schelling und Hegel in ihrem kritischen Journal gegen ihn erlaubt haben.

Eine Behauptung hat Rec. in dem Köppenschen Werke gefunden, mit der er nicht einverstanden ist, und gegen die er dem scharfsinnigen und wahrheitliebenden Verf. einige Bemerkungen mittheilen will, da ihm die Sache für die richtige Ansicht der menschlichen Erkenntniß von Belang zu seyn scheint. Der Verf. sagt S. 4.: „Alles Verallgemeinen, „alles Abstrahiren, hat seine Gränze, sein Ziel, von dem „nicht mehr abstrahirt werden kann. Jeder allgemeine Be„griff hat etwas Konkretes, worauf er sich bezieht. Ver„schwindet diese Beziehung: so ist er kein Begriff mehr.

„Wählt

„Wählt man nun für eine solche von Allem abstrahirende
„Abstraktion ein Zeichen, ein Wort: so scheint es, als ob et-
„was dadurch bezeichnet sey: im Grunde ist es aber nur das
„reine Wort, ohne Begriff, ohne Sache. Fängt die De-
„duktion mit diesem Worte an: so deducirt sie alle Begriffe
„und alle Sachen aus dem bloßen Wort allein, und liefert
„eine vollkommene Demonstration aus dem Höchsten a priori,
„aus dem Nichts." Hierin ist unstreitig etwas Wahres;
denn die Abstraktion kann allerdings, wie wir bereits mit
dem Verf. bemerkt haben, so weit getrieben werden, daß von
der Sache oder dem Begriff nichts mehr übrig bleibt, und,
wenn man alsdann gleichwohl noch philosophiert, man mit
bloßen Worten spielt. Rec. ist auch überzeugt, daß manches
philosophisches System in einem solchen Spiele mit Worten
besteht. Aber der Verf. scheint zugleich zu behaupten, daß
ein abstrakter Begriff, in so fern er nicht auf etwas Konkre-
tes bezogen wird, nichts ist, und daß das Wort, wodurch
man einen solchen Begriff zu bezeichnen glaubt, ein reines
Wort, ein Wort ohne Begriff und ohne Sache ist. Rec.
wird in dieser Meinung durch die Stelle S. 120 bestärkt, wo
der Verf. sagt: „Von dem Allgemeinen ausgehen, heißt
„nichts anders, als von der Sprache, von dem Wort
„ausgehen. Mit demselben Wort bezeichnen wir verschiede-
„ne Individuen; das Wort ist also allen diesen Indi-
„viduen gemein. Man kann also Worte nicht sprechen,
„nicht begreifen, nicht verstehen; die Sprache ist Bedingung
„unserer Begriffe und Urtheile. Allein jedes Wort steht zu-
„rück auf eine bezeichnete Sache, und seine Bedeutung
„muß im Besondern erklärt werden können. Ver-
„schwindet das Einzelne ganz: so hat kein Wort eine
„Bedeutung." Diesemnach wäre das, was wir abstrakte
Begriffe nennen, im Grunde nichts als Wörter; und nur
wenn diese Wörter auf gewisse individuelle Gegenstände bezo-
gen werden, erhielten sie einige Realität. Was wir z. B.
Ursache nennen, wäre also ein bloßes Wort, so lange wir
uns nicht z. B. die Sonne als den Tag verursachend; eine
Billardskugel als die andere stoßend rc. vorstellen. Nach
dem Rec. verhält es sich nicht so, und er begreift schlechter-
dings nicht, was es heiße: ein Wort ist mehrern In-
dividuen gemein. Das Wort Ursache bezeichnet an sich,
und ohne Beziehung auf ein konkretes Objekt, etwas in dem
menschlichen Geiste, das wir Begriff nennen. Zwar lag

 dieser

dieser Begriff ursprünglich in einem Bündel von Seelenmodifikationen, der Empfindung; aber er ist durch die Geistesthätigkeit, die wir das Abstraktionsvermögen nennen, aus dem Bündel herausgehoben worden, und hat nun eine Art von abgesonderter Existenz in der Seele, ob er wohl mit seinen ehemaligen Umgebungen noch immer in einiger Verbindung steht. So wie das Ganze der Empfindung sich auf ein Individuum bezieht; so bezieht sich der Begriff auf eine Bestimmung des Individuums, und diese Bestimmung wird als abgesondert, und zugleich als andern Individuen gemein gedacht. Daher dergleichen Begriffe in einer gewissen Hinsicht abstrakte, in einer andern, allgemeine Begriffe genannt werden. Diese Begriffe sind sonach nicht bloße Wörter, auch nicht bloße subjektive Formen des Gemüths, sondern sie beziehen sich auf gewisse Bestimmungen in den Objekten, und haben in so fern objektive Realität. — Daß sich hier nichts streng beweisen läßt, giebt Rec. gerne zu; aber seine Vorstellungsart ist doch nicht nur möglich, sondern sie stimmt auch mit den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes überein, und die menschliche Erkenntniß behält dabey ihre Realität. — Nach dem Verf. aber hätte z. B. der Satz: „alles was entsteht, hat eine Ursache seines Entstehens," keinen Sinn und keine Bedeutung, wenn wir uns nicht zugleich z. B. das Entstehen eines Baumes vorstellten. Daß nun unsere allgemeinen Urtheile auf solche Art versinnlichet werden, läugnet Rec. nicht; allein diese Urtheile haben, so wie die Begriffe, aus denen sie bestehen, ihren Sinn und ihre Bedeutung, auch ohne daß wir uns irgend ein sinnliches Objekt dabey vorstellen. Das Axiom: „Das Ganze ist größer, als einer seiner Theile," erhält nicht erst einen Sinn dadurch, daß ich mir den Finger als einen Theil der Hand vorstelle; es liegt vielmehr bey dem Urtheil: die Hand ist größer als der Finger, zum Grunde, und das letztere Urtheil erhält von ihm seine apodiktische Gewißheit. Wie könnten wir auch, wenn die Meinung des Verf. richtig wäre, solche allgemeine Urtheile gebrauchen, um Vernunftschlüsse zu bilden? Diese würden sich ja am Ende in bloße Wörter, also genau zu reden, in Nichts auflösen; und so würde es um unsere ganze Erkenntniß sehr mißlich aussehen.

Was der Verf. in dieser Hinsicht von der Mathematik sagt, scheint dem Rec. nicht durchgängig richtig zu seyn. „Ich „konstruire," heißt es S. 122, „ein Dreyeck für die Anschauung,

„schauung, und beweise seine allgemeinen, allen einzelnen „Dreyecken nothwendig zukommenden Eigenschaften, weil „ich alle mögliche Dreyecke auf dieselbe Weise konstruire." Hiemit ist Rec. vollkommen einverstanden. Nun fügt aber der Verf. hinzu: „es ist nicht das allgemeine Schema eines „Dreyecks, eine unendliche Figur (?), womit bewiesen wird, „sondern dieses bestimmte vor mir liegende Dreyeck. Eine „unendliche Figur ist unmöglich; und könnte ich nicht ein „endliches Dreyeck konstruiren: so würde dem Worte Drey„eck keine Sache, meinen Beweisen keine Anschauung ent„sprechen. Das endliche Dreyeck ist kein Abbild eines un„endlichen Dreyecks, etwa die einzeln erscheinende Form ei„nes allgemeinen Dreyecks an sich; sondern es ist die Sache „selbst, worauf sich unmittelbar der Begriff bezieht. Dem „Begriffe angemessen, konstruire ich das Individuum auf „der Tafel." Allerdings beweist der Geometer seinen Satz an einem bestimmten Dreyeck auf der Tafel, (dem Papier, im Sand 2c.) aber er beweist ihn nicht bloß von diesem Dreyecke; sondern sein Beweis geht auf alle mögliche Dreyecke, oder auf das allgemeine und in so fern unbestimmte Dreyeck, das der Verf. nicht ganz richtig ein unendliches Dreyeck nennt. Ein Dreyeck an sich giebt es freylich eben so wenig, als ein existirendes, substantielles Dreyeck; aber im Verstande giebt es ein Dreyeck, das keine bestimmte Seiten, keine bestimmte Winkel und keine bestimmte Größe hat. Mit diesem Dreyecke hat es eigentlich der Geometer zu thun, nicht mit dem Dreyecke auf der Tafel oder auf dem Papier, das ihm nur zur Erleichterung seiner Beweise dient. Diese Beweise gründen sich auch nicht auf irgend eine Bestimmung, die nur diesem angeschauten, auf dem Papier beschriebenen Dreyecke zukäme; sondern auf den Begriff einer durch drey Linien begränzten Figur. Man kann das, was Rec. hier Begriff nennt, mit Kanten eine Anschauung a priori nennen; aber alsdann muß man genau bestimmen, wie Begriff und Anschauung a priori unterschieden sind: welches weder von Kanten, noch von irgend einem Kantianer, aller an sie geschehenen Anforderungen ungeachtet, bisher auf eine befriedigende Art geleistet worden ist.

Wenn der Verf. S. 124 sagt: daß die philosophische Erkenntniß sich nie zur mathematischen Gewißheit erhe-

ben

hen werde, weil es unmöglich sey, Dinge hervorzubringen, wie wir Figuren hervorbringen: so ist das Letztere allerdings von den reellen Objekten in der Natur, aber keineswegs von gewissen Begriffen wahr, die eben so gut unsere Geschöpfe sind, als die geometrischen Figuren. Den Begriff, der durch das lateinische Wort parricidium ausgedrückt wird, hätte man bilden können, wenn es auch keinen Vater- Brüder- und andern dergleichen Mord gegeben hätte. Das hat Loke schon bemerkt. Dergleichen Begriffe, die wir, ohne irgend ein Original in der Natur vor uns zu haben, willkührlich, jedoch nach gewissen Regeln bilden, giebt es in den Künsten und Wissenschaften eine Menge; und wenn die allgemeinen Gesetze des Denkens auf sie angewendet, und etwas von ihnen bewiesen wird: so kann Rec. zwischen den Sätzen, die auf solche Art herausgebracht werden, und den Sätzen der Mathematik keinen wesentlichen Unterschied finden; nur daß freylich die Einfachheit und Präcision der mathematischen Begriffe, besonders aber die Möglichkeit, sie sinnlich und anschaulich darzustellen, das Raisonnement ungemein erleichtert. Loke hat daher mit Grund behauptet, daß sich die Moral mathematisch beweisen lasse; eine Behauptung, worin ihm weder von Leibnitzen, noch von Wolfen widersprochen worden ist.

Was der Verf. in der VIten Abhandlung über das Daseyn Gottes sagt, ist kräftig und schön gesagt, und wird gewiß auf jedes unbefangene Gemüth mehr wirken, als alles Wortgewebe, wodurch die neueste Philosophie die alte sophistische Lehre von dem ἓν καὶ πᾶν wieder aufzustutzen gesucht hat. Nur möchte Rec. die philosophische Ueberzeugung vom Daseyn Gottes nicht mit dem Verf. und Hrn. Jacobi einen Glauben nennen. Glaube beruht auf Zeugnissen und auf Autorität. Das hat der Verf. selbst gefühlt, indem er S. 188 sagt: „wir werden überzeugt, von dem Seyn der Natur durch das Zeugniß der Sinne; von dem Seyn Gottes „und unsrer Selbst durch das Zeugniß der Vernunft.“ Allein wir bitten den Verf. zu bedenken: Was ist denn das Zeugniß der Vernunft? Doch wohl nichts anders als vernünftige, d. i. aus dem Wesen der Vernunft geschöpfte Gründe; und wenn diese Gründe deutlich entwickelt und ordentlich vorgetragen werden, ein Beweis? Rec. begreift daher nicht, wie der Verf. Glauben und Beweis so scharf

von

von einander unterscheiden, und einen dem andern entgegensetzen kann, (ebendas.) Mag immer der Beweis, den die menschliche Vernunft für das Daseyn Gottes führt, den mathematischen Beweisen an Evidenz und Anschaulichkeit, vielleicht auch an Schärfe nachstehen; sollte er auch am Ende auf einen bloß analogischen Schluß hinaus laufen: so wird er nichts desto weniger ein Beweis genannt werden können; denn auch ein analogischer Schluß ist für eine so beschränkte Vernunft, dergleichen die menschliche ist, ein Beweis. Rec. gesteht aufrichtig, daß wenn man ihm mit dem Verf. bloß sagte: „Glaube an Gott, der ist, weil „er ist, den Unbegreiflichen, den Unbeweisbaren, so wie du „an dich selbst und das Daseyn einer sinnlichen Natur „glaubst;" (S. 188.) er hiedurch noch keine Ueberzeugung von dem Daseyn Gottes erhalten würde. Er würde nicht umhin können zu antworten: daß Gott ist, kann ich nicht bloß deßwegen glauben, weil man mir sagt, daß er ist; sondern ich möchte auch Gründe haben, es zu glauben. Die Unbegreiflichkeit und Unbeweisbarkeit Gottes aber kann kein vernünftiger Grund für mich seyn, sein Daseyn zu glauben; denn nicht das Unbegreifliche, sondern das Begreifliche ist der Gegenstand der Vernunft, welche bloß über das Begreifliche ein Zeugniß ablegen kann; und wenn ich an Gott glauben soll: so muß ich doch wenigstens etwas, (sollte es auch noch so wenig seyn) von Gott begreifen. Uebrigens bin ich von dem Daseyn Gottes nicht gerade so, wie von meinem eigenen Daseyn überzeugt; denn ich bin ein sinnlicher, Gott aber ein unsinnlicher Gegenstand: mein Daseyn erkenne ich unmittelbar durch Wahrnehmung, das Daseyn Gottes nur mittelbar durch Schlüsse. — Der Verf. sagt S. 195: „Gott ist der Erste; der Urquell alles „Werdens und Seyns; in ihm ist Wille und Vernunft; er „ist der Vollkommenste, Beste, Heiligste." Gut; aber so wissen wir doch etwas von Gott, und er ist wenigstens nicht ganz unbegreiflich für uns. Auch müssen wir, um das alles nicht blindlings zu glauben, Gründe haben, die uns die Philosophie deutlich entwickeln muß. Um eine Urvernunft anzunehmen, (ein ungemein passender Ausdruck von Gott, dessen sich auch unser Verf. bedient;) müssen wir einsehen, daß eine endliche und abhängige Vernunft nicht nothwendig, nicht ewig ist, weil nichts Endliches und Abhängiges nothwendig und ewig seyn kann, u. s. w. Wem diese und andere

Grund-

Grundsätze ungewiß, zweifelhaft, oder gar falsch sind; wer ihnen einen bloß regulativen, und nicht zugleich konstitutiven Gebrauch einräumt, von dem begreift Rec. nicht, wie er eine Urvernunft (und zwar nicht bloß in der Idee, sondern in der Realität,) glauben kann. — Kurz, der Philosoph beweise nur so weit er kann: es wird ihm immer noch genug zu glauben übrig bleiben.

Hd.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Versuch über den englischen Nationalcharakter, von F. von der Decken, Major im Königl. Kurhannöv. Generalstaabe, und Oberadjutant bey S. Königl. Hohheit dem Herzoge von Kambridge. Hannover, bey Helwing. 1802. 144 Seiten. 8. 15 gr.

Der Verf. behandelt in dieser kleinen Schrift folgende Gegenstände: Einfluß der Lage Englands; Einfluß der auswärtigen Verhältnisse; militärische Lage Englands; auswärtige Politik; Vertheidigungsanstalten; militärischer Charakter der Engländer; Einfluß der auswärtigen Verhältnisse im Frieden; Einfluß der Staatsverfassung; Einfluß des Nationalstolzes; Einfluß der Handlung; Einfluß der Erziehung; Einfluß der Religion; Einfluß der Sitten; die englischen Weiber; das gesellschaftliche Leben; Entstehung und Bildung der englischen Sprache; Charakteristik der Sprache; der Engländer als Redner; Zustand der Literatur; schöne Künste und Wissenschaften; Sinn für selbige; Einfluß des Klima's; Hang zu Sonderbarkeiten. Jeder dieser Gegenstände könnte Stoff reichlich liefern, um über ihn ein eigenes Buch zu schreiben. Der Leser kann also über so viele wichtige Vorwürfe in den wenigen Blättern nur allgemeine Bemerkungen über dieselben erwarten. Wer Archenholz, Küttner, Forster und Wendeborn über England gelesen hat, der wird hier keine reiche Ausbeute machen können. Indessen ist es doch angenehm, die Resultate über dieses merkwürdige Volk zusam-

zusammengedrängt zu finden; wenn man gleich nicht immer dem Urtheile des Verf. beypflichten kann, der zu gern sucht, jeden Flecken von dieser Nation abzuwischen, und eine Schönheit dagegen an die Stelle zu setzen. Der Verf. schließt sein Buch mit den Worten: „Die englische Nation wird einst „aufhören zu seyn; ist doch die Herrlichkeit des alten Roms „jetzt mit Schutt und Asche bedeckt. Auch das Schöne muß „sterben! — Aber später wird Britannien fallen, wie alle „gleichzeitige Staaten. Und wenn die unerbittliche Zeit „schon längst ihre Furchen über seine großen Schicksale gezo„gen hat: so werden seine Bewohner doch noch immer im „Andenken der spätern Nachwelt leben, während ewige Nacht „den größten Theil der Zeitgenossen begraben hält." Diese Stelle mag dazu dienen, dem Leser ein Beyspiel von der Art des Vortrags und der Vorliebe für die englische Nation zu geben.

Lm.

Der Prozeß gegen den letzten König von Frankreich, Ludwig XVI. und dessen Gemahlinn. Ein Beytrag zur Geschichte der französischen Revolution. Von D. E. L. Posselt. Erstes Bändchen. Nürnberg, bey Bauer und Mann. 1802. 33 Bog. gr. 8. 1 Rf. 12 Kr.

Dieses Werk, dessen Verf. zu den bewährtesten und sachkundigsten Historikern der neuern Zeit gehört, liefert einen sehr schätzbaren Beytrag zur genauern Kenntniß einer der interessantesten Perioden der französischen Revolution, vom 10ten August 1792, bis zum 21sten Jänner 1793, oder von Ludwig XVI. Suspension von der Königswürde bis zu seinem Tode.

Da seit jenem Zeitraume ein Jahrzehend verstrichen, und in demselben, durch den steten Wechsel der Meinungen und Parteyen die ganze Gestalt der Dinge völlig umgewandelt worden ist: so gewähre die getreue, aus den Quellen geschöpfte Geschichtserzählung einer der denkwürdigsten Begebenheiten unsers Zeitalters, vielseitige Belehrung, und angenehme Unterhaltung.

In

In der Einleitung wird ein kurzer Abriß von Ludwigs Regierungsgeschichte vor der Epoche der Revolution vorausgeschickt, bey welcher die bekannte, auch ins Deutsche übersetzte Schutzschrift des Grafen Lally Tolendal für den unglücklichen Monarchen zum Grunde liegt. Hierauf folgen die von Mailhe, Gohier und Valaze in ihren, dem Nationalkonvent erstatteten Berichten dem König gemachten Anschuldigungen, im Auszuge, nebst den wichtigsten, darüber statt gefundenen Debatten, welche die Entscheidung: daß Ludwig von dem Nationalkonvent gerichtet werden könne, zur Folge hatten. Hiernächst wird der, Namens der vom Nationalkonvent ernannten Kommission der Ein und Zwanzig, von Robert Linder erstattete Bericht, der als Einleitung zu der Anklagsurkunde gegen Ludwig XVI dienen sollte, seinem ganzen Inhalte nach, mitgetheilt, und hierauf das Verhör Ludwigs, welches seinem edlen Selbstbewußtseyn, und seiner unerschütterlichen Festigkeit so sehr zur Ehre gereicht, in extenso geliefert. Sodann folgt Deseze's vortreffliche Vertheidigungsrede vollständig, nebst den über die Fragen: ob? von wem? und wie? über Ludwigs Schicksal entschieden werden sollte, statt gefundenen wichtigen Debatten. Ein genaues Verzeichniß der Bestimmungen sämmtlicher anwesender Mitglieder des Nationalkonvents, und eine Nachricht von der mit einer Mehrheit von 27 Stimmen beschlossenen, und am ersten Jänner 1793 vollzogenen Hinrichtung des bedauernswerthen Schlachtopfers phantastischer Volkswuth macht den Beschluß.

Der Verf. hatte, wie in der Vorrede erzählt wird, schon im Jahr 1793 die Geschichte des vorliegenden Prozesses, die im Verlage des Buchhändlers Keck in Straßburg erscheinen sollte, beschrieben; die aber nicht in den Buchhandel kam, weil der Verleger französischer General ward. Die jetzt angezeigte Ausgabe hat beträchtliche Zusätze und Berichtigungen erhalten. —

Ein zweyter Band, welcher die Geschichte des Prozesses der Königinn Maria Antonie enthalten sollte, ist bis jetzt nicht erschienen.

T.

Leben Mohammeds des Propheten. Nach dem Französischen des *J. Gagnier*, mit Anmerkungen von *C. F. R. Vetterlein. Erster Band.* Köthen, bey Aue. 1802. 454 S. 8. ohne die Vorrede von 8 S. und dem Kupferbilde Muhammeds. 1 Rk. 6 gr.

Nach mehrern Lebensbeschreibungen Muhammeds, die im vorigen Jahrhundert erschienen sind, und nach so manchen schätzbaren Untersuchungen, welche besonders von deutschen Gelehrten in den neuesten Zeiten über den Charakter, Geist und Lehrbegriff des berühmten Arabers angestellt worden sind, wäre es wohl zu wünschen, und auch leichter als ehemals gewesen, daß eine ursprünglich deutsch geschriebene Biographie desselben aufgesetzt worden wäre, in welcher ihm eben so viel Gerechtigkeit wiederführe, als der wahre Begriff von ihm, für deutsche Leser historisch richtig und bestimmt angegeben würde. Allein wir Deutsche lieben einmal die Uebersetzungen, und es ist wenigstens zu loben, daß hier die Wahl auf das Beste von dieser Art gefallen ist. Das Werk des Gagnier ist viel zu bekannt und zu geschätzt, als daß wir nöthig hätten, es zu beschreiben oder zu beurtheilen Freylich muß der Uebersetzer selbst gestehen (S. 4 der Vorr.): „Daß man „diese Lebensbeschreibung nicht sowohl vor eine Entwicke„lung der Begebenheiten, wie sie sonst die strenge Geschichte „in Hinsicht auf Wahrheit und Gewißheit fordert, als vor „eine Darstellung der historischen Meinungen und Vorstel„lungen, die ein großer Theil des menschlichen Geschlechts „seit tausend und mehr Jahren von jenem merkwürdigen „Manne gehabt hat." Noch deutlicher könnte man sagen: es sey der historische Begriff vom Muhammed, den Muhammedanische Geschichtschreiber und Verehrer desselben hinterlassen haben, und den Gagnier aus ihren Schriften, ingleichen aus dem Koran mit aller historischen Treue kopirt hat. Es bleibt also immer nur eine einseitige Schilderung. Auch müssen wir hinzusetzen: daß, ohngeachtet der Ausführlichkeit dieser Lebensgeschichte, und der Vollständigkeit alles dessen, was zum charakteristischen Lobe des Helden gesagt werden konnte, doch nirgends eine genugthuende Beschreibung seiner Religion darinne vorkomme. Denn wenn Hr. V. versichert,

sichert (S. 7 der Vorr.), daß dieses Werk unter andern auch „als ein Abriß des Islams, der Lehren und Gebräuche der „muhammedanischen Religion, angesehen werden könne:" so gilt dieses nur von den allerdings häufigen Stellen, in welchen beyläufig Lehrsätze und Cerimonien dieser Religion aus den Vorschriften Muhammeds, und dem nach und nach bekannt gemachten Koran, beygebracht werden, wozu der Verf. noch in den Anmerkungen einige Ergänzungen beygefügt hat, z. B. S. 239: vom fünffachen Gebete der Muhammedaner. Aber etwas Zusammenhängendes und Ganzes dieser Art sucht man vergebens: wornach doch Leser, die den arabischen Propheten aus diesem Buche kennen lernen wollen, besonders begierig seyn dürften. Sonst ist die Uebersetzung mit Einsicht und Genauigkeit, doch dergestalt abgefaßt, daß Hr. V. hin und wieder den Vortrag des Verf. abgekürzt hat; am meisten in den Anmerkungen, wo sie ins Kleinliche fielen, und in der Einleitung, wo der genealogische Ueberfluß beschnitten werden mußte. Auch die, bey aller Verschiedenheit des Stoffs, immer gleiche Sprache des Originals hat er hie und da geändert. Die von ihm hinzugekommenen Anmerkungen sind nützlich; aber nur selten. Weggelassen ist auch, wie wir sehen, die lange Vorrede des Verf., die, da sie eine lehrreiche Kritik über des Grafen von Boulainvilliers historischen Roman vom Leben Muhammeds enthält (der sogar zum zweytenmal unter uns im Jahr 1785 ganz unnützer Weise übersetzt worden ist), wohl verdient hätte, im Auszuge hieher übertragen zu werden.

Mr.

Allgemeine Geschichte der Obstkultur, von den Zeiten der Urwelt an, bis auf die gegenwärtigen herab. *Erster Band.* Geschichte der Obstkultur, von den Zeiten der Urwelt, bis zu Konstantin dem Grossen. Von Dr. (Philosophiae) *Fr. Karl Ludw. Sickler.* Nebst einer genetischen Obstcharte und zwey andern Kupfern. Frankfurt a. M., bey Jäger. 1802. LXIV und 507 S. gr. 8. 2 Rg. 20 g.

Eine

Eine wirkliche Kulturgeschichte des Obstbaues, welche alle, in jeder Klasse von Schriftstellern aufgefundenen Nachrichten über die Entstehung, die Wanderungen und die Pflege des Obstbaums sammeln, diese in chronologischen Zusammenhang bringen, und also eine fortlaufende Darstellung der ursprünglichen Beschaffenheit der gesammten Obstpflege, nebst deren Wachsthum und dem Fortgange derselben giebt, war in der That ein großes Bedürfniß, dessen Befriedigung der Pomolog, der Alterthumsforscher und jeder gebildete Freund der Geschichte seines Geschlechts und der Erde wünschen mußte. Diese Aufgabe war aber in der That nicht leicht; denn sie forderte eine große Belesenheit in alten und neuen Schriftstellern, Kenntniß der Pomologie überhaupt, und eine ausdauernde Geduld, da so wenig vorgearbeitet ist. Hr. M. Sickler, der dem Rec. bisher nur aus einigen Aufsätzen in Hr. Prof. August's theolog. Blättern, und dessen theologischer Monatsschrift bekannt war, hat sich durch die Schwierigkeiten dieser Arbeit nicht abschrecken lassen, und sie rühmlich begonnen. Der erste vorliegende Band umfaßt die Urgeschichte und die alte Geschichte. Jene zerfällt in zwey Zeiträume: Von der (angeblichen) Erschaffung der Welt, bis zum Homerus oder bis zum König Salomo; — von da bis zu Alexander dem Großen. — Der erste Zeitraum der alten Geschichte beginnt mit Alexandern dem Großen, und geht bis zum Anfang des zweyten punischen Krieges; der zweyte, von da bis zum Augustus oder Virgilius, der den Landbau besungen hat, und der dritte von da bis zur Verlegung der kaiserlichen Residenz von Rom nach Konstantinopel; also bis 320 nach Christi Geburt.

Nach der Vorrede folgt eine nicht üble Idylle in Hexametern, der Fruchthain überschrieben; dann ein Verzeichniß der vorzüglichsten Schriftsteller, welche der Hr. Verf. bey diesem ersten Bande zu Rathe gezogen hat, welches sich aber wohl vermehren ließe. S. XXXIX theilt der Verf. den Plan und die Uebersicht des ganzen Werkes mit.

Die Einleitung (S. XLI.) setzt die fünf vorzüglichsten Punkte fest, auf welche bey einer Geschichte der Obstkultur Rücksicht genommen werden muß, und auf welche der Verf. auch in seinem Buche Rücksicht genommen hat. Ihr erster und nächster Zweck ist eine Darstellung und möglichst vollständige systematische Beschreibung aller einzelnen Obstsorten,

welche die Alten gekannt und verzeichnet haben; sodann muß sie angeben: wer jene Alten, jene Völker im Alterthume waren, von denen die Obstkultur vollkommen oder unvollkommen betrieben wurde; ihr dritter Hauptzweck ist eine historische Untersuchung des Ueberganges der mehresten, uns bekannten Obstsorten aus den Mutterländern, in andere zunächst gelegene, bis zu uns nach Deutschland; sie muß die wichtigsten Menschen aufzählen und würdigen, welche sich um die Obstkultur verdient gemacht haben, und endlich die vornehmsten Erfindungen der Pomologie historisch angeben. —

Die erste Periode beginnt mit dem Paradiese, welches der Verf. mit Recht nicht für eine erdichtete, sondern für eine wirkliche Fruchtgegend hält. Der Gan Eden in der Mosaischen Urkunde ist eine große, weit ausgedehnte Gegend, welche in Asien um das kaspische Meer herum lag. Diese wäre also das ursprüngliche Mutterland der Obstsorten. Vulkane, mit Erdbeben vermischt, verschlangen und zerrütteten jene Gegend. Diese Revolution kam von Morgen her, so, daß sie vom kaspischen Meere ausgieng, bis nach Armenien streifte, und die Menschen sodann nach Syrien verscheuchte. 1656 Jahre nachher, führte eine Erdrevolution durch Wasser die Nachkommen jener Menschen wieder in jene ursprünglichen Gegenden zurück. Jenseit des Gebirges Ararat (denn nur bis dahin, höchstens bis an die Gebirge des mittlern Kaukasiens, stieß jene Wasserfluth,) fand Noah den Weinstock, baute ihn, und lehrte den Saft auspressen. Der schwebende Garten der Semiramis bey Babylon zeugt von der feinen und sehr mechanischen Gartenkunst der damaligen Zeit. Hier die Schilderung, die uns Philo von Byzanz und Diodorus von Sicilien aufbewahrt hat. Zu Abrahams Zeiten findet man Wein in Palästina, und zu Josephs Zeiten in Aegypten. Doch darf man hier nicht wirklich gegohrnen Wein suchen, ja nicht einmal Most. Die Mosaischen Gesetze über den Obst- und Weinbau in Palästina, betreffen das Verhalten gegen fremde und eigene Weinberge. Bacchus Zug nach Indien, der Zug des Herkules nach dem Garten der Hesperiden, welchen Hr. M. S. in der Gegend des Uralgebirges oder des asiatischen Atlas findet. Die goldenen Aepfel, die er von dort her nach Griechenland brachte, sind vorzügliche Obstfrüchte, Pappelfrüchte, Quitten, und eine

gewisse

gewisse Art Eicheln, nach Hrn. M. S. die sogenannten grossen wälschen Nüsse. Fast zu umständlich für den Zweck dieses Buchs, redet der Verf. von den größern und kleinern eleusinischen Mysterien, einem Institute, das durchaus auf Beförderung des Ackerbaues, und die daraus hervorgehende sittliche Kultur des Menschen abzweckte.

Der zweyte Zeitraum der Urgeschichte, beginnt mit dem Homerus, der den Garten des Alcinous im Lande der Phäaker, den des Laërtes auf der Insel Ithaka, den Weinbau auf dem Schilde des Achilles schildert, und verschiedene Weinarten anführt, welche die damaligen Helden getrunken. Hier sogar die Beschreibung der Form der Trinkhumpen. Man sieht hier, daß man damals den Wein noch nicht in Fässern, sondern in irdenen Gefäßen aufhub; daß man schon den Wein durch ein langes Lager zu verbessern wußte, und Weinmuß kannte. Aus dem Hesiodus theilt Hr. M. S. die Stellen mit, wo von der Zeit der Beschneidung des Weins die Rede ist, und der Weinbau auf dem Schilde des Achilles beschrieben wird. Zwey Gesetze des Drakon, in Absicht auf die Verletzung der Obst- und Fruchtgärten, welche Porphyrius und Plutarchus aufbehalten haben. Zuletzt vom Obstbau in Palästina zu Salomo's Zeiten. Zu den hier gezeugten und gepflanzten Obstbäumen gehören, nächst dem Weinstock, der Maulbeerbaum, Feigen- Mandel- Granatäpfelbaum und die Nüsse. Unter dem Granatapfel findet Hr. S. unsere gute Pfirsche; die Beweise können hier nicht aufgeführt werden.

Der Verf. geht nun zur Beschaffenheit der Obstkultur in Griechenland zu Alexanders und seiner Nachfolger Zeiten fort. Aus Mangel an Nachrichten läßt sich nur im Allgemeinen behaupten, daß die Obstkultur in Griechenland bey dem Regierungsantritte Alexanders sich schon ihrer Blüthe näherte; dagegen kann man über den Zustand derselben nach Alexanders Kriegszug nach Indien etwas Bestimmteres sagen, da uns Aristoteles in seiner Schrift über die Gewächse, so wie in seinen Problemen, und Theophrastus in seiner Naturgeschichte der Gewächse, und in seiner Naturwissenschaft d. G. Nachricht geben. Von diesen Werken werden Auszüge, und auch eine Biographie des Theophrastus mitgetheilt. Das, was Aristoteles über die Bestandtheile des Baumes sagt, bestätigt die Vermuthung, daß jeder Obstbaum in seinem vollkommen

kommen wilden Zustande als Strauchbaum erwachse, und daß Kultur und Pflege ihm erst einen Stamm ertheilt habe. In ihm finden wir auch die älteste Nachricht von dem Fortpflanzen, Veredeln und Pfropfen der Bäume; aus ihm sehen wir, daß man sich schon zu seiner Zeit des Obstes statt des Nachtisches bediente, die Früchte theils in gut verpichten Gefäßen, theils in Spreu oder Heckerling aufbewahrte, die Kastanien bratete, die Feigen im Ofen dörrte, und in der freyen Luft trocknete. Aus dem Theophrastus und andern Quellen erhellt, daß man in der damaligen Zeit drey Hauptbirnensorten, eben so viele Aepfelsorten, die Pfirschen, Pflaumen, Mispeln, Kirschen, Korneliuskirschen, Spierlinge, drey Arten Feigen, Wein, Maulbeeren, Mandeln, wälsche- und Haselnüsse, Kastanien, Brombeeren und den Krategon (eine Art Mispel) kannte. Mit vieler Genauigkeit zeigt der Verf. S. 213 ff., wie die Alten in der damaligen Zeit ihre Fruchtbäume fortzupflanzen suchten, und was sie in letzterer Hinsicht für Begriffe von der Physiologie der Pflanzen hatten; welche Grundsätze sie bey der Bearbeitung des Bodens zum Behuf der Obstbäume befolgten, zu welcher Zeit sie ihre Obstbäume pflanzten; welche Vorsicht sie bey Anlegung von Pflanzschulen beobachteten, wie sie den Wein bauten und beschnitten, und was für Vorstellungen sie von den Krankheiten und schädlichen Einflüssen der Witterung ꝛc. auf das Wohl der Obstbäume hatten; zuletzt schließt der Verf. mit einer allgemeinen Uebersicht des Obstbaues in diesem Zeitraume. Unter den Griechen folgte keiner mehr der von obengenannten Schriftstellern gebrochenen Bahn, nur unter den Römern und zwar später erst wurde das Studium der Pomologie gewirkt, so wie nach mehreren Jahrhunderten in Konstantinopel. —

Im zweyten Zeitraume betrachtet nun der Verf. den Zustand der Obstkultur in Italien zu Kato's Zeiten, bis auf die Zeiten des Varro (S. 267 ff.). Von beyden Männern wird ebenfalls eine Biographie mitgetheilt. Kato zählt 6 Birnen-, 7 Aepfel-, 6 Feigen- und 4 Nußarten, 7 Weinsorten, 9 Olivensorten; aber er scheint nur eine Pflaumenart gekannt zu haben, die er überdieß nur ganz flüchtig erwähnt. Der Verf. redet nun von der Wartung und Pflege der Obstbäume zu Kato's Zeiten, von den Fortpflanzungsmethoden, vom Baumschnitte und der Pflege des Bodens um den

Baum

Baum herum, vom Weinbau, von der Weinpresse, über welche Meister in Göttingen 1764 eine ausführliche lateinische Abhandlung mit 3 Kupfern herausgab, in welcher er über die hieher gehörige Stelle des Kato (de re rustica c. 18.) kommentirte. Während des Jahrhunderts, welches zwischen Kato und Varro verstrich, hatte die Obstkultur bedeutende Fortschritte gemacht. Viele Schriftsteller hatten über die Landwirthschaft geschrieben; Varro nennt 58, von welchen wir leider! nichts mehr übrig haben, 2 ausgenommen, die nur noch sehr verstümmelt vorhanden sind. Ueber die einzelnen Geschlechter der Obstbäume sagt uns Varro nicht viel; dagegen berichtet er uns von der damaligen allgemeinen Verbreitung derselben über ganz Italien. Neue Birnen- und Aepfelsorten führt er nicht auf; obgleich gewiß ist, daß es damals schon mehrere derselben gab, auch keine Pflaumen. Nur einige wenige neuere Namen von Feigen erwähnt er; gedenkt aber zuerst der Zitrone (unter dem Namen des medischen Apfels), der Kirschen (welche der Diktator Lucullus im J. 680 aus Pontus nach Rom brachte), und 8 neuer Weinarten. Noch kommen tiburtinische Nüsse, schwarze und weiße orchitische Oliven vor, und der Name der wälschen Nüsse ist abgeändert. Von der Wartung und Pflege der Obstbäume, von den Fortpflanzungsmethoden, vom Weinbau und vom Einsammeln und Aufbewahren der Obstfrüchte, besonders des Weins, findet man S. 224 ff. Nachricht. Die aufzubewahrenden Obstfrüchte setzte man jetzt auch in Sand; und reife Früchte suchte man lange zu erhalten und widernatürlich zu vergrößern. In diesem Zeitraume kommen auch die Oporopolen (Obsthöcken) auf.

Herrlich war der Zustand der Obstkultur in Italien im dritten Zeitraume, welchen Hr. S. S. 239 ff. abhandelt. Die Pflege der Gärten war Hauptbeschäfftigung der römischen Edeln; die aber jetzt allmählig von der alten kriegerischen Thätigkeit dadurch zur Weichlichkeit geleitet wurden. Aus Virgilius zweytem Gesange über den Landbau, welcher bekanntlich den Wein- und Gartenbau zum Gegenstande hat, werden hier die wichtigsten Stellen nach Vossens metrischer Uebersetzung aufgeführt, so wie eine Inhaltsanzeige des dritten, vierten und fünften Buchs des Kolumella über den Landbau, seines besonders Buchs über die Bäume, in Rücksicht dessen Hr. S. der Schneiderschen Vermuthung

 folgt,

folgt, und ein Uebersetzung einer hieher gehörigen Stelle aus seinem Gedichte über die Pflege der Gärten; ferner eine Inhaltsanzeige des 14ten und 17ten Buchs der Naturgeschichte des Plinius, des Wirthschaftskalenders des Palladius, ein Verzeichniß der verloren gegangenen Schriftsteller über den Obstbau, (oder vielmehr über die Landwirthschaft überhaupt,) in diesem Zeitraume und der jetzt vorkommenden Obstsorten, welche so zahlreich sind, daß wir sie hier nicht anführen können. Bey dieser Gelegenheit zeigt der Verf., daß der erobernden römischen Republik, und den erobernden römischen Kaisern, laut den Annalen der Geschichte, das Verdienst gebühre, die Obstkultur im Allgemeinen mehr, als irgend ein anderes erobernde Volk der Erde befördert zu haben. Daß die Karthager für die Verbreitung des Obstbaues in Europa das nie hätten werden können, was die Römer wurden, erhärtet der Hr. Verf. theils aus dem politischen und häuslichen Charakter, theils aus der geographischen Lage der Karthager. Es ist erstaunend, wenn man bedenkt, wie viele neue Obstsorten in einer so kurzen Zeit angepflanzt worden sind. Man findet in diesem Zeitraume 56 verschiedene Birnsorten, gegen 30 Aepfelsorten (die Alten rechneten außerdem noch die Quittenäpfel, Pfirschen, punischen Aepfel, Speierlings- Zitronen- Jujuben- und Pfirschnuß-Aepfel unter die Aepfelsorten), 12 Pflaumen- 10 Kirsch- 32 Feigen- 3 Mispel- 2 Maulbeer- 3 Himbeer- und 2 Erdbeersorten, die Kornelkirschen, mehrere Nußsorten, 8 Oliven- und viele Weinsorten. Außer den Fortpflanzungsmethoden der Obstbäume und ihrer Pflege und Wartung, gedenkt Hr. S. auch der Anlage eines römischen Gartens in dieser Periode, nach der schönen Beschreibung, die uns Plinius d. j. in seinen Briefen (5, 6.) gegeben hat; S. 468 ff. redet er vom Weinbau, der in diesem Zeitraume mit noch größerer Sorgfalt betrieben wurde, als der Anbau der übrigen Obstfrüchte, und S. 478 ff. von der Benutzung der Obstfrüchte in ärztlicher Hinsicht, welchen die Alten in der jetzigen Periode einen sehr großen Grad von Heilkräften zuschrieben, besonders dem Weine, den Oliven- und den Quittenäpfeln; von den Nachbildungen der Obstfrüchte in Wachs, wo Hrn. Böttigers Aufsatz im Journale des Luxus und der Moden vom J. 1796: „über die Wachsfrüchte des Alterthums,“ benutzt worden ist.

Den Beschluß dieses ersten Theils macht ein pomologisches Hodegetikon zur Erklärung der beygefügten genetischen Obstcharte. Hier hat der Hr. Verf. nicht nur jede Stammsorte, und die Abart in ihr ursprüngliches Mutterland gesetzt; sondern auch den Weg anzugeben gesucht (was freylich oft unzuverlässig ist), welchen jede Stammsorte aus ihrem eigentlichen Mutterlande genommen hat, wo sie sich zur Abart gebildet, und von wo aus sie als Abart weiter verbreitet worden war. In der That eine sehr mühsame Arbeit, die als erster Versuch vorzüglich ausgezeichnet zu werden verdient, und zu weitern Aufschlüssen dienen kann. Dem Rec. war diese Ansicht überraschend und interessant. Die Obstarten sind jedesmal mit gewissen Zeichen bemerkt worden, so wie die vorzüglichsten Obstgärten der alten Welt. Eben so findet man die Wege, welche die Obstarten genommen haben, angegeben. Auf der Charte sieht man noch unten die Welttafel, die Hr. M. S. nach dem Verf. der Urkunde „Jehova Elohim" entworfen hat, und von welcher man in Hrn. Prof. Augusti's Monatsschrift eine umständlichere Entwickelung findet. Noch zwey andere Kupfertafeln enthalten neun Figuren, welche zur Erläuterung des Weinbaus der Römer dienen.

Das ganze Werk ist in seiner Art klassisch, und macht seinem Verf. Ehre; hie und da kommen auch mehrere eigene und neue Bemerkungen vor, welche eine sorgfältige Prüfung verdienen. Einige derselben aber werden wohl nicht leicht Beyfall finden. Eine Prüfung der vom Verf. angestellten geographischen Untersuchungen können wir hier nicht vornehmen, wir müssen sie dem Rec. der oben gedachten Monatsschrift überlassen; finden aber nach unserer Einsicht diese Idee sehr wahrscheinlich. — Aus dem Traume des ägyptischen Obermundschenken des Pharao ist S. 33 ff. für eine Geschichte des Weinbaus doch zu viel gefolgert; ob gleich das, was gefolgert wird, übrigens an sich nicht unwahrscheinlich ist. — Die Worte im Apollodorus (Biblioth. 2, 5, 9. 11.), παρὰ τȣ̃ Ἄτλαντος nimmt Hr. S. nicht, wie Heyne, für eine Glosse an, der bekanntlich nur einen Atlas, und zwar in Afrika statuirte. (S. 52, 54. ff.) — S. 116 leitet Hr. S. das Wort Pardeh (Paradies) von dem Wurzelwort parah her: „er hat viele Früchte getragen," und meint, aus diesem hebräischen Worte sey wahrscheinlich das griechische παράδει-

zug entstanden. — S. 351 behauptet der Hr. Verf., daß die Behauptung, daß die Römer ihre Trauben mit den Füßen gekeltert hätten, welche Voß zu Virgilius Landbau, B. 8, äußert, sich aus römischen Schriftstellern schlechterdings nicht begründen lasse. — Den Namen der Wallnuß, Juglans, erklärt er (Seite 439) für ein aus dem Griechischen Dios balanos übersetztes Wort. Die Sylbe Iu stehe statt Dios, denn bekanntlich werde der Name Iupiter im Lateinischen auch Dios-piter geschrieben; und statt balanos habe man das lateinische glans (Eichel) gesetzt. Diesen Namen habe man ihnen gegeben, weil sie zum vorzüglichsten Eichelgeschlechte gehörten. — Aus der Beschreibung, die Plinius von seiner villa ertheilt, muthmaaßt Hr. S. wohl mit Recht, daß die sogenannten englischen Parks dieser Schilderung ihren Ursprung zu danken haben möchten. Addison und Bako waren es, welche zuerst, und noch vor Kent den bessern Geschmack in der Gartenkunst einführten. Bako wieß bestimmt auf das Muster der Römer hin. — Daß der Name Aprikose, nicht Abrikose geschrieben werden sollte (S. 416), ist wohl außer Zweifel, man mag ihn für eine Verstümmelung von praecocia (mala) oder von epirotica ansehn. — Der Leser, der sich Mühe geben wollte, einzelne Stellen über die hier abgehandelte Materie aufzusuchen, dürfte wohl noch eine kleine Nachlese halten können; aber die erheblichsten hieher gehörigen Stellen, hat der fleißige Vf. angezeigt. Hin und wieder dürfte dem Vortrage mehr Kürze zu wünschen seyn; auch kommt Manches vor, was nicht nothwendig her gehörte. Der Styl ist im Ganzen korrekt; doch verträgt er hin und wieder die Feile. So heißt es z. B. S. 315: „Ungewiß ist es, wie lange er (Varro) daselbst (in „Gallien) geblieben sey; denn die Nachrichten — — sind „sehr ungewiß.“ Oder bald nachher: „Sein Leben be„schloß er im 88sten Jahre. — — So endete das Le„ben dieses — Mannes.“ Wer die letzten Worte lieset, sollte auch wohl glauben, der Verf. habe die letzten Lebenstage des Varro erzählt; aber davon findet man nichts. S. 59 steht ausgepichtet. Schade, daß sich mehrere Druckfehler eingeschlichen haben, die im angehängten Verzeichnisse noch nicht alle bemerkt, jedoch nicht von Bedeutung sind. Einige darunter scheinen Schreibfehler zu seyn. So kommt z. B. Lacktantius (S. 274 in der Note.); Rubricken (S. 478.); materia medika (ebendaselbst); Projecktion (S.

468.);

468.); schwürig (überall statt schwierig, von schwer); bewürken (statt bewirken, von Werk); Bachus (statt Bacchus); Ptolomäus; fünfzig, u. s. w., vor.

Wir haben nun noch zwey Theile zu erwarten. Im zweyten wird der Verfasser die mittlere Geschichte in zwey Zeiträumen abhandeln, nämlich von da an, wo dieser erste Band schließt, bis zu Karls des Großen Zeiten, und von da bis in die Zeiten der neuern Geschichte, zu Quintinye, dem neuen Schöpfer einer bessern Obstkultur, der das verflossene Jahrhundert beginnt. Im dritten Theile wird endlich die Geschichte der neuesten Zeit erzählt werden, die bekanntlich sehr fruchtbar an neuen und eigenthümlichen Erfindungen ist: von Quintinye bis Mayer oder Hirschfeld, und von da bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts, oder bis zu Christ und dem deutschen Obstgärtner vom Vater des Verfassers.

Ib.

Michael Ignaz Schmidts, Kaiserl. Königl. wirklichen Hofraths, u. s. w., Neuere Geschichte der Deutschen. Fortgesetzt von Joseph Milbiller, der Weltweisheit und Gottesgelahrheit Doktor, Kurpfalz-Baierischem wirklichen Geheimen Rath, und öffentlichem ordentlichen Professor an der Kurfürstl. Baierischen Universität zu Landshut. Zwölfter Band. Kaiser Karl VI. Vom Jahr 1715 bis 1740. Ulm, in der Stettinischen Buchhandlung. 1803. 364 S. gr. 8. ohne das Inhaltsverzeichniß auf 8 S. 1 Rk.

Auch unter dem Titel:

M. I. Schmidts Geschichte der Deutschen. Fortgesetzt von J. Milbiller. Siebzehnter Theil.

Wie man nach der Zeitbestimmung des Titels erwarten kann, wird hier zuerst, nachdem sich der vorhergehende Band mit der Vollstreckung der Rastadter und Badner Friedensschlüsse geschlossen hatte, der Krieg der Türken mit den

Vene-

Venetianern seit dem Jahr 1714 der Antheil des Kaisers an demselben, wie auch des Königs von Spanien, das Waffenglück der Kaiserlichen, und die unvermuthete Landung der Spanier in Sardinien, beschrieben. Alles nur kurz; aber freylich geht es der eigentlichen deutschen Geschichte wenig an. Sodann folgt S. 7 der Plan des Kardinals Alberoni, die ehemals zu Spanien gehörigen Staaten in Italien wieder zu erobern; der mißlungene Versuch, den englischen Prätendenten auf den Thron zu setzen; die Tripleallianz; die geheim. Friedenshandlungen in den nordischen Angelegenheiten auf der Insel Aland; die Landung der Spanier in Sicilien; die Quadrupleallianz; das Ende des Türkenkriegs; die mißlungene Verschwörung wider den Herzog, Regenten in Frankreich; der Sturz des Kardinals Alberoni, und der Beytritt des Königs von Spanien zum gedachten Bündnisse. Wiederum meistentheils für die deutsche Geschichte fremde Begebenheiten! In einem neuen Hauptstücke (S. 40 fg.) wird der Kongreß zu Cambray mit seinen Schwierigkeiten; das sonderbare Betragen der vermittelnden Mächte; die fortdauernde Uneinigkeit auf dem Kongreß, und das Vertheidigungsbündniß zwischen Frankreich, Spanien und Großbritannien. Mehr gehört in diese Geschichte, was S. 46 fg. nach den Aussichten zum Frieden im Norden, von dem Plan des Czars Peter von Rußland, in Deutschland festen Fuß zu fassen; von den Irrungen der Landschaft, besonders der Stadt Rostock und der Ritterschaft mit dem Herzoge Karl Leopold von Mecklenburg, erzählt wird; das Einrücken der Reichsexekutionstruppen ins Mecklenburgische; die Einnahme des Landes durch dieselben, auch die Wiedereinsetzung der Stadt und des Adels in ihre Rechte; worauf das Ende des nordischen Krieges folgt.

Doch wir wollen dieses ermüdende Verzeichniß des Inhalts von der Regierungsgeschichte Karls VI. nicht weiter abschreiben. Ein mittelmäßiger Kenner derselben weiß schon, was er hier darüber, auch selbst über die auswärtigen Verhältnisse, Verbindungen und Kriege dieses Kaisers, zu erwarten habe. Nur einige Bemerkungen des Verf., oder sonst merkwürdige Stellen seiner Geschichte wollen wir ausheben. Bey der pragmatischen Sanktion zeigt der Verf. (S. 80.) daß zwar Gründe aus der wesentlichen Beschaffenheit des Primogeniturrechts hätten angeführt werden können;

vermö-

vermöge welcher die Reihe in der Erbfolge nach Karls VI. Tode nicht die älteste seiner eigenen Prinzessinnen; sondern eine von den Töchtern seines ältern Bruders, des Kaiser Joseph I. treffen sollte. Allein Karl wollte schlechterdings den Vorzug hierinne seinem eigenen Geblüte einräumen. Zur Vertheidigung des berühmten hannöverischen Bündnisses gegen die Beschuldigungen des kaiserlichen Hofes, ist S. 103 fg. Mehreres beygebracht. Den Gang, den die Bemühungen des Kaisers nahmen, das deutsche Reich zur Gewährleistung seiner Pragm. Sankt. zu bewegen, hat der Verfasser besonders gut ins Licht gesetzt (S. 132.— 140). Wenn er aber S. 188 sagt, Karl VI. habe nicht voraus sehen können, daß Frankreich in Ansehung seiner Guarantie der Pragm. Sanktion nicht Wort halten würde: so ließ sich eine solche politische Vorhersehung, und noch mehr als diese, in der damaligen Lage des kaiserlichen Hofs gar wohl denken; am meisten alsdann, wenn er fortfuhr, die Blößen und die innerliche Schwäche seiner Erbstaaten an den Tag zu legen, ja sogar zu vermehren. Sehr richtig wird daher S. 204 fg. der übereilte Entschluß des gedachten Hofs, den Türken den Krieg anzukündigen, anstatt es bloß bey der traktatenmäßigen Hülfe an Rußland bewenden zu lassen, getadelt, ein Entschluß, der zu weiter nichts diente, als es noch heller als bisher zu machen, daß seine Staatskräfte auf lange Zeit hin zu einem Kriege nicht taugten; ja selbst durch Mißhelligkeit oder Ungeschicklichkeit seiner Feldherren unbrauchbar wurden. Von Karln VI. sagt der Verf. (S. 231.): „in „den ersten Jahren seiner Regierung, da der in Staatssa„chen, wie im Felde, gleich große Prinz Eugenius von „Savoyen alles lenkte, habe wirklich seinen Thron ein „gewisser Glanz umgeben; in der Folge aber, da die Ab„nahme der Geisteskräfte dieses Prinzen mit zunehmendem „Alter, und die Intriguen eifersüchtiger Höflinge, seine „Wirksamkeit gehemmt hätten, sey zugleich mit dem Glücke „auch das Ansehen von seinem Hofe gewichen. In so fern," fährt er fort, „als man diese Umstände in Betrachtung „zieht, möchte man wohl gestehen, daß es diesem Kaiser „an hinlänglichem Muthe, an Standhaftigkeit und Festig„keit des Geistes gefehlt habe, und daß er, zu schüchtern, „seiner eignen Einsicht zu folgen, zu Vieles fremder Einsicht „und fremder Redlichkeit überlassen habe, die er nicht hin„länglich kannte. Die Geschichte wird wenige Beyspiele,

oder

„oder gar keines aufweisen, daß die Höflinge jemals an ir-
„gend einem Hofe ihr Intriguenspiel so unverschämt getrie-
„ben haben, als unter Karln, besonders in seinen letzten
„Jahren geschah, wie die Geschichte des Belgrader Friedens
„unwidersprechlich beweiset. Aber freylich muß man dieses
„nicht so sehr auf Rechnung eines Mangels an Fähigkeiten
„des Geistes, als auf Rechnung seiner Erziehung schreiben. Ue-
„brigens fehlte es ihm nicht an Kenntnissen, die man Prin-
„zen an Höfen mitzutheilen für gut befindet." Diese Schil-
derung ist zwar nicht ganz vollständig; aber was sie enthält,
ist wohl unläugbar. Zur Bestätigung derselben führt Hr.
M. die Historie de mon tems par Frédéric II. an; Schir-
achs Biographie Karls VI. konnte er freylich dazu nicht
gebrauchen.

Im funfzehnten Buche, welches diesen Band be-
schließt (S. 232 fg.), wird Deutschlands Zustand während
des eben geendigten Zeitraums, nämlich vom westphälischen
Frieden, bis auf Karls VI. Tod, entwickelt. Hier fällt
zuerst das neue System des Gleichgewichts in Europa
in die Augen. Eigentlich war es nur das zu einer außer-
ordentlichen Macht emporstrebende Haus Oesterreich, welches
die Aufmerksamkeit der übrigen Mächte auf sich zog. Die
Uebermacht desselben zu hindern, war jetzt die Hauptabsicht
mancher Verbindung; der dreyßigjährige Krieg selbst wur-
de in seinen spätern Jahren deßwegen fortgeführt, und an-
statt daß sonst nur auswärtige Mächte darauf bedacht wa-
ren, vereinigte sich jetzt ein großer Theil der Deutschen selbst
mit jenen um dieses Zwecks Willen. Seit dieser Zeit fieng
die Geschichte Deutschlands an, mehr eine allgemei-
ne Geschichte der europäischen Staaten zu werden.
Aber das deutsche Reich verhielt sich dabey nur immer leidend.
Das Schlimmste war, daß die deutsche Nation ihre Schwäche
selbst gewissermaaßen beurkundete, indem sie von der Zeit an,
da sie sich in zwey Religionsparteyen getrennt hatte, diese
ihre innere Streitigkeit sowohl, als auch die Klagen des ei-
nen Theils gegen das Benehmen der Ferdinande in politi-
schen Dinge, durch fremde Mächte entscheiden ließ. Frank-
reich gewann insonderheit als Guarant des westphälischen
Friedens, den nachtheiligsten Einfluß auf das deutsche
Reich. Dieser Friede stellte nun zwey Parteyen von voll-
kommen gleichen Rechten als verfassungsmäßig auf; aber da-
durch wurde die Einheit des Staatskörpers auf immer zer-
rissen.

rissen, zumal durch das jus eundi in partes. So gründeten sich auch zwey Hauptgattungen von deutschem Staatsrechte: ein katholisch-kaiserliches, und ein evangelisch-reichsständisches; welches letztere aber auch unter katholischen Ständen Beyfall und Anhänger fand. (Durchaus ist dieses wohl nicht anwendbar. Die evangelischen Reichsstädte, und selbst manche Fürsten von dieser Religionsgesellschaft, haben gar oft die kaiserlichen Rechte hoch erhoben, um unter ihrem Schutze sicher zu seyn.) Großen Einfluß auf das neuveränderte Staatsrecht hatten besonders die Maximen des berühmten Buchs vom sogenannten Hippolithus a Lapide. Dieser kühne Schriftsteller stürzte endlich die Meinung, welche schon vorher hie und da bezweifelt worden war, als wenn das deutsche Reich eben eine solche Monarchie wäre, wie ehemals das römische Reich, und wußte dafür unter einem großen Theil der Deutschen die Idee herrschend zu machen, daß in Deutschland eigentlich eine aristokratische Regierungsform statt finden müsse; daß also das Reich über den Kaiser erhaben, und dieser dem Reiche verantwortlich sey, u. s. w. Ein Theil der darinne enthaltenen Grundsätze wurde selbst beym Schlusse des westphälischen Friedens angenommen. Das reichsständische Staatsrecht zerfiel bald wieder in zwey besondere Arten: in das kurfürstliche und fürstliche. Unter den neuen Erscheinungen, welche der gedachte Friede hervorbrachte, war auch diese, daß nunmehr selbst die Reichsstädte eine entscheidende Stimme zu führen bekamen, und von dieser Zeit an, ein besonderes Kollegium bildeten; ob sie es gleich nie dahin bringen konnten, daß man ihnen gestattet hätte, mit einem der beyden übrigen Kollegien, wenn es zu einem Konklusum, und zur Entwerfung eines allgemeinen Reichsgutachtens kam, die Mehrheit auszumachen. Jener Friede sicherte besonders, stärker als jemals, den deutschen Reichsständen das freye Stimmenrecht in allen wichtigen Angelegenheiten des Reichs, und die vollkommene Territorialhoheit in ihren Ländern. Der immerwährende Reichstag, der nun seinen Anfang nahm, war auch eine Veränderung von wichtigen Folgen; doch triumphirten manche deßwegen zu früh, als wenn dadurch die Freyheit Deutschlands wieder hergestellt sey. Dem Kaiser blieben jetzt außer der Oberlehnsherrlichkeit und der oberstrichterlichen Gewalt im Reiche, noch andere Rechte vorbehalten; z. B. verschiedene Privilegien zu ertheilen, und Standeserhöhungen vorzunehmen. Doch wurde nun

den Privilegien von höherer Bedeutung auch die Einwilligung der Kurfürsten nöthig. (Daß die Befugniß, Zölle im Reiche anzulegen, oder Münzstätten zu errichten, noch heut zu Tage nicht in der Landeshoheit liege, werden dem Verf. so uneingeschränkt nicht alle Publicisten zugeben.) Noch drangen zwar die Kaiser darauf, (wie im J. 1664, als der König von Dänemark Altona zu einer Stadt erhob,) daß keine neue Stadt ohne kaiserliches Privilegium angelegt werden dürfe; konnten aber damit nicht durchdringen. Die Einführung der oft von den Kaisern neukreirten Reichsfürsten ließen die Kurfürsten und altfürstlichen Häuser nunmehr nicht ohne gewisse Bedingungen zu. Mißbräuche, die aus der Ausübung der kleinern Komitiven flossen, wurden nun abgestellt. Die Schlüsse vom Jahr 1711 über die Wahlkapitulation, und über die Wahl eines römischen Königs, bestimmten auch diese Angelegenheiten genauer als vorher. Ueber das höchst parteyische Betragen des Reichs-Kammergerichts gegen die Protestanten im 16ten Jahrhunderte, lehrt wohl die Geschichte etwas mehr, als der Verf. S. 271 fg. nur muthmaaßt. Ueber die fortdauernden Mängel dieses Reichsgerichts, und des kaiserlichen Reichshofraths, gute Bemerkungen: so auch über die Policeyanstalten im deutschen Reiche. Wenn S. 295 gesagt wird: der Religionseifer der Evangelischen hätte sich sogar auf die Zeitrechnung erstreckt, und sie hätten geglaubt, ihre Religionsfreyheit zu verletzen, wenn sie eine von dem Papste herrührende Verbesserung der Zeitrechnung annehmen würden: so muß dieses so berichtiget werden: Sie nahmen den Gregorianischen Kalender darum nicht an, weil er ihnen als eine päpstliche Vorschrift aufgedrungen werden sollte. Wir übergehen, was vom Zustand des Münzwesens, von den Sitten der Deutschen u. dgl. m. angemerkt wird, weil es schon in andern neuern Schriften befindlich ist. Daß der Sektenhaß zwischen beyden Religionspartheyen sich in diesem Zeitraum um nichts vermindert hat, wird besonders von dem Schulmäßigen und Steifen der damaligen Gelehrsamkeit hergeleitet (S. 335). Es konnten aber auch noch andere Ursachen angeführt werden.

Wir wünschen dem einsichtsvollen Verf. allen nöthigen Muth, um auch den neuesten Zeitraum der vaterländischen Geschichte gleich frey und richtig beschreiben zu können.

Wn.

Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien, herausgegeben von D. Georg Christian Knapp, ordentlichem Professor der Theologie u. s. w. Halle, im Waisenhause. 1803. Neun und funfzigstes Stück. VIII Seit. und von Seit. 933 — 1025. 4. 6 gr.

I. Nachricht von einigen Begebenheiten bey der englischen Mission in Tanschaur 1798 — 1800. Diese von dem sel. Schwarz gestiftete Gemeine, wird nach seinem Tode von den Hrn. Kohlhof und Holzberg besorgt. In dem Jahre 1800 hat sie einen beträchtlichen Zuwachs bekommen, obgleich 12 Personen zur römischen Kirche zurückgekehrt sind. Daher denn auch unter den Regeln, die das äussere Betragen der Christen betreffen, verboten wird, in eine römische Kirche zu gehen. Da Herr Jänicke, ein Missionar, an dem Bergfieber, welches auf den Gebirgen um Samulcotta, die Golconda von den englischen Circars trennen, endemisch ist: so ist Herr Pätzold dadurch veranlaßt worden, es zu beschreiben, mit Hülfe eines Arztes. II. Hrn. Pohle Tageregister 1800 in Tirutschinapalli meldet oft Unterredungen der Katecheten mit den Heiden. Es wurden aber doch nur 8 Heiden und 1 Muhammedaner getauft. III Hrn. Gericke's Reise nach Tanschaur und andern Christengemeinen in Süden 1800. Er predigte in malabarischer, portugiesischer und englischer Sprache an mehr Orten. Daß die, welche am wenigsten mit Europäern und europäischen Lastern bekannt, am fähigsten sind, das Christenthum anzunehmen, ist eine Bemerkung, die der Aufführung der Europäer keine Ehre macht; die uns aber sehr wahr zu seyn scheinet. Interessanter als diese Reise ist IV. Hrn. Rottler's Tagebuch 1800 vorzüglich durch die botanischen Bemerkungen. In den Unterredungen, die er auch mit Brahmanen hielt, wurde immer mit Bestreitung der heidnischen Götterlehre der Anfang gemacht. Muß nicht dieses Polemisiren in den Eingebornen einen Widerwillen gegen die Mission erregen? und würde man nicht die Gemüther leichter gewin-

nen, und für die Lehren des Christenthums empfänglicher machen, wenn man es von der liebenswürdigsten Seite, von der moralischen, zuerst zeigte? V. Hrn. Gericke's Reise nach Nagapatnam, Tanschaur und Tirutschinapalli, April und Mai 1801. Kurz und wenig unterrichtend. VI. Bericht von der dänischen Mission zu Trankenbar 1801. 1802. Sie gehört zu den merkwürdigsten die man kennt. Durch sie sind die Missionen in Madras, Cudelur, Tirutschinapalli, Tanschaur, Palejamkodtey, und selbst in Bengalen entstanden, und in Süden bis Kap Comorin ausgebreitet. Bloß in den Trankenbarischen Kirchenbüchern sind 20000 Getaufte verzeichnet, bey den übrigen Missionen vielleicht noch mehr. Noch mehr würden für das Christenthum gewonnen werden, wenn es nicht an Lehrern fehlte, die vornehmlich bis Kap Comorin hin eine reiche Aerndte würden halten können. Durch die Besitznehmung der Engländer von Trankenbar den 13ten Mai 1801 litten zwar die Kaufleute und Garnison; allein die Mission wurde von dem englischen Kommendanten mit Achtung behandelt, und in ihren Geschäfften nicht gestört, vielmehr unterstützt. In der Druckerey wird an dem verbesserten portugiesischen Gesangbuche gedruckt, und die Tamulische Uebersetzung der Millerschen biblischen Geschichte ist abgedruckt. VII. Briefe der Missionarien zeigen von den geringen Fortschritten, die das Christenthum macht; aber auch von der Hoffnung eines größern Glanzes, welche jene in dem Herausgeber, und dieser in den Wohlthätern der Missionen zu ernähren suchen. Von dem Kriege der Pulligars mit den Engländern, nachdem diese Truppen nach Aegypten gesandt hatten, findet man S. 1006 u. f. lesenswürdige Nachrichten. Der junge Tanschaurische König zeiget viele Hochachtung gegen die Missionarien und das Geschäfft, welches sie treiben; darf aber aus Furcht vor den Brahmanen nicht zur christlichen Religion übertreten. In dem Jafanapatnamschen Lande sind 138904 protestantische Christen, 9628 Katholiken, 11642 Heiden, 36 protestantische Kirchen, 36 Schulmeister, 544 Schulkinder. In Ceylon sind weit mehr Christen als in Trankenbar, weil sich das holländische Gouvernement die Ausbreitung des Christenthums sehr angelegen seyn ließ, und der englische Gouverneur North ein gleiches thut. Daß die meisten Namen-Christen sind, gesteht der Briefsteller; glaubt aber, es sey doch im Ganzen vortheilhaft, wenigstens für die

die Nachkommen. Als die Briefe abgiengen den 12ten Februar 1802, war Trankenbar noch nicht an die Dänen zurückgegeben, indeß die Nachricht von dem zwischen Dänemark und England geschloßnen Frieden schon angelangt. Das Verzeichniß der Missions-Wohlthaten füllet 8 Seiten. Aus dem Würtembergischen liefen ein 535 fl., eine unbekannte Gönnerinn schenkte 100 Thlr., eine Demoiselle vermachte 62 Thlr., aus Wernigerode von hoher Hand kamen ein wenigstens zweymal 6 Louisd'or u. s. w. Da die Missionarien in Ostindien mit denen auf dem Kap der guten Hoffnung korrespondiren, welche von der Missionssocietät in Rotterdam abhängen; so werden bey der Aussicht, daß die Mission sich noch weiter ausbreitet, vielleicht inskünftige der Wohlthaten noch mehr werden. Könnten nicht aber oft die Nachbaren mit allem Recht die Wohlthaten in Anspruch nehmen, die in so entfernte Länder zur Bekehrung eines Volks, das mit Deutschland in keiner Berührung steht, und von welcher Bekehrung wir nur einseitige Berichte haben, geschickt werden?

Fa.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Neue Reiseabentheuer, herausgegeben von C. A. Fischer. Posen und Leipzig, bey Kühn. 1803. Drittes, viertes und letztes Bändchen. Jeder Band von 318 Seit. 12. 2 Rß.

Der Inhalt beyder erster Bändchen ist unlängst erst, und vielleicht genauer angezeigt worden, als die Unerheblichkeit der obenein sehr flüchtigen Kompilation es nöthig machte. Da es mit vorliegenden zwey Abtheilungen keine bessere Bewandtniß hat; von nichts nämlich als glücklich überstandnen, hier größern, dort kleinern Gefahren darin erzählt wird, auch wohl von solchen Wanderungen nur, wo gar nichts zu fürchten war, glaubt Rec. für jetzt sich ganz füglich etwas

kürzer fassen zu dürfen. So wie in den ersten Theilen, sind auch in den beyden letzten, mit Ausnahme zweyer Deutschen, es nur Franzosen und Engländer, die von den sie betroffenen Unfällen durch's abkürzende Organ unsers Landsmanns den Leser unterhalten, und daß, wenn es auf Abentheuer zur See ankommt, der Britte am häufigsten dergleichen zu bestehen habe, kann man sich vorstellen.

Im 3ten Bändchen erscheinen jedoch nur zwey Erzählungen, worin eigentliche Engländer das Wort führen, und die eine datiert schon vom Jahre 1631, wo der Schiffskapitain James zu Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt von Bristol ausgelaufen war; bald aber zwischen Eisgebirgen hängen blieb, und von Glück zu sagen hatte, auf einer unwirthbaren Insel der Hudsonsbai überwintern zu können. Weit schrecklicher war das Schicksal des Kap. Coxon, der im Jahr 1783 an der afrikanischen Südküste strandete, und mit dem geretteten ansehnlichen Theile der Schiffsgesellschaft auf dem festen Lande gegen so vieles Ungemach zu kämpfen fand, daß nur ihrer 6 die holländischen Niederlassungen beym Kap erreichen konnten; von denen aber, die einen andern Weg eingeschlagen hatten, in der Folge gar nichts weiter in Erfahrung gebracht wurde. Im 4ten Bändchen kommt an die Engländer Willson, Shaw und Harrison die Reihe, deren Leiden gleichfalls auf dem Meere anhoben, und zum Theil auch auf dem Lande noch, bald mehr bald weniger fürchterlich fortdauerten. Nur als Lückenbüßer sind die Geschichtchen der 3 Nordamerikaner Johannot, Ledyard und Paul Jones anzusehn; wovon der erste, ein geborner Franzos wie es scheint, im Jahre 1791 aus den Klauen der äußerst erbitterten Gränzindianer sich dennoch durch seine Geistesgegenwart rettete; der zweyte als einer der rastlosesten Beinstrecker auf Gottes Erdboden bekannt war; hier aber wenig Anderes von sich hören läßt, als was man längst in allen Zeitungen las; und der dritte als höchstentschloßner Seeräuber Lärm genug gemacht hat, ohne daß man über die Individualität des tollkühnen Menschen nähern Aufschluß erhält. Auf etwas Befriedigenderm, den so eben erwähnten Ledyard betreffend, war Rec. um desto neugieriger, da ein Subjekt, das nichts als Mühseligkeiten aufsucht, und nur Athem schöpft, um neuen die Stirne zu bieten, doch wirklich für ein psychologisches Kuriosum gelten kann! — Die schlechte

Justiz-

Justizpflege, die Herr Barollet, ein zu Yarmouth ansässiger Schweizer, 1783 zu Brügge in Belgien fand, wo man ihn für einen andern kurz vorher entsprungenen Mörder hielt, und lange im Kerker schmachten ließ, kennt man längst schon aus mehrern Zeitblättern, die mit Anzeige solcher Justizmorde sich befassen.

Die übrigen der in den beyden Theilchen aufgeführten 24 Reiseabentheurer und ihre Gefährten, sind — den Herausgeber selbst ausgenommen — insgesammt Franzosen; worunter denn wieder Revolutions-Flüchtlinge und Deportirte den meisten Raum einnehmen. Wem aber sind die Schicksale eines Louvet, Aymé ꝛc. unbekannt? als mit deren Geschichte die Helden selber äußerst freygebig und beredt uns längst schon bewirtheten. Auch die Beschwerlichkeiten, wogegen die armen Tanten des noch unglücklichern Ludwigs XVI. auf dem adriatischen Meerbusen zu kämpfen gehabt, fanden hier Platz. Nicht weniger die Abentheuer der vorgeblichen Prinzessinn von Bourbon-Conti, womit vielleicht den Bewunderern des deutschen Dichters gedient seyn wird, der dieses sonderbare Gemisch von Fabeley und Geschichte zur Grundlage eines sehr weitschichtigen Trauerspiels, wie es heißt, brauchen will. Die Widerwärtigkeiten, wodurch den nach Holland ausgewanderten Franzosen in den Jahren 1794 und 1795 ihr dasiger Aufenthalt noch mehr verbittert wurde, sind gar in drey Abschnitte versponnen, und helfen so mit ganze 60 Seiten füllen. Das Meiste läuft hier auf Beraubungen hinaus, oder Zufälle, woran der kalte Winter Schuld war, von dem man anderwärts auch zu leiden hatte, ohne sich einfallen zu lassen, dramatische Darstellungen daraus zu machen. An Franzosen, die bey Seefahren oder auf beschwerlichen Landreisen doch nirgend außer der Acht lassen, ihren werthen Personen den in's Auge fallendsten Standort auszumitteln, fehlt es eben so wenig; z. B. die Herren Brisson, Mechin, Boissy, oder der berühmte, jetzt sehr bejahrte Orientalist Anquetil du Perron, der auf der Wanderschaft durch Bengalen kein Bedenken trägt, uns beyläufig den merkwürdigen Umstand anzuvertrauen, daß seine Figur einer schönen Hindostanerinn nicht zu mißfallen geschienen, und von ihr öfters mit vieler Zärtlichkeit sey betrachtet worden!! Recht französisch benahm sich auch die schöne junge Dame Chevreau, die in dem entscheidenden

Augenblick, wo sie auf einem Flosse sich an's Land retten soll, erst ihre Toilette macht, und sich in ein leichtes Deshabillé wirft; dagegen aber auch auf der glücklich erreichten Neger-insel das Herz des Oberhaupts sogleich erobert, und jede ihren Reitzen zukommende Huldigung empfängt. Engländerinnen wären hier aus einer Ohnmacht in die andre gesunken, und wie unsre Landsmänninnen sich dabey benommen hätten, mag der Himmel wissen! — Aus der vorletzten Erzählung, die Wandrer in den Pyrenäen betitelt, erwachsen deren zwey; wovon die erste so gut als nichts enthält, die andre hingegen einen Gaskogner zum Besten giebt, und von seiner Bärenjagd windbeuteln läßt. In der letzten von allen tritt der Herausgeber selbst auf, und berichtet, wie die französischen Ohne-Hosen ihm mitgespielt, als er im Jahre 1793 sich von Basel aus ohne Paß in die Gegend von Hüningen verirrt gehabt, und da wirklich eine Nacht aushalten müssen. Aber auch schon im 2ten Bande der Girtanner'schen Annalen hatte, wie er selber gesteht, der im Grunde sehr unbedeutende Vorfall einen Lückenbüßer abgegeben!

Zwar weht eine dem Landsmann nicht abzusprechende Lebhaftigkeit durch alle vier Bändchen, und kommt daher auch den von ihm besorgten Auszügen und Abkürzungen zu Statten; sauer indeß kann die Arbeit ihm auf keine Weise geworden seyn; denn nach neuen Wendungen in Darstellung und Vortrag, die bey am Ende auf einerley hinauslaufenden Gegenständen sehr willkommen gewesen wären, hat er so wenig sich umgesehn, daß z. B. die schon im ersten Bändchen lästig werdende Anfangsformel: Es war den und den Tag, als dieß oder jenes geschah — vielmehr durch alle 4 Theile immerfort wieder zum Vorschein kommt. Nirgend ferner die mindeste Anzeige der vom Epitomator besuchten Quellen; was, bey mancher Erzählung wenigstens, dem Leser doch gar nicht gleichgültig seyn würde. Für dergleichen, überdieß mit so arger Papierverschwendung gedruckte bloße Auszüge nun 4 Thaler bezahlen zu sollen, ist und bleibt eine Zumuthung, die durch den eigentlichen Werth der hier gelieferten Waare nur sehr unzureichend gerechtfertigt wird.

Rk.

P. S.

P. S. Pallas, Russisch-Kaiserlichen wirklichen Staatsraths und Ritters, Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reichs, in den Jahren 1793 und 1794. Zwey Bände mit Kupfern und Charten. Leipzig, bey Martini. 1803. Erster Band. XVI und 463 Seit. Zweyter Band. IV und 460 Seit. gr. 8. 9 Rg.

Eine wohlfeilere Ausgabe der in dieser Bibliothek schon angezeigten ersten theuern Ausgabe in Quarto!

Mm.

Gelehrtengeschichte.

Lebensbeschreibungen berühmter Reformatoren. Leipzig, bey Voß und Komp. 1803. Achter Band. VIII und 128 Seit. 8. 12 gr.

Auch mit dem Titel:

Leben Ulrichs von Hutten. Mit seinem von Endner gestochnen Bildnisse.

Aus der Feder eben des A. G., der sich am Schatten des vortrefflichen Erasmus (s. 77. Bd. unsrer N. A. D. Bibl.) unlängst so grob versündigte; seitdem auch so wenig zur Resipiscenz gekommen ist, daß er vielmehr schon im Vorbericht seines neuesten literarhistorischen Pamphlets diese Frechheit, wo möglich, noch weiter treibt, mit seiner Unbesonnenheit obenein groß thut, und wenn im Verfolge der Erzählung auf den verdienstvollen Ausländer die Rede fällt, gar keinen Anstand nimmt, noch immer mit Grobheiten um sich zu werfen, wie S. 115: „Doch dieser unmännliche Feigling, der „sich nie über sein jämmerliches und verächtliches Selbst „erheben konnte, dieser Bube in der Haut, wie ihn der „göttliche Luther späterhin nannte," (und Herr A. G.

dem göttlichen Hitzkopfe nachzuschreiben sich nicht schämt!)
zeigte sich auch jetzt in seiner ganzen Schmählichkeit." —

Ueberhaupt ist nicht wohl abzusehn, wem mit einer neuen Lebensbeschreibung Hutten's, die weder Unbekanntgebliebenes nachzuweisen hat, noch Bestrittenes aufklären hilft, oder durch höher genommenen Standpunkt, und meisterhaftere Darstellung sich empfiehlt, eigentlich gedient seyn kann, oder gedient werden soll? denn das Aushängeschild: ein Lesebuch für den Bürger, ist nunmehr ganz weggeblieben. Zwar hebt Herr A. G. seine Prunkrede gleich mit dem abgenutzten Kunstgriff an, trotz aller, zum Theil schätzbarer Bemühungen der Vorgänger, sey Hutten noch lange nicht bekannt und geschätzt genug; gerade hierdurch aber legt er seine Kurzsichtigkeit, um nicht Unwissenheit und Eigendünkel zu sagen, auf's Handgreiflichste an den Tag; denn wirklich ist seit einem Jahrdutzend, oder etwas drüber, für's Andenken des muthvollen, jedoch abentheuerlichen Ritters weit mehr geschehn, als für hundert Andere, die wohl eben so viel Anspruch auf unsre Erkenntlichkeit zu machen hatten. Auch für alle Klassen von Lesern ist hierbey, und das überflüssig gesorgt worden; und wenn Herr A. G. dennoch in dem Wahne steht, erst durch seine Behandlung den Gegenstand in das ihm gebührende Licht zu stellen, und darin für immer zu sichern: so hat er diese Eigenliebe freylich mit tausend Schriftstellern gemein; macht sich aber dadurch nicht weniger lächerlich. Schon der pomphafte Ton, womit in vorliegender Deklamation durchaus gesprochen, am Helden des Stücks gar kein Flecken geduldet, Vieles, woran H. offenbar nur entfernten Theil gehabt, zum Werke desselben gestempelt, und Jeder nicht ohne Grund anders denkende auf's schnödeste behandelt wird, muß dem noch unbefangnen Leser, ja dem unwissendsten selbst, es fühlbar machen, daß eine solchergestalt sich ankündigende Biographie unmöglich Zutrauen oder Beyfall verdiene.

Wenn übrigens, und das seiner eignen Anzeige zufolge, in Rücksicht auf's bloß Historische Herr A. G. an die Sammlung des Prof. Meiners sich hielt: so hat er daran ganz wohl gethan; weil hier sich Alles für den Deklamator auf's Bequemste zusammengestellt fand. Seit der Arbeit des Göttingischen Gelehrten sind aber, Huttens Geschichte betreffend, der Umstände mehrere von neuem in's Auge gefaßt,

faßt, und zum Theil mittelst neu entdeckter Urkunden in ein ganz anderes Licht gesetzt worden, wovon unser hochfahrender Panegyrist und Preisausspender gar nichts zu wissen scheint! Z. B. des Ritters Schriftstellerversuche; die wahren Verhältnisse, worin der vom Herzoge von Würtemberg ermordete Johann Hutten mit diesem Fürsten gestanden; so wie der eigentliche Zeitpunkt, worin Ulrichs H. letzte Reise nach Italien, und die Erscheinung der Epistolarum obscuror. viror. fiel; als an deren erstem Theile ihm kaum noch Mitarbeit darf zugeschrieben werden. Von dergleichen findet in vorliegender allerneuesten Darstellung sich, wie gesagt, keine Sylbe; sondern Alles wird darin, als längst auf's Reine gebracht, getrost nacherzählt, und nach Herzenslust darüber gefaselt. Bey so bewandten Umständen, und da nichts weiter geschah, als in 15 ohne Aufschrift gebliebne Kapitel zu zerschneiden, was Andere in mehr oder weniger vortrugen, könnte Rec. die Anzeige des unnützen Machwerks hier füglich schließen. Weil sein Fabrikant indeß den Mund so gewaltig vollnimmt, und erst durch seine Lobrede den Verdiensten H—s die Krone aufzusetzen träumt, mag noch eines der ersten besten Beyspiele Platz finden, wie plump und sinnlos dieser Enkomiast zu Werk geht.

Daß er, überaus milde fürwahr! bloß einem jugendlichen Fehltritt es zuschreibt, wenn der irrende Ritter den Rest seines Lebens hindurch mit der Lustseuche zu kämpfen gehabt, und auch an ihren Folgen erlag, möchte noch hingehn, weil nicht leicht Jemand die Ausschweifungen des Wildfangs umständlicher zu wissen verlangen wird: so höchstbedenklich und zurückschreckend es übrigens auch bleibt, einen Mann als Glaubens- und Sittenreformator präkonisirt zu hören, der eine dergleichen Krankheit mit sich herumtrug! Allein sein Lobredner treibt die Unbesonnenheit noch viel weiter. Weil nämlich H., des Umherschweifens müde, ein paar Jahre vor seinem Tode sich nach Ruhe und einer NB. hübschen Frau sehnte, trägt sein Biograph gar kein Bedenken, S. 58 mit dem herzbrechenden Schlußseufzer herauszuplatzen: „Wie „sehr war es doch zu betrauern, daß dieß nur ein heiliger „Wunsch blieb! (Bedauern und fromm, schienen ihm vermuthlich viel zu gemein.) Er (scil. der schmutzige Ritter) „war ganz dazu geschaffen, und verdiente es ganz, daß ihn „ein holdes Weib glücklich machte, und sich von ihm glück-

 „lich

„lich machen ließ!“ —. Von ihm, der noch immer am längst unheilbar gewordnen Uebel litt, das wenige Jahre drauf ihm auch wirklich das Leben kostete!! Mehr als dieß Pröbchen entschiedner Unvernunft wird hoffentlich nicht nöthig seyn, um dem Leser einen Vorschmack von der Art und Weise zu geben, wie ein solcher Historiker es angreift, alle die Gewaltthätigkeiten, Inkonsequenzen, Zänkereyen und Zudringlichkeiten zu beschönigen, deren sein Held ein doch 35jähriges Leben hindurch sich schuldig machte. Alles wird unter der so kindisch auf's Unerhörte losssteurenden Feder seines Anwalds zu Tugenden; und wer die ganze Schutz- und Trutzrede ohne Ekel durchzulesen vermag, darf sich eines Straußmagens rühmen. Daß H. das Seinige beytrug, die Allgewalt der römischen Kurie zu lähmen, und den Kredit des Mönchs- und Pfaffenthums zu erschüttern, hat noch Niemand ihm abgesprochen. Wie der Mann sich aber dabey benahm?, auf was für ein Publikum er wirkte, und wie es um seinen Charakter überhaupt stand? das blieb die Frage; denn auch seine besten Freunde, sind nicht in Abrede, daß, wenn man ihm freyen Spielraum gelassen hätte, Alles von unterst zu oberst würde gekehrt, kurz, ein Revolutionnair im gröbsten Sinne aus ihm geworden seyn! Seckendorf selbst, der seinen Landsleuten doch Manches nachsieht, kann sich der Klage nicht erwehren, daß durch ein so rohes Benehmen, wie Hutten's, der Reformation eher geschadet als genutzt worden, und beziehet sich, was wohl zu merken, hierüber auf Luther, als der von dem unbändigen Ritter eben so geurtheilt habe.

Schade, daß, als der witzige Bayle mit dem Artikel Hutten für sein historisches Wörterbuch sich befaßte, die den Mann betreffenden Nachrichten noch viel zu zerstreut und mangelhaft waren, auch wohl die wenigsten seiner Flugschriften sich in Holland mochten auftreiben lassen! Bey dem Allen vergleiche man einmal besagten Artikel, wie er da liegt, mit vorliegender neuesten Lebensbeschreibung, ohne über den heillosen Schriftstellerkitzel unsrer Tage nicht jeden Augenblick die Achsel zu zucken! — Bis an sein Ende schrieb H. ein erbärmliches, oft höchstpöbelhaftes Deutsch. Sehr gern wird man ihm das verzeihn; weil damals, wie auch meist von ihm geschah, Latein schreiben mußte, wer bey der feinern Klasse sich Gehör verschaffen wollte. Statt aber ihn

deßhalb zu entschuldigen, macht sein Lobredner wie überall so auch hier aus übel ärger, und findet ebenfalls in H—s deutschem Vortrage nicht nur sogleich eine kernige Kürze, eine hohe treuherzige Einfalt, einen erhabnen Trutz; sondern „sieht auch mit Vergnügen, daß solcher von Tag zu Tage „sich immer mehr bildete," (was so wenig gegründet ist, daß vielmehr seine letzten deutschen Schreibereyen um nichts erträglicher als seine ersten sind,) „und zu jener Gediegen„heit, zu der Gedrungenheit reifte, welche bis zu Luther und „ihm in Deutschland untergegangen schien," (wahrer, kürzer und deutscher: die man bisher noch nicht gekannt hatte,) „und nur zu unseren Zeiten in Wenigen lebt, den stolzen „rauschenden Pomp leerer Worte und Bilder verschmähend." — Nach solch einem der Lingua rustica gezollten Lobspruche, sollte man von des Herrn A. G. eignem Vortrage desto mehr Einfalt und Anspruchslosigkeit erwarten; dieser ist und bleibt aber dermaaßen verschraubt und mit Flittern durchwebt, daß er gerade zum Widerspiel davon wird. Wie sehr er sich's angelegen seyn läßt, durch neue, oder umgeprägte Wörter unsern Sprachschatz zu bereichern, blieb schon bey Anzeige seiner Schmähschrift gegen Erasmus nicht unbemerkt, und auch vorliegendes Werkchen enthält bedeutende Nachlesen. Statt hier indeß Münzen zu wardieren, die schwerlich je in allgemeinen Umlauf kommen dürften, will Rec. lieber noch ein paar kurze Stellen; denn zu längern fehlt der Raum, aus den letztern Blättern heben, und es der Beurtheilung des Lesers anheimstellen, ob aus der Feder eines Autors, der, wie folgt, raisonnirt und sich ausdruckt, etwas Klügeres so bald zu erwarten sey?

S. 125 „Beweist nicht schon Huttens bescheidnes Sich„—unterordnen (sic!) unter Luther und Franz von „Sickingen eine Besonnenheit und Ueberlegung, wie eine „Größe, die ihrer selbst gewiß ist? Man sollte doch nicht „Kraftäußerung für Heftigkeit" (wie paßt dieß zum Subordinations-Geiste im vorigen Perioden?) „und uneigennützi„ges bis zur Aufopferung gehendes Hinwirken auf einen an„erkannten löblichen Punkt für Unüberlegtheit halten! Darf „man das Edle so beschmitzen?" — Ebendaselbst: „Ei„ne frohe, und schnell in den reichsten Witz sich ergießende „Laune, wie ein durch die leiseste Berührung ausgesproch„ner Sinn für die heitere und glanzvolle Welt der Liebe

„war

„war sein sicheres Eigenthum. Diese liebenswürdige Größe,
„die er unter allen Stürmen des Schicksals behielt, zog
„die Herzen so Vieler zu ihm, und, wie er nach aus-
„wärts zu wirken strebte: so erweiterte sich seine innere
„Welt." — Trotz dieser magnetischen Kraft, lautet das
traurige Final, S. 127: „Hutten starb arm und verlas-
„sen. So niederdrückend dieß Gefühl in diesem einzelnen
„Falle seyn mag: so erhebend ist es in der lebendigen Bezie-
„hung des Einzelnen auf das Ganze, in wiefern es bewährt,
„(was für Galimathias!) daß es ein von dieser Welt abge-
„schnittenes Reich giebt, das Geist und Glaube und Liebe
„bevölkert und ausmacht. Ich möchte in Beziehung auf
„Hutten mit den Worten eines Dichters schließen: Sein Le-
„ben war edel, und die Elemente (waren) so gemischt
„in ihm, daß die Natur auftreten und sagen konnte: Das
„war ein Mann!" —

Satis superque hoffentlich! Noch ein tüchtiger Mysti-
kus wenigstens, kann aus diesem Herrn A. G. werden. In
seiner innern Welt sieht es, wie sich überall zeigt, bereits
überschwenglich bunt aus, und an Beschauern des innern
Universums fehlt es heut zu Tage leider! so wenig, daß so-
gar dem äußern davon Gefahr droht, und die Apostel des
innern Lichts sich schon stark genug fühlen, uns ihre neue, ob-
gleich schon hundertmal wieder veraltete Lehre mit Gewalt
einpredigen zu wollen. Sed dabunt Dii his quoque finem!

Nl.

Haushaltungswissenschaft.

Johann Christian Gotthard (d's), der WW.
Doktor (er's), der — — — Oekonomie öffentl.
Lehrer (s) auf der Universität zu Erfurt und meh-
rern Gesellschaften Mitglied (es.) Das Ganze
der Landwirthschaft. Ein systematisches Lehr-
und Handbuch für Oekonomen, so wie für Jeden,
der

der sich dieser Wissenschaft widmet. Hamburg, bey Vollmer. 1802. 640 Seiten. 8. 1 Rh. 20 gl.

Was? auch ein Ganzes der Landwirthschaft, da wir schon mehrere so benannte: das Ganze der Landwirthschaft, haben? Eins von Hatzel; Eins von Weisenbruch; und Eins nun von Gotthard. Welches ist das Beste für den praktischen Oekonom? So dachte Rec. als er hinter einem andern, und wirklich bessern, und richtigern, unter folgenden aber durchschnittenen folglich kassirten Titel, den obigen nur in einem eingeschobenen Oktavblatte besonders abgedruckt fand. Das ganze Buch wollte keinem Ganzen der Landwirthschaft entsprechen; daher wollte ihm dieser neue Titel nicht behagen, und er konnte sich daher auch nicht bereden, daß ein Gotthard einen schicklichen Titel gegen einen unschicklichen sollte vertauscht haben? Ungewiß zu seyn, bemühete er sich von Herrn G. selbst ein eingebundenes Exemplar zu erhalten; er empfiengs, und dem stund nur folgender Titel vor: „Systematisches Lehrbuch der deutschen Landwirthschaft, vorzüglich zum Gebrauche akademischer Vorlesungen.“ Dieß ist auch das Buch für Universitäten, und das im vollkommensten Grade unter allen bisherigen zu Vorlesungen erschienenen Lehrbüchern; und für praktische Landwirthe ists soviel als ein Wirthschaftskalender, der nur erinnert, was man zu thun hat, nicht umständlich, wie mans machen soll; darüber wird sich auf andere Schriften bezogen, wie hier z. B. S. 179 sich über den Roggen und dessen Kultur auf 7 Schriften bezogen wird, die man nun zu Hülfe nehmen, und das Ganze daselbst suchen muß. Rec. weiß, was der Verf. vermag, und wie er denkt, daher vergnügte es ihn, daß er in der Folge von ihm selbst vernahm, der Titel: das Ganze, sey wider seinen Willen und sein Wissen abgeändert worden. Für Professoren zu Vorlesungen, und eben also für die Zuhörer des Verf., kann dieses Lehrbuch köstlich seyn, besonders für Professoren, die sich kein solches Kompendium selbst machen, jedoch die Schriften, welche der Verf. hierzu sämmtlich angiebt, zu Hülfe nehmen wollen. Und so betrachtet, entspricht

spricht es völlig dem cassirten Titel, den wir oben ganz vorgelegt haben. Mehr zur Anzeige eines solchen Buchs zu sagen, wäre Ueberfluß, und hier am unrechten Orte; daher nichts weiter; und einige kleine Verbesserungen, wird Herr G. bey einer neuen Auflage, und inzwischen bey seinen Vorlesungen ohne unsere Erinnerungen abändern.

Va.

Vermischte Schriften.

Des Herrn C. von Ayrenhoff, K. K. Feldmarschall-Lieutenants, sämmtliche Werke. Wien, bey Pichler. 1803. Neue vermehrte Auflage in sechs Bänden. Mit dem Bildnisse des Verfassers und Vignetten. Etwa 5 Alphab. 5 Rg. 16 gr.

Der bey weitem größere Theil dieser Sammlung ist bereits vor einigen Jahren erschienen, und damals sogleich in dieser Bibliothek angezeigt worden. Da wir die frühere Ausgabe nicht zur Hand haben, und also nicht im Stande sind, die, der Versicherung des Verf. in der Vorrede zufolge, in den vorliegenden gemachten Verbesserungen zu prüfen: so müssen wir uns darauf beschränken, den Inhalt der gegenwärtigen, oder doch in dieser Bibliothek noch nicht angezeigten, soviel wir wissen, zuerst erscheinenden Aufsätze kurz anzugeben und zu beurtheilen. Diese sind in den beyden letzten Bänden enthalten, und nachstehende:

1. Schreiben an den Grafen M. von Lamberg über Friedrichs II. Schrift: *de la Literature allemande.* Die Kenntniß der deutschen Literatur, welche der ehrwürdige Veteran hier zeigt, gereicht ihm eben so sehr zur Ehre, als die Freymüthigkeit, mit welcher er den Behauptungen des gekrönten Weltweisen widerspricht, und sie mit Gründen bestreitet. Auch ist es eine erfreuliche Erscheinung, einen österreichischen General und guten Patrioten den unsterblichen preußischen Monarchen den größten Deutschen nen-

nen

nen zu hören. Manche, ohne Beweis hingeworfene Behauptungen des Verf., scheinen jedoch sehr gewagt zu seyn: z. B. „daß die Literaturbriefe (welche anerkanntermaaßen „zuerst musterhafte Kritiken lieferten) bisweilen den Ge„schmack der Anfänger irre geleitet, und fähige Köpfe von „der Schriftstellerey abgeschreckt hätten; daß Lessing viel zu „viel Gutes von Shakespeare, und zu viel Böses von „Corneille und Voltaire gesagt habe," u. s. w.

2. **Gespräch mit dem Freyherrn J. von Retzer über einen wichtigen Gegenstand der Physik.** Der Verf. stellt die Hypothese auf: daß unsre Erde bereits vor der Sündfluth, — vielleicht unzähligemal — unter dem Meere gewesen sey, und daß wir auch künftig solche Revolutionen zu befürchten haben. — Man mag der Meinung des Verf. beypflichten oder nicht: so muß man doch den vorzüglichem Scharfsinne, welchen er zur Begründung jener Hypothese anwendet, Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

3. **Irene. Skizze eines Trauerspiels in 3 Akten.** — Der Verf. spricht diesem Entwurfe einer Tragödie den ästhetischen Werth ab. Dieß Urtheil scheint uns zu strenge zu seyn; wenn wir gleich gestehen müssen, daß es mit dem Voltaireschen Trauerspiel gleiches Namens die Vergleichung nicht aushält. Vorzüglich dünkt uns die breite Redseligkeit der auftretenden Personen tadelnswerth.

4. **Briefe über Italien in Absicht auf dessen sittlichen, literarischen und politischen Zustand, an den Herrn Grafen von Lamberg geschrieben. 1786—88.** Diese Briefe enthalten einen großen Reichthum von interessanten Nachrichten und neuen Ansichten von einem der merkwürdigsten Länder Europens, zu dessen enthusiastischen Bewunderern und unbeschränkten Verehrern der Verf. nicht gerechnet werden kann. Wir wollen unsern Lesern einige seiner Bemerkungen mittheilen:

„Die Mönche leben in Rom in einer, anderswo un„gewöhnlichen Freyheit. Man findet sie zu allen Stunden „auf der Gasse, mit einem ihres Gleichen, oder auch mit ei„nem Frauenzimmer gepaart. Zur Karnavalszeit ist es ih„nen erlaubt, sich auch in weltliche Masken zu kleiden, und

„auf

„auf dem Korso zu belustigen. — In Italien werden die „Schauspieler schlecht bezahlt und wenig geachtet. So darf „z. B. in Venedig kein Akteur es wagen, das Kaffeehaus zu „betreten, welches die Operisten besuchen. — In Absicht „der Schauspielhäuser übertreffen uns die Italiäner weit, so„wohl was die Einrichtung derselben, als auch ihre Geräu„migkeit und Verzierung betrifft; dagegen ist das Schauspiel „selbst noch in seiner Kindheit; man ist mehrentheils damit „zufrieden, wenn man für die komischen Stücke einen guten „Arlekin oder Policinell, und für die tragischen einen Schau„spieler besitzt, der auf eine recht gräßliche Art zu sterben „weiß.“ —

Da der Verf. seinen Geschmack bloß nach schulgerechten französischen Schauspielen gebildet hat: so darf man sich nicht wundern, wenn Alles, was davon abweicht, ihm nicht behagt. Doch ist die Art, mit welcher er sich in den Briefen über Italien, (wo man dieß am wenigsten erwarten sollte) über Iffland und Schiller ausläßt, durchaus nicht zu entschuldigen. Es ist unwahr, daß in Ifflands Jägern die Sprache gröber als bäuerisch sey — daß alle Personen im Erbsenhändlertone sprächen, daß Schillers Fiesko unter der Kritik sey, u. s. w.

Gk.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Mag. Johann Gottfried Gruber, ein sogenannter privatisirender Gelehrter, welcher seit 1794, da er 20 Jahre alt war, Vielerley geschrieben und übersetzt hat, ist von Leipzig, seinem bisherigen Aufenthalte, nach Jena abgegangen, wo er an der Redaktion der Literaturzeitung, welche seit Anfang des Jahres 1804 daselbst herauskommt, Antheil haben wird.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Aus Berlin ist eine wichtige Nachricht zu melden. Herr Professor Fichte, welcher jetzt daselbst in der Kommendantenstraße Nr. 9. wohnt, will vom 16ten Jenner bis Ostern viermal in der Woche einen fortgesetzten mündlichen Vortrag seiner Wissenschaftslehre halten, d. h. (wie sich Herr Fichte in den Berlinischen öffentlichen Zeitungen ausdrückt): „der vollständigen Lösung des Räthsels der Welt „und des Bewußtseyns, mit mathematischer Evidenz. Er „wählt diesen Weg der Mittheilung, da er das Resultat sei„ner neuen vieljährigen Untersuchungen nicht durch den „Druck bekannt zu machen gedenkt, indem diese Philo„sophie sich nicht historisch erlernen läßt; sondern ihr Ver-

„ständniß die Kunst zu philosophiren voraussetzt, welche am „sichersten durch mündlichen Vortrag und Unterredung „erlernt und geübt wird. Am 5ten Tage des Sonnabends „werden in einigen Vormittagsstunden Unterredungen über „das Vorgetragene angesetzt werden. Das Honorar ist „2 Friedrichsd'or." Es muß wohl auffallen, daß Herr Fichte, nachdem er so viel über seine Wissenschaftslehre geschrieben hat, nachdem er seine Leser sogar hat zwingen wollen, seine gedruckte Schriften zu verstehen, nachdem er seit 1801 eine gedruckte neue Darstellung der Wissenschaftslehre versprach, wider welche gar keine Einwendung Statt finden sollte, nunmehr ankündigt, daß er nichts durch den Druck darüber wolle bekannt machen, und daß sich seine neueste Philosophie am sichersten durch mündlichen Vortrag erlernen lasse. Es mag freylich wohl für Herrn Fichte am sichersten seyn, seine Philosophie, mündlich vom Katheder herab, vorzutragen; denn da müssen die Zuhörer stillschweigen, und wenn in den Unterredungen am Sabbathe ja irgend ein Zuhörer allzu starke Einwürfe machen sollte: so wird ihm Herr Fichte unfehlbar berichten: er besitze noch nicht die Kunst zu philosophiren, welche zum Verständniß der bis zur mathematischen Evidenz verständlichen neuesten Wissenschaftslehre vorausgesetzt werden muß. Ehemals verlangte Herr Fichte zum Verständnisse seiner Wissenschaftslehre nicht eine Kunst zu philosophiren; sondern es sollte den Lehrling das Verständniß der Wissenschaft schnell antreten, so wie der Paroxysmus eines Fiebers, oder, nach seinem eignen Ausdrucke: wie ein Blitz, der mit einmal die Finsterniß erleuchtet. Ein solcher Blitz pflegt sonst nicht zu erleuchten; sondern zu blenden. So muß auch wohl Herr Prof. Schelling, welchen dieser philosophische Blitz schon vor mehrern Jahren traf, davon nicht erleuchtet, sondern nur geblendet worden seyn; denn, wie dem Publikum bewußt ist, hat Herr Schelling sich nun von der Wissenschaftslehre abgewendet, und sogar von Herrn Fichtens absolutem Handel in seinen Schriften mit Verachtung gesprochen. Daraus scheint zu erhellen, daß auch bey Herrn Professor Schelling die Kunst zu philosophiren nicht vorausgesetzt werden kann.

Man möchte auch wohl nicht unrichtig muthmaaßen, wenn man voraussetzte, daß Herrn Fichtens plötzlicher Ent-

schluß, nichts über seine neue Wissenschaftslehre drucken zu lassen, durch die Erscheinung der allerneuesten Schellingschen Philosophie entstanden seyn mag. Denn Herr Schelling war sonst sein demüthiger Schüler und Nachsprecher; jetzt ist er sein Tadler und Meister geworden, und Herr Fichte mag es wohl nicht gerathen finden, sein ursprüngliches Handeln mit Schellings absoluter Identität vor den Augen des deutschen Publikums streiten zu lassen.

Berlin ist also jetzt der einzige glückliche Ort in der Welt, wo das Räthsel der Welt und des Bewußtseyns für 2 Friedrichsd'or vollständig gelöset wird! Wenn nur sicher zu erkennen wäre, ob Jemand die Kunst zu philosophiren besitze oder nicht, (worüber Herr Fichte nichts gesagt hat): so müßte man alle lehrbegierige Philosophen einladen, der Kommendantenstraße zu Berlin in größter Menge zuzuströmen, um sich durch Herrn Fichte von ihrer gemeinen Philosophie befreyen zu lassen, so wie ehemals die frommen Seelen nach Ellwangen tausendweise dem berühmten Gaßner zuströmten, um den in sich gefühlten bösen Geist loß zu werden. Das war doch eine wichtige Wirkung! Was kann es aber, auch nur der guten Stadt Berlin, geschweige der ganzen Welt helfen, wenn nun auch Herr Prof. Fichte zwanzig, ja wenn er vierzig Zuhörer hat, welche von ihm erlernen, das Räthsel der Welt zu lösen? Und schon die Unterredung mit 40 Personen möchte fast etwas tumultuarisch ausfallen; so daß dieser Fichtesche Sabbath nicht wohl könnte ein Ruhetag genannt werden! Zwar, wer weiß! vielleicht schweigt der größte Theil der Zuhörer, welcher etwa die Kunst zu philosophiren im Uebermaaße, oder gar nicht besitzt, auch am Sabbathe ganz still, so wie die ganze Woche über, und Herr Professor Fichte führt die Unterredung allein, monologisch! Es wäre wohl zu wünschen, daß, nach Ostern, ein aufmerksamer Zuhörer Herrn Fichte's uns armen Layen, die wir nicht nach Berlin reisen können, wenigstens eine historische Nachricht geben wollte, wie es mit der Lösung des Räthsels der Welt und des Bewußtseyns, sonderlich bey den sonnabendlichen Unterredungen, hergegangen seyn mag.

Es müßte auch interessant seyn, wenn Herr Fries aus Jena, und Herr Köppen aus Lübeck sich entschließen wollten, auf ein paar Monate nach Berlin zu kommen, und 2 Friedrichsd'or daran zu wagen, um zu hören, wie eigentlich das Räthsel der Welt und des Bewußtseyns zu erklären sey? da sie es aus Herrn Fichtens, und sogar aus Herrn Schellings gedruckten Schriften nicht haben sehen können. Da diese Herren alsdann in den sonnabendlichen Unterredungen unfehlbar einige Zweifel hin und wieder vortragen möchten: so würde es sehr lehrreich seyn, zu erfahren, wie Herr Fichte diesen kleinen Zweifel dieser neuen Zweifler lösen würde; denn lösen würde er sie ohnfehlbar, da er das große Räthsel von der Welt schon im Voraus gelöset hat. Sollte er aber wider Vermuthen auf die Einwürfe der Herren wie Köppen und Fries so wenig mündlich antworten können, als er es schriftlich gewagt hat: so könnte vielleicht gar der häßliche Zweifel entstehen, ob Herr Fichte selbst in der Kunst zu philosophiren völlig eingeweihet sey, und nicht etwa leere Worte und dialektische Spitzfindigkeiten für Philosophie ausgebe? Es wird ihm aber gewiß nicht an Antworten fehlen, er ist ja so gewiß, das Räthsel aufgelöset zu haben, welches noch Niemand auflösen konnte, und welches selbst Schelling verfehlen mußte, sobald er an die Stelle von Fichtens Allwissenheit die seinige zu setzen wagte.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXXXVI. Bandes Zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1804.

Verzeichniß

der

im 2. Stücke des sechs und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Arzneygelahrheit.

III. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

IV. Romane.

V. Schöne und bildende Künste.

X. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

XI. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Die

Auch mit dem Titel:

XII. Gelehrtengeschichte.

XIII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XIV. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XV. Erziehungsschriften.

XVI. Kriegswissenschaft.

XVII. Handlungswissenschaft.

XVIII. Haushaltungswissenschaft.

 Das

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Kanzelvorträge. Von Konrad Orell, Diakon. an der Predigerkirche in Zürich. Zürich, bey Orell. 1803. 590 S. 8.

Es sind 30 Predigten, welche Hr. O. von 1798 bis 1803, folglich in den unruhigen Revolutionszeiten der Schweiz, gehalten hat, wie sie denn auch alle mehr oder weniger Beziehung auf die Zeitumstände haben. Indessen haben sie nicht eigentlich eine politische, sondern vielmehr religiöse und moralische Tendenz, welches auch dem Orte und dem Zwecke einer Predigt geziemt. Mit dem wärmsten patriotischen Eifer bemüht sich der Verf., seine Zuhörer auf den Verfall der Religiosität und der Sittlichkeit, als Ursachen der größten Uebel in seinem Vaterlande, und besonders in seiner Vaterstadt, aufmerksam zu machen, und die Wiederherstellung derselben, als die sichersten Mittel zum geduldigen Ausdauern unter den Leiden, und zur tröstenden Hoffnung auf bessere Zeiten zu empfehlen. Obgleich ein Prediger, der an dem Unglück seines Vaterlandes lebhaften Antheil nimmt, und durch die Verkehrtheit der Zeiten und Menschen indignirt wird, viele Entschuldigungen für sich hat, wenn sein Eifer manchmal zu stark wird: so ist doch auch nicht zu läugnen, daß einige vorkommende Apostrophen an die schlechtere Menschenart, in der Kirche, wo jene wahrscheinlich höchst selten erscheint, und dadurch eher erbittert als gebessert wird, nicht recht an ihrem Orte zu seyn scheinen. Die 17te, 26ste,

21ste und 30ste Predigt haben uns ganz vorzüglich gefallen, besonders die letzte.

G.

System der theologischen Moral, von D. Samuel Gottlieb Lange.

Auch unter dem Titel:

System der christlichen Theologie. Erster Theil. Leipzig und Rostock, bey Stiller. 1803. 23 B. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Der zweyte oben genannte Titel kündigt ein System der christlichen Theologie an, welches aus drey Theilen, nämlich: 1) dem jetzt erschienenen System der theologischen Moral; 2) der theologischen Religionswissenschaft, und 3) dem kirchlichen System der Dogmatik bestehen soll. Christliche Theologie heißt hier die von Einigen sogenannte Theologia stricte sic dicta, oder bloß die christliche Moral und Dogmatik. Die theologische Moral des Verfassers ist eine bloß aus philosophischen Grundsätzen und biblischen Aussprüchen zusammengesetzte Wissenschaft (S. VIII. der Vorr.). Gleich dieser soll die theologische Religionswissenschaft von der Philosophie nicht bloß die Principien, sondern auch die Anordnung, ja selbst die vollständige Entwickelung des Ganzen borgen. Die Grundlage soll eine philosophische Religionswissenschaft seyn, bey welcher die Lehren der Schrift an ihrer gehörigen Stelle eingeschaltet, mit den Aussprüchen der Vernunft verbunden, und durch diese Verknüpfung zu einem Ganzen vereinigt werden, welches wegen seiner innern Haltung und durchgängiger Konsequenz, den Namen einer Wissenschaft mit Recht verdient. Bey derselben bleibt das kirchliche System der Glaubenslehren immer noch bey Seite liegen. Dieses bildet hingegen die dritte Disciplin der christlichen Theologie, in welcher das dogmatische System unsrer lutherischen Kirche ganz unverfälscht aufgestellt, mit den kirchlichen Beweisen desselben unterstützt, und jedes einzelne Dogma mit einer kurzen Geschichte desselben begleitet wird. Die Einleitung zum Ganzen macht eine gedrängte Geschichte der Dogmatik. Nach diesem Plan soll es erst möglich werden, zu einem System der christlichen Theologie wenigstens

den

den Weg zu bahnen, welches vorzüglich für die Behandlung der christlichen Glaubenslehren gerade jetzt ein wahres Bedürfniß seyn soll. Denn Keiner könne unsre heut zu Tage sogenannte Dogmatik ansehen, ohne über das bunte Gemisch von Materialien zu erstaunen, welches man unter dem Namen einer Wissenschaft in derselben vereinigt finde. Sie sey ein Gemisch von philosophischer Religionswissenschaft, biblischer Theologie, neuer und alter Exegese, kirchlicher Dogmatik, Kritik des Kirchensystems, und Geschichte der Dogmen, welchem auch bey der besten Behandlung doch der Name eines wissenschaftlichen Ganzen nicht zugestanden werden könne. Diese Vorwürfe sollen nur die Wissenschaft, nicht ihre neuesten Bearbeiter treffen; indirekt jedoch treffen sie sie allerdings, denn wie hätten sie, wenn sie nicht diese Vorwürfe verdienten, ein solches sonderbares Gemisch uns unter dem Namen einer Wissenschaft der christlichen Glaubenslehre anbieten können? so daß nun erst dieß Gemisch geschieden, und der Weg zu einem System der christlichen Theologie gebahnt werden muß.

Freylich aber kommt hiebey alles auf die Präliminarfrage an: ob drey Disciplinen, wie die oben beschriebenen, wirklich ein System christlicher Theologie ausmachen? Will man auch darüber nicht streiten, daß hier bloß Dogmatik und Moral zum System der christlichen Theologie gerechnet wird, welches allerdings richtig erklärt und vertheidigt werden kann: so dürfte es doch zweifelhaft seyn, ob beyde, die Dogmatik und Moral, so am zweckmäßigsten behandelt werden können, wie sie nach dem angegebenen Plan behandelt werden sollen? Man wird es nicht verkennen, daß in diesem Plane der Zweck beabsichtigt wird, die christliche Theologie in dem Sinne wissenschaftlich zu behandeln und darzustellen, in welchem Kant das Wort: Wissenschaft, gebraucht hat. Aber, es ist die Frage, ob durch eine solche Darstellung eine christliche Theologie, als solche vollständig dargestellt und abgehandelt werden könne? Die christliche Theologie, als eine christliche Theologie, beruht auf einer Thatsache, das ist, auf der in der Bibel enthaltenen Religionslehre. Ihre Grundlage kann daher nicht wohl eine philosophische Religionslehre seyn, woferne nicht dargethan werden kann: daß diese philosophische Religionslehre, in ihren Principien wie in ihrem Inhalt, vollkommen mit der Bibel übereinstimmt. In einem Systeme christlicher Theologie, kann nicht wohl

eine philosophische Religionslehre der biblischen Religionsleh-
re obenangesetzt, und nur die biblische Religionslehre, in so weit
sie mit derselben übereinstimmt, derselben eingeschaltet wer-
den. Der Beweis, daß eine gewisse Summe von biblischen
Aussprüchen eine vollständige christliche Glaubenslehre aus-
mache, und daß nicht noch mehr dazu gehöre, würde immer
exegetisch und historisch zu führen seyn. Die christliche Theo-
logie wird also, wenn sie der wissenschaftlich geordnete Inbe-
griff der Religionslehren Jesu Christi seyn soll, nicht wohl
in dem Sinne als Wissenschaft dargestellt werden können,
worin Kant das Wort gebraucht hat. Aber warum müßte
gerade nur in dieser Bedeutung das Wort: Wissenschaft,
gebraucht werden? Warum soll es nicht ferner die Fertigkeit
bedeuten, aus sicheren Gründen durch richtige Schlüsse das
darzuthun, was man behauptet? Und wird das Wort in die-
ser Bedeutung genommen, sollte dann die Anklage gegrün-
det seyn, die in der Vorrede dieses Buches nicht nur gegen
alle neuere Bearbeiter der Wissenschaft der christlichen Glau-
benslehre, sondern auch gegen die Wissenschaft selbst erhoben
ist? Sollte jetzt, gerade jetzt, der Zustand dieser Wissenschaft
als vorzüglich verschlimmert, und dieselbe als ein Gemisch
von nicht ihrer Natur nach nothwendig zusammen gehörigen
Materialien zu betrachten seyn? Sollte die neuesten Bearbei-
ter dieser Wissenschaft, der Vorwurf einer großentheils zur
Gunst des Systems gewählten dogmatischen Exegese tref-
fen? Eine harte Anklage vorläufig ohne allen Beweis! Oder
sollte gar die Wissenschaft keiner innern und durchgängigen
Bündigkeit, Konsequenz und Haltbarkeit ihres Inhalts, kei-
nes Beweises aus sicheren Gründen durch richtige Schlüsse
fähig seyn? Dieß könnte wahrlich nur unter der Vorausse-
tzung gelten, daß es keine sichere Gründe der Erkenntniß der
Wahrheit der christlichen Religionslehre, und namentlich
auch ihrer Göttlichkeit gebe, deren Behauptung der christli-
chen Religionslehre wesentlicher, und man darf wohl sagen,
unterscheidender Charakter ist. Denn ist die christliche Reli-
gionslehre nicht als göttlich erweislich: so ist sie nicht voll-
ständig, als wahr erweislich, weil das nicht erweislich ist,
was sie selbst als ihren unterscheidenden Charakter angiebt.
— In wie fern aber das System der lutherischen kirchli-
chen Theologie ein integrirender Theil des Systems christ-
licher Theologie sey, wenn dasselbe von den reinen Aus-
sprüchen des Christenthums unterschieden wird, dürfte auch

zwei-

zweifelhaft bleiben. Entweder stimmt dasselbe mit den reinen Aussprüchen des Christenthums in der Bibel überein, oder nicht. Im ersteren Falle ist es einerley mit der wirklichen christlichen Religionswissenschaft. Im letzteren Falle aber wäre ihm der Stab gebrochen, und es wäre, in sofern es nicht aus der Bibel dargethan werden könnte, nicht ein Theil der wirklichen und allgemeinen christlichen Theologie; sondern ein bloßer lutherischer Kirchenglaube, und sollte der Kirchenglaube der verschiedenen christlichen Partheyen, ohne Rücksicht auf seinen Grund in der Bibel und der Vernunft, in das System christlicher Theologie aufgenommen werden: so wäre nicht abzusehen, warum denn nicht auch der römischkatholische, reformirte, arminianische und socinianische Kirchenglaube aufgenommen würde? Wollte man sagen, es sey von einem System der christlichen Theologie der lutherischen Kirche die Rede, und in dieser gehöre nur der lutherische Kirchenglaube: so widerstritte es doch dem erklärten Grundsatze des lutherischen Kirchenglaubens, denselben auch in so fern zum System der christlichen Theologie der lutherischen Kirche zu rechnen, in so fern es jetzt erwiesen werden könnte, daß er nicht in der Bibel gegründet sey. Denn der lutherische Kirchenglaube erklärt, laut den symbolischen Büchern, die ihn repräsentiren, daß in den lutherischen Kirchen nur aus dem Grunde göttlicher heiliger Schrift solle gepredigt, gelehret, gehalten und Unterricht ertheilt werden. (S. die Vorrede zum Augsburgischen Bekenntniß des Glaubens.) Die lutherischen Kirchen wissen die öffentliche göttliche Wahrheit, ohne welche die christliche Kirche nicht kann seyn oder bleiben, und das ewige heilige Wort des Evangelii nicht zu verläugnen oder zu verwerfen. (S. die Vorrede zur Apologie des Augsburgischen Bekenntnisses.) Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen, und sonst Niemand, auch kein Engel! (S. die Schmalkaldischen Artikel, Th. II. Art. 2. von der Messe.) Wir glauben, lehren und bekennen, daß die einige Regel und Richtschnur, nach welcher alle Lehren und Lehrer geurtheilt werden sollen, seyn allein die prophetischen und apostolischen Schriften Altes und Neues Testaments. Andre Schriften aber der alten oder neuen Lehrer, wie sie Namen haben, sollen der heiligen Schrift nicht gleich gehalten; sondern alle mit einander derselben unterworfen, und

 anders.

anders oder weiter nicht angenommen werden, denn als Zeugen, welcher Gestalt und an welchen Orten solche Lehre der Propheten und Apostel erhalten worden. Solchergestalt wird der Unterschied zwischen der heiligen Schrift Altes und Neues Testaments, und allen anderen Schriften erhalten, und bleibt allein die heilige Schrift der einige Richter, Regel und Richtschnur, nach welcher als dem einzigen Probierstein sollen und müssen alle Lehren erkannt und geurtheilet werden, ob sie gut oder böse, recht oder unrecht seyn! (Siehe den Anfang der Epitome der Konkordienformel.)

Nach diesen deutlich erklärten Grundsätzen der lutherischen Kirchen haben sich auch dieselben und ihre Lehrer stets gerichtet, indem diejenigen, nach deren Ueberzeugung die Bestimmungen in der Konkordienformel nicht hinlänglich in der Schrift gegründet waren, sogar diese nicht angenommen, und indem die einsichtsvolleren Lehrer überall nach und nach gestrebt haben, den Sinn der heiligen Schriften immer genauer zu erforschen, und die Kirchenlehre der Religionslehre der heiligen Schrift immer gemäßer einzurichten. Es giebt daher gar kein unabänderliches und unverbesserliches System des lutherischen Kirchenglaubens, so lange diese Grundsätze bestehen, und nicht erwiesen wird, welches nie erwiesen werden kann, daß die Auslegung der heiligen Schriften unverbesserlich vollendet, und der wahre Inhalt derselben vollkommen und untrüglich erforscht sey. Das Geschäfft eines lutherischen Theologen scheint daher in dem Bestreben bestehen zu müssen, den Kirchenglauben und die Kirchenlehre zu einer immer vollkommneren Uebereinstimmung mit der göttlichen Religionslehre der heiligen Schriften zu erheben, und mithin den wahren biblischen Sinn der symbolischen biblischen Formen und Redensarten durch gründliche Auslegung der Bibel immer mehr aufzuklären, so daß immer die Bibel, die unpartheyisch und richtig erklärte Bibel allein, der einzige Richter, die einzige Regel und Richtschnur aller Lehren und Lehrer bleibe!

Die Bibel geht von dem Grundsatze aus, daß ein vernünftiges Nachdenken über die Welt und die Menschen, einen Jeden vom wirklichen Daseyn eines unendlich mächtigen, weisen und gütigen, heiligen und gerechten Schöpfers so gewiß

wiß mache, daß der ein Thor, ein Unverständiger sey, der diese erste und vornehmste aller Lehren der Vernunft, und ihre Aufforderung zur Anbetung und Verehrung dieses Schöpfers der Welt und der Menschen, als des einzigen wahren Gottes, nicht anerkenne. Auf diesen Grundsatz bauet sie auch ihre Sittenlehre, daß der Schöpfer der Welt und der Menschen, auch ihr einziger Gesetzgeber, und alles, was der Mensch durch die Vernunft für recht und gut erkennt, das Gesetz seines Schöpfers sey, und deßwegen von ihm als heilig und unverletzlich beobachtet werden müsse. Nur eine Philosophie, welche auch von diesem Grundsatze ausgeht, und auf denselben ihr ganzes System bauet, ist der Bibel angemessen. Jede Philosophie hingegen, welche diesen Grundsatz läugnet, kann mit der Bibel nie wirklich übereinstimmen. Von einem Glauben an Gott, um Moralität für keine Chimäre, und das Gesetz der praktischen Vernunft für keine überspannte Anforderung einer sich verirrenden Vernunft zu halten (S. XIV d. Vorr.), und von einer Moral, welche den Menschen (unabhängig von der Ueberzeugung, daß Gott sein und der ganzen Welt Schöpfer, Regierer und Gesetzgeber ist,) mit den Anforderungen des Sittengesetzes an sein Wollen und Handeln bekannt macht, und ihn so, ohne des Glaubens an Gott zu bedürfen, von seinen Pflichten unterrichtet, weiß die Bibel nichts. Sie kennt und gestattet keine unabhängige (nämlich vom Glauben an Gott unabhängige,) Gesetzgebung der Vernunft. Nach ihr kann die Vernunft nur das Gesetz Gottes, ihres Urhebers, erkennen und erkennen lehren; aber nicht selbst willkührlich das Gesetz geben! Und in der That ist es doch auch wirklich so, wie die Bibel es lehrt! Ist das Sittengesetz, wie selbst hier S. XIV der Vorrede gestanden wird, eine Chimäre, wenn Gott nicht wirklich ist: wie kann sich der Mensch vernünftiger Weise wirklich überzeugen, daß das Sittengesetz ihm gegeben, und Tugend seine Bestimmung ist, so lange er vom wirklichen Daseyn Gottes nicht überzeugt ist? Welch ein unseliger Zirkel im Schliessen ist es also, wenn man das Daseyn Gottes nur als ein Postulat der praktischen Vernunft und durch den Schluß erweisen will, daß dasselbe geglaubt werden müsse, da sonst das Sittengesetz eine überspannte Forderung einer sich verirrenden Vernunft, und Moralität eine Chimäre seyn würde! Wahrlich Keiner wird auf diesem Wege zum Glauben an Gott und an Tugend als seine hohe Bestimmung gelangen, der die-

ten Glauben noch nicht angenommen hat. Beweiset zuerst mir, wird er sagen, unabhängig von eurem angeblichen Sittengesetze, das wirkliche Daseyn Gottes. Dann erst kann ich euer Sittengesetz, und den Gehorsam gegen dasselbe, als meine Bestimmung anerkennen. Denn ihr selbst gesteht ja, daß ohne die Ueberzeugung von Gottes wirklichem Daseyn die Moralität eine Chimäre, und das Sittengesetz eine überspannte Forderung einer sich verirrenden Vernunft seyn würde. Anstatt also die Ueberzeugung vom Daseyn Gottes bloß auf die Moral zu gründen, und diese bloß aus dem Begriff vom Menschen als einem freyen, sich selbst an unbedingte Gesetze bindenden Wesen herzuleiten, muß vielmehr das wirkliche Daseyn Gottes zuerst mit bündigen Vernunftgründen dargethan, und dann kann nach diesem Erweise gleichfalls bewiesen werden, daß die Anforderungen der Vernunft und des Gewissens, stets nur das zu wählen, was recht und gut ist, oder wodurch die möglichst vollkommenste Tugend und Glückseligkeit bey allen Menschen befördert werden kann, keine überspannte Anforderungen einer sich verirrenden Vernunft, keine leere Einbildungen und moralische Schwärmereyen; sondern wirklich Gebote der Vernunft, und Gebote Gottes sind, der seinen Willen durch die Vernunft den Menschen bekannt macht.

Es ist allerdings nothwendig, in der Moral und Religionslehre möglichst bis auf unbedingte und nothwendige Grundsätze zurückzugehen, wenn beyde fest begründet werden sollen. Aber ein solcher unbedingter und nothwendiger Grundsatz ist ja unstreitig der: Folge der Vernunft, in Absicht dessen, was sie dich lehrt, in deinen Ueberzeugungen, und in Absicht dessen, was sie von dir fordert, in deinen Gesinnungen und Handlungen! Wer könnte die Allgemeinheit, unbedingte Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieses Grundsatzes verkennen? Der Mensch müßte auf den Vorzug, als ein vernünftiges Wesen zu denken, zu urtheilen und zu handeln, Verzicht thun; er müßte vergessen, daß für den Menschen als Menschen kein anderes Mittel da ist, Wahrheit, Recht und Pflicht zu erkennen, außer der Vernunft; wenn er seine Verbindlichkeit, sowohl in theoretischer als praktischer Hinsicht der Vernunft zu folgen, abläugnen und verwerfen wollte. Die Zweckmäßigkeit dieses Grundsatzes ist auch nicht zu verkennen; denn bey diesem

Grund-

Grundsatze kommt es nur weiter darauf an, durch Gründe zu entscheiden, was die Vernunft in Absicht der Religion und Moral lehre. Der Streit zwischen denjenigen also, welche behaupten oder läugnen, daß die Vernunft das wirkliche Daseyn Gottes erkennen lehre, betrifft eigentlich nur die Frage: was die Vernunft in der Hinsicht lehre oder nicht. Beyde Parteyen aber gehen doch eigentlich von dem Grundsatze aus, der Vernunft zu folgen, über welchen hinaus es wirklich keinen höhern Grundsatz giebt. Es ist daher wirklich eine Anmaaßung der Untrüglichkeit in der Entscheidung der streitigen Frage: ob die Vernunft vom wirklichen Daseyn Gottes durch hinlängliche Gründe gewiß mache; wenn diejenigen, welche diese Frage verneinen, den Lehrgebäuden derjenigen, welche diese Frage bejahen, und außerdem als Grundlehre der Vernunft erwiesenen wirklichen Daseyn Gottes alle übrigen Religionslehren mit der Bibel ableiten, schlechthin den Vorzug wissenschaftlicher Konsequenz, Bündigkeit und Haltbarkeit absprechen, und die Religionslehre in der Form der philosophischen Schule, zu der sie sich bekennen, darzustellen, zum Behuf der Wissenschaft überhaupt für nothwendig erklären; da doch ihre Behauptung: daß der Schluß von der Wirkung auf die Ursache nicht weiter gelte, als in der Sinnenwelt, durchaus keines strengen Erweises fähig, und es vielmehr aller Analogie gemäß ist, die Gültigkeit des Schlusses von erfahrnen Wirkungen auf eine denselben gemäße, wenn gleich nicht durch Erfahrung und Anschauung erkennbare Ursache anzuerkennen.

Dazu kommt nun noch, daß der Weg, auf welchem die in diesem Buche befolgte Kantische Philosophie zu der von ihr sogenannten Wissenschaft der Moral führt, zu nichts weniger als zur Gewißheit, vielmehr zur größten Ungewißheit führt, und von Principien ausgeht, und auf Gründe bauet, die nichts weniger als fest und gewiß, die im Gegentheil höchst unsicher und ungewiß sind. Nach dieser Lehre ist der Mensch gar keiner Moralität fähig, und es kann gar keine Moral für ihn geben, wenn er nicht ein reines Vernunftwesen ist, eine rein praktische Vernunft, einen reinen Willen, eine transscendentale Freyheit hat. Von dem allen aber ist am Menschen in der Erfahrung durchaus nichts zu erkennen und wahrzunehmen. Es ist daher kein andrer Weg, als dieß alles um der Mora-

ität Willen zu glauben, weil es sonst gar keine Moralität geben könnte. In der That eine allen unmoralischen Menschen, und Verächtern der Moral und des Glaubens an Moralität, sehr willkommene, und deßwegen sehr bedenkliche Lehre! Also beruhte ja die Moral für Menschen auf lauter unerweislichen Gründen! Es ist eine leere Einbildung, wird der Verächter des Glaubens an Tugend sagen: daß Tugend das Gesetz des Menschen ist. Denn die angebliche Moral für den Menschen beruht auf lauter unerweislichen Gründen!

Von dem sogenannten kategorischen Imperativ, oder dem unbedingten Gebote der Pflicht, gilt dasselbe, da dieses unbedingte Gebot reine Vernunftwesen voraussetzt, und doch keinem Menschen erwiesen werden kann, daß er ein reines Vernunftwesen sey, also auch nicht, daß ihm die Pflicht unbedingt gebiete!

Es stünde betrübt um die Menschheit, wenn es wirklich keine sicheren Gründe der Moral und Moralität gäbe. Aber wahrlich jedem unpartheyisch sich selbst und Andre beobachtenden Menschen leuchten diese in der wirklichen menschlichen Natur, so wie wir sie durch Beobachtung und Erfahrung kennen, hinlänglich deutlich ein! Daß er der Vernunft folgen solle, kann ihm nicht zweifelhaft seyn. Eben so wenig aber auch, daß die möglichst größeste sittliche Vollkommenheit und Glückseligkeit, Aller und eines jeden Einzelnen, der höchste Zweck sey, welchen die Vernunft sich denken und vorsetzen kann; so daß die möglichst größeste Vollkommenheit der Erkenntniß und Liebe alles Guten, und der Fertigkeit in der Uebung und Beförderung alles Guten als das höchste Ziel des menschlichen Strebens, und als des Menschen erhabenste Würde erkannt werden muß, und Glückseligkeit stets dem Streben nach diesem höchsten Ziele untergeordnet bleibe, und nur auf dem Wege gesucht und erlangt werden muß, der zur sittlichen Vollkommenheit führt! Man nenne doch irgend einen höhern Zweck, den die Vernunft dem Menschen aufgeben könnte; irgend ein anderes höchstes Gut nach dem Urtheil der Vernunft, wenn man diesen Ausspruch derselben bezweifeln will! Fragt man weiter, was zu diesem Ziele führe? Jede Tugend, wie sie Namen haben mag, antwortet die Vernunft. Denkt euch nur alle Menschen wirklich tugendhaft, und jede Tugend übend: erscheinen sie da nicht in ihrer

höchsten Würde, und herrschte nicht dann allgemeine Glückseligkeit? Also dieß Ziel des Strebens hält die Vernunft unläugbar jedem Menschen vor! Wollte er sein Unvermögen einwenden? Sie verweißt ihn auf die Selbstbeobachtung und Erfahrung, die ihn lehren, daß er jeden Geistesvorzug nur nach und nach und durch Selbstthätigkeit, durch eigne fleißige Uebung allein erwerben, und zur Fertigkeit und immer höheren Vollkommenheit erheben kann! Er weiß also, was er immer mehr zu werden streben soll, und wie er dieß Ziel erreichen kann. Wie dürfte er denn, wenn er thut, was er nicht thun, oder wenn er nicht thut, was er thun soll, es wagen, sich vor der richtenden Vernunft, vor dem Gewissen zu entschuldigen! Dieß ist die Sittenlehre der wirklichen Menschenvernunft, und was fehlt ihr an Festigkeit ihrer Gründe, an Klarheit und Nothwendigkeit ihrer Gebote, an Bündigkeit und Konsequenz in ihrem Zusammenhange? Sie ist unerschütterlich erbauet, auf das bey allen stets unwandelbare Wesen der Menschen und der Vernunft! Gegen sie gilt keine der Einwendungen, welche die auf bloß formelle und a priorische Principien erbaute Sittenlehre treffen, wo selbst mancher Widerspruch schwer zu lösen seyn möchte, z. B. wenn hier nach S. 67 der reine Wille nach dem a priorischen Gesetze der reinpraktischen Vernunft verwerfen oder wählen soll, und doch nach S. 69 die Freyheit des reinen Willens darin bestehen soll, daß sich das Subjekt, welches ihn besitzt, desselben auch gegen das Gesetz, welches ihm die reinpraktische Vernunft giebt, bedienen kann, nämlich um etwas zu erwählen, was es nicht für gut erkennt, und im Gegentheil dasjenige zu verwerfen, was nach seiner Ueberzeugung gut, und dem Gesetze der praktischen Vernunft gemäß ist. Wie nun ein Wille zugleich nur nach dem a priorischen Gesetze der rein praktischen Vernunft, und zugleich auch wider dasselbe wählen oder verwerfen könne, das ist doch wirklich schwer zu vereinigen.

Ein Grundirrthum der Vertheidiger einer solchen Sittenlehre ist der, daß sie in dem Gewissen jedes Menschen ein Datum in der Erfahrung zu finden meinen, welches einen reinen Willen, und die mit ihm und durch ihn gesetzte transscendentale Freyheit im Menschen anzunehmen nöthige. Sie meinen, das Gewissen sehe auf nichts Anderes, als auf Gesetzmäßigkeit, weil es nicht auf eigenen Schaden als Vortheil sehe; es achte nur auf das Formelle, nicht auf das Materielle. Aber weit entfernt, daß das Gewissen blos

auf

auf die Form der Gesetzmäßigkeit, oder gar der Uebereinstimmung mit einem a priorischen, für alle endliche vernünftige Wesen geltenden Sittengesetze sähe, sieht vielmehr das Gewissen darauf, ob Etwas gut oder böse, recht oder unrecht sey, und ob dieß der Mensch wußte, oder doch wissen, und aus dem Verhältniß der Handlung zum Wohl oder Wehe der Menschen erkennen kann? Bloße Form der Gesetzmäßigkeit genügt dem Gewissen so wenig, daß, wenn ein bürgerliches Gesetz etwas Böses gebeut, das Gewissen das Urtheil fällt: man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen. Von einem Gesetze a priori weiß aber das Gewissen gar nicht. Das a posteriori oder empirisch erkannte Gesetz des Rechts und des Guten, darum weil es recht und gut ist, beobachten oder nicht beobachten, das billigt oder mißbilligt das Gewissen. Daß dasselbe dem Menschen nicht Vorwürfe macht, wenn er dem Gesetze zu folgen glaubt, indem er es übertritt, ist natürlich; aber es macht ihm allerdings hernach Vorwürfe, wenn er seinen Irrthum einsieht und erkennt, daß er es hätte besser wissen können; nur bey unverschuldeter Unwissenheit kann die richtende Vernunft den Menschen nicht verurtheilen; wer aber Gutes zu thun weiß, und es nicht thut, sündigt!

Es gilt also wirklich von der transscendentalen Moral, was hier S. 93 von derselben unter der Bedingung gesagt ist, daß sich im Gewissen nicht ein Datum in der Erfahrung fände, welches den Glauben an reine Vernunftwesen, und namentlich den Glauben fordre, daß wir Menschen reine Vernunftwesen seyn, rein praktische Vernunft, einen reinen Willen, und transscendentale Freyheit haben. Die transscendentale Sittenlehre nach formalen Principien philosophiert bloß transscendent, das heißt, wie es hier S. 93 selbst erklärt ist: sie spielt mit bloßen Begriffen! Wenn übrigens das Gewissen bloß ein solches richtendes Vermögen im Menschen hieße, welches allein subjektiv ihn richtete, ob er nach seiner Absicht recht und gut habe handeln wollen, ohne alle Rücksicht auf die objektive Richtigkeit und Güte, oder auf die objektive Gesetzwidrigkeit der Handlung: so möchte, wie S. 97 behauptet ist, vom Gewissen mit Grund behauptet werden: das Gewissen irre nie, und es gebe kein irrendes Gewissen. Eigentlich aber bedarf der Satz: daß das Gewissen nie irre, doch eine nähere Bestimmung. Das Gewissen,

wissen wird eigentlich ohne allen Grund und Beweis von der Vernunft unterschieden; denn es ist nach allen Beobachtungen und Erfahrungen nichts anders, als die Vernunft des Menschen selbst, in so fern dieselbe über den Werth oder Unwerth, über das Recht oder Unrecht, über die Güte oder Bosheit, seiner Gesinnungen, Vorsätze, Wünsche, Entschliessungen oder Handlungen, ein billigendes oder mißbilligendes Urtheil fällt. In diesem Urtheil aber kann die Vernunft eines Menschen immer irren. Sie kann billigen, was nicht gebilligt; mißbilligen, was nicht gemißbilliget zu werden verdient. Nur kann es nie entschuldigt werden, wenn der Mensch thut, was sein Gewissen mißbilligt, das ist, was er für unrecht hält. Denn dieß beweiset stets, daß der Mensch gegen Recht und Unrecht, Gutes und Böses gleichgültig ist; gesetzt auch, er irrte, indem er das für unrecht hielte, was er für unrecht hält. Gleichgültig aber gegen Recht und Unrecht, Gutes und Böses, soll der Mensch nie seyn. Was nicht aus dem Glauben geht, mit der Ueberzeugung: es sey Pflicht, oder wenigstens erlaubt, geschieht, das ist Sünde. Aber nicht umgekehrt, was aus dem Glauben, in der Ueberzeugung geschieht, daß es Pflicht sey, ist nicht Sünde. Nur in dem Falle, wenn Jemand aus unverschuldeter, unüberwindlicher Unwissenheit Etwas für erlaubt, oder gar für Pflicht gehalten hätte, was unerlaubt und böse ist, wäre das subjektiv für ihn nicht Sünde; objektiv aber dennoch Sünde. Im Falle der verschuldeten Unwissenheit hingegen, wäre es auch subjektiv eine Unwissenheitssünde. Es ist daher wirklich schädlich, das Gewissen so, wie es hier geschieht, von der urtheilenden Vernunft zu unterscheiden, und kein irrendes, schmeichelndes, zweifelhaftes, ängstliches Gewissen zu statuiren. Man verleitet dadurch den Menschen zu Irrthümern, und zu einer Selbsttäuschung in Absicht seiner Selbstschätzung, die objektiv moralisch nachtheilig ist, indem sie die Strenge der richtenden Vernunft zu sehr mildert.

Nach diesen Bemerkungen muß es einleuchten, daß S. 177 die Deduktion der Selbstpflichten nicht durch die Behauptung gewonnen hat, daß der Mensch als ein reines Vernunftwesen sich selbst verpflichtet, als Sinnenwesen aber verpflichtet wird. Denn es ist unerweislich, daß der Mensch ein reines Vernunftwesen ist, und also auch schlechthin unerweislich auf diese Art, daß es Selbstpflichten giebt. Auch wird

wird es S. 182 zugestanden, daß für den, für welchen Moralität nicht schon Zweck ist, Moralität gar nicht da ist. Das heißt doch wohl klar: daß diese Art die Moral zu behandeln gar nicht dazu geeignet ist, irgend Jemand, der das Moralgesetz noch nicht als ihn verpflichtend anerkennt, (und in dem Fall sind gerade die meisten lasterhaften Menschen, die der christliche Religionslehrer zur Besserung erwecken und anweisen soll), von seiner Verbindlichkeit dasselbe anzuerkennen, erst zu überzeugen! Sollte denn eine solche Art die Moral zu behandeln für den christlichen Religionslehrer angemessen seyn?

Was S. 178 u. f. wider das Princip eigner Glückseligkeit gesagt ist, gilt nur nach Kantischem Sprachgebrauch, der unter Glückseligkeit, bloß sinnliche Glückseligkeit verstehen lehrt, und keine geistige, oder für einen Geist eigenthümlich gehörende Glückseligkeit gelten läßt, welche doch die Eudämonisten verstehen, und durch Zufriedenheit des Geistes mit sich selbst, und mit seinem Zustande erklären, welche die Bibel als die einzige wahre, des Menschen würdige Glückseligkeit betrachten lehrt, welche gar kein bestimmtes Maaß, sondern nur einen rechtmäßigen Erwerb und pflichtmäßigen Genuß sinnlicher Güter, und festes Vertrauen auf Gott, bey redlichem Streben nach Treue in der Pflicht voraussetzt.

Wenn S. 199 u. f. die Wahrhaftigkeit eines Menschen durch die Uebereinstimmung seiner Reden mit seinen Ueberzeugungen erklärt wird: so ist wohl hinzuzusetzen: „wenn „es für ihn Pflicht oder wenigstens erlaubt ist, seine Ueberzeugungen an den Tag zu legen, und nicht vielmehr die „Pflicht die Aeußerung derselben untersagt." Es heißt zwar S. 199: die Sprachfähigkeit hat der Mensch von der Natur erhalten, um durch Worte seine Gedanken zu bezeichnen, dieß ist der Naturzweck. Aber da nachher selbst Fälle angenommen werden, in welchen es Pflicht ist, die Wahrheit zu verschweigen: so wird selbst dadurch gestanden, daß ich nicht immer reden soll, was ich denke. Stillschweigen würde oft in solchen Fällen die beredteste unzeitige Aeußerung seyn. Es ist überhaupt irrig, daß es der Naturzweck der Sprachfähigkeit sey, nur das, was ich für wahr halte, an den Tag zu legen. Ihr Zweck ist überhaupt: Gedanken zu bezeichnen. Wie und wann ich sie bezeichnen soll, muß die Vernunft entscheiden. Wo diese gebietet, das meinen Ueberzeugungen

gungen Entgegengesetzte zu äußern, weil ihr Zweck, die mög-
lichst größte Vollkommenheit und Glückseligkeit zu befördern,
dieß fordert, da wäre es strafbar, Andern meine Ueberzeu-
gungen zu entdecken.

Im Ganzen liegt die Kantische Moral der hier ange-
zeigten theologischen Moral zum Grunde. Bisweilen aber
wird Kant widersprochen, z. B. in seiner Lehre von der Frey-
heit und vom radikalen Bösen, wo doch hie und da Mißver-
stand die Ursache des Widerspruchs zu seyn scheint. S. 69 —
70 ist die Freyheit des reinen Willens für ein Vermögen er-
klärt, für oder wider das Gesetz zu handeln. Dagegen sagt
Kant mit Grund, diese Behauptung könnte nur aus der Ein-
sicht der Freyheit hergenommen werden, und ihm wird erwiedert:
es werde dieß vielmehr bloß der Moralität wegen angenommen.
Aber Kant wollte andeuten, wie es scheint, aus dem Begriff
der Freyheit, welche die Moralität voraussetzte, folge kein
Vermögen, auch wider das Gesetz zu wählen! Kant behaup-
tet S. 71: die Möglichkeit vom Gesetze abzuweichen, ist ein
Unvermögen, kein Vermögen. Dagegen wird erinnert: die
Frage sey, ob dieß Unvermögen verschuldet sey oder nicht?
Darauf gebe Kants Theorie keine Antwort. Aber vielleicht
antwortete Kant: es bedürfe keiner Antwort, da es sich von
selbst verstehe, daß das Unvermögen, wenn es zugerechnet
werden solle, als verschuldet gedacht werden müsse; und daß
es hingegen, so fern es unverschuldet sey, nicht zugerechnet
werden könne! Aber, wird ferner eingewendet, kann Unver-
mögen bey transscendentaler Freyheit gedacht werden? Kant
erwiederte vielleicht: in endlichen Vernunftwesen allerdings;
denn diese definirt er als solche, die auch unter andern Gese-
tzen, als dem Gesetze der Heiligkeit stehen können. Dage-
gen ist hier, S. 68, reinen endlichen Vernunftwesen ein rei-
ner Wille beygelegt, und der reine Wille wählt und wirkt
nach S. 67 nur nach dem a priorischen Gesetze der rein prak-
tischen Vernunft. Daher der Widerspruch. — In Absicht
der Lehre vom radikalen Bösen wird eingewendet, daß in der
Freyheit kein Hang angenommen werden könne. Aber Kant
redete nicht von einem Hange in der Freyheit; sondern von
einem durch einen Akt der Freyheit angenommenen Hange
des endlichen vernünftigen Wesens, den er nur deßwegen an-
nahm, weil ihm nur so, aus einem bösen Princip neben
dem Guten, das Böse im Menschen auf eine mit dem
Glauben an Freyheit vereinbare Weise erklärbar schien.

Sonst

Sonst stimmt größtentheils hier alles mit Kant überein, auch das, S. 4, daß der Begriff des Gebotenen die Moral von der Rechtslehre unterscheide, welche letztere es mit dem Erlaubten zu thun habe; eine ganz willkührliche Definition, die gegen den Sprachgebrauch die himmelweit verschiedenen Begriffe des Erlaubten und des Rechts einander gleich setzt.

Uebrigens ist das vorliegende System der theologischen Moral auf folgenden Grundriß erbaut.

I. Die Einleitung handelt in zwey Abschnitten von der Moral überhaupt, besonders der theologischen, und von der Geschichte der Moral, welche hier in vier Perioden getheilt ist: α) von Christus bis Augustin; β) bis auf Kalixtus; γ) bis auf Kant, und δ) von Kant bis auf unsre Zeit. Eine Eintheilung, die allerdings für die Geschichte der theologischen Moral, in Hinsicht ihrer Annäherung zu einer nach Kantischem Sprachgebrauch wissenschaftlichen Abhandlung, angemessener scheint, als die gewöhnliche in drey Perioden, vor dem Zeitalter der Scholastiker, von da bis auf die Reformation, und nach derselben; in sofern nämlich der Begriff vom Menschen, als Fundament der Wissenschaft der theologischen Moral angenommen wird. In der Einleitung §. 3. ist der Unterschied zwischen einer Vernunftmoral und einer geoffenbarten Sittenlehre für die Moral selbst für unbrauchbar erklärt, weil es unmöglich sey, genau zu bestimmen, wie viel wir in der Sittenlehre durch die bloße Vernunft gelernt haben, und wie viel wir der Offenbarung verdanken. Allein durch Principien a priori könnten wir doch weder von den Pflichten gegen Jesum etwas wissen, noch von den besonderen Motiven, die aus seiner Religionslehre hervorgehen, noch von den besonderen Mitteln, uns in christlicher Tugend zu stärken, welche Jesus angewiesen hat. Dieß gehört freylich nicht zur Moral als Wissenschaft im Kantischen Sinne des Wortes, und man kann diese Pflichten und Motive, wenn man durch die Geschichte das Verhältniß der Christen zu Christo kennt, aus bloßen Vernunftgründen deduciren; aber wir würden ohne die christliche Offenbarung doch diese Pflichten nicht haben, und es ist also ein Theil der Pflichten der Christen nur aus der Offenbarung erkennbar. Auf die Einleitung folget

II. reine

II. Reine Moral, oder von der Natur des freyen Willens endlicher vernünftiger Wesen, und der allgemeinen Gesetzgebung für denselben. Diese reine Moral, welcher nach obigen Bemerkungen durchaus keine uns bekannte wirkliche Wesen erweislich entsprechen, und welche daher nie einen sichern Grund einer angewandten Moral für Menschen und Christen geben kann, dürfte nicht nur ohne Nachtheil, sondern selbst zum Vortheil der christlichen Moral, ganz aus derselben ausgeschlossen und der Kantischen Schule allein gelassen werden.

II. Die angewandte Moral handelt α) von der Natur des menschlichen Willens, worin die Lehren vorkommen, daß der Mensch, um der Moralität fähig zu seyn, glauben müsse, daß er ein reines Vernunftwesen sey, seinem intelligibeln Charakter nach; daß er einen reinen Willen und transscendentale Freyheit habe, und reiner Tugend fähig sey, wenn gleich er alles dieß nicht wissen, noch durch Erfahrung davon gewiß werden kann. Angehängt ist die Lehre der Schrift von der Erbsünde, Sünde, Untugend und dem Laster. Der Beweis, daß die Schrift kein radikales Böse, sondern nur eine Verdorbenheit des empirischen Willens des Menschen lehrt, soll daraus erhellen, daß sie dem Verderben des Menschen einen Zeitursprung beylegt, 1 Mos. I, 22. Durch wirkliche Uebertretung eines gegebenen Gebots versank er in den sündhaften Zustand, 1 B. Mos. III. und von da an herrscht die Sünde über alle Menschen, Röm. V, 12. (Allein folgt denn aus 1 B. Mos. I, 27. III, 1. f. schon, daß nach der Lehre der Bibel das Böse bey allen Menschen einen Zeitursprung habe? Dieß hätte wohl auf eine andere Art erwiesen werden sollen!)

Dann wird B) von der Gesetzgebung für den Willen des Menschen gehandelt. Wie die Bibel nichts vom Menschen als einem reinen Vernunftwesen, von einem reinen Willen, transscendentaler Freyheit und reiner Tugend desselben lehrt: so lehrt sie auch nichts von der eigenen Gesetzgebung der menschlichen Vernunft, oder davon, daß der Mensch als reines Vernunftwesen sich selbst als Sinnenwesen verpflichte. Dieß ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dieser und der biblischen Sittenlehre, daß nach der Bibel Gott der einzige Gesetzgeber ist, der sich durch seine Werke und durch Vernunft und Gewissen dem Menschen offenbart, so daß die Vernunft des Menschen nur den Willen

Gottes erkennen, und nach demselben die Gesinnung und das Verhalten des Menschen beurtheilen kann; dagegen nach dieser Sittenlehre der Mensch als durch seine Vernunft sich selbst ein Gesetz gebend, ohne Rücksicht auf Gott, seinen Gesetzgeber durch die Vernunft, dargestellt wird. Die biblische Sittenlehre baut auf den Glauben an Gott, als auf einen sichern Grund; Hier hingegen ist die ganze Sittenlehre auf unerweisliche Ideen von reiner Vernunft, reinen Vernunftwesen, reinem Willen, reiner Tugend und transcendentaler Freyheit, zu gründen versucht.

Der erste Abschnitt dieses zweyten Theils handelt von der Begründung des Princips der angewandten Moral, und der zweyte von den einzelnen Pflichten des Menschen, die wieder zuerst deducirt, und dann einzeln abgehandelt werden. Zuerst von den Pflichten gegen Gott, die hier gegen Kant vertheidigt, oder vielmehr nicht vertheidigt werden. Es heißt S. 125. 126. „Wer in der Moral eigentliche Pflichten gegen „Gott annimmt, muß nothwendig zugeben, daß Gott außer „der Idee existire. Da aber der von Kant angeführte Be„weis für das Daseyn Gottes bloß ein moralischer und prak„tischer ist, durch welchen das objektive Daseyn einer Sache „keinesweges außer Zweifel gesetzt wird, wiewohl er subjek„tive Gewißheit gewährt," (doch wohl nur für den, der die Prämissen für wahr hält, aus welcher er gefolgert wird? also nicht für Jeden brauchbar zu subjektiver Gewißheit:) „so „darf man es seiner Philosophie auch nicht verdenken, wenn „sie von eigentlichen Pflichten gegen Gott nichts weiß, son„dern alle sonst sogenannte Pflichten gegen Gott als Pflich„ten gegen die Vernunft selbst darstellt. Der christliche „Theolog hingegen kann nach der Schrift, die so bestimmt, „und beynahe auf allen Seiten das objektive Daseyn Gottes „behauptet, geradezu von Pflichten gegen Gott reden, ohne „daß er vom Philosophen einen gegründeten Vorwurf fürch„ten darf."

Vielleicht aber dürfte der ächte Philosoph, dem Wahrheit mehr gilt als irgend ein Sektenname, dagegen einwenden: entweder gilt der Bibelausspruch mehr als Kants; oder Kants Ansehen mehr als die Bibel! Hat die Bibel Recht: so muß auch das ganze Moralsystem nach ihren Lehren konstruirt werden, und nicht nach den Lehrsätzen Kants, die der Bibel ganz fremd sind. Gilt aber Kants Ansehen mehr als der

Bibel Ansehen, und ist der Bibel Lehre durch Kantische Philosopheme zu berichtigen und zu vervollkommnen: so muß auch in einem nach Kants Principien konstruirten Moralsysteme von Pflichten gegen Gott nicht die Rede seyn. S. 127. 128. wo Gotteserkenntniß als Pflicht genannt ist, sollte eigentlich nur das Streben nach Erkenntniß der Wahrheit in Beziehung auf den Glauben an Gott nach den Principien dieser Moral genannt seyn. Entschiede nun dieß Streben für die Ueberzeugung, es sey Gott nicht wirklich: so könnten auch die Ehrfurcht Dankbarkeit und Liebe, das Vertrauen und der Gehorsam gegen Gott in einem zu solcher Ueberzeugung gelangtem Gemüthe nicht statt finden. Sonst ist Liebe zu Gott etwas anderes, als Ehrfurcht und Dankbarkeit; sie ist die Wirkung des festen Glaubens an das wirkliche Verhältniß Gottes, wie ihn die Bibel anerkennen lehrt, zu uns und unserm ganzen Wohl. — Als ein Anhang zu den Pflichten gegen Gott sind die Pflichten gegen Jesum abgehandelt. Dann folgen Pflichten gegen uns selbst, pflichtmäßige Selbsterkenntniß, pflichtmäßige Gefühle der Selbstachtung und Selbstliebe, und pflichtmäßige Gesinnungen der Selbstveredlung und Selbstbeglückung, und pflichtmäßiges Verhalten gegen uns selbst in Reden, Mienen, Geberden und Thaten, zu unsrer Selbstveredlung und Selbstbeglückung, unter welche, nicht rechtpassend, die Sorge für das Leben gerechnet wird.

Dann wird von den Pflichten gegen andere Menschen im Allgemeinen, und von den Pflichten in besondern Verhältnissen gehandelt, und in einem Anhange von den Pflichten in Ansehung der Thiere und der leblosen Natur.

Die überall an den Tag gelegte Hochachtung gegen die christliche Religion, und das Streben nach Vollständigkeit und Reichhaltigkeit der Belehrung, so wie die nicht sparsam beygebrachte Literatur, verdienen an diesem Werke mit Beyfall und Werthschätzung genannt zu werden. Nur die Voraussetzung, daß allein auf Kantischen formalen Principien eine Wissenschaft der Moral systematisch aufgeführt werden könne, und daß diese Principien deßwegen auch einer wissenschaftlichen Abhandlung der christlichen Moral zum Grunde gelegt werden müßten, und alles dasjenige, was aus dieser Voraussetzung in diesem Werke folgt, konnte Rec. aus den von ihm dargelegten Gründen nicht billigen, und er glaubte die

Darlegung dieser Gründe, wegen der Wichtigkeit der Sache, den Lesern dieser Bibliothek schuldig zu seyn.

A.

Religion. Herausgegeben von Friedrich Neithard, Fürstl. Nassau - Usingischem Regierungsrath. Frankfurt a. M., bey Herrmann. 1803. 256 S. 8. 20 Kr.

Das Ganze zerfällt in eilf Briefe, nebst einem Anhange. Ihr Hauptinhalt ist kürzlich folgender. Br. 1. Größte Angelegenheit des Menschen. Erste Ursache. Gott. — Br. 2. Gott ist der Grund aller Wirklichkeit. Absicht Gottes bey Erschaffung empfindender und vernünftiger Wesen. — Br. 3. Vorsehung, und die dabey zum Grunde liegenden göttlichen Eigenschaften. — Br. 4. Rettung der Vorsehung von Zweifeln gegen dieselbe. Nebenblick auf den Wunderbegriff. — Br. 5. Immaterialität der menschlichen Seele. Bewußtseyn. Immortalität, und Fortdauer des Bewußtseyns der Seele. Große Hoffnung hierunter. — Br. 6. Blick in den Menschen. Angebornes Gefühl. Wirkungen in dieses Gefühl von den uns angeboren werdenden Trieben und der Vernunft. Moralischer Sinn. Freyheit. Zusammenhang von Ursache und Wirkung. — Br. 7. Gefühl, das durch Gewohnheit modificirt wird. Verschiedene Aeußerungen der Gewohnheit auf das Gefühl. Wirkungen hierunter auf Erziehung und Tugend des Menschen. Der Mensch wird auf dem Wege der Empfindung zu seiner Pflicht geleitet. Erfüllung der Pflicht führt allein zum Glücke. (zur Glückseligkeit.) Christus. Wer er gewesen sey. Legitimation desselben. Weissagungen. Nebenblick auf die allgemeine Erwartung einer großen Person zu seiner Zeit. Charakter. Thaten, die kein Mensch thun kann. Auferstehung. — Br. 8. Absicht der Sendung Jesu. Sein Beyspiel im Leben und Tode. Verschiedene Vorstellungen von den Absichten seines Leidens und Todes. Hauptzweck der Religion ist Reinigkeit des Herzens. Unterricht Christi. Letzte Absicht seiner Lehre: Sittlichkeit, oder Erlösung des Menschen von der Sünde. — Br. 9. Christus. Lichtvolle Darstellung desselben von einigen Vermuthungen der sich selbst überlaßnen Vernunft, und Beseitigung

gung der Zweifel dagegen; Einheit Gottes; Gott ist die Liebe; die daraus fließende Versöhnlichkeit Gottes; Leben nach dem Tode; Gebet. — Br. 10. Taufe. Abendmahl. Religion der Vernunft wäre ohne das Christenthum nicht vorhanden. Deutlichkeit, Authentie, Inspiration, Interpretation des N. T. — Br. 11. Zusammenhang des Staats mit der Privat-Religion des einzelnen Bürgers. Glückliche Aussichten in die Zukunft. — Der Anhang enthält Noten und ausführliche Beläge zu dem Inhalt der vorhergehenden Briefe.

Diese zunächst an einen Officier gerichteten Briefe, sollen nun nach des Vf. eigner Bevorwortung, keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit machen; auch will der Vf. keine Apologie der Religion schreiben; eben so wenig ein Lehrbuch derselben; am allerwenigsten endlich gedenkt er, sich in die neuern Streitigkeiten in dem Gebiete der Philosophie einzulassen. Vielmehr will er seinem Officier, und seinen übrigen Lesern eine nützliche Unterhaltung verschaffen, und ihnen gerade seine Ansicht der Sache liefern, ohne deßhalb den Ansichten und Gründen Anderer ihren Werth abzusprechen.

Hinter diesen Bollwerken auf einem selbst gewählten Posten, mochte sich der Vf. gegen alle Angriffe der Recensenten gesichert glauben; denn Alles, die Form der Briefe, die Wahl eines Officiers zum Korrespondenten, die Erklärung, nur unterhalten zu wollen; alles scheint auf jene Sicherung berechnet zu seyn. Aber die Wahl eines Postens, macht es nicht allein aus; es kommt auch darauf an, wie man ihn behauptet. Und dieß scheint dann dem Vf. nach unserer unparteyischen Beurtheilung, nicht gelungen zu seyn. — 1.) Müssen wir denn rügen, daß in Briefen an einen Officier keine weitere Beziehung auf diesen Stand vorkommt, als die Erwähnung des Umstandes gleich im Anfange des ersten Briefs, daß Zieten bey dem Tode eines einzigen Sohnes zu seiner trostlosen Gattinn gesagt habe: „der Herr will ihn haben! sein Wille geschehe;“ und daß sich der Vf. einst mit einem gewissen Generale über Auferstehung Christi unterredet habe. Die Behandlung der Religionswahrheiten gerade in nächster Beziehung auf den militärischen Stand, wäre höchst interessant, und könnte ungemein fruchtbar gemacht werden. Entweder also mußte der Vf. ein Mehreres in Beziehung auf den von ihm gewählten Korrespondenten thun, oder ihn nicht gerade als Officier bey seinen Lesern einführen, die sonst in

der Ansicht der Schrift und in ihren Erwartungen von derselben, getäuscht werden. 2.) Finden wir den vom Vf. angelegten Plan höchst unlogikalisch und verworren; wovon sich unsre Leser auch bey einer flüchtigen Durchlaufung des ausgezognen Inhalts der Briefe, schon werden überzeugt haben. Wie ist z. B. die Lehre von Unsterblichkeit der Seele in mehrere Briefe stückweise vertheilt! Wie kommt die Lehre von der Deutlichkeit, Authentie, Inspiration und Interpretation des N. T. ganz ans Ende; da doch der Vf. vorher immer aus dem N. T. geschöpft hatte, ohne noch seinen oder seine Leser mit dieser Urkunde bekannt gemacht zu haben. Er sage nicht, daß die Briefform eine willkührliche Ideenanordnung entschuldige, oder guthelße. Nimmt man es gleich in alltäglichen Briefen so genau nicht: so findet diese Entschuldigung wenigstens nicht in einer angelegten Reihe von Briefen, die man dem Publiko, über eine so wichtige Sache vorlegt, nicht statt. — 3.) Hat der Vf. oft Sätze aufgestellt, die schwerlich von allen seinen Lesern unterschrieben werden möchten. S. 23. klagt der Vf., daß wir nicht im Stande wären, das göttliche Wesen zu begreifen, „wir," fährt er fort, „die wir auf „der Leiter vernünftiger Wesen, halb Engel halb Vieh, „halb dem Untergang geweiht, halb für die Ewigkeit bestimmt, wahrscheinlich nur an der untersten Sprosse herumkriechen." Giebt es denn noch immer Schriftsteller, die wunder was für einen philosophischen Scharfblick zu beweisen glauben, wenn sie den Menschen, der einer höhern Ordnung von Wesen angehört, halb zum Vieh (!) herabwürdigen, das halb (!) dem Untergange geweihet sey? Welch ein weitläuftiger Kommentar liesse sich über diesen Galimathias schreiben, über welchen jedoch Theologen und Moralisten längst hinaus sind! Eben so verräth es ärmliche Begriffe von Gott und vom Menschen, wenn S. 25. vergl. mit S. 95. Glückseligkeit als letzter Zweck dargestellt wird, wozu Gott den Menschen geschaffen habe, und wozu Tugend das Mittel sey. Nicht leicht möchten auch alle Leser dem Vf. ohne Weiteres zugeben, daß der Mensch weit mehr seinem Gefühle als der Vernunft unterworfen sey S. 121. daß in allen Vorstellungen von der Genugthuungslehre Versöhnlichkeit Gottes, (man bedenke nur, was diese voraussetzt!) als Hauptbegriff festzuhalten sey S. 164: daß ohne Christum keine Religion der Vernunft jemals entstanden seyn würde, S. 197. u. s. w. — 4.) Gehört Seichtigkeit und Einseitigkeit der Ausführung

rung zu den Hauptmängeln dieser Schrift. Fast jede Seite liefert Beweise dazu. Werden unsre Leser dieß Urtheil zu hart finden, wenn wir ihnen sagen: daß der Vf. sie S. 69. nur damit abspeiset; „daß das Wunder nur darin liege, daß „sie vermöge der göttlichen Voraussehung, die nach der höch„sten Weisheit und Güte den Lauf der Begebenheiten einrich„tete, zu einer gewissen Zeit und unter gewissen Umständen „sich entwickelten" (wodurch wir doch in der That in dieser Materie nicht um einen Schritt weiter kommen), vollends wenn wir mit dem Vf. daneben doch behaupten, daß sie kreditiv göttlicher Sendung seyen;) daß in Beschreibung der Person Christi S. 124. die Behauptungen: „er nenne Gott in ei„nem ganz besondern Verstande Vater, und sich Sohn, — „sich den eingebohrnen Sohn Gottes, und von ihm heiße es, „daß er der Abglanz der Herrlichkeit Gottes sey, und sich zur „Rechten Gottes niedergesetzt habe" ohne alle weitere Erläuterungen und bestimmte Resultate daraus, dastehen; daß der Vf., der auf die Auferstehung Christi ein großes Gewicht legt, S. 143 ff. ihre Gewißheit bloß darauf stützt, daß die Apostel, wenn sie falsch berichtet hätten, entweder Betrüger oder Fanatiker gewesen wären, (als wenn es nicht einen dritten Fall gäbe, daß sie nämlich als ehrliche Leute, ihren und der Mitwelt subjektiven Glauben von dieser Begebenheit auf die Nachwelt bringen wollten;) daß der Vf. Nothwendigkeit des Gebets zu beweisen sucht, ohne den Begriff desselben zu erörtern, und zu bestimmen; ꝛc. Hin und wieder geht der Vf. tiefer in die Sachen hinein; aber dann findet man die ältesten Ansichten wieder, wie z. B. bey der Behauptung, daß Daniel 9, 25 — 27. eine ausgemachte Weissagung auf Christus sey S. 127. ff. ingleichen bey Entwickung der Lehren von Vorsehung und Fortdauer der Seele. S. 45. und a. a. O.; wie wir dann auf eine nicht ganz neue, und dabey haltbare und weiterführende Idee gestoßen sind. Der Vf. entschuldige jene falschen und diese einseitigen Behauptungen nicht damit: daß er seine Ansichten der Religionslehren habe mittheilen wollen. Was kann dem Publikum daran liegen, dergleichen Behauptungen zu lesen, wenn sie auch die seinigen sind; zumal da es diese bey andern Schriftstellern schon finden kann. Uebrigens lassen wir ihm das Verdienst einer vertrauten Bekanntschaft mit seinen Quellen, einem Bonnet, Clarke, Buttler, Reimarus, Jerusalem, Sulzer u. a. m. gern wiederfahren. Auch verräth er keine geringe Kenntniß der

alten Klassiker und deutschen Dichter, aus welchen er bey jeder Gelegenheit ganze Stellen in extenso abgeschrieben hat, so daß dergleichen, meistens passend angebrachte Citate, einen Haupttheil des Buches ausmachen. Möchte er nur die Stellen aus lateinischen Dichtern, wenn sie auch der Officier, mit welchem er korrespondirt, verstand, ins Deutsche übersetzt haben, um die Hauptabsicht der Unterhaltung bey desto mehreren Lesern, und desto ungetheilter zu erreichen.

Um.

Arzneygelahrheit.

Abhandlung über die Eigenschaften und Wirkungen der animalischen Elektricität; wodurch auch die wahre Natur der Hundswuth und deren Heilung erkennbar wird. Von J. Grundmann, Garnison-Wundarzte in Breßlau. Breßlau, bey Korn. 1803. 192 S. 8. 12. gr.

Dieses Buch ist von der Art, daß der Rec. nur den Inhalt angeben, sein Urtheil aber zurückhalten darf. Es enthält so viel Neues und Ungewöhnliches, daß der Leser sich reichlich befriedigt finden wird. Erster Abschn. Ueber Wärmestoff in Hinsicht auf Elektricität überhaupt, besonders aber animalische. In der Natur giebts zwey einander entgegenwirkende Hauptkräfte, die ausdehnende, und die zurücktreibende. Erstere ist der Wärmestoff. Er sitzt im Mittelpunkt der Erde, und würde diese zersprengen, wenn nicht die, von den Polen ausströmende, zurückdrückende Kraft in Dunstgestalt, kältend und schwer nach den mittäglichen Gegenden sich wälzte, und ihm entgegen wirkte. Diese Materie hat, wie H. G. glaubt gelesen zu haben, Cooke am Nordpole neblicht, auflösend, (sic) weißlicht gesehen. Von dieser werden durch das Bescheinen der Sonne die Nordscheine gebildet. Alle Körper haben mehr oder weniger Wärmestoff in sich. Durch ihn entstehet in der Atmosphäre, die atmosphärische, und in lebenden thierischen Körpern, die animalische Elektricität. Diese wird durch die Lungen eingesogen und durch sie und die ganze Oberfläche des Körpers wieder ausgedün-

dünstet, wobey sie zugleich nachtheilige Stoffe in Dunstgestalt mit fortnimmt. Die Nerven sind die Leiter derselben. Von diesen liefert der V. von S. 14 bis 30 eine anatomische Beschreibung. Neigungen und Leidenschaften haben bestimmte Organe zu ihrer Entstehung und Rückwirkung. Leiten die Nerven ihr elektrisches fluidum häufig an einen Ort; so wird es andern Theilen entzogen, woraus man schnelle Blindheit, Schlagflüsse u. s. w. erklären kann. Diese Anhäufung und Entziehung geschiehet häufig durch die Galle im Unterleibe, wie der V. selbst gesehen hat. Die Elektricität kann sich auch in einem Orte so anhäufen, daß die Nerven in ihrer Elasticität eine Dehnung bis zur Erstarrung und Unthätigkeit erhalten, woraus eine Empfindung von Schwere und wirklicher Kälte entsteht, nicht von Wärme, sonst könnte (vergleichungsweise) kein Funke aus dem Eise gezogen werden. Wenn gehörig viele und gute Galle vorhanden und reichlich genug mit Schwefelstoff versehen ist: so entstehet ein guter Stand zum elektrischen Fluidum. Der Eisengehalt des serös rothen Bluts assimilirt sich mit den Nerven, woraus der vortreffliche Nutzen der Vitriolsäure in so vielen Krankheiten einleuchtend wird, in so fern der Vitriol ein ferrum sulphuricum solubile ist. — Ein großer Zusatz zur Nervenkraft und Elektricität geschiehet durch den Saamensaft. Der Verf. erklärt die Sympathie zwischen den weiblichen Geburtstheilen und den Brüsten. Verwandtschaftliche Nervenleitungen sind specifisch nach Art der mit ihnen verbundenen Organe und deren Säfte. Physiologischer Grund von der moralischen und leidenschaftlichen Stimmung in der Liebe und deren Unterschied. Wie aber wohl das Denken überhaupt auf den Nerven wirke? Die Elektricität ist der Stoff, der die Denkorgane reizt. Die Cavitäten des Gehirns sind mit dieser Flüssigkeit in Luftgestalt angefüllt. Im ersten Ventrikel geschiehet das langsame, im vierten das stärkste Denken. Der Saame vermehrt die Elektricität außerordentlich. — Die Hundswuth ist eine eigenthümliche Krankheit der animalischen Elektricität, und zwar so, daß zur Entstehung der erstern, die letztere eine caustische Schärfe, oder vielmehr die Brennbarkeit in sich selbst einen Entzündungszustand erhält, (S. 94.) der die Nerven so reizt, daß im ganzen Systeme und im Gehirn eine Ausdehnung entsteht, u. s. w. Zur elektrischen Entzündbarkeit gehört, außer Wärmestoff und Sauerstoff, noch Schwefelstoff und Wasserstoff, und der Sauerstoff wird aus aufgelößten Salpe-

ter in Dunstgestalt entwickelt, woraus der elektrische Stand der Atmosphäre in kalter Winterezeit einleuchtet, und wie die fortgestoßene Fortdauer des Blitzes in die Erde beweiset. Daher entstehet keine Hundswuth in Ländern, wo Wasser und Schwefel fehlet. Diese Krankheit ist elektrischer Natur, wie man aus dem Verlaufe ihrer Perioden, den Konvulsionen, dem Sträuben der Haare, Funkeln der Augen, zornigen Blick sieht. Warum verabscheuen Wuthkranke das Wasser? Weil der Sauerstoff der Elektricität Nahrung giebt, und die Nerven in größere Entzündung setzt. Zur Erklärung der Ansteckungskraft des Speichels eines Wuthkranken Folgendes mit den eigenen Worten des V.: „Im thierischen Körper bekommt die Galle im Zustande der Erhitzung durch die Zusammensetzung mit dem angezogenen Sauerstoffe eine eigene Verschärfung, die sich durch eigene Krankheiten, die gallichten mit und ohne Ausschläge verschiedentlich zu erkennen giebt; im heftigen Zorne aber als Leidenschaft und in der Wuth betrifft diese Erhitzung als elektrische die Nerven; durch die Zusammensetzung dieser Stoffe im entzündeten Zustande, wird hier ihre Verschärfung noch mehr erhöhet, verfeinert, indem sie aus den übrigen Säften in diesem Zustande herausgehoben sind. Dieser Zustand aber geht überall vor, wo Nerven sind, wovon die allgemeine Neigung zu heftigen Zuckungen im Systeme derselben sich herschreibt; diese zusammengesetzte Substanz wird nach geschehener Verbrennung Erhitzung in erhöhetem Grade, als Niederschlag abgeworfen, hängt nun als Misma den kleberichten Säften an" u. s. w. Zur Kur der Krankheit schlägt Hr. Gr. vor: das Nervensystem soll von der erhöhten elektrischen Erschütterung herabgestimmt werden, welches durch Belladonna abwechselnd mit Opium geschiehet, durch Quecksilber aber soll das elektrische Fluidum abgeleitet werden. Die Nerven hält man gegen das Verderbniß mit China fest. (sic) Gleich Anfangs muß man dem Schwefelstoffe Säure entgegen setzen. Die Wunde wird nach Umständen erweitert, und mit ungt. basil. worin auf zwey Quent, zehen Gran Brechweinstein kommen, verbunden, welches wie ein äußerliches Vomitiv wirken soll. Abends nimmt man statt des Brechweinsteins, rothen Präcipitat, womit ferner verbunden wird, wenn die Eiterung den untersten Punkt des Bisses erreicht hat, und stark genug ist, und übergießt die Wunde bey jedem Verband mit Salzgeist. Zur Beförderung der Ausdün-

stung

stung ist gleich Anfangs ein lauwarmes Bad anzuwenden, und bey Zeichen von Unreinigkeiten ein Vomitiv zu geben. Gegen das eigentliche specielle Laxiren und Aderlassen hat man sich sorgfältig in Acht zu nehmen. Gleich Anfangs nimmt der Patient zehen bis zwanzig Tropfen Laudan. liquid., und hernach zwey bis drey Grane Belladonna, welche letztere er alle Abende wiederholt. Sobald diese kein Laxiren verursacht, gebraucht er täglich zwey bis dreymal zehen Tropfen sauren Salzgeist, und am vierten Tage neben der Belladonna 1½ bis 2 Gran Kalomel, so daß er keinen Speichelfluß macht. Das Laxiren davon zu verhüten, setzt man einen Gran Opium zu. Schwächliche Personen müssen Chinarinde daneben nehmen. Spargeln und Eyer muß der Patient als zu schwefelhafte Speisen vermeiden. — Zuletzt redet der V. von den postseptischen Verhaltungsmitteln. Noch ein Anhang: Erwägungen über den Gebrauch des Schwefels bey Hämorrhoidalübeln. — Der Recensent zweifelt nicht, daß ein guter Theil seiner Leser diesen kurzen Auszug mit mehrerem Vergnügen, als einen Theil gewisser Schriften, wozu man nicht selten verdammt ist, lesen wird.

Ba.

Erläuterungen der Erregungstheorie, von Jos. Frank. Zweyte, durchaus neu bearbeitete Auflage. Heilbronn, bey Claß. 1803. 388 S. gr. 8. 1 Rl. 6 R.

Im Jahre 1797 gab der Vf. Erläuterungen der Brownischen Arzneylehre heraus, welche von uns im 36 B. 2 St. S. 357 ff. N. A. D. B angezeigt und den Lesern empfohlen worden sind. Die vor uns liegende Schrift wird vom Vf. für eine zweyte Ausg. jener angegeben; sie ist aber in Form und Materie so sehr von derselben verschieden, daß sie mit bey weitem größerm Rechte ein neues Buch genannt zu werden verdient, und der Rec. hofft daher, auf den Dank des Publikums rechnen zu können, wenn er dieselbe einer weitläuftigern Anzeige unterwirft, als sonst gewöhnlich neuen Auflagen zu Theil wird. »Die Grundsätze Browns," sagt der Vf., „gewähren unzählige Vortheile, sowohl im Fache der „Theorie, als im Gebiete der praktischen Arzneykunst. Inzwi-

„schen

»schen wünsche ich, zum Wohle der Menschheit, daß die Ge»stalt, welche diese Lehre durch den Einfluß der kritischen »(transscendentalen) Philosophie erhalten hat, nicht einen »abermaligen Beweis des schädlichen Einflusses der verschiede»nen philosophischen Sekten auf die Heilkunde ablegen mö»ge.« Schon diese Sprache, aus dem Munde eines vormals stürmischen Brownianers, muß auffallen, und die Aufmerksamkeit rege machen. Aber nicht allein mit dem Einflusse der neuern Philosophie, sondern auch und zuvörderst mit den Bearbeitungen der Medicin durch neuere Aerzte, Röschlaub ꝛc. ist Hr Fr. unzufrieden und Hr. Röschlaub hat es deßhalb der Mühe werth gehalten, in einem eignen Sendschreiben (Magazin VII. B. 3 St.) diese Eläuterungen zu prüfen. Das ganze Buch zerfällt in folgende Abschnitte. Erster Abschn. Leben. Es ist wahrscheinlich, daß das Leben in der Organisation bloß zugetheiltes (geistiges?) Princip sey. (Auf die physiologischen Grundsätze des Hrn. Reil, welche doch jetzt die richtigsten seyn mögen, hat der Vf. durchaus keine Rücksicht genommen.) Erregbarkeit ist ein und dasselbe Princip durch den ganzen Organismus. Die Verschiedenheit der Aeußerungen derselben kommt von dem verschiedenen Bau der Organismen (und Organe) her. Die erregenden Potenzen stimmen in einer Wirkung, im Reize, überein; haben aber noch sowohl chemische als mechanische Wirkungen. Leben ist Produkt der Wirkung der erregenden Kräfte auf die mit einer zweckmäßigen (?) Organisation verbundene Erregbarkeit. Die Erregung hebt den Einfluß der chemischen und mechanischen Gesetze, wie wir ihn bey leblosen Wesen bemerken, größtentheils auf, so lange sie sich im vollkommenen kräftigen Zustande befindet. Zweyter Abschn. Gesundheit. Ganz die alte Definition, daß sie derjenige Zustand sey, in welchem alle Verrichtungen auf eine zweckmäßige, angenehme und leichte Art ausgeübt werden. (Das Angenehme gehört zuverlässig nicht dazu.) Nicht alle lebende Organismen sind gleich erregbar, folglig brauchen sie nicht alle gleiche Summe, gleiches Maaß von erregenden Kräften, um gesund zu seyn. Es kann daher keine Lebensart im Allgemeinen für gesund oder ungesund ausgegeben werden. (So gerne wir dieses zugeben: so ist es doch nur durch einen Sprung gefolgert worden. Auch ist der Ausfall auf die heutige [allzu reizende] Erziehung theils nicht gegründet, (noch ist unsere Erziehung wohl nicht allzu reizend,) theils zeigt sie Hn.

Fr.

Fr. wie mehrere andere Stellen, die wir nicht alle übergehen werden, in einem — sonderbaren — Eifer für die ältere Arzneykunst. Es ist ganz gewiß übertrieben, wenn S. 23 gesagt wird, daß die Kinder zu bloßen fleischfressenden Thieren gemacht, dabey an Wein und andere hitzige Getränke (Branntwein?) gleich Postillionen gewöhnt, durch halsbrechende Spiele erschüttert würden, u. s. w. Wie würde Hr. Fr. vor 6 Jahren solche Ausdrücke von einem Antibrownianer aufgenomman haben?) Dritter Abschn. Anlage. Sie ist derjenige Zustand, welcher vom Wohlbefinden so weit abweicht, dem Uebelbefinden sich soweit nähert, daß er noch innerhalb der Gränzen des Wohlbefindens, unter dessen Larve er tückischer Weise erscheint, enthalten zu seyn scheint. (Brown definirt ihn kürzer durch medium statum secundae ab omni parte valetudini et adversae, durch den Mittelpunkt zwischen Gesundheit, Uebergang von jener zu dieser.) Sie ist, nach dem Vf. eine bloße Hypothese. (Rec. glaubt dieß nicht. Sowohl an sich selbst ist sie bey vielen Umständen dem genau beobachtenden Arzte, ja manchmal sogar Nichtärzten bemerkbar, als auch wegen der logischen Eintheilung der Krankheitsgattungen und der Folgerungen für die Handlungweise des Arztes scheint sie uns wichtig und gegründet zu seyn. Bey Krankheiten, welche heftig, zumal durch indirekte Schwächung, S. 34 einwirken, wird sie, wegen der Kürze des Verlaufs von der Einwirkung der Krankheit an bis zur Aeußerung des Uebelbefindens, manchmal nicht deutlich zu bemerken seyn. Die meisten Kranken, die an allgemeinen Krankheiten leiden, klagen, daß sie schon eine Zeit nicht wohl gewesen seyen; man sieht es ihnen auch an den Gesichtszügen ꝛc. an. Das Beyspiel von der Hydrophobie S. 37 passet nicht hieher, hier findet keine andere Anlage, als die allgemeine, allen Menschen gemeinsame, statt, welche sich auf die Fähigkeit, im Erregungsverhältnisse gestört zu werden, bezieht; hier liegt nur sehr langsam wirkende Assimilation und Reaktion des specifischen Giftes verborgen, wie beym Venusgifte, und die Hydrophobie könnte folglich zu den örtlichen Krankheiten gerechnet werden.) Man darf Browns Opportunität nicht mit der bisherigen Prädispositio verwechseln, und wenn Brown es wollte: so hat er uns nicht nur keinen Dienst, sondern Schaden geleistet, indem jene von weit größerem praktischen Nutzen ist, als diese. (?) Vierter Abschn. Krankheit. (Hier schwankt der Vf. besonders sehr zwischen Brown's Lob und Ta-

Tadel.) Die Symptome lehren bloß, welche Verrichtungen gestört; aber nicht, wie sie es sind, nicht die innere Natur der Krankheit. (Hiebey auch Reichs Irrthum von Einem Fieber und Einem (einem einzigen) Fiebermittel gegen alle Fieber.) Es wird getadelt, daß Brown für zwey verschiedene Krankheitszustände einerley Benennung, Pyrexie und Fieber, gewählt habe, und diejenigen Fieber übergangen habe, welche aus organischen Fehlern entstehen, (diese gehören aber zu den örtlichen Krankheiten, welche Brown bekanntlich noch gar nicht erdentlich abgehandelt hat,) und die intermittirenden alle für asthenisch halte. (Aber Hr. Fr. selbst sagte ja, daß gar viele örtliche Unterleibskrankheiten fälschlich für intermittirende Fieber gehalten würden?) Die S. 44 beygefügte Krankheitsgeschichte ist wirklich ganz unbedeutend. Nachdem bey sehr guter Chinarinde ein Fieber noch zweymal wiederkehrte, gieng der V. ohne weiteres zu andern Mitteln über. Nach einem abführenden Mittel bekam der Kranke mehrere Stühle, und befand sich von Grund an gesund. Dabey macht der V. die scharfsinnige Bemerkung: es sey nicht zu vermuthen, daß das abführende Mittel antigastrisch gewirkt habe! Wie man nur so demonstriren mag? S. 47 wird Brown getadelt, daß er die moderne pneumonia typhodes nicht angegeben habe, da er doch so viel von asthenischen Entzündungen, welche auf einem Theile stärker aufliegen, als dem andern ꝛc. angiebt, und wird den Brownischen Grundsätzen die Erkenntniß der Möglichkeit jener Krankheit zunächst verdanken.) S. 49 Brown halte alle innere Entzündungen für örtliche Krankheiten. (Brown spricht namentlich von den Krankheiten auf itis. Was Hr. Fr. S. 53 von heilenden Praktikern, welche die Ursache nicht zu erforschen suchten, sagt, hätte er unterdrücken sollen. Odi profanum vulgus et arceo!) Er glaubt, Brown gehe zu weit, wenn er lehrt, die Untersuchung der Krankheitsursachen führe uns sicher zur Erkenntniß der Krankheitsformen. (Gewiß nicht, wenn wir nur immer das wahre, ursächliche Verhältniß ausmitteln könnten. Tolle caussam, riefen von jeher alle Lehrer der Arzneykunst!) Wir hätten keine positiven Krankheitsursachen, die Ansteckungsstoffe, Gifte und den Organismus verletzenden Ursachen ausgenommen. (Das sind denn doch sehr weitschichtige Ausnahmen!) Man könne nicht aus der Betrachtung der Schädlichkeit allein unterscheiden, was für einen Zustand man vor sich habe. (Dennoch gesteht der V. S. 59, daß es Krankheiten gebe, über welche die er-

fah-

fahrensten und gelehrtesten Aerzte nicht alsbald eine bestimmte Diagnose machen können, so täuschend sind oft die Symptomen. Wir unterschreiben indessen gerne, daß es am sichersten sey, auf Semiotik und Aethiologie, S. 59 zugleich Rücksicht zu nehmen.) Auch die kritischen Lagen und Krisen verwirft Hr. F. nicht geradezu. Er erzählt einen Fall, und setzt hinzu: Ist es nicht wahrscheinlich, daß der Eiter (es bildete sich schnell ein Absceß,) im System der vielleicht entzündeten Blutbehälter erzeugt, und sodann, weiß Gott! nach welchen Gesetzen, abgesetzt wurde? (Nicht doch, was nach Gesetzen geschieht, die nur Gott weiß, aber der Arzt nicht kennt, das ist dem Arzte nicht wahrscheinlich, und kann und darf es ihm nicht seyn!) In Absicht auf Prognose könne kein System so sicher leiten, als das Brownische. (Browns bekannter Satz: naturae viribus, quae *sine externis* rebus i. e., incitamentis, potentiis incitantibus, nullae sunt, non fidendum, der unumstößlich ist, wird auch hier S. 76. nach so vielfältigen Erklärungen abermals ganz mißverstanden und schrecklich verdrehet!) Fünfter Abschn. Eintheilung der Krankheiten in allgemeine und örtliche. Es gebe viele Krankheiten, bey denen es schwer zu bestimmen sey, ob das Uebel für örtlich oder allgemein zu halten sey. Viel Mißverständniß möge daher gekommen seyn, daß die Idee einer örtlichen Krankheit mit der einer organischen Krankheit verwechselt worden. Es sey fast nicht zu zweifeln, daß es auch allgemeine organische Krankheiten gebe, die nicht unter sthenische, oder asthenische gebracht werden können. Auch habe man sie zu abstrakt, als ob sie ganz von der Organisation getrennt wären, angesehen. (Rec versteht entweder Hn. Frs. Raisonnement nicht ganz, oder es ist nicht ganz richtig.) Sechster Abschn. Erregungskrankheiten. Es ist kein Zweifel, daß alle allgemeine Krankheiten unter die zwey Brownischen Formen gebracht werden können; aber es ist zweifelhaft, ob das Wesen derselben bloß in Vermehrung oder Verminderung der Erregung, und in sonst nichts Anderem liege. S. 122 f. wird eines Pemphigus erwähnt, welcher zwischen den Lippen und dem Zahnfleische, ja auf der Albuginea entstand. Meistens leidet auch bey allgemeinen Krankheiten ein Organ mehr als das andere. (Dieß giebt Brown zu, ja sogar auch eine qualitative Verminderung im Organismus, als wovon, als einer nothwendigen Annahme, auch noch die Rede ist; nur wenn vom Berechnen einer Summe der Erscheinungen

der

die Rede ist, d. h. wenn der praktische Arzt die Krankheit heilen will, kommt nicht das qualitative, sondern bloß das quantitative Verhältniß in Anschlag, und damit reicht er aus.) Die tabellarische Uebersicht von der Stufenfolge der Krankheiten nach Brown hält Hr. Fr. für schädlichen Irrthum, ja für Unsinn. Der Unterschied, welcher unter den verschiedenen zur Klasse der Sthenie und Asthenie gehörenden Krankheiten herrscht, liegt vorzüglich (aber gewiß eben so wenig allein) in der Verschiedenheit der mehr leidenden Organe. Nicht vom Grade der Sthenie rühret der Unterschied zwischen Pneumonie und Rose her; sondern davon, daß dort die Lunge, hier die Haut von der Erregungskrankheit vorzüglich afficirt ist. (Rec. glaubt, daß Brown hierin mißverstanden worden sey. Er wollte wahrscheinlich nur Anfängern eine Tabelle geben, um sie darauf zu führen, daß der Name zur Sache nichts beytrage.) In Rücksicht auf Komplikationen, läugnet die neuere Schule, nach Hr. Fr. sie nicht ganz. Sie giebt die Komplikation einer allgemeinen mit einer örtlichen Krankheit zu, was manchmal zu gleicher Zeit, manchmal so geschieht, daß dieser jene und v. v. vorausgeht. Komplikation einer Hyper- mit einer asthenischen Krankheit ist unmöglich, obgleich der Schein davon da seyn kann, da die Organe verschieden erregbar sind, und die Reize, obwohl sie auf das ganze System wirken, dennoch immer ein Organ mehr als das andere afficiren. S. 160 nennt Hr. F. die Erfahrung die einzige Göttinn, welcher er schwöre; das hätten wir in der That nicht erwartet! Siebenter Abschn. Hypersthenische Krankheiten. Unter 1200 Kranken, welche der V. jährlich zu behandeln hat, kommen selten 6 bis 8 (?) sthenische Krankheiten vor, wenn man die Exantheme ausnimmt. Jede Krankheit kann unter der Gestalt (Form) einer Sthenie erscheinen, selbst die Pest. Wir haben kein Symptom, welches der Sthenie eigen wäre; die Betrachtung aller Symptomen, durch jene (Zeichen) der (vorausgegangenen) Schädlichkeiten unterstützt, kann uns allein von ihrer Gegenwart überzeugen. S. 110 kommt eine sehr gegründete Erinnerung an die Beachtung des (kleinen und weichen) Pulses bey (Sthenien) durch die unglückliche Krankengeschichte eines talentvollen, jungen Arztes belegt, und S. 174 etwas über den praktischen Blick, d. h. ein durch die Erfahrung erlangtes, empirisches Vertrauen auf seine subjektive Ein-, Durch- und Uebersicht der Krankheit in ihrem Kausalverhältnisse, was eben so oft täuscht, als sicher leitet, vor.

S. 176

S. 176 findet sich Folgendes: „Es giebt Fälle, wo der An„steckungsstoff Hypersthenie erweckt, weil die nicht sehr „erhöhte Erregbarkeit dessen Reiz ertragen konnte. Die„se Sthenie neigt freylich an sich zur indirekten Schwä„che. Vermindert man aber das Incitament zu sehr: „so vermehrt sich die Erregbarkeit dermaaßen, daß sie den „noch gegenwärtigen Krankheitsreiz nicht ertragen kann, und „durch ihn in einen indirekt-asthenischen Zustand gestürzt „wird." (Wir begreifen das nicht! Hr. Fr. sagt selbst S. 159: „indem man mehr Reize vermindert, als der hy„persthenische Zustand fordert, liegt [folgt] direkte Asthenie „zu Grunde." Eben so Folgendes: „Verwandlung der „Sthenie in direkte Schwäche bewirken vorzüglich diejeni„gen Aerzte, welche glauben: man müsse in jeder Sthenie „Ader öffnen, da doch diese Operation nur der heftigsten „Sthenie angemessen ist. Zum Trost muß ich inzwischen „bekennen, daß dieser Fehler" (Sthenie in direkte Schwäche zu verwandeln) „selten üble Folgen nach sich ziehet." So schwankt Hr. F. an vielen Stellen wie ein Rohr, das von der alten und neuen Lehre hin- und hergeweht wird!) In der vorigen Ausgabe hielt er auch den Uebergang der Sthenie in indirekte Schwäche für sehr frequent; hier, S. 180. ist er vom Gegentheile überzeugt. S. 184. wird der Tartarus emeticus unter diejenigen Mittel gerechnet, welche mit einem möglichst gelinden Reize wirken; dagegen S. 185 die Ipecacoana unter die (heftigen) wirksamen; S. 192 wird dem Salpeter seine antiphlogistische Eigenschaft bestritten, man gebrauche ihn mit dem größten Nutzen (?) bey einigen (!) asthenischen (!) Krankheiten, welches alles gewiß kein erfahrner Arzt dem Verf. zugestehn wird, selbst wenn, wie der Verf. sub spe inductionis praejudicii auctoritaris anführt, des Verf. Vater ganz dieselbe Meinung hätte, was wir doch bezweifeln. Achter Abschnitt. Asthenische Krankheiten. Es sey Thatsache (?), daß die Erregbarkeit sich durch Entziehung der Reize vermehre; aber nicht erwiesen, daß dieser Umstand der einzige sey, welcher die Vermehrung der Erregbarkeit erzeugen könne. (Wir verstehen dieß abermals nicht recht, wenigstens nicht die Tendenz dieser Behauptung.) S. 204 heißt es: Die Heilanzeige ist bey direkter, wie bey indirekter Schwäche Vermehrung der Erregung. (Bey so entgegengesetzten Zuständen kann das aber nicht seyn.) Nach S. 204 bekam eine Frau, welche dem asthenischen Ge-

bärmutterfluß schon seit einigen Monaten unterworfen war, aufs neue einen mehr als jemals heftigen Anfall davon. Der Arzt trifft die Patientinn in dem äußersten Zustande von direkter Schwäche an. Man hatte ihr Zimmttinktur, Wein rc. gegeben; wovon aber die Blutung heftiger wurde. Nun fährt Hr. F. fort: „Der vernünftige Arzt wird in sol„chem Falle Ruhe empfehlen, das Zimmer finster machen," (gewöhnlich ist solchen Personen das helleste Zimmer zu dunkel,) „es kühl erhalten, wenn es zu warm ist; nicht genug, „er wird selbst dem (so entkräfteten!) Körper den Wärmestoff „durch kalte Umschläge und Anwendung des Eises entzie„hen; man wird fragen: darf die Kranke Wein, Kaffee rc. „genießen, darf man ihr Kraftbrühen und Fleischnah„rung geben? Der Arzt wird mit Nein (?!) antworten, und „eine schwache kalte Limonade zum Getränke, und et„was Reis oder Gerstenschleim zur Speise rathen." (Rec. traute seinen Augen kaum, als er dieß las! Die gleichfolgende, eben so sonderbare Epikrise übergeht er, so wie auch das Raisonnement (S. 207) über den Skorbut, wo Hr. Fr. sehr naiv von seinen Sünden spricht, Erfahrungen, um des Systems Willen, das er vertheidigen wollte, geläugnet zu haben, weil sie nicht mit demselben harmonirten.) S. 213 ff. specificirt nun Hr. Fr. einige Arzneymittel gegen Schwächezustand. Gummi arabicum, radix althaeae, Salab und ähnliche seyen den Zuständen des Körpers angemessen, wo die Erregbarkeit aufs äußerste erhöht ist. Besonders verdiene Emulsio arabica Lob, die, weil sie unbedeutend und gelinde wirkt, dem höchsten Grade der indirekten Schwäche angemessen sey. (Ohne Zweifel muß hier ein Druckfehler eingeschlichen seyn, sonst wäre ein sonderbarer Widerspruch zugegen. S. 236 wird vom Weine gesagt, daß er bey direkter Schwäche schädlich, bey indirekter mäßig gebraucht, nützlich sey. (Rec. glaubt, er könne mit Diskretion gebraucht, bey beyden Schwächen angewendet werden. Eben so auch der Mohnsaft, welchen er auch allein bey indirekter Schwäche zu geben räth. Ueberhaupt scheint uns Alles, was der Verf. von den Arzneymitteln sagt, einseitig, und auf willkührlichen Vordersätzen, beruhend zu seyn. Es kommt ganz gewiß viel auf die Art und Weise an, wie ein Mittel gereicht wird. — Ueber die gemischte Schwäche gleitet Hr. F. (S. 245) abermals ziemlich geschwinde hinweg. (Es ist sonderbar, daß das bey allen Brownischen Schrift-

stellern

stellern der Fall ist. Sie wollen sich nicht an die Untersuchung wagen, aus Furcht, statt eines vermeinten Etwas gar Nichts zu bekommen! Hr. Fr. führt konkrete Fälle von gemischter Schwäche an, und sie haben allerdings einige Beweiskraft; aber in abstracto ist die gemischte Schwäche immer noch ein Räthsel. Hr. Fr. meint, man müsse dieselbe nach Umständen bald auf direkte, bald auf indirekte Schwäche, mit dem Beysatze relativ reduciren (vielleicht eher gegen einanderkämpfend sich vorstellen?) **Neunter Abschnitt. Wiedergenesung.** (Recht gut abgehandelt.) Die **zweyte Abhandlung** ist der Betrachtung des Einflusses gewidmet, welchen die bekanntesten unter den **erregenden Kräften** auf den Organismus haben. **Erster Abschnitt. Luft.** Sie wirkt theils mechanisch, durch Druck; theils chemisch, durch den Proceß der Respiration; jenes erstreckt sich auf den Umfang aller Organismen, dieß auf die Lungen oder deren Stellvertreter. (Es ist wahrscheinlich, daß die Einwirkung der Luft auf die Haut nicht bloß mechanisch, sondern theilweise auch chemisch und besonders dynamisch, durch Wärme, Kälte, Trockenheit, Feuchtigkeit und andere Stoffe in derselben enthalten, geschehe.) **Zweyter Abschnitt. Wärmestoff.** Wenn derjenige Grad von Wärmestoff auf einen Organismus wirkt, welcher dessen Erregbarkeit angemessen ist: so entsteht derjenige Erregungszustand, welcher die Gesundheit bestimmt; wirkt jener Grad von Wärme heftiger, als es die Erregbarkeit erfordert: so entsteht Hypersthenie oder indirekte Schwäche; mangelt derselbe, direkte Schwäche. (Dieser Abschnitt ist einer der besten, gemäßigt und wahr. Besonders ist der Nutzen der Kälte bey Erfrornen nach Browns §. 43 auseinander gesetzt. **Dritter Abschnitt. Nahrungsmittel.** Brown habe sie einseitig, bloß als Reize, beurtheilt; man müsse aber auch ihre ernährende Eigenschaft berücksichtigen. Diese scheine nicht nur nicht mit der reizenden im Verhältnisse, sondern grade umgekehrt zu stehen. (Der Verf. führt für diese Behauptung Milch, Fleischbrühen und Eyer an, von denen jedoch das nicht vollkommen gilt. Diese animalischen Nahrungsmittel reizen unzweifelhaft, nur ist die Homogeneität und Milde ihres Reizes Ursache, daß wir dessen nicht so auffallend gewahr werden, als von Gewürzstoffen, welche Hr. Fr. fälschlich für allein reizend hält. Eher hätte Hr. Fr. die Mehlspeisen für seine Behauptung anführen können.) **Vierter Abschnitt. Blut.**

(Auch

(Auch hier zeigt sich der Verf. als Synkretist, welcher die Humoralpathologie mit der Lehre der Solidisten und Erregungspathologen vereinigen will.) Nicht bloß die Menge, sondern auch die Beschaffenheit des Blutes müsse berücksichtiget werden. Die Quellen des Blutes seyen die Nahrungsmittel und das Oxygen der Atmosphäre. Hiervon scheine der Zustand des Blutes abzuhängen. (Der Verf. übersieht dabey die Einwirkung der festen Theile, die Organe der Sanguifikation, auf deren Beschaffenheit und Wirksamkeit das meiste ankommt. Es fällt ihm erst (S. 304) ein, und da bricht er schnell und kurz ab!) S. 305 scheint er die Menge und Qualität für identisch zu halten; denn es heißt da: „Die „Menge oder Qualität des Blutes ist relativ, Frauenzimmer bedürfen wegen ihrer größern Erregbarkeit eine geringere Blutmasse als Männer.“ In Rücksicht auf die Qualität des Blutes nähert sich der Verf., wie er S. 308 sagt, dem Boerhaave. Die bey inflammatorischen Krankheiten vorkommende Crusta zeige, daß das Blut bey den Krankheiten von vermehrter Erregung gewöhnlich dicker (?), reizender, reichhaltiger an Lymphe (alles Folgen der vermehrten Erregung,) sey. Auffallend ist es, wenn nach diesen Annäherungen an Boerhaave der Verf. S. 309 wieder einen ehrenvollen Rückzug zur Erregungslehre macht, und das Blut als äußern Theil des Organismus ansieht. Auch erwartet derselbe von der (neu hervorgesuchten) Transfusion die Errettung vieler Kindbetterinnen!! Fünfter Abschnitt. Abgesonderte Säfte. Sechster Abschnitt. Licht, Gerüche, Schall. Die nächtlichen Knochenschmerzen, und die Anfälle des Asthma bey Nacht scheinen mit Licht und Dunkel in Verbindung zu stehn, wie die Fiebererhöhungen. Hr. Fr. d. ä. behandelte eine Dame am Asthma convulf. welche jedesmal die Stimme verlor, wenn die Sonne schien, und sie wieder bekam, wenn dieselbe unter gegangen war. (Was Hr. Fr. von den Tönen und Tonarten sagt, ist wieder nicht ganz richtig. Er nimmt das C und D dur für denjenigen Ton, in welchem alle sachkundige Tonkünstler die Märsche Ouverturen und Triumphchöre komponiren; da doch der unsterbliche Mozart so oft den Es und B zu diesem Behufe genommen hat. Eben so wenig können wir den G dur für den vornehmsten oder gewöhnlichsten zu Tänzen halten.) Siebenter Abschnitt. Verrichtungen des Hirnes und der Nerven. Vieles aus und nach Weikards philosophischem Arzte

Ärzte bearbeitet. Achter Abschnitt. Muskelbewegung. Man müsse hiebey stets auf den individuellen Erregbarkeitszustand Rücksicht nehmen. Bey großer direkter Schwäche sey derjenige Grad von Bewegung, den ein Gesunder Ruhe nennt, manchmal eben so angemessen, als derjenige Grad von Wärme (für Erfrorne), die für einen Gesunden Kälte ist. Weil der Organismus, welcher der Kälte ausgesetzt ist, in asthenischen Zustand verfällt: so bricht man im Winter leichter das Bein; besonders müssen sich Tänzer in Acht nehmen. Neunter Abschnitt. Arzneymittel, Gifte und Ansteckungsstoffe. Alle Arzneymittel reizen; positiv schwächende Mittel kennt der Verf. nicht. (Es ist noch nicht ausgemacht, ob Kirschlorberwasser, Fingerhut ꝛc. nicht unter die positiv schwächenden Mittel gehören. — Was Hr. F. von der Wirkung der Kontagien sagt, ist bey weitem besser und richtiger von Brown angegeben worden, welcher den Reiz des Kontagiums für einen einfachen Reiz hält, dessen Einwirkung nach der verschiedenen Anlage unter verschiedenartigen Krankheitsformen erscheint.) Die Kontagien wirken nicht allein als Schädlichkeiten; sondern auch als Heilmittel, indem sie oft große Veränderungen im Organismus veranlassen, daß Epilepsien ꝛc. dadurch gehoben worden.

Und nun das Resultat unseres Studiums dieser Schrift! Offenbar weht in derselben ein ganz anderer Geist, als in allen vorhergehenden des Verf., selbst der ersten Auflage dieser nämlichen Schrift. Hr. F., welchen man sonst einer zu grossen Bescheidenheit und Schüchternheit auf eigenes Urtheil nicht bezüchtigen konnte, erscheint jetzt auffallend gemäßigt, mißtrauisch auf seine Kräfte, Urtheile, Beobachtungen; er, der sonst, nach seinen eigenen Angaben, unumstößliche Erfahrungen gegen den Brownianismus geradehin zu läugnen wagte, weil sie nicht mit demselben harmonirten, sucht vorsätzlich Lücken und Mängel in diesem Systeme auf, drückt die Augen über die Gegenbeweise zu, ignorirt den größten Theil der neuern, so reichhaltigen Literatur, erkennt mehrere Vorzüge der Gegenparteyen an, welche diese selbst wahrscheinlich nicht anerkannt zu sehen gehofft hatte, und kommt uns in der ganzen Schrift vor, wie ein müder Krieger, welchem, vor allem Kampfe ekelnd, nichts wünschenswerther ist, als Friede, Friede auf jede Weise erworben. Er sucht mit Aengstlichkeit jedem Gegner gefällig zu seyn, ja lieber Etwas von sei-

nen Eroberungen fahren zu lassen, als Fehden zu unterhalten, oder nur zu beginnen. Aber eben dieser Charakter, welcher sich durch das ganze Werk ausspricht, benimmt demselben in unsern Augen seinen Werth, und wir können nicht bergen, daß, so gemäßigt wir auch sind, wir doch dem Verfasser nicht den zehnten Theil des Lobes beylegen können, welcher ihm in der A. L. Z. zu Theil ward. Er hat sich und der neuern Arzneywissenschaft wirklich vergeben! Ueberdieß ist alles zu rhapsodisch; kurz, die ganze Schrift ist eine sonderbare Erscheinung!

Mz.

Winke zur Verbesserung der Bildungsanstalten für Aerzte, Wundärzte, Geburtshelfer und Hebammen, von Joh. Karl H. Ackermann, der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst Doktor, des Kursürstl. Sächsischen Amts wie auch der Stadt Oschatz Physikus u. s. w. Posen und Leipzig, bey Kühn. 1803. 204 S. 8. 18 gr.

Diese Schrift des bekannten Herrn Verfassers enthält zwo Abhandlungen. In der ersten ist von den Bildungsanstalten für Geburtshelfer und Hebammen, in der zweyten, welche in zwey Abschnitte zerfällt, von einigen Mängeln klinischer Lehranstalten, und von den Erfordernissen bey Gründung einer klinischen Schule, die Rede. Völlig ausgeführte Ideen über diese wichtigen Gegenstände wird man in einer Schrift nicht suchen, die nur Winke enthält. Auch sind diese Winke nicht neu; oft und laut wurden sie schon in größern und kleinern Werken über die Staatsarzneykunde mit ungleichem Erfolge vorgetragen; dessen ungeachtet werden sie von unbefangenen Lehrern der Geburtshülfe und Klinik, für die sie vorzüglich berechnet sind, mit Interesse gelesen, und so weit es möglich ist, benutzt werden. Hr. Ackermann spricht als ein erfahrner Arzt, er kennt die Mängel, die in mehrern deutschen medicinisch-chirurgischen Instituten auffallend sind, genau, rügt sie freymüthig, und schlägt ausführbare Mittel vor, wie ihnen abgeholfen werden könne, und müsse. Ueberall hat er die Winke seiner Vorgänger benutzt, sie scharfsinnig unter einander verglichen, und zweckmäßige Resultate daraus

aus gezogen. Nur einige Behauptungen sind; wie die Leser finden werden, übertrieben oder unrichtig — beeinträchtigen aber im Mindesten nicht das Ganze. Statt einer ausführlichern Anzeige will Rec. die Ueberschriften des Inhalts von diesem Werke hersetzen.

Erste Abtheilung. Ueber Bildungsanstalten für Geburtshelfer und Hebammen. Vergleichung der Vortheile der männlichen und weiblichen Geburtshülfe. Ueber die Wahl und die Eigenschaften einer Hebamme. Was zur Aufmunterung der Hebammen gethan werden könne. Ueber öffentlichen und Privatunterricht derselben. Ueber zweckmäßige Zahl der Entbindungsanstalten in einem Lande. Ueber ambulirende Hebammenlehrer. Ueber Verbindung der öffentlichen Gebärhäuser mit Hospitälern. Wie lange sich eine Hebamme in einer Akkouchiranstalt aufhalten soll. Ueber Vorkenntnisse und Vorübungen der Hebammen. Ob Hebammen zugleich mit jungen Aerzten und Wundärzten den öffentlichen Vorlesungen beywohnen sollen. Ueber Lehrbücher der Entbindungskunde und über Hebammenordnungen. Ueber Nutzen der Tagebücher der Hebammen. Wie sowohl Geburtshelfern als Hebammen Kenntnisse in dem theoretischen und praktischen Theile der Geburtshülfe mitzutheilen. Ueber diätetische Fehler in öffentlichen Geburtshäusern. Ueber Reinlichkeit bey Geburtsstühlen, Kathetern, Milchhüthchen u. s. f. Einige Regeln der hebärztlichen Politik. Ueber die Aufnahme der mit unreinen Krankheiten behafteten Personen in öffentlichen Gebärhäusern. Ob Hebammen die Kuhpockenimpfung verrichten sollen. Einige Bemerkungen über Kuhpocken. Ueber pathologischen und therapeutischen Unterricht der Hebammen. Ueber Moralität in öffentlichen Gebärhäusern. Ueber Prüfungen der Hebammen. Tabelle für Geburtshelfer und Hebammen, nebst der Tabelle über Vaccinationsversuche.

Zweyte Abhandlung. Ueber klinische Lehranstalten. Einleitung. I. Abschnitt. Von einigen Mängeln klinischer Lehranstalten. Einige Bemerkungen über medicinische Anwendung des Galvanismus. II. Abschnitt. Von den Erfordernissen bey Gründung einer klinischen Schule. Bemerkungen über Rahn's Entwurf zur Einrichtung einer klinischen Schule. (Magazin für gemeinnützige Arzneykunde und medicinische Policey. Herausgegeben von J. H. Rahn. Er-

stes Heft. §. 44. S. 22 u. f. Zürich, 1799.) Angehängt ist ein Verzeichniß von medicinisch-praktischen Schriften; die aber von ungleichem Werthe sind.

Br.

Musik.

Anleitung zum Harfenspiel, mit eingestreueten Bemerkungen über den Bau der Harfe, von Johann Georg Heinrich Backofen. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. Ohne Jahrzahl. 59 S. gr. 4. geh. 1 Rk.

Bey dem Mangel an Anweisungen zum Spielen der Harfe, muß den Liebhaben dieses Instrumentes das vorliegende Lehrbuch allerdings willkommen seyn; zumal da der darin enthaltene Unterricht größtentheils gut und gründlich ist. Insbesondere aber verdient Hr. B. für die vielen lehrreichen, und auf Erfahrung gegründeten Bemerkungen über den Bau und Mechanismus der Harfe den Dank aller derjenigen, welchen an der Erhaltung und Vervollkommnung ihres Instrumentes gelegen ist. Nur dürfte wohl Mancher wünschen, daß der Verf. sich auf verschiedene Gegenstände des Harfenspieles selbst noch etwas ausführlicher eingelassen haben möchte. So ist z. B. das, was S. 9. f. §. 6. über das Reinstimmen der Harfe gesagt wird, nur sehr kurz ausgefallen. Auch in Betreff eines schönen Tones, als einer Hauptsache bey dem Harfenspielen, finden wir zu wenige Vortheile angegeben. Vorzüglich aber vermißten wir eine nähere Anleitung zum guten Vortrage sehr ungern. Denn was hierüber im vierten Hauptstücke vorkommt, ist dazu bey weitem nicht hinreichend. Verschiedenes andere, was Hr. B. lehrt, dürfte ohne weitere Erklärung wohl schwerlich jedem Lernenden ganz verständlich seyn. Hierzu nehmen wir unter andern die folgenden Stellen. S. 11. „Die Pedalharfe wird nach Quinten und Oktaven in schwebender Temperatur auf folgende „Weise gestimmt." Was heißt in schwebender Temperatur? wird gewiß mancher Leser fragen. — Ferner S. 17.: „Bey vorhaltenden 7men (Septimen) gleitet der Daumen „von der 7 abwärts auf die 6, und die untere Note (der tiefere Ton) wird mit dem vierten Finger genommen (angegeben.)"

geben).“ Wie viele Anfänger im Harfenspielen mögen wohl wissen, was unter einer vorhaltenden Septime zu verstehen ist? Ebend. heißt es: „So oft der Daumen einen dia„tonischen Gang abwärts zu spielen hat u. s. w.“ Gleichwohl ist nirgends erklärt worden, was diatonische Gänge sind. Zwar schreibt der Verf. S. 15: „Ich nehme zum Vor„aus an, daß diejenigen, welche die Harfe nach meiner An„leitung (spielen) lernen wollen, schon die Anfangsgründe „der Musik inne haben;“ allein so ganz uneingeschränkt dürfte dieß doch wohl nicht der Fall seyn, wie wir aus der Erfahrung wissen. Wenigstens würde diese, in verschiedener Rücksicht sehr zu empfehlende Anweisung noch gemeinnütziger geworden seyn, wenn Hr. B. die oben eingerückten und ähnliche Ausdrücke nur kurz erklärt hätte. Ueberdieß können wir nicht einmal zugeben, daß die Kenntniß einer vorhaltenden Septime u. dgl. m., bloß zu den Anfangsgründen der Musik gehöre. Ueberhaupt aber hat sich der Verf. — dessen Styl übrigens gar nicht schlecht ist, und von Sprachkenntniß zeugt — hin und wieder nicht vollkommen deutlich und bestimmt genug ausgedrückt. Zum Beweise hiervon rücken wir nur noch einige Stellen ein. S. 16. „Die Harfe hat „den Violinschlüssel.“ Dieß würde besser heißen: Zu den Noten für die Harfe bedient man sich des G—Schlüssels u. dgl. Nicht zu gedenken, daß zur Bezeichnung der tiefern Töne, wie bekannt, der F—Schlüssel üblich ist. S. 17. „Doch bey folgendem Satz(e) wird auf die untere Noten (auf die Note wohl eben nicht!) „der dritte Finger gesetzt, weil „dieß eigentlich für die Finger im 6ten-Satz“ (bestimmter: bey Sexten, oder bey Sextengriffen u. dgl.) „ist, und die „6ten, wenn sie diatonisch (?) nach einander folgen, mit „dem 1. und 3. Finger sowohl auf- als abwärts gespielt wer„den.“ In dieser Periode hat Hr. B. augenscheinlich Manches sehr unbestimmt, oder vielmehr unrichtig ausgedrückt. — S. 20, wo von der Vorbereitung der Finger die Rede ist, wird nicht gehörig, oder doch zu spät erklärt, was darunter verstanden werden soll. Ebend. heißt es: „Ganz gewiß „wird ein Jeder, außer den Vortheilen der Sicherheit, und „einer festern Handlage“ (besser: Lage der Hand,) „noch deut„lich (?) fühlen, daß auch die Hand durch die Vorbereitung „der Finger vielmehr Energie und Schnellkraft erhält. Die„se Regel scheint ihren Grund in der Natur selbst zu haben; „denn man beobachte einen Anfänger, wie er immer ängst-

„lich die nämlichen Saiten wieder ergreift, anstatt diejeni„gen zu ergreifen, auf die ihn die folgenden Noten hinwei„sen. Er ist sogar gleichgültig gegen den schönen Ton, der „durch das plötzliche Ersticken ein Opfer (ziemlich poetisch!) „seiner Furchtsamkeit wird." Wir besorgen, daß die Richtigkeit der obigen Folgerung wohl nicht Jedem deutlich einleuchten dürfte. S. 21. „Wird aber die Note nicht so oft wie„derholt: so wechseln die Finger so," wie dieß nämlich der Verf. in dem eingerückten Beyspiele zeigt. Er drückt sich aber dabey zu allgemein aus; denn nicht in jedem Falle, wo eine Note nur einigemal wiederholt wird; sondern bloß in den gewählten Beyspielen wäre die bezeichnete Fingersetzung anwendbar. Auch die sogleich darauf folgende Stelle (S. 22.) ist zu unbestimmt gesagt, nämlich: „Bisweilen werden, be„sonders im Adagio, mehrere Noten, bloß um des bessern „Effektes Willen, nach einander etc. mit dem Daumen abge„glitscht." Billig hätte Hr. B. diese Fälle näher bestimmen sollen; denn der Zusatz: „es versteht sich, daß sie auch so nach einander folgen;" erläutert hierin wenig oder gar nichts. — Mehrere Beweise davon, daß der Verf. sich hin und wieder etwas undeutlich und unbestimmt ausgedrückt hat, werden hoffentlich nicht nöthig seyn. Damit aber die Leser sehen, von welchen Gegenständen in der vorliegenden Anleitung gehandelt worden ist, rücken wir noch den Inhalt des Ganzen ein, und fügen sodann einige Bemerkungen über die eine oder die andere Behauptung des Verf. hinzu.

Außer der Vorrede zerfällt dieses Lehrbuch in vier Hauptstücke. Das erste handelt: Von der Harfe im Allgemeinen, und von deren Vervollkommnung; Kennzeichen einer guten Pedalharfe; wie die Petalharfe stets gut erhalten werden könne; Kennzeichen einer guten Hakenharfe; von dem Saitenbezuge; von der Stimmung der Harfe; von der Haltung der Harfe beym Spielen; wie die Hände beym Spielen zu halten sind; von den Aufziehen der Saiten. — Zweytes Hauptstück: Ueber den reinen Fingersatz überhaupt; über den reinen Fingersatz bey schweren Stellen; über den reinen Fingersatz bey diatonischen Sätzen; von dem Fingersatze der linken Hand. — Drittes Hauptstück: Von den Vorschlägen, Trillern und (übrigen) Manieren. — Viertes Hauptstück: Von den verschiedenen Veränderungen, welche sich auf der Harfe anbringen lassen, und welche diesem Instrumente

in

in dieser Hinsicht ein entschiedenes Uebergewicht über alle andere geben. 1) Zithertöne, Sons de Guitarre; 2) harmonische (Harmonika-) Töne, Sons harmoniques; 3) das sogenannte Harfengelispel; 4) der Luftstreich. Ferner: wie das Staccato gespielt wird; noch Etwas über die Pedalharfe insbesondere, mit Notenbeyspielen; meine Lehrmethode, erster Unterricht; leichte Harfenstücke.

In der Vorrede meint Herr Backofen: „Die Ursache, „warum in Deutschland die Harfe so wenig gespielt, beynahe gar nicht kultivirt, und keiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigt werde, möge wohl die seyn, daß es bisher an einer gründlichen Anweisung fehlte;“ allein hierin können wir ihm nicht unbedingt beystimmen; vielmehr scheint uns der Grund dieser Vernachlässigung, theils in dem Mangel an guten Harfen, theils aber auch in der bisherigen Eingeschränktheit dieses Instrumentes, und nach S. 11. an guten Kompositionen dafür zu liegen. Vielleicht hielt auch der Umstand, daß bey der Harfe so oft das lästige Stimmen derselben und das Aufziehen neuer Saiten nöthig wird, manchen Dilettanten davon ab, dieses übrigens sehr angenehme Instrument zu erlernen. Daß aber der Mangel an guten Anweisungen nicht die einzige Ursache sey, warum in Deutschland die Harfe bisher so wenig gespielt wurde, dieß beweiset schon einigermaaßen die Guitarre, wozu wir, so viel der Rec. weiß, noch gar keine deutsche Anweisung hatten, als dieses Instrument vor einigen Jahren plötzlich so sehr in Aufnahme kam. Und wie viele wirklich gute Anleitungen zum Violinspielen giebt es wohl bis jetzt? Gleichwohl ist die Violine eins der üblichsten Instrumente. Wenn aber Hr. B. glaubt: daß für die Harfe, außer der uns noch unbekannten Schrift von Herbst: Anleitung, die Harfe richtig spielen zu lernen 2c. in Deutschland noch gar nichts gethan worden sey; so irrt er sich hierin; denn bereits 1772 erschien in Berlin ein Werk von J. C. G. Wernich, unter dem Titel: Versuch einer richtigen Lehrart, die Harfe zu spielen u. s. w. —

Was der Verf. in dem ersten Hauptstücke über die Harfe im Allgemeinen 2c. sagt, ist größtentheils sehr gut und lehrreich; nur einige Kleinigkeiten hätten wir abgeändert zu sehen gewünscht. So heißt es z. B. S. 3: „Neuntens; „müssen die geschwungenen Stäbe des Mechanismus in dem „Hals alle von gleichem Schwunge seyn;“ dieß würden wir

anders

anders ausgedrückt haben. S. 5 hätte die Stelle: „Wer „wird nicht beym ersten Anblick(e), wenn ein dickleibiger „Harfenspieler dahinter sitzt, auf die Vermuthung gerathen, „er habe sich sein Instrument anmessen lassen? Oder sich „nicht über die Höflichkeit eines solchen Instruments wun„dern, daß er so gefällig den gesegneten Umständen einer „Dame nachgiebt?“ füglich wegbleiben können. S. 6: „Da diese (die rechte Hand) aber, wie bekannt, in allen „Stücken thätiger und geschickter ist, als die linke: so will „sie auch bald hier das Geschäffte der Semitonien ganz „allein übernehmen.“ Dieß abgerechnet: daß es auch Personen giebt, welche links sind, wäre gegen den Ausdruck: das Geschäffte der Semitonien Eins oder das Andere einzuwenden, wenn dieß hier der Raum verstattete. Ungern sahen wir es aber, daß Hr. B. aus einer unzeitigen Nachgiebigkeit, unter halben Tönen öfter die einzelnen sogenannten abhängigen Töne, z. B. cis, dis rc. versteht, ob er gleich anderwärts, wie S. 5, 9 rc. durch diesen Ausdruck ganz richtig den dazu erforderlichen Abstand zweyer Töne von einander andeutet. Anstatt von dem Saitenbezuge (S. 8.), wäre von dem Bezuge der Harfe oder ein ähnlicher Ausdruck vielleicht besser gewesen. Ebend. schreibt Hr. B.: „Sind die Saiten alle „gleichfärbig (gleichfarbig): so kann sich der Schüler nirgend „orientiren, und muß verdrießlich werden. Man benehme „dem Klavierspieler die weißen Tasten: so wird seine Lehr„begierde bald erkalten.“ Es brauchen aber eben nicht gerade weiße Tasten zu seyn, sondern auch erhöhete oder kürzere rc. können dem Spieler zu Kennzeichen dienen. Mit Recht rüget der Verf. S. 9 die Aufschriften: Pour la Harpe ou le Fortepiano, da bekanntlich zwischen diesen beyden Instrumenten, in Absicht auf die mögliche Ausführung auf die Wirkung rc. ein großer Unterschied ist. Daß Hr. B. den Komponisten für die Harfe hier und anderwärts mehr nützliche Winke giebt, finden wir an sich zwar sehr gut; nur hätte dieß vielleicht schicklicher in einem eigenen dazu bestimmten Hauptstücke geschehen können, damit durch solche zum Theil ziemlich lange Einschaltungen, der für den Lernenden bestimmte Unterricht nicht so oft unterbrochen worden wäre.

Das zweyte Hauptstück: Ueber den reinen Fingersatz, zeugt von der Erfahrung und eigenen Beurtheilungskraft des Verf., und verdient im Ganzen genommen vorzüg-

gliches Lob. Da wir zur Schonung des Raumes bey diesem längsten Hauptstücke nicht in das Detail gehen können — denn schon ist diese Anzeige in Verhältniß der Größe des Buches beynahe zu lang gerathen: — so schränken wir uns bloß auf einige allgemeine Bemerkungen darüber ein. Die erste betrifft das Beywort rein, wofür wir lieber richtig oder zweckmäßig u. dgl. gewählt haben würden; denn reiner Fingersatz klingt unsers Erachtens etwas sonderbar. Sodann hätten wir gewünscht, daß Hr. B. zu mehrerer Vollständigkeit noch einige erläuternde Beyspiele in einer, für den Harfenspieler insbesondere etwas schwerern, weichen Tonart eingerückt haben möchte. Allenfalls hätten dafür einige aus einem Durtone wegbleiben können. Was aber die Fingersetzung selbst betrifft: so scheint es uns doch, als ob Hr. B. den Daumen zuweilen ohne Noth abglitschen, oder von einer Saite auf die andere heruntergleiten ließe, wie S. 19 bey der diatonischen Terzenfolge, S. 22 in dem ersten Beyspiele u. a. m. Nächstdem dürfte vielleicht Mancher mit dem Vf. darüber nicht völlig einverstanden seyn, daß er bey abwärts fortschreitenden Läufern für die rechte Hand, wie S. 31, durchgängig alle vier Finger der Reihe nach gebraucht wissen will. Uebrigens wäre wohl verschiedenen Lernenden damit gedient gewesen, wenn Hr. B. zuweilen bestimmt gesagt hätte: welche von zwey oder mehreren angezeigten Fingersetzungen, wie S. 34 und 35 ꝛc. aus diesem oder jenem Grunde die bessere sey.

Das dritte Hauptstück ist zwar überschrieben: Von den Vorschlägen, Trillern und (übrigen) Manieren; allein von den letztern erfährt der Lernende nicht viel mehr, als gar nichts. Der Verf. schreibt nämlich S. 45 bloß Folgendes darüber: „Was übrigens das ganze Detail der Manieren und Verzierungen betrifft, welche so oft in muthwillige Schnörkeleyen ausarteten, und ohnerachtet der bestimmtern Schreibart unsrer heutigen Tonsetzer, ohnerachtet des herrschenden Geschmackes, der löbenswürdigen Empfänglichkeit für einfachern prunklosern Gesang, des lauten Verlangens nach rührendem, aufs Herz wirkendem Vortrage, wobey diese, oft so übel angebrachten und monotonischen (?) Bocksprünge gewiß entbehrlich sind — noch ausarten, so kann man sich ja leicht in dem weitläuftigen vorangegangenen Hauptstücke, über den Fingersatz, Raths erholen." Weniger konnte wohl über die Ausführung der

Ma-

Manieren, und über die Fingersetzung dabey nicht gesagt werden. Auch der vorhergegangene Unterricht über den Triller, ist ziemlich kurz ausgefallen, und dürfte wohl manchem Lernenden noch dieß und jenes dabey zu wünschen übrig lassen.

In dem vierten Hauptstücke werden die bereits oben angezeigten Gegenstände etwas ausführlicher, und meistens ungemein befriedigend abgehandelt. Anstatt harmonische Töne würde es S. 46 richtiger heißen: Harmonika-Töne, wie sie auch weiter unten genannt werden. Unter dem Kunstausdrucke: der Luftstreich (S. 47), versteht Hr. B. einen sehr schnellen Läufer in diatonischen Tönen, oder das, was einige ältere Tonlehrer eine Tirade nennen. Die S. 53 erwähnte Lehrmethode des Verf. besteht bloß aus einigen Notenbeyspielen, ohne beygefügten schriftlichen Unterricht. — Den Beschluß machen zwölf kurze Tonstücke; welche aber wohl die Anfänger zum Theil noch zu schwer finden dürften. Uebrigens sind diese Tonstücke freylich in Ansehung der Modulation etwas einförmig, und einige, z. B. das dritte und sechste, einander im zweyten Theile beynahe zu ähnlich. Jedoch ist Reichhaltigkeit in Absicht auf Modulation überhaupt in kurzen Tonstücken für Anfänger, und insbesondre in Kompositionen für die Harfe, billiger Weise nicht zu verlangen. Die eingerückten Notenbeyspiele sind zweckmäßig, und fast durchgängig rein im Satze; nur S. 53, Z. 7 und 8, fanden wir ein paar, auch selbst im mehrstimmigen Satze, nicht ganz zu billigende Fortschreitungen.

Ob nun gleich die vorliegende Anleitung von Mängeln nicht völlig frey ist, und noch mancher Verbesserungen bedurft hätte: so müssen wir doch Hrn. B. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er im Ganzen genommen, ein sehr empfehlungswürdiges Werk geschrieben hat, und dafür den Dank aller derjenigen verdient, welche es auf der Harfe zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit bringen wollen. Da wir überzeugt sind, daß ihm selbst an der möglichsten Vervollkommnung seiner schriftstellerischen Arbeiten gelegen ist und seyn muß: so hoffen wir, daß er unsre Bemerkungen freundschaftlich aufnehmen werde. — Druck und Papier sind schön; doch haben sich verschiedene Druckfehler eingeschlichen, von denen wir nur einige anzeigen. S. 2, Z. 28, steht Harfenkunst Anleitung, da doch der Verf. dieses Lehrbuchs

buchs Herbst heißt, wie er auch in der Vorrede u. a. m. genannt worden ist. S. 23 fehlt in der letztern Notenzeile nach dem Wiederholungszeichen, außer dem Taktzeichen $\frac{3}{4}$, auf der Stufe h ein Quadrat, denn unmöglich kann das b fortgelten sollen. S. 38, Notenz. F ist statt der ersten Note fis, offenbar g zu lesen. S. 50, Z. 4, T. 1, muß die zweyte Note a (nicht c) heißen. Eben dieß gilt auch von der letzten Baßnote S. 42, Z. 4. — Ob der Kehraus (?) S. 59 wirklich mit dem Quartsextenakkorde schließen soll, oder ob das g im letzten Takte des Basses überflüssig ist, getrauen wir uns nicht zu entscheiden. S. 54, 55, 56 und 57 steht Menuetto anstatt Minuetto. Warum wurden S. 45 zur Bezeichnung der Vorschläge vor Sechzehntheilen kleine Achtelnoten gewählt, da doch vorher (S. 44) vor Achteln kleine Sechzehntheilnoten gebraucht worden sind? —, Ausdrücke, wie: 16theilige Semitonienläufe (Vorrede S. 2.); wenn der Daumen diatonisch abwärts geht (S. 19 u. 21); Bockstreif (S. 30); Passagengewürge (S. 38); Musikkaster (S. 39) u. a. m. hätten wir in einem übrigens so gut geschriebenen Buche vermieden zu sehen gewünscht.

Ak.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Sonderbare Naturerscheinungen zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend. Nebst einem naturhistorischen Räthselbuche. Von Andreas Skolka. Erster Theil. Mit einem Titelkupfer. Gotha, bey Perthes. 1803. XX 351 und 64 S. 8. 1 Rg.

Die Vorr. ist von Mezö-Berény in Ungarn datirt. Das Titelkupfer stellt den Ornithorhynchus paradoxus oder das Schnabelthier vor. — Merkwürdigkeiten des Thierreichs machen den Inhalt von dem 1sten Th. dieses Werkchens aus, das hauptsächlich dazu gebraucht werden kann, jungen Leuten Geschmack an der Naturgeschichte beyzubringen. Alle mögliche Sonderbarkeiten, die man an den Thieren bemerkt, sind hier zusammen gesammelt, nämlich: Sonderbarkeiten in Ansehung der Zeichnung und

Farbe, der Gestalt, Bildung und Bedeckung des thierischen Körpers; Sonderbarkeiten in Ansehung des Wachsthums, der Größe, Schwere und Reproduktion, der körperlichen Stärke, der Sinne, der Stimmen, der Lebensdauer und des Todes. — Rec. hält das Ganze für gut und zweckmäßig; wiewohl Manches mehr, Manches minder bekannt ist, Manches für den Leser mehr, Manches weniger Interesse haben, Manches auch einer Verifikation oder Berichtigung bedürfen wird. Wenn z. B. von den Affen gesagt wird, daß sie überhaupt blöde und furchtsame Thiere wären: so stimmt dieses nicht mit der Erfahrung des Rec. überein, der an denselben immer eine freche Kühnheit beobachtet hat, die mit Behendigkeit und Bosheit verbunden, sie zu gefährlichen Gegnern macht. — Der Verf. hat ein besondres paginirtes, vier Bogen starkes Räthselbuch hinzugefügt, das zum Leitfaden für den Lehrer, vorzüglich aber zur Uebung und Unterhaltung für die Jugend bestimmt ist. Die darin enthaltenen Räthsel bestehen aus Fragen über die im Werkchen dargestellten sonderbaren Naturerscheinungen, welche zur Wiederholung und tiefern Einprägung des Gelesenen sehr gute Dienste leisten können.

Ti.

Synopsis methodica Fungorum, sistens enumerationem omnium hucusque detectarum specierum cum brevibus descriptionibus nec non synonymis et observationibus selectis. Auctore Dr. *C. H. Persoon* etc. *Pars I* et *II.*, cum Tabulis aeneis. Goetting. apud Dietrichum. 1801. 2 Alph. mit fünf schwarzen Kupfern. kl. 8.

Unstreitig sind diejenigen Gewächse, welche wir unter dem Namen der Schwämme oder Pilze kennen, obgleich über sie viele kostbare Kupferwerke geschrieben sind, noch am wenigsten genau untersucht, und ihre Arten durch feste Merkmale bestimmt. Woran theils ihre eigene Weise des Wachsthums, die Jahreszeit, in welcher sie anzutreffen sind, ihre Kleinheit und die große Schwierigkeit, die meisten derselben aufzubewahren, Schuld sind. Was Linne in diesem Zweige der Botanik geleistet hat, ist so unbedeutend, daß es bey der Menge

von

von Entdeckungen kaum in Betracht zu ziehen ist. Hr. Persoon, der sich schon als einen großen Kenner dieses schwierigen Fachs gezeigt hat, giebt uns hier ein Werk, das die Kenntniß dieser Gewächse erleichtert, und alle bis dahin gemachte Entdeckungen enthält.

Linné's Bestimmung vom Fungus ist zu weit umfassend, daher hier mehrere Abtheilungen gemacht werden müssen. Hr. Persoon hat zwey Klassen von Pilzen, davon jede in drey Ordnungen und in mehrere Unterabtheilungen gebracht ist. Wir würden aber lieber, wie es einige neuere Botaniker gemacht haben, außer den Fungis noch andere Ordnungen in der 24sten Klasse festsetzen, um die große Zahl von Unterabtheilungen zu vermeiden. Da die Pilze überhaupt nur eine Ordnung in der letzten Klasse des Systems einnehmen: so kann nicht ferner bey ihnen von einer Klasse die Rede seyn. Die Definitionen der Klassen und Ordnungen des Hrn. Persoon sind auch nicht so bestimmt, daß nicht Mißdeutungen möglich wären. Aus seinen beyden Klassen hätte er füglich zwey, wo nicht drey sehr ausgezeichnete Ordnungen der letzten Klasse entwerfen können, die dann ohne weitere besondere Abtheilungen leicht in Gattungen sich hätten bringen lassen.

Die Gattungen selbst sind sehr genau bestimmt, und so weit es möglich war, nach der Beschaffenheit des Saamens festgesetzt. In dem meisten Fällen wird die Haut, welche sie überzieht, die Substanz und die Lage als Merkmal mit hinzugezogen. Besser wäre es, wenn wir ohne diese fertig werden könnten; aber der unvollkommene Bau dieser Gewächse erlaubt uns nicht, andere Kennzeichen zu nehmen. Mehrere Gattungen hätte er in eins vereinigen können, wie z. B. Rhizomorpha und Himantia, die eigentlich nicht wesentlich von einander abweichen, und unter denen es Arten giebt, die man bald zu dieser, bald aber auch zu jener Gattung zählen kann. Auf der andern Seite aber machen diese feine Distinktionen, daß man aufmerksamer auf die Gewächse selbst wird, und in sofern können sie immer bestehn.

Mit sehr vielem Fleiße sind die Arten jeder Gattung gesammelt und gründlich unterschieden, besonders meisterhaft sind die Gattungen: Sphaeria, Xyloma, Aecidium, Ure-

do, Puccinia, Trichia, Arcyria, Aemonitis, Cribraria, Agaricus, Clavaria, u. s. w. bearbeitet.

Auf den beygefügten Kupfertafeln sind verschiedene neue Arten mit der nöthigen Vergrößerung sehr schön abgebildet.

Mr.

Physikalischer Kinderfreund von G. U. A. Vieth. Leipzig, bey Barth. 1803. Sechstes Bändchen. 308 Seit. 8. Mit 3 Kupfertaf. 1 Rg.

Dieser Band beschäfftigt sich ganz mit Gegenständen der Optik, und ein großer Theil derselben besteht in photometrischen Untersuchungen, die zwar mit vieler Geschicklichkeit und Deutlichkeit behandelt sind; von denen aber doch Rec. zweifelt, ob sie dem zarten Alter, für welches dieses Werk bestimmt ist, gefallen können. Je tiefer überhaupt der geschickte Verf. in die mathematische Physik eingeht, desto mehr wünscht Rec., daß er seinem ganzen Werke einen andern Anstrich gegeben, und seinen Vortrag so eingekleidet hätte, wie es der erwachsenen Jugend angemessen wäre; denn nur diese, und nicht einmal immer diese, wird im Stande seyn, ihm darin zu folgen. — Bey Vergleichung der scheinbaren Größe stehenden und liegenden Gegenstände S. 14 f. sind wohl die Umstände zu ungleich angenommen, wenn der liegende gleich von den Füßen des Beobachters an; der stehende aber in einer Erscheinung, die seiner eigenen Länge gleich ist, gesetzt wird. Man müßte den liegenden in die Queere und so weit vom Auge bringen, daß der Sehwinkel eben so groß, als bey dem stehenden ist; und dann sehen, ob beyde uns gleich lang zu seyn scheinen. — Aus den S. 18 befindlichen Abbildungen des großen Bären, ist es um so weniger möglich, sich einen Begriff von dem Verhältniß der Größe dieses Sternbildes in der Nähe des Horizonts und des Zeniths zu machen, als die Figur des Bildes durch die beygefügten arabischen Namen undeutlich wird. *Ne quid nimis*, ist auch eine gute Regel. — Uebrigens wünschen wir dieses Buch mit voller Ueberzeugung in die Hände recht vieler jungen Leute. Sie können Viel daraus lernen.

Lm.

Entomo-

Entomologie und Helminthologie des menschlichen Körpers, oder Beschreibung und Abbildung der Bewohner und Feinde desselben unter den Insekten und Würmern. Von Dr. *Johann Heinrich Jördens*, Königl. Preuss. Hofrathe, der Kurfürstl. Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, und der mineralogischen Societät zu Jena Ehrenmitgliede. Hof, bey Grau. 1801. *Erster Band.* XXVIII und 319 Seit. Mit 15 kolorirten Kupfertaf. 13 Rg. 12 gr. *Zweyter Band.* 1802. II und 154 Seit. gr. 4. Mit 7 kolorirten Kupfertafeln. 7 Rg. 12 gr.

Entspräche der innere Gehalt dieses Werkes der äußern Eleganz desselben, und hätte der Verf. so gewissenhaft als der Verleger, dem alles Lob gebührt, für das Publikum gesorgt: so könnte diesem Buche eine bedeutende Stelle in der vaterländischen Literatur angewiesen, und dasselbe ohne Vermessenheit den besten literarischen Produkten Englands und Frankreichs zur Seite gesetzt werden.

In der Vorrede sucht der Verf. den Vorwürfen, welche er theils wegen Vertheuerung seines Buch's durch die Menge der Kupfer, theils durch zu große Ausdehnung des Gegenstandes besorgt, zu begegnen. Allein seine Rechtfertigungsgründe genügen dem Käufer doch nicht gänzlich; denn wenn er gleich mit als Entschuldigung anführt, daß er eine bedeutende Anzahl Figuren auf die Tafeln gebracht habe, um noch größere Vertheuerung zu vermeiden: so bleibt doch der gerechte Vorwurf auf ihm ruhen, daß von allen den von ihm gelieferten Abbildungen, auch vielleicht nicht einmal der dreyßigste Theil nöthig war, weil sie nur längst bekannte, und unendlich oft abgebildete Gegenstände vorstellen.

Vielleicht wäre aber das Werk, ohne die es vertheuernden Kupfer, für den Naturforscher und den Arzt ein angenehmes Geschenk gewesen? Schwerlich: der Kenner in einer jeden Wissenschaft verlangt Neues, der Anfänger

gründliche Belehrung, und hier gehen beyde unbefriedigt aus.

Das Ganze ist eine Kompilation von kaum mittelmäßigem Werthe, und eine zwar gedehnte, und dabey doch nur oberflächliche Benutzung der Arbeiten Anderer. Eigne Beobachtungen vermißt man, so wie neue Bemerkungen, durchgehends, und die etwan hin und wieder eingestreueten erhöhen den Werth des Werkes nicht. An neue Entdeckungen und deren Bekanntmachung ist gar nicht zu denken, und welch eine Bewandtniß es mit zweyen von dem V. als neu aufgestellten Arten habe, wird Rec. bey der näheren Anzeige des 2ten Bandes darthun. Trifft der Vorwurf einer übertriebenen Weitschweifigkeit den Verf.: so muß er auch auf das Lob, seinen Gegenstand erschöpft zu haben, wie dieß doch in seinem Plane zu liegen schien, Verzicht thun; denn unter Aufzählung der Arten vermißt Rec. manche, die der Erwähnung unbezweifelt werth gewesen wären. Hiervon die Beweise am schicklichen Orte.

Die gesuchte und gezwungene Wendung in der ersteren Hälfte des Titels, wird ein richtiger Geschmack nicht gut heißen können. *Mayer* schrieb eine Geschichte der giftigen Gewächse, hätte er diese nicht mit eben dem Rechte eine Botanik des menschlichen Körpers nennen können?

Der erste Band handelt von den Insekten, der zweyte von den *Würmern*, welche entweder dem Menschen schädlich sind, oder diesem doch zufällig schädlich werden können.

Der erste Band zerfällt in drey Abtheilungen, von welchen die erstere, „die Geschichte derjenigen Insekten, „welche ausschließlich auf dem menschlichen Körper „leben, und sich nur auf demselben fortpflanzen kön„nen," — enthält.

Diese Abtheilung ist nach des Rec. Einsicht die zweckmäßigste und die gelungenste unter allen, wenn sie gleich den Gegenstand, weder für den Entomologen, noch für den Arzt gänzlich erschöpft. Die hier genannten Arten sind: *Musca leprae*, *Pulex pruriginis senilis*, *Pediculus humanus*, *capitis et corporis*, (beyde, und mit Recht nicht als Varietäten; sondern als Arten behandelt), *Pediculus pubis*, *Acarus scabiei*. Der literarische Apparat des Verf. muß, un,

ungeachtet der weitläuftigen Schriftsteller Verzeichnisse, nicht sonderlich bedeutend gewesen seyn, und Rec. fiel es auf S. 20 zu lesen, daß der Verf. nicht einmal die so bekannte, nicht seltene, wenn gleich nicht zu rühmende Müllersche Uebersetzung des Linne'ischen Natursystems zur Hand hatte.

Die zweyte Abtheilung, welche „die Geschichte „derjenigen Insekten, die den menschlichen Körper „nicht zum angewiesenen Wohnplatze haben; aber „doch wegen vorzüglicher Klagen und Krankheiten, „welche sie ihm zuziehen, merkwürdig sind“ — in sich faßt, besteht aus dreyen Abschnitten. Der erstere ist überschrieben: „Insekten, welche als zufällig schädliche den „menschlichen Körper gewöhnlich und vorzugsweise „aufsuchen,“ ist auch noch ganz an seiner Stelle; denn in selbigem geschiehet der Bettwanze, der Menschenbremse, des Flohes und Sandflohes Erwähnung; Insekten, welche mehr oder weniger dem menschlichen Körper beschwerlich fallen. Der zweyte Abschnitt aber, welcher „von den zu„fällig schädlichen Insekten, welche den menschlichen „Körper seltener, und nur unter gewissen Umständen „verletzen,“ handelt, ist zugleich der weitschweifigste und der unvollständigste des ganzen Werks. Der weitschweifigste: denn es sind als schädlich Arten aufgeführt, über deren Biß und Stich sich wohl noch nie ein Mensch beschwert haben wird: die unschädlichste vielleicht unter allen aufgezählten, der *Sirex gigas*, wird z. B. von dem Verf. für vorzüglich gefährlich gehalten, und dieß nicht etwa aus eigner Erfahrung, nein! sondern bloß auf das Wort zweyer leichtgläubiger Schriftsteller, auf die er sich beziehet. Der gefährliche Bohrer dieses Insekts; den aber nur das Weibchen führt, und dessen Bestimmung schon aus diesem Umstande und wegen seines Baues nicht zweifelhaft seyn kann, ist gewiß von dem Verf. keiner näheren Prüfung gewürdigt worden. Rösel lieferte ihm gute Urbilder zu seinen Kopien dieses Insekts, Glaser und Aerrorena Stoff zu seinen Urtheilen über dasselbe. Woher hat es der Verf., wenn er S. 217 von dem Bücher-Skorpione anführt: „daß er sich in die Haut ein„bohre, und Pusteln von beträchtlicher Größe mit „heftigen Schmerz veranlasse?“ Dergleichen Dinge sollten denn doch so leichtgläubig nicht aus einem Buche in das andere übertragen werden. Von S. 87 bis 117 zählt

der Verf. eilf Raupenarten auf, welche theils durch ihre Haare ein beschwerliches Jucken verursachen, theils durch den scharfen Saft, den sie von sich sprützen, nachtheilig werden sollen. Die unschuldige Raupe der Sph. euphorbiae, welcher der Verf. so gut als der der B. vinula, das Sprützen eines solchen scharfen Saftes beylegt; wozu ihr aber in der That die nöthigen Organe fehlen, hätte Rec. unter der Zahl einiger wirklich, wo nicht schädlichen, doch lästigen nicht vermuthet. Aber auch unvollständig ist dieser Abschnitt, da ausser mehreren Käferarten, welche mit eben so großem, wo nicht mit größerem Rechte, als der Lucanus cervus eine Erwähnung verdient hätten, sich die Raupe der B. *chrysorrhoea*, welche nächst den Raupen des Eichen- und Föhren-Prozessions-Spinners zu den beschwerlichsten unter den kurzhaarichten unbezweifelt zu rechnen ist, übergangen findet; nur beyläufig gedenkt der Verf. ihrer S. 89 mit zwey Worten.

Der dritte Abschnitt endlich handelt: **von den zufällig schädlichen Insekten, welche als ganz ungewöhnliche Erscheinungen innerhalb des menschlichen Körpers vorgekommen sind.** Lediglich nacherzählte Gedichte aus den Berichten von Aerzten, welchen doch wohl nur zum Theile Glauben beygemessen werden darf.

Die dritte Abtheilung betitelt: „**Geschichte derjenigen Insekten, welche im menschlichen Leichname Nahrung suchen, und sich in demselben fortpflanzen**" — zerfällt in zwey Abschnitte, in dem ersteren wird „**von den Insekten, welche den menschlichen Leichnam im ersten Grade der Fäulniß,**" in dem andern von „**denjenigen, welche im zweyten Grade der Fäulniß den menschlichen Leichnam aufsuchen,**" gehandelt. In dem ersteren werden folgende vier Fliegenarten, M. *Caesar*, *cadaverina*, *vomitoria* und *carnaria*, in dem andern, der *Der. lardarius* und Jul. *terrestris* aufgeführt. In wiefern das letzte Insekt hierher gehöre, läßt Rec. dahingestellt; daß aber manche andere, die eine Anführung weit eher verdient hätten, als einige Necrophori und Silphen, ausgelassen sind, ist nicht zu billigen.

Der helminthologische Theil des Werkes, oder dessen zweyter Band besteht aus zwey Abtheilungen. Die erstere ent-

enthält: „die Geschichte der Würmer, welche zu den „eigentlichen Bewohnern des menschlichen Körpers „gehören." Sie ist in sechs Abschnitte getheilt, in welchen von den Eingeweidewürmern überhaupt, von den Rundwürmern, (Ascacides,) den Bandwürmern, (Taeniae,) den Blasenwürmern, (Hydatigenae,) den Blattwürmern, (Ligulae,) und den Infusionsthierchen, (Chaos,) nach Bloch, Götze, und Andern gehandelt wird. Dieser Abschnitt ist so arm an eignen Entdeckungen und Beobachtungen als alle die des ersten Bandes. Nur führt in demselben der Verf. zwey vorgeblich neue Rundwurmgattungen (Rundwurmarten) unter den Namen Asc. *stephanostoma* (s. p. 29. N. 4. tab. VII. f. 5 — 8) und Asc. *conosoma* (s. p. 30. N. 5. tab. VII. f. 9 — 12) auf. Allein ein flüchtiger Blick sagt es schon, daß diese Geschöpfe hier ganz an der unrechten Stelle stehen, und nicht nur aus der Gattung der Askariden; sondern sogar aus der Klasse der Würmer verwiesen, und zu der der Insekten versetzt werden müssen, da die beyden neuen Rundwurmarten des Verf. nichts mehr und nichts weniger sind als die Larven zweyer Fliegenarten. Daß der Verf. hierbey durch die Professoren Brettschneider und Lenz irre geführt seyn mag, kann richtig seyn; allein nach des Rec. Dafürhalten durfte der Verf. sich nicht an ein Werk wagen, dessen Gegenstände zu prüfen, es ihm durchaus an den nöthigen Kenntnissen fehlte. Es ist unbegreiflich, wie dem Verf., der doch die Figuren zu seinem Buche selbst zeichnete, selbst ohne alle naturhistorische Kenntnisse, nicht die übergroße Aehnlichkeit zwischen seinen beyden neuen Rundwurmarten und den von ihm tab. III. und IV. des ersten Bandes abgebildeten Fliegenlarven auffallen konnte.

Die zweyte Abtheilung, welche „die Geschichte der „zufällig schädlichen Würmer" in sich faßt — bestehet aus dreyen Abschnitten. In dem ersten handelt der Verf. von „den Würmern, die sich zufällig an die äußern „Theile des Menschen ansaugen," und hier sind Hirudo sanguisuga und medicinalis aufgeführt. In dem zweyten wird „von den Würmern, welche die Haut des mensch„lichen Körpers durchbohren, und unter derselben „ihren Aufenthalt suchen" geredet, und hier sind der *Gord. aquaticus*, die *Filaria medonensis* und die *Furia infernalis* genannt. In dem dritten Abschnitte kommen

„die Würmer vor, welche sich zufällig in den innern „Theilen des menschlichen Körpers vorgefunden ha„ben."

In einem 24 Seiten langen Anhange, wird endlich noch von den unbestimmten (systematisch nicht zu bestimmenden) schädlichen Insekten und Würmern, den erdichteten Würmern, und den (angeblich) in dem menschlichen Körper gefundenen Amphibien gehandelt.

Die von dem Verf. gezeichneten Figuren verdienen in der That Lob, wenn sie gleich ohne alle Ausnahme aus andern Werken entnommen sind, — die beyden Rundwurmarten ausgenommen, von welchen oben Erwähnung geschehen ist, und welche allein für Originalzeichnungen gelten mögen. Gestochen sind die Tafeln von mehreren und recht guten Künstlern zu Nürnberg, als Wolff, Schwarz, Bock und Bährenstecher. Schade nur, daß sie ihre Kunst, Zeit und Mühe nicht auf nützlichere Gegenstände zu verwenden Gelegenheit fanden! Auch die Illumination kann billiger Weise kein Vorwurf treffen. Aber sollten von den Würmern nicht manche nach Gutdünken ausgemalt seyn, da die Urbilder derselben, so viel Rec. bewußt ist, nur schwarz existiren?

Dieser Mängel ungeachtet, wird dieses Werk doch immer wegen des schönen Papiers und Drucks, wegen der eleganten mit saubern Vignetten gezierten Titel, und wegen der zahlreichen recht saubern Kupfer, eine Stelle in den Büchersammlungen bemittelter Bibliomanen finden; diese Stelle ist aber auch die einzige, die demselben mit guten Gewissen angewiesen werden darf.

Wm.

Erziehungsschriften.

Ideen und Vorschläge zur Verbesserung der Landschulen durch Vermittelung der Prediger. Leipzig, bey Steinacker. 1803. XII und 95 Seit. 8. 6 gr.

Der

Der Verf. dieser gut gerathenen Schrift ist mit den Mängeln des Landschulwesens genau bekannt, er weiß auch, daß zu dessen Verbesserung viel; besonders aber Veredlung der Schullehrer selbst durch zweckmäßige Unterrichtsanstalten, anständigere Wohnung und reichlichere Besoldung, zu wünschen wäre; indessen bescheidet er sich gern, daß der Erfüllung jener Wünsche mancherley Hindernisse im Wege stehen, daher bemüht er sich, solche Vorschläge zu machen, welche wenigstens hie und da und allmählig dazu helfen können, daß die Verbesserung ohne Kosten und ohne weitläufige Veranstaltungen zu Stande gebracht werde. Die Landprediger sind es, auf deren vermehrte Sorgfalt und Bemühung er seine Hoffnung bauet. Nicht daß sie, neuern Vorschlägen zufolge, den Schuldienst mit dem Predigtamte verbinden; sondern sich der Schulhalter und der Jugend eifriger annehmen, jenes durch Geduld und Liebe zur Vermehrung ihrer Kenntnisse, Methoden und durchgängigen Brauchbarkeit behülflich seyn, der Jugend aber selbst durch bestimmten eigenen Unterricht forthelfen sollen. Unstreitig ist der Unterricht der Jugend ein Hauptstück des Prediger-Berufs, schon um deßwillen, weil der Weg zur Gewinnung und Verbesserung der Aeltern durch die Jugend gehen muß, und weil der Prediger nur auf den Grund einer besser unterrichteten und erzogenen Nachkommenschaft den schönsten Amtssegen bauen und erwarten darf. Wenn nur vors erste der Unwilligkeit und Ungeschicklichkeit der Landschullehrer abgeholfen, und die Jugend zu zweckmäßigern Kenntnissen, zum richtigen Gebrauch des Verstandes, und zur Sittlichkeit gebracht worden ist; dann läßt sich hoffen, daß auch für das andere Nothwendige, die Verbesserung der äußern Verhältnisse der Schullehrer nach und nach gesorgt werden wird. Geschieht auch nicht gleich Alles, was zu wünschen wäre, im Allgemeinen: so ist doch schon sehr Viel gethan, wenn im Einzelnen Verbesserungen geschehen sind. Gute Beyspiele werden nicht ohne Wirkung bleiben, bald werden sie durch Beschämung, bald durch Ermunterung und Anleitung heilsam werden. So wie Rec. glaubt, daß die Verbesserung des Landschulwesens sehr langsam von Statten gehen werde, wenn man die Entwürfe zu weit ausdehnt, und gleich Alles auf einmal anders machen will: so gefallen ihm auch die Stimmen nicht, welche darauf antragen, daß die Schullehrer so gut gesetzt werden sollen, damit sie nicht nöthig hätten, nebenher noch eine

Profession zu treiben. Die Profession kann sich mit dem Schuldienst gar wohl vertragen, wenn sie von der Art ist, wie z. B. das Schneiderhandwerk, daß sie weder den Platz verengt, noch ein Geräusch verursacht, welches dem Hauptzweck, der Schule, nachtheilig wird, und wenn der Prediger durch unermüdete Aufsicht dafür sorgt, daß während der Schulstunden nicht auf der Profession gearbeitet werde. Besonders ist der Seidenbau eine ganz unschädliche Beschäfftigung für den Schulhalter, weil er in eine Zeit fällt, wo der Schulbesuch von selbst aufhört, und weil er für den Schulhalter ein nützliches Erwerbsmittel ist, ohne dem Staat oder der Gemeine zur Last zu fallen.

D.

Vermischte Schriften.

Untrügliche Mittel, glücklich in der Liebe und in der Ehe zu seyn. Bremen, bey Seyffert. 1803. 9½ Bog. 12. mit 1 Titelkupf. 16 gr.

In diesem kleinen, aber gehaltreichen Buche, werden jungen Mädchen und Weiber, in einer edlen, dringenden, hie und da etwas zu geschmückten Sprache, viele gute Lehren und Vorschriften ertheilt, deren treue Befolgung ihr eignes Wohl und die Zufriedenheit derer, die sie umgeben, und mit ihnen in Verbindung leben, zur Folge haben muß. Auch die angehängten Gedichte, welche das weibliche Geschlecht in seinen verschiedenen Lebensepochen schildern, haben, wenn auch nicht in Hinsicht der Poesie, doch des Inhalts, unstreitigen Werth.

Za.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

An Aeltern, Erzieher und Jugendfreunde.

In der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vater Traumann. Ein Lesebuch zunächst für Bürgerschulen; auch bey dem Privatunterrichte brauchbar. Seitenstück zu Thiemens Gutmann. Von Jakob Glatz, Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. 18 Gr.

Diese Schrift enthält funfzig Erzählungen, die in einem leichtern und muntern Tone abgefaßt, und so eingerichtet sind, daß man sie nicht nur bey Lese-, sondern auch Verstandesübungen brauchbar finden wird. Als Vorläuferinn zu Thiemens Gutmann, wird sie vielleicht allen denen willkommen seyn, die sich dieses Buches bey dem Jugendunterrichte bedienen; übrigens ist sie ein für sich bestehendes Ganze, welches aus einem Gesichtspunkte bearbeitet ist, über den unsre besten Pädagogen einstimmig sind. Was das Aeußere des Buchs betrifft: so ist der Druck auf gutem Papiere, absichtlich etwas groß, abwechselnd, deutlich und korrekt. In Rücksicht der darin befolgten Adelungschen Orthographie ist

auf

auf strenge Einheit gesehen worden, wodurch die Schrift einen Vorzug mehr erhalten hat.

Schnepfenthal, im December 1803.

Della traduzione Italiana del poema di Wieland intitolato Musarion, ovvero la Filosofia delle grazie poema in tre canti. 8. (10 Gr.) abbiamo pubblicato una nuova edizione. Abbiamo ancora: nuova grammatica francese ad uso degl' italiani, e di tutti coloro che bramano di parlare e di scrivere correttamente la lingua francese, del Sig. Ab. Maurizio Reyre, 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Libraria di Joachim in Lipsia.

Für angehende Juristen ist bey uns erschienen:

1) Versuch einer Anleitung zur Abfassung geschickter Relationen und Defensionen. 8. 14 Gr.

2) Vollständigere Anleitung zur gründlichen und förmlichen Abfassung der Vertheidigungsschriften für peinlich Angeklagte oder Beschuldigte, mit Beyspielen von Neben- und Hauptdefensionen der mehresten und wichtigsten in dem peinlichen Gerichtshof vorkommenden Verbrechungsfällen erläutert, und zum nützlichen Gebrauch angehender gerichtlicher Sachwalter. 2 Bde. gr. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Schulverbesserungsplan auf Befehl des wahrhaft Edlen und Hochwürdigen Domherrn und Amtshauptmanns von Carlowitz zum Privatgebrauch entworfen, und nun auf desselben Verlangen in Druck gegeben. 8., in Joachims literar. Magazin in Leipzig für 8 Gr. zu haben.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Assessor bey der Kurmärkischen Kriegs- und Domainen-Kammer, und Regiments-Quartiermeister des Regiments von Möllendorf, Herr J. H. Jacobi zu Berlin, als Schriftsteller im Fache der Philologie, Geschichte und Statistik bekannt, hat den Kriegsrathscharakter erhalten.

Der Hofrath und Regierungsarchivar Herr Stumpf zu Würzburg, hat von der philosophischen Fakultät zu Jena das Doktordiplom erhalten.

Herr Professor Feuerbach in Kiel, ist als ordentlicher Professor der Rechte nach Landshut in Baiern berufen worden. Er hat zugleich den Charakter als Kurpfalzbaierscher Hofrath erhalten.

Die theologische Fakultät zu Bamberg hat dem dortigen ordentlichen Professor der Kirchengeschichte, Schriftexegese, und der morgenländischen Sprachen, Herrn M. Schlosser, die Doktorwürde ertheilt.

Der Kurfürstl. Salzburgische Hofrath und Professor Herr P. Gäng, ist zum Staatsraths-Sekretär bey dem Departement des Hofkanzlers Freyherrn von Bleul ernannt worden.

Der Professor der Theologie und Universitätsbibliothekar zu Gießen, Herr J. E. C. Schmidt, ist Oberhessischer Kirchen- und Schulrath geworden.

Todesfälle.

1803.

Den 18ten December starb zu Weimar der dasige berühmte Vicepräsident des Ober-Konsistoriums, Herr Johann Gottfried von Herder, in seinem 60sten Jahre. Er war in den Jahren 1766—1777 ein fleißiger Mitarbeiter

beiter an der alten deutschen Bibliothek vom 4ten bis zum 30sten Bande.

Am 21sten December zu Magdeburg im 67sten Jahre, Herr Johann Heinrich Wagner, Töpfermeister daselbst. Er war Verfasser einer Schrift, welche den Titel führt: Unterricht und Vorstellung von holzsparenden, bequemen und zierlichen Stubenöfen zu Putz- und Wohnzimmern. Magdeburg, bey Keil. 1789 und 1791. 2 Thle. gr. 4. — Ein sehr verdienter und thätiger Mann.

Chronik deutscher Universitäten.

Erlangen. 1803.

Am 13ten August ertheilte die philosophische Fakultät dem Herrn J. N. Apel, die Doktorwürde.

Am 27sten Aug. vertheidigte Herr Mag. Lips seine Dissertation pro Adjunctura: de conversionibus politicis, inprimis vero de proximis conversionis francogallicae effectibus, 16 Seit. 8.

Am 9ten September erhielt Herr G. H. Hehn die Würde eines Doktors der Philosophie.

Am 27sten September vertheidigte Herr Mag. L. Bertholdt mit dem Respondenten Herrn A. Neubig, den ersten Abschnitt des zweyten Theils seiner Dissertation: de ortu Theologiae veterum Hebraeorum, 4½ Bog. 8.

Vom 23sten Oktober ist die nachher vertheilte Inauguraldisputation datirt, durch welche sich Herr G. L. Thaden die medicinische und chirurgische Doktorwürde erwarb. Sie ist betitelt: Vom Rheumatismus und der Gicht, 3½ Bog. 8. Im Vorbericht zu derselben werden die Ursachen, aus welchen sie in deutscher und nicht in lateinischer Sprache abgefaßt wurde, angegeben.

Am 4ten November übergab Herr Hofrath Hildebrandt das Prorektorat dem Herrn Hofrath Harleß, der

im

im Namen des Senats hierzu einlud, unter dem Titel: De memorabilibus quibusdam bibliothecae Academiae Erlangensis, Commentatio V. 1 Bog. Fol.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Erfurt. 1803.

In der am 2ten September gehaltenen Versammlung der Akademie nützlicher Wissenschaften, wurde eine vom Herrn Konsistorial-Lehn- und Archivrath J. von Schmidt Phiseldeck zu Wolfenbüttel eingesandte Beantwortung der Frage: Ist die älteste Urkunde auf Leinenpapier wirklich nicht „ächt?" worin der Verfasser die von Schwandner entdeckte Urkunde, aus der Regierungszeit Friedrichs II. in Schutz nimmt, vorgelesen.

In einer Abhandlung des Herrn Oberkommissar Homeyer zu Limmer bey Alfeld, wurde die Frage: „Ob die „Erfahrung schon bewiesen habe, daß von zwey zusammengewachsenen Zweigen, beyde oberhalb der zusammengewachsenen Stelle grün bleiben, wenn gleich ein Zweig von diesen „unterwärts der zusammengewachsenen Stelle verdorrt sey?" bejaht.

Anzeige kleiner Schriften.

Erbarmet euch eurer Kinder! Eine Ermunterung der Hausväter und Hausmütter zur Einimpfung der Kuhpocken etc. von Johann Friedrich Schilke, Prediger in Rudow. Berlin, in Kommission bey Maurer. 1804. 16 Seit. 8.

So edel und menschenfreundlich die Absicht des Verf. war — er hat diese kleine Schrift auch in seinen Gemeinen vertheilt —; so gut und bündig hat er sie ausgeführt. Nach einer rührenden Anrede hat er das verheerende Uebel der Men-

Menschenpocken und die Wohlthat der Kuhpocken, wie auch die Verpflichtung der Aeltern zu ihrer Anwendung ungemein gut geschildert, die etwanigen Einwendungen dagegen beantwortet, und das, was er an seinen eigenen Kindern gethan hat, zum Exempel dargestellt. Es ist dieser kleinen Schrift eine weitere Verbreitung zu wünschen; und dann zu hoffen, daß sie ihre Absicht nicht ganz verfehlen werde.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Nachtrag zu den Privatvorlesungen, welche für das Winterhalbejahr 1803 bis 1804 in Berlin öffentlich angekündigt worden sind.

Herr Dr. Chladni aus Wittenberg, hält vom Anfange des Jahres 1804 an Vorlesungen über die Akustik oder die Theorie des Schalles und Klanges.

Verbesserungen.

Im LXXX. Bd. 1. St. S. 169. in der 2ten Zeile ist das Wörtchen es zu streichen
— — — — — — 170. in der 6ten Zeile zwischen Versen und Cyclus ist das Wort bestehenden einzurücken
— — — — — — — Z. 8. von unten st. Cyrilles l. Cyrillus
— — — — — — 174. — 11. st. 1489 l. 1498
— — — — — — — — 7. von unten st. unadliches l. und adliches

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Romane.

Bruder Anton. Erstes bis drittes Buch. Leipzig, bey Hartknoch. 1803. 242 S. 8. 20 gr.

Der Verf. kündigt seinen Helden an (S. 6), als einen Menschen von hohen Geisteskräften, und, S. 16 und 17, als einen außerordentlichen Menschen; S. 169 soll er vorleuchtende Anlagen haben; S. 199 ein kraftvoller Mensch seyn, und S. 203 wird er sogar mit einem Löwen verglichen. Aber Br. Anton zeigt von allen dem — nichts, handelt — das Entspringen aus dem Kloster abgerechnet — nirgend aus eigener Bewegung, läßt sich beständig von den nächsten Eindrücken forttreiben, und ist gar nichts weiter, als ein junger Mensch ohne Erziehung; aber von leidlichem Verstande, der von seinen Aeltern früh ins Kloster gebracht wird, und sich im Kloster nicht wohl befindet, wie so viele Andere; der endlich aus dem Kloster entspringt, und sich die Welt ganz anders vorstellt, wie sie ist; welches bey allen Mönchen und Nonnen, die nichts als ihr Kloster kennen, etwas ganz gewöhnlich ist.

Ein anderer Charakter, welchen uns der Verfasser S. 15—17 in einer ziemlich schief angelegten Tirade über gewöhnliche und außerordentliche Menschen, in Gesellschaft mit Br. Anton, auch für einen außerordentlichen Menschen ausgeben will, ist ein gewisser Legationsrath Heimfeld. Was diesen zum außerordentlichen Menschen qualificiren soll, ist vollends gar nicht abzusehen. Es ist wel-

weiter nichts von ihm zu lesen, als daß ihm Antons äußere Figur wohlgefällt, als er denselben in der Klosterkirche im Chor erblickt; daß er Br. Anton heimlich auf seiner Zelle besucht, und ihm ein protestantisches geistliches Buch und Wielands Musarion schenkt; daß er ihn nach der Flucht aus dem Kloster einigermaaßen unterstützt, ihn einem Freunde empfiehlt, und ihm guten Rath giebt. Und selbst dieser gute Rath scheint nicht eben einen außerordentlichen Menschenkenner zu verrathen. So verlangt Helmfeld z. B. S. 98, daß der mit der wirklichen Welt und allen ihren Geschäfften ganz unbekannte Br. Anton sich ein Geschäfft und einen Stand wählen, und zwar mit Bedacht wählen soll. Wie er es aber machen soll, davon sagt dieser gar nicht außerordentliche, sondern höchst inkonsequente Mann, dem jungen, aus dem Kloster in die Welt geworfenen Mönch nicht ein Wort. Man sieht auch die Folge eines so weisen Rathes. Nachdem der Jüngling einmal über seine Lage nachgedacht hatte, findet er (S. 98), daß er zuerst Französisch lernen müsse. Vielleicht weil er einsah, das könnte ihm künftig nützlich werden? Ach nein! das Mädchen in das er verliebt war, „hatte ja mit ihrem Vater französisch gesprochen!“ —

Anstatt nun einen unwissenden und lehrbegierigen Menschen auf eine Universität zu schicken, *) damit er lerne, was doch Jeder wissen muß, der sich in der Welt selbst fortzuhelfen hat, giebt Helmfeld ihm den Rath, nach Berlin zu gehen. „Da sehen Sie, sagt er, Alles was zu sehen ist; „lernen Sie, was Sie interessirt; besuchen Sie jeden „Cirkel, in dem Sie Zutritt erhalten können; stellen Sie „sich jedem Eindruck bloß, — und sorgen Sie immer „nur dafür, daß Sie die Besonnenheit nicht verlie„ren!“ Ob etwa der sorgenlose junge Mensch, der nichts als das Kloster kennt, der in einer großen Stadt jeden Cirkel besucht, und sich jedem Eindrucke bloß stellt, wenn er nun dabey die Besonnenheit verlere, ganz verloren seyn könnte, scheint dem weisen Legationsrathe gar nicht beygefallen zu seyn. Nachdem Bruder Anton nur einen Monat lang in Berlin ist, macht ihm sein Rathgeber S. 221 folgende Vorwürfe: „Haben Sie schon ernsthaft daran

„ge-

*) S. 91 bis 95 ist ein ganz seltsamer und höchst unbilliger Ausfall auf alle Universitäten eingerückt, der vollends hier ganz am unrechten Orte steht.

»gedacht, welche Laufbahn Sie künftig erwählen wollen?
»Haben Sie mit Anstrengung daran gearbeitet, sich zu ir-
»gend einer tauglich zu machen? Haben Sie gesucht, sich
»Freunde zu erwerben, die Ihnen behülflich seyn könnten,
»irgend eine zu betreten? Statt dessen liebeln Sie? ꝛc.«
— Ganz natürlich, daß der junge Mensch liebelte. Er
hatte es ja selbst Heimfelden geschrieben, daß er in eine
schöne Jüdinn, Rahel, die er, einfältig genug, Musarion
nannte, ganz und gar verliebt sey. Darauf hatte Heimfeld
in seiner Antwort, S. 102, über diese tiefe Verehrung
bloß herzlich gelacht, hatte hinzugefügt: »Bleiben Sie
»kalt und fest: so werden Sie in den meisten Weibern Pup-
»pen finden, mit denen Sie anfangen können, was Sie
»wollen.« Kein Wunder, daß der Jüngling sich nun un-
besorgt dem Eindrucke überließ, den ein hübsches Mädchen
auf ihn machte, welche zugleich seine Wohlthäterinn war.
Man könnte eine Menge dergleichen Inkonsequenzen aus
den Briefen des Heimfeld anführen.

Damit jedoch Br. Anton in Berlin nicht ganz unbera-
then bliebe: so muß ihn ein gewisser Hr. Billing beglei-
ten. Dieser Billing ist nun freylich ein außerordentlicher
Mensch; so außerordentlich, daß er in der wirklichen Welt,
so wie er hier geschildert ist, kaum würde existiren können,
wenigstens nur als ein sehr verkehrter und verächtlicher
Mensch. Der Verf. spricht zwar von ihm als von einem
zuverlässigen, selbstständigen und schätzenswürdigen Manne,
der nur einige Sonderbarkeiten habe; aber er ist nichts, als
der elendeste Egoist, der dabey von Jedermann Böses re-
det, alle Menschen neben sich verachtet, gegen Jeden, den
er sieht, sich die niedrigsten Anzüglichkeiten erlaubt, und
selbst ohne Bedenken die schändlichsten Streiche begeht. (S.
119 u. 228 ꝛc.) Nach einer vollbrachten Schandthat (S.
119) fragt der Verfasser: »War er ein edler, war er ein
»unedler Mensch? Er selbst nahm sich nie die Mühe,
»das zu untersuchen. Ich bin, wozu Natur und Schick-
»sal mich gemacht haben, sagte er, und mir liegt nur
»daran, mich, wie ich bin, wohl zu befinden.« Und
S. 135 heißt es von ihm: »Er gieng unter den Menschen
»umher, sprach mit Jedem in einem ruhigen, gefälligen
»Tone, und sagte nichts, als versteckte, zweydeutige Bit-
»terkeiten ꝛc.« Wie kann man noch wohl erst fragen: ob
ein solcher Mensch ein edler Mensch sey?

So ist der Mentor beschaffen, der einen unerfahrnen Jüngling in einer großen Stadt mit gutem Rathe beystehen, und auf eine gute Laufbahn leiten soll. Natürlich mußte er ihm auch ganz unnütze seyn; denn, ob er gleich zuweilen thut, als wolle er den Hofmeister machen: so läßt er Anton doch seinen eignen ungewissen Weg fortschlendern. Am wenigsten ist er bedacht, die Moralität desselben zu bilden. Man lese nur z. B. S. 136 bis 146 die hämischen Bitterkeiten, welche er dem Jünglinge wider alle Personen, die in einem Garten versammelt sind, ins Ohr raunet. Nicht einen einzigen guten Zug bemerkt er an seinen Nebenmenschen, womit er etwa das Gemüth des Jünglings hätte erheben können. Soll man auf diese Art das Herz eines jungen Menschen verhärten, und ihn früh gewöhnen, alles neben sich zu verachten und zu hassen? Gleichwohl sagt der Verf. S. 146: Billing habe durch diese Schilderungen »Antons Augen über die wahre Beschaffenheit der Dinge geöffnet.« Wahrlich die Welt ist nicht so beschaffen, daß lauter niedrige Karrikaturen darin lebten, dergestalt, daß man einen Jüngling lehren müßte, auf das äußere Ansehen und auf das bloße Wort eines menschenfeindlichen Egoistens, von Jedem, den er um sich sieht, verächtlich zu urtheilen. Und doch hat, wie man deutlich merken kann, der Verf. den so gehässigen als unzusammenhängenden Charakter des Billing ziemlich con amore gezeichnet. Man möchte auch an mehrern Stellen beynahe auf die Vermuthung kommen, er habe sich dieses Charakters bedienen wollen, um hin und wieder seiner eigenen übeln Laune in etwas Luft zu machen; denn ob man gleich dem Verf. einige Menschenkenntniß nicht absprechen kann: so scheint sie doch etwas trübsinnig und einseitig zu seyn, und er scheint die schlechte und gehässige Seite des Laufs der Welt lebhafter aufzufassen, als die entgegen gesetzte schöne und vortreffliche Seite, welche den unbefangenen Beobachter, dessen Herz der Freude, dem Frohsinn und der Geselligkeit geöffnet ist, gewiß nicht entgehen kann.

Br. Anton, Heimfeld und Billing sind nun die drey Hauptcharaktere, welche in dem ersten Bande dieses Romans vorkommen; denn die schöne Rahel und ihr Vater haben gar nichts Ausgezeichnetes. Der Verf. hat bey Bildung der obigen drey Männer seine Erfindungskraft eben nicht sehr

sehr angestrengt, und eben so wenig in Erfindung der Geschichte. Außer einigen ganz unbedeutenden, und zur Geschichte nicht gehörigen Nebenbegebenheiten, kommt Br. Anton aus dem Kloster geradenweges nach Berlin. Da verliebt er sich kurz und gut in eine schöne und reiche junge Jüdinn, die er bey seiner Flucht aus dem Kloster, nebst ihrem Vater, auf der Landstraße in einer Kutsche gefunden, und von beyden Wohlthaten empfangen hatte. Er wird von ihr wieder geliebt, ob sie gleich Braut ist, und sie genirt sich so wenig dabey, daß sie ihn (S. 219) ohne Bedenken auf die Stirne küßt, und (S. 235) ihrer Freundinn schriftlich berichtet, wie sie bey der letzten Zusammenkunft »ihn, »als er vor ihr niedergesunken, mit einem Kusse aufgehoben, und wie sie einander immer inniger in die Arme »geschlossen haben.« Der Vater aber, der vorher gegen Anton (höchstunwahrscheinlich) nur zu gefällig gewesen war, verbietet ihm schriftlich das Haus, wie es auch ganz natürlich ist. Hiermit endigt sich der erste Band.

Man sieht, der Verf. hat zwar, wie schon gesagt, die Geschichte eben nicht sehr sinnreich erfunden; aber doch den Knoten glücklich geschürzt, dergestalt, daß wohl Niemand voraussehen kann, wie der Ausgang seyn wird. Es ist zu erwarten, daß die zweyte Hälfte dieses keinesweges ganz schlechten Romans weit besser ausfallen werde, als der Anfang; da sich mehrere einzelne schöne Stellen darin finden. Dahin gehört hauptsächlich der oben erwähnte Brief des Vaters der Rahel, worin er dem Jünglinge, dessen Wohlthäter er gewesen war, das Haus verbietet. Er ist mit Kraft und Edelmuth, und ganz der Situation dieses unglücklichen Vaters gemäß geschrieben.

Wenn aber dieser Roman künftig interessanter und zusammenhängender werden soll: so wäre auch hauptsächlich sehr nöthig, daß der Verf. in der Fortsetzung darauf dächte, sich der Wahrscheinlichkeit in seinen Erdichtungen zu befleißigen, worauf er in diesem ersten Bande fast gar nicht geachtet hat. So macht er z. B. S. 48 die schöne Rahel, (welche sich, wie es in einem Romane sich gebührt, sogleich in Anton sterblich verliebt,) nachdem der auf der Landstraße liegende Br. Anton in ihre Kutsche war genommen worden, für ein junges Mädchen die etwas naive Bemerkung: »daß

»er ein schönes ausdrucksvolles Gesicht und schwarze fun»kelnde Augen habe rc.« Der Verf. scheint aber vergessen zu haben, daß Br. Anton, als er, beym Entspringen aus den Kloster, von der Mauer gefallen war, sich das Gesicht beschädigt hatte, und daß es (S. 54) mit Blut bedeckt war; und da kurz vorher (S. 44) erzählt wird, Anton habe vor Seelenangst in den Rasen gebissen: so kann wohl in diesem Augenblicke die Schönheit und der Ausdruck seines mit Blut und Staub beschmutzten Gesichtes nicht hervorstechend gewesen seyn, da offenbar aus der Erzählung erhellet, daß er weder Zeit noch Gelegenheit gehabt habe, sich zu reinigen. Dieß bestätigt sich auch S. 54, wo die Wirthinn sogleich »beym Anblick dieses blutbedeckten Gesichts »erschrocken zurück fährt.« Jemand, der eine halbe Stunde lang in Ohnmacht gelegen, Seelenangst ausgestanden, und sich mit einem verrenkten Fuße eine weite Strecke fortgeschleppt hat, kann auch wohl schwerlich funkelnde Augen zeigen. Eben so ist es höchst unwahrscheinlich, daß der Vater der Rahel, ein Wittwer, der eine einzige schöne Tochter hat, die noch dazu Braut ist, den Jüngling Anton, ohne alle weitere Veranlassung, zu sich ins Haus nehmen will, und daß er ihn (S. 216) fast alle Abende allein mit ihr läßt; welches doch wohl kein verständiger Vater, der nur einigermaaßen auf den äußern Wohlstand siehet, zugeben würde.

Aber von Wohlstand scheint überhaupt der Verf. sonderbare Begriffe zu haben. So wagt es (S 76) ein ehrbares Mädchen in einem Gasthofe, welches eine große Zuneigung gegen Anton gefaßt hatte, als dieser in der Nacht seinen Feinden entführt werden sollte, sich unvermerkt zu ihm in den Wagen zu setzen, und zwar so sehr unvermerkt, daß Anton nicht einmal weiß, daß Jemand im Wagen ist, welcher also wohl sehr geräumig gewesen seyn muß. Als sie in die Stadt ankommen, fragt Anton (S. 79): warum sie nicht mit ihm gesprochen habe? »Das hätte sich wohl »nicht geschickt; sagte das Mädchen, sanft erröthend; wir »waren ja allein in dem dunkeln Wagen.« Also das Sprechen wäre unanständig gewesen; nicht aber, daß ein junges Mädchen mit einem jungen Menschen, in der Nacht, zwey Meilen allein fährt!

Der

Der Verf. bringt zwar seinen Helden ins Kloster, und tummelt sich mit ihm lange darin herum; verräth aber nur zu deutlich, daß er nicht einmal das Bekannteste von Einrichtung der Klöster und deren Verfassung kennt. Er verleihet unter andern (S. 5) seinem Helden, um ihm eine schöne äußere Gestalt zu geben, einen krauslockigten (krauslockigen) Kopf; diesen konnte Br. Anton aber nicht haben, weil alle Mönche ihre Scheitel ganz kahl scheeren, oder doch ihre Haare ganz nahe am Kopfe abschneiden müssen. — Dem Kloster des Br. Anton giebt der Verf. (S. 32) einen Prior und zugleich auch einen Guardian. Beyde konnten nicht zusammen seyn. Nur die Franziskaner und Kapuziner haben einen Guardian; in den übrigen Orden werden die Klöster von einem Abte, Prior, Rektor, Superior regiert; und Br. Anton war kein Bettelmönch; denn der Verf. hatte ihn ja (S. 18) »mit einer ansehnlichen Aussteuer« ins Kloster gebracht. — So kennt auch der Verf. die Mönchsdisciplin ganz und gar nicht. Heimfeld, sagt er, (S. 4) war dem Kloster verdächtig; man hatte ihm also »einen Pater als Gesellschafter zugegeben, welcher den »Auftrag hatte, ihn zu beobachten.« Dieser würde ihn gewiß keinen Augenblick verlassen haben, wie hätte er also mit Br. Anton zusammen kommen können? um so weniger, da es (S. 8) auch diesem verboten war »aus seiner Zelle zu »gehen, so lange H. gegenwärtig war.« Wie hätte es der Mönch wagen dürfen, aus seiner Zelle in den Kreutzgang zu gehen, ein großes Bild daselbst von der Wand herunter zu reißen, und sich dahinter zu verstecken? Wie hätte Heimfeld sogar unbemerkt in Br. Antons Zelle kommen, und — noch dazu (S. 11) »als die Tischglocke geläutet ward,« und also alle Gänge voll Mönche waren, — unbemerkt wieder weggehen können? — Ein Klostergarten, wie der S. 31 beschrieben wird, läßt sich schwerlich innerhalb der Klausur denken, folglich konnte kein Mönch ohne besondere Erlaubniß in denselben gehen, am wenigsten auf einem ihm besonders angewiesenen Platze nach Gefallen Rosen und Lilien ziehen; wie Br. Anton soll gethan haben. Bey den Karthäusern und Kamaldulensern, welche in völliger Einsamkeit leben, hat bekanntlich Jeder eine abgesonderte Wohnung, nebst einem kleinen Gärtchen, das er selbst bestellt. Aber bey allen andern Orden, die in klösterlicher

Gemeinschaft leben, wird der Klostergarten von einem besondern Gärtner, der ein Layenbruder ist, besorgt.

Der Verf. wird vielleicht sagen: das sind Kleinigkeiten! Freylich wohl; aber eben deßwegen sollte ein Schriftsteller mehr Achtung für seine Leser haben, und sich nach dergleichen Umständen, die doch nothwendig zur Sache gehören, näher erkundigen, wenn er Klöster und Mönche in seinen Roman bringen will. Er thut sich sonst dabey selbst den Schaden, daß er bey katholischen, und selbst bey denjenigen protestantischen Lesern, die nur einigermaaßen wissen, was Klöster sind, die Illusion stört, indem er alles so unwahrscheinlich und verkehrt darstellt und erzählt.

Seitdem Jean-Paul das Beyspiel gegeben hat, aus Kollektaneenbüchern durch fremde Gleichnisse nach Witz zu haschen, haben dieß verschiedene unserer jungen Schriftsteller nachzuahmen angefangen. Auch unser Verf. hat dieß Einmal versucht; aber der Versuch ist nicht gerathen, so wie selbst sein Vorbild zuweilen unglücklich ist. Unser Verf. sagt nämlich S. 6: »Die Menschen von hohen Geisteskräften gleichen jenen arabischen Pflanzen, die, wenn sie im »Schatten stehen, Gift, wo sie Sonnenschein haben, »Balsam von ihren Blättern tröpfeln.« In der Tausend und Einen Nacht mögen wohl solche wunderbare Pflanzen vorkommen; aber in der wirklichen Welt weiß kein Botaniker etwas davon, besonders auch kennt Niemand eine Balsampflanze, deren Balsam oder Gift aus den Blättern tröpfeln sollte. In der wirklichen Welt fließt der Balsam nur aus dem aufgeritzten Stamme.

In Beschreibungen von Physiognomen, die jedoch sowohl im Guten als im Bösen nur Karrikaturen bilden, ist der V. etwas glücklicher; scheint sich aber auch darin zu gefallen, und malt sie daher mit unkräftiger Wortfülle aus. Ueberhaupt wäre dem Verf. zu rathen, daß er künftig sich hüte, ins Gemeine und Weitschweifige zu verfallen. Man lese nur z. B. S. 55. 56 die zwey Seiten lange Beschreibung eines gewöhnlichen Frühstücks und darauf erfolgten Schlafs. S. 126 ff. die Erzählung der Reden eines alten Mütterchens, die höchst langweilig ausgesponnen ist, u. dgl. mehr. Auch fällt der Verf. oft ins Niedrige und Ekelhafte: z. B.

S.

S. 135. »Ein Kloster ist eine Salzmäste voll Mäusekoth.« S. 136. »Dieser Mensch ist ein faules Ey.« Aber die vollends schamlosen Erzählungen S. 119. 141. u. 228, welche nicht einmal durch den Faden der Geschichte herbeygeführt, sondern ganz willkührlich eingerückt sind, hätte ein ehrliebender Schriftsteller seiner unwürdig halten sollen.

Dem Buche ist ein Brief des Herausgebers an den Verf. vorgesetzt, worin demselben Allerley über das Buch selbst gesagt wird. Unter andern heißt es: »daß dieser erste »Band zu sichtbar nur eine Einleitung zu dem eigentlichen »Werke ist, das Sie aufstellen wollen; daß die kleinen Be»gebenheiten in demselben sich ein wenig zu rasch folgen, und »nur um der Reflektionen und Schilderungen willen erzählt »zu werden scheinen; daß diese Schilderungen in mancher »Rücksicht so sehr natürlich sind, daß man sie für Portraits »halten und die Abgemalten überall wird zu sehen glau»ben —« Es ist sonderbar genung, daß dieser angebliche Herausgeber, (vermuthlich der Verf. selbst,) nicht hinzusetzt, daß diese Schilderungen nicht als Portraite einzelner Personen gemeint sind. Dieß wäre vielleicht nicht überflüssig gewesen. Denn es kommen in diesem Bande, z. B. S. 119. S. 136 bis 145 und in Berlin S. 210 ff. und S. 225. 22. allerley seltsame scheußlich und häßlich gezeichnete Schilderungen von Personen beyderley Geschlechts vor, welche man leicht für Personalitäten halten möchte. Sie gehören nicht zur Geschichte, man weiß gar nicht, wie sie hierher kommen — sie sind nicht ästhetisch schön, sie sind mit mancherley kleinen Nebenzügen ausgemalt, welche in allgemeinen Schilderungen merkwürdiger Charaktere überflüssig wären, und nur einzelnen Personen zukommen zu können scheinen. Wir hoffen indeß aber doch, daß der Verf. nur sich bloß von einem eben nicht löblichen Hange, häßliche Karrikaturen zu schildern, habe hinreißen lassen; denn, wenn es möglich wäre, daß er die angeführten Stellen wirklich als persönliche Schilderungen sollte gemeint haben; so wäre die Niederträchtigkeit, lebende Personen mit so scheußlichen Zügen zu schildern, so groß, müßte entweder eine sehr unedle Neigung zur Schadenfreude, oder gar eine niedrige Neigung nach ohnmächtiger Rache verrathen, welche einem Manne, der sich selbst schätzt, nicht zuzutrauen ist. Wenigstens von einer sehr kleinlichen Personalität kann man

den Verf. kaum freysprechen. Wir müssen, um dieß zu zeigen, diese Stelle (S. 83) hersetzen, die auch als ein Beyspiel der oben schon gerügten Weitschweifigkeit dienen kann: »Anton lag in einem gewaltig weiten Bette, mit Gardinen »von verblichenem Taffent, die nur hie und dort in den »Falten einen Riß verbargen. Neben dem Bette stand ein »mit rothem Plüsche überzogener Stuhl; in einiger Entfer- »nung ein blau damastenes Kanapee. Die etwas kleinen »Fenster hatten Vorhänge von weiß und grün gewürfelter »Leinwand; zwischen ihnen hieng ein Spiegel, der zwar »quer durchgeborsten war, dessen Rahmen von geschliffe- »nem Glase aber in der Morgensonne sehr artig blitzte; un- »ter ihm stand ein weiß lackirter Tisch, mit zwey krummen »vergoldeten Füßen. War diese Eleganz gleich auf Auktio- »nen und aus Rumpelkammern zusammengelesen: so ent- »sprach sie doch völlig der einzigen Forderung, die Hr. G. »S. St. zu F***« (Steinbart zu Frankfurt an der Oder,) »in seinen für Tapezierer, Schneider, u. s. w. ungemein »brauchbaren »Grundbegriffen zur Philosophie über den »Geschmack« an die Meublirkunst macht, wenn sie zu den »schönen Künsten gehören soll.« Jedermann siehet wohl, daß die weitläuftig-läppische Beschreibung des Zimmers bloß dastehet, um auf das Buch des Hrn. Prof. Steinbarts zu kommen? Wozu? Das Buch ist im Jahr 1785, schon vor 18 Jahren, gedruckt, und, da es bloß zu Vorlesungen geschrieben ist, außer einigen Universitäten wohl überhaupt Niemand eben bekannt. Thut man dem Verf. wohl zuviel, wenn man vermuthet, er habe aus irgend einer Ursache sich an Hrn. Steinbart reiben, oder demselben eine unangenehme Viertelstunde machen wollen?

Der Herausgeber schließt seine Zueignung an den Verf. mit folgenden Worten: »Nur darum bitte ich Sie, sehen »Sie in jedem Fehlgriffe nichts, als ein Versprechen, auf »den zweyten Band eine um so größere Sorgfalt zu wen- »den, je öfter Sie bey dem ersten über sich selbst den Kopf »schütteln.« Wir lassen an den Verf. wegen der vielen Fehlgriffe, welche wir ihm in diesem ersten Bande haben zeigen müssen, dieselbe Bitte ergehen.

Sb.

Barbarina Cimarosa, oder Freyheitsdrang und Gewissensqual. Altenburg, bey Petersen. 1803. I. 264 S. II. 224 S. 8. 1 Rk. 16 gr.

Eine halb lächerliche, halb gräßliche, durchaus aber erbärmliche Geistergeschichte, mit Boudoir- und Revolutions-Scenen vermischt, nach deren Lektüre man über den Geisteszustand des Verf. wirklich zweifelhaft bleibt. Wahrlich die Censoren sollten bey dergleichen Unsinn ihr Imprimatur versagen, zumal wenn obendrein solche Schändlichkeiten, als Mord, Nothzucht, u. dergl. wie in diesem Machwerke, dargestellt werden.

Meine Reise nach Frankreich in den Jahren 1800 und 1801, von Ludwig Selbiger. Dritter und letzter Theil. Berlin, bey Maurer. 1803. 493 S. 8. 1 Rk. 16 gr.

Der erste Theil dieses Romanes ist im 70. Bd. 1. St. S. 71., der zweyte im 74. B. 1. St. S. 66 unsrer Bibliothek angezeigt, auf welche Urtheile sich Rec. hiermit beziehen will. Wenn der Verf. mit jedem neuen Produkte seiner Feder in gleichem Grade zur Vollkommenheit fortschreitet, wie es in den beyden letzten Theilen dieses Romanes der Fall gewesen ist: so werden wir einmal einen recht guten Erzähler an ihm erhalten.

Ub.

Neue Novellen, von *Doro Caro*, *Erstes Bändchen*. Breslau, bey Korn. 1803. 400 S. 8. 1 Rk. 8 gr.

Herr Aug. Sam. Gerber in Ost-Preußen hat unter dem auf dem Titel befindlichen Namen schon im J. 1795 drey Novellen herausgegeben. Mit diesen neuen Novellen tritt er nun, indem er das Buch seiner Mutter zueignet, zuerst unter seinem wahren Namen auf. Und gewiß hat er sich auch seines Buches nicht zu schämen. Die bescheidnen Ansprüche,

sprüche, welche er in der Vorrede erklärt, wenn er sagt: »die Lesewelt wird hoffentlich in den paar Stunden, die sie »meinen Büchern widmet, keine Langeweile haben,« wird ihm gewiß jeder Leser mit Vergnügen zugestehen. Der Novellen sind wieder drey. Die erste, unter dem Titel: Die unsichtbare Leitung, enthält unter dem Gewande des Romans treffliche Belehrungen für Jünglinge. Die zweyte: Die Mäuse in der Schnabelburg, hat den Rec. deßhalb weniger befriedigt, weil er das Wunderbare in dem plötzlichen Erscheinen der Mäuse zu der Minute, da ihre Hülfe nöthig war, nicht so erklärt fand, wie die wunderbaren Vorfälle in dem ersten und dritten Stück. Die dritte Novelle nämlich, der Großinquisitor, ist vielleicht die anziehendste in dem Bändchen. Das Ganze ist zwar kein Göttermahl; aber eine unschädliche, wohlschmeckende, mitunter nährende und heilsame, und dabey reinlich bereitete Kost für unverwöhnte Menschen. In Absicht des Styles ist Rec. nur selten angestoßen. S. 54 sollte es wohl anstatt etwas weniger Kombination heißen: einiger Kombination; damit man nicht einen Komparativ darunter verstehe.

Lz.

Erzählungen aus der wirklichen Welt. Berlin, bey Quien. 1803. VIII. und 228 Seiten. 8. 18 gr.

Soll der Schreibtisch eines Frauenzimmers Romanen zur Empfehlung dienen, wäre es wirklich doch rathsam, dem Verehrer weiblichen Kunstfleißes so was gleich auf dem Titelblatte bemerklich zu machen! Zur ersten der hier mitgetheilten zwey Erzählungen bekennt sich nämlich eine Henriette B.; die aber auch wohl nur ein verkappter Ritter seyn kann; weil ihre Darstellung schlechterdings nichts enthält, das reichere Einbildungskraft, zarteres Gefühl, oder solche Ansichten der Dinge verriethe, die nur das sanftere Geschlecht so unbefangen aufzufassen versteht. Eine der Emigranten-Geschichtchen, womit man uns bis zum Ueberfluß schon bedient hat, wird abermals aufgetischt. Zwey hübsche Ausländerinnen werden hier ein paar wackern Deutschen zugeführt; der Französinnen Bruder ist gefällig genug

genug seine Schwägerinn zu heyrathen; der dritten, von einem unsrer unartigen Landsleute verführten, Schwester bricht das Herz; ein deutsches Mädchen aber geht aus Gram ins Kloster; weil der feine Mann, den sie bisher für ihren Liebhaber hielt, einer der Französinnen die Hand giebt. Diese guten Leute haben wieder achtungswürdige Aeltern: so daß Alles in der That ganz wie in der wirklichen Welt zugeht, ohne deßhalb im Mindesten anziehender zu werden.

Keine bessere Bewandtniß, noch ungleich schlechtre vielmehr, hat es mit der zweyten Erzählung: August und Amalie; die ebenfalls aus weiblicher Feder soll geflossen seyn, ihrer Vorgängerinn aber wie ein Tropfen dem andern ähnelt. Hier verliebt der Sohn eines bankerott gestorbnen Kaufmanns, und nebenbey trefflichen Violinspielers, sich in ein schönes, obendrein reiches Mädchen, das zum Glück den Seladon auch nach ihrem Geschmack findet. Nur der Vater, wie zu erwarten war, steht im Wege. Was geschieht? Unser Ladendiener thut auf der Geige sich dermaaßen hervor, daß sein Fürst ihn zum Kammermusikus ernennt, und Papa nunmehr nichts weiter einwenden darf. Kein glücklicheres Pärchen läßt sich denken! Weil solchergestalt aber die Geschichte doch gar zu einfach ausgefallen wäre, erscheint noch die arme Mutter, der, zum Besten unser Virtuose ein schönes Koncert veranstaltet, und Alles in Thränen schwimmt; eine gute Freundinn, die zur Gelegenheitsmacherinn dient; und ein ekelhafter Hasenfuß, dem Amalie zugedacht gewesen, von dieser aber, wie man sich leicht vorstellen kann, mit langer Nase nach Hause geschickt wird. Daß diese Siebensächelchen nicht eben schülerhaft geschrieben sind, ist eine sehr unbedeutende Empfehlung. Was hilft es, daß unsre Skribler und Skriblerinnen sich weniger fehlerhaft ausdrücken gelernt, wenn das, was sie auf's Papier werfen, nach wie vor baare Armseligkeit bleibt?

D.

1. Makaria, Atalante und Kassandra. Drey Erzählungen von August Lafontaine und Friedrich Kind. Züllichau und Freystadt, bey Darnemann. 1803. 11 Bogen. 8. 15 gr.

2. Eu-

2. Eudomenes, eine griechische Erzählung Berlin, bey Maurer. 1803. 9 B. 8. 1 Rk.

3. Meine Wallfahrten ins Thal der Ruhe. Ein Buch zur Belehrung religiöser Schwärmer, nach Jean Paul. Koburg, bey Ahl. 1803. 19 Bogen. 8. 17 gr.

4. Amanda und Eduard. Ein Roman in Briefen, herausgegeben von Sophie Mereau. Zwey Theile. Frankf. am Main, bey Wilmans. 1803. 1 Alph. 8 B. 8. 2 Rk. 8 gr.

Nr. 1. Nur die erste Erzählung ist von Lafontaine, die beyden andern sind von Kind; aber weder jene noch diese zeichnen sich im Geringsten aus. Die mythischen Erzählungen, die wir bey Pausanias, Aelian, Apollodor und Andern lesen, werden uns hier, in modernem Kostum aufgestutzt, wiedergegeben, ohne daß die Verfasser für gut befunden haben, von dem Ihrigen etwas Anders hinzuzuthun, als zierliche Worte und Redensarten.

An Nr. 2 haben wir nichts Griechisches gefunden, als die Namen und Anspielungen. Doch weiß der Verfasser selbst die erste nicht einmal richtig zu schreiben: denn man liest Hyppolit und Syrene für Hippolyt und Sirene. Das Ganze ist eine alltägliche Erzählung, die eine hohe Tendenz affektirt, aber ohne alle Tendenz ist.

Was sich unsre Leser von Nr. 3 zu versprechen haben, darüber mögen sie sich aus dem Anfange des Buches, oder, um mit dem Verfasser zu reden, aus den ersten Perioden des ersten Sectors belehren. Der Sector hebt an, wie folget: »Wenn ich an einem Gottesacker vorübergehe, und »es begegnet mir ein Leichenzug, der eben einen neuen Miethsmann unter den Mantel seiner Mutter verstecken will, freue ich mich herzlich über den Glücklichen, dessen Fieberreiz endlich die glückliche Erschlaffungsperiode errungen hat; aus der ihn keine Potenz der Erde, auch nicht der Arm eines sogenannten Gewaltigen im Fiebertraum heraufrütteln kann. Unser ganzes Leben ist nichts anders, als ein

ein Fieberreiz der Erregbarkeit unseres Strebens, nach einem relativen Treffer in der Zahlenlotterie unseres Schicksals. Frost und Wärme durchhitzen, durchrieseln, durchflammen, durchfrösteln in wechselnden Pulsen die Marionette unseres Daseynsrepräsentanten, und machen den hochgepriesenen Vicekönig und Protektor des subsolarischen Universums zum Affen und der vielgelehrigen Meerkatze ihrer Reize.« Hoffentlich wird allen, die ihre Zeit anwenden, nicht bloß tödten wollen, an dieser Probe genügen. Wir haben fortgelesen bis zu den Worten: »Vom Flügel süßer Erwartungen getragen, hatte Liddi so eben den letzten Schritt aus Ingersleben und den ersten ins Himmelreich gethan. Die schöne Gegend hob die Pulse ihrer Seele in feyerlichen Quartsextenakkorden süßschauerlich vorbereitender Erwartung der feyerlichen Auflösung in den Grundakkord: Antonie.« Als wir so weit gekommen waren, hielten wir uns unserer Pflicht für völlig entbunden, und legten das Buch, mit der Ueberzeugung, daß hier mehr sey, als ein rasender Paulus, bey Seite.

Nr. 4 ist das Buch einer gebildeten Frau, das gelesen zu haben, Niemanden reuen wird. Die Charaktere sind zart gedacht, die Sitten und Empfindungen edel, und die Sprache, wenn auch zuweilen etwas mit Beywörtern überladen und üppig, doch im Ganzen gewählt und dem Gegenstande gemäß. Es ist keiner von den Romanen, die hinreißen; aber es ist einer von denen, die gefallen.

Bb.

Naphthali Wurmbrands Reisen in Abyssinien, dreyßig Jahre nach der dortigen Aufklärung, welche sehr interessante politische, kameralistische, ökonomisch-veterinärische Bemerkungen enthalten. Abowa, in der akadem. Buchhandlung. (1803.) 12 B. 8. 16 gr.

Schwerlich wird einem unsrer Leser, seine Kenntniß der schönen Literatur müßte sich denn bloß in das neueste Decennium einschränken, die feine Satyre unbekannt seyn, die

der

der sel. Knigge unter dem Titel: Bejamin Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien, 1791 herausgab. Hier erscheint ein Buch, das schon der Titel als ein Seitenstück zu dem Kniggeschen Werke ankündigt. Naphthalie Wurmbrand nämlich ist der Neffe und adoptirte Sohn jenes Joseph Wurmbrands, der von seinem Onkle, Benjamin Noldmann, als Staatsminister an den Hof des großen Negus, oder abyssinischen Kaisers, gezogen wurde; sich aber zuletzt nach Deutschland zurück begab, und auf der Durchreise die Gastwirthswittwe zu Bopfingen heyrathete. Wir nahmen daher das Buch nicht ohne Erwartung in die Hand; haben es aber gar nicht würdig gefunden, Noldmanns abyssinischer Aufklärungsgeschichte an der Seite zu stehen. Unser Held hatte sich in seiner Jugend als Schauspieler herumgetrieben; als er von seinen Vettern zu der großen Reise bestimmt wurde, sich an dem abbyssinischen und andern afrikanischen Höfen, die von Noldmann so launicht charakterisirt werden, umzusehen. Er mußte sich daher zu dieser Reise vorbereiten, und erlernte mit bewundernswürdiger Leichtigkeit die orientalischen Sprachen; weil sie aber wußten, daß Pädagogik, Politik und Schöngeisterey daselbst wenig Glück gemacht hatten: so sollte er als Wunderdoktor auftreten. Daher mußte er sich mit Hahnemanns, Lehnhards und andern in- und ausländischen Wundertinkturen versehen, und sich mit der neuesten Naturphilosophie, französischen Chemie, und hauptsächlich mit der Vieharzneykunde bekannt machen, weil daselbst der Vieharzt den Rang eines Leibarztes habe, und die Philozootie die Phllanthropie verdränge. Mit diesem Apparat, und überdieß, auf den Nothfall einer plötzlichen Retirade, mit einem Reiseluftballon versehen, trat er denn seine große Reise an. Wenn etwas von Knigge's Geist auf ihm ruhte: so hätte sich wohl ein nicht uninteressantes Seitenstück zu jenem frühern Gemälde der Thorheiten afrikanischer Fürsten mit europäischen Farben gezeichnet, anknüpfen lassen; allein es fehlt dem Verf. die Leichtigkeit der Erfindung, Fröhlichkeit der Laune, und Mannichfaltigkeit angesuchter satyrischer Seitenblicke. Wo er hintritt, findet er nichts als Viehseuchen und egoistische Finanzoperationen. Der Rath, den seine Darzwischenkunft ertheilt, ist unbarmherziges Todischlagen des möglicher Weise angesteckten Viehes, und strenge Sperrung gegen angränzende Länder: so daß man glauben muß, der Verf.

müsse

müsse lokale Ursachen gehabt haben, die Unbilligkeit und Ueberriebenheit solcher harten Maaßregeln mit ihren bald lächerlichen, bald traurigen Folgen und Inkonsequenzen anschauend darzustellen. Da endlich seine Anstalten lauter Mißvergnügen zu erregen anfangen, macht er sich schnell mit seinen durch Prellerey gesammelten Schätzen, in seinem Luftballon davon, der ihn in der Nähe einer Einsiedeley niedersetzt, wo der Eremite, ein vormaliger afrikanischer Staatsminister, ihm Vieles von der Ebbe und Fluth der Höfe vorsagt, und ihm sterbend einen Schatz von Handschriften hinterläßt, die manche sehr gute politische Wahrheiten enthalten; die aber wir Europäer und Deutsche besonders, schon hundertmal, obwohl mit wenigem Beyfall, gesagt haben, z. B. daß der Fürst als Verwalter des Staatsvermögens, wenn er seinen Beytrag zur Verpflegung der Armen giebt, oder sonst nothleidende und verunglückte Unterthanen unterstützt, keine Gnade oder Wohlthat erzeigt; sondern seine Pflicht thut. Von dieser Einsiedeley aus hat denn unser Quacksalber seine Reise allen den gnädigen und hochgebietenden Herren, die sich zu den in dieser Reisebeschreibung befindlichen Kopien als Originale melden, und jeden charakteristischen Federstrich auf sich — deuten, dedicirt. Adowa, der Druckort, ist die Universitätsstadt in Abyssinien.

Gi.

Schöne und bildende Künste.

Kleine Schriften artistischen Inhalts, von Johann Dominicus Fiorillo. Erster Band. Mit Kupfern. Göttingen, bey Dieterich. 1803. 358 Seiten 8. 1 Rg. 12 M.

Die Aufsätze, welche dieser erste Theil enthält, sind folgende: I. Fragmente zur Geschichte der Malerey und Bildhauerey in Deutschland, von den Zeiten Karls des Großen, bis zum Anfange des funfzehnten Jahrhunderts. Karl der Große brachte besonders die Baukunst in Deutschland empor; aber alles, was wir von

seinen großen Gebäuden, die er nicht allein in Deutschland, sondern auch in Frankreich, aufführen ließ, wissen, beruht bloß auf Nachrichten, diese alten Denkmähler selbst sind nicht mehr. Von der Bildhauerey aus jenen Zeiten giebt es noch einige wenige Ueberbleibsel, unter welchen Karls des Großen Statue, die sich in der Mauer des Doms zu Zürich befindet, erwähnt zu werden verdient; sie ist aber äußerst roh gearbeitet, und ein Werk aus der Kindheit der Kunst. Von Malereyen hat sich nichts erhalten. Jedoch werden einige Freskogemälde unter dem hohen Chor der Stiftskirche zu St. Maria in Köln aufbewahrt, die gewiß aus dem neunten Jahrhundert herrühren. Die Steinschneidekunst wurde in Karls Zeitalter nicht vernachläßigt. Man hat noch einen schönen Achat an dem Deckel eines Evangelien Buches zu Trier, der die ganze Familie des Pipin vorstellt. Die Abbildungen aber, welche Eckhard, und die gelehrten Benediktiner Martene und Durand davon gegeben haben, sollen nicht genau seyn. Im achten und neunten Jahrhunderte waren alle Maler, Bildhauer und Silberarbeiter Mönche. Diese verzierten ihre Klöster mit Kunstsachen; welche aber durch die Länge der Zeit fast sämmtlich zerstört worden sind. — Die unter Otto dem Ersten entdeckten Harzbergwerke gaben Gelegenheit, die Unterthanen zur Bearbeitung der Metalle aufzumuntern, geschickte Leute herbeyzuschaffen, und besonders die Gießerey der Metalle auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erheben. Alle kunstreiche Arbeiten von Metall, die der Kaiser auf seinen Reisen bemerkte, oder die er von Ausländern zum Geschenke bekommen hatte, ließ er nachahmen, und so gelang es den einheimischen Künstlern, die zum Gottesdienst nöthigen Geräthe, wie auch silberne und goldene Figuren, mit Geschmack ausführen zu können. Von den wenigen Bildhauerarbeiten, die aus Otto's I. Zeitalter bis auf uns gekommen sind, ist die Statue von ihm, welche sich mitten auf dem Markte von Magdeburg, dem Rathhause gegenüber, befindet, die vorzüglichste. Die Bemühungen der folgenden Kaiser, die Künste in Deutschland empor zu bringen, wurden durch verheerende Kriege unterbrochen; aber doch schenkte Heinrich dem Dom in Merseburg im J. 968 einen goldenen Altar und andere Kostbarkeiten, und in Bamberg bewundert man noch heut zu Tage, einen Altar als ein Kunstwerk aus Heinrichs Zeitalter. Von Baiern erzählt uns Aventin, daß man die Statuen Herzog

Heinrichs und seines Feldherrn Raths zu Pferde aus Gyps geformt, darauf durch Feuer gehärtet, und sie zu Mäderkirchen im J. 948 aufgestellt habe. In eben die Zeit gehören ohnstreitig auch die Kunstwerke, welche in Fulda aufbewahrt werden. Im J. 983 ließ Gebhard II., Bischof von Kostanz, verschiedene Klöster in Schwaben mit Gemälden schmücken, und besonders das Kloster zu Petershausen mit großer Pracht bauen. Heinrich I. ließ seinen über die Ungarn erfochtenen Sieg in einem Saale des Schlosses zu Merseburg so künstlich abmalen, daß man glaubte, man sehe die Sache selbst. An der Kuppel des Chors der gegenwärtig zerstörten Kirche zu Memleben, befand sich ein Gemälde, das den Heiland vorstellte, aus dessen Seite Blut auf die Erde floß, und vor dem einige Nonnen betend auf den Knien lagen. Dieses Gemälde war im J. 1729 noch ganz vorhanden, und im J. 1791 konnte man noch einige Ueberbleibsel von rothen und blauen Gewändern sehen. Bischof Bernward von Hildesheim brachte aus Italien mehrere Kunstsachen mit, von denen wahrscheinlich eine gewisse Anzahl an die Quedlinburgische Stiftskirche gekommen ist. Ueberhaupt schonte er weder Mühe noch Kosten, um gute Muster zu erhalten, die er nachahmen, und sogar vervollkommnen ließ. Alles dieses beweiset, daß sich die schönen Künste in Deutschland nie ganz verloren haben, daß sie selbst in finstern Klostermauern aufkeimten, und sich von da weiter verbreiteten. — Dieser kleine Auszug eines Theils dieses Aufsatzes beweist, wie der Verfasser dieses Thema bearbeitet hat, und auf eben diese Art behandelte er auch die Geschichte der Künste in Deutschland in den folgenden Jahrhunderten. Sehr richtig sind die Bemerkungen, die zum Schlusse hinzugefügt werden: »Die Künste »nahmen in Deutschland denselben Gang, wie bey den übrigen Nationen; sie traten in den Dienst der Kirche, und »wurden bald mehr, bald weniger, jedoch ununterbrochen, »betrieben. Ihr Aufblühen aber, und ihre Fortschritte im »funfzehnten Jahrhunderte, lassen sich nicht nach dem Maaß»stab italiänischer Kunst beurtheilen. Unsere Kunstwerke »mußten, da es den Urhebern an antiken Mustern fehlte, »stets einen gewissen Anstrich von Rohheit und Härte behal»ten. — Selbst die Verpflanzung italiänischer Künstler in »unsern rauhern Himmelsstrich, blieb lange von eingeschränk»ter Wirkung. Nur die Vervielfältigung guter Muster, »die Läuterung des guten Geschmacks, und mit demselben die

»erwachte Begierde der begüterten Klassen, vorzügliche Kunst-
»werke selbst zu besitzen, nur dieses konnte endlich allgemein
»einen gewissen Grad von Kunstsinn in Deutschland erwe-
»cken, und einer deutschen Künstlerschule ihr Daseyn
»geben.«

II. Ueber die Quellen, welche Vasari zu seinen Lebensbeschreibungen der Maler, Bildhauer u. Architekten benutzt hat. Da sich Vasari zuerst an ein Werk wagte, das vor ihm in keinem Zeitalter unternommen worden war: so mußte er sich jeder Hülfsmittel, die er erhalten konnte, bedienen, und benützte daher nicht nur alte Denkmähler, Inschriften, Gedichte, Erzählungen, Dokumente und Handschriften; sondern auch viele mündliche Ueberlieferungen, besonders alter, wahrhafter Männer. Unter den Geschichtschreibern, welche er vor Augen hatte, sind Giovanni Villani und Biondo da Forli die vorzüglichsten. Allein das Hauptwerk, woraus er seine Biographien ungemein bereichert hat, ist das alte Buch der Malerbrüderschaft, das er auch im Lebenslaufe des Buffalmacco das Buch der Kompagnie nennt. Diese Brüderschaft entstand im J. 1350, und bestand theils aus den Anhängern der alten griechischen Manier, theils aus den der neuern, des Cimabue. Hieraus lernen wir also, daß der von Cimabue in Florenz gegründete Charakter der Malerey, von dem der Griechen, wesentlich verschieden gewesen ist. — Um den Lebenslauf des Gaddo Gaddi abzufassen, hat er sich, wie er sagt, eines alten Büchleins bedient, worinnen er erwähnt wird; auch leistete ihm dabey eine alte von den Vätern von S. Maria Novella aufbewahrte Chronik keinen geringen Vortheil. Seine übrigen Quellen waren die Novellen des Sacchetti und Boccaccio, ein großer Theil von den Werken des Petrarca, und die Dichter, aus welchen er oft Beweisstellen schöpfte, sind Ariosto, Fra Guittone von Arezzo, Annibale Caro, Bembo, Alciato und Giovanni della Casa, die bekanntesten. — Von den Schriften der Künstler, die er benutzt hat, theils um historische Begebenheiten aufzuhellen, theils um die Theorie der Kunst verständlicher zu machen, erwähnt er die Werke des Cennino di Drea Cennini, Lorenzo Ghiberti, Domenico Grillandajo, und Raphael von Urbino. Auch bezieht er sich auf die von Geometrie und Perspektive handelnden Werke des Pietro della Francesca, und auf die Arbeiten des Leone Bat-

Battista Alberti, dessen Buch über die Architektur, seiner Angabe zufolge, schon im J. 1481 herausgekommen war. — Schon in seiner frühesten Jugend sammelte Vasari eine grosse Menge Kollektaneen zur Kunstgeschichte, und besuchte deswegen die Zirkel gelehrter und geistreicher Männer. Die Beyträge, die er von seinen Freunden erhielt, pflegte er auf das gewissenhafteste seinem Werke einzuverleiben. — Bey der zweyten Ausgabe seines Werks benutzte er die Schriften des Vittore Pisano.

III. **Literarisch-kritische Untersuchungen über die verschiedenen Ausgaben von Vasari.** Die erste Ausgabe von 1550 gehört unter die größten Seltenheiten der italiänischen Bibliotheken, und besteht aus drey Theilen, welche wieder in zwey Bände abgesondert sind. Sie ist in Florenz gedruckt. Die zweyte erschien auch in Florenz, und zwar im J. 1568. Diese Ausgabe ist auch, wie die erste, in drey Theile getheilt, von denen der erste und zweyte, den ersten Band ausmachen. Die Portraits der Künstler, welche zum erstenmale diese Ausgabe zierten, sind theils von Vasari selbst, theils von seinen Zöglingen, gezeichnet worden. Die Holzschnitte sind von einem gewissen Meister Christofano Coriolano. Die dritte von 1647 hat Manolessi nur mit vier Portraiten vermehrt, nämlich von Pietro Cavallini T. I. p. 84. Antonio de Correggio, P. III. T. II. pag. 22. Benvenuto Garofalo, P. III. T. III. p. 1. und Don Giulio Clovio Miniatore, P. III. T. III. p. 259. zugleich wird hier noch aus den Uffenbachischen Büchern ein Abdruck des ersten Theils von 1648 per gli Eredi di Evangelista Dozza angeführt, zu welchem im J. 1663 noch zwey Bände hinzugekommen sind. Die vom J. 1681 soll keine andere seyn, als die eben erwähnte von 1648 — 1663 und, den neuen Titel und die Dedikation abgerechnet, ganz dieselbe seyn. Die vierte ist in Rom 1759 in 3 Bänden in Großquart gedruckt. Bottari hat sie mit saubern Portraits, die von Franzesco Bartolozzi und Antonio Cappellani gestochen worden sind, bereichert, und in Absicht auf die Anzahl übertrifft diese Ausgabe die Bolognesische und Florentinische. Nicht lange darauf, nachdem Bottari's Ausgabe vollendet war, erschien zu Livorno bey Marco Coltellini eine neue in Quart. Eigentlich kam daselbst im J. 1767 nur der erste Band heraus; denn die übrigen sechs Bände sind in den Jahren 1771 und

1772 bey Giovanni Battista Stecchi in Florenz gedruckt worden. In Murr's Journal zur Kunstgeschichte Th. 1. S. 73 befindet sich eine umständlichere Anzeige davon. Die neueste in Siena 1797 gedruckt, besteht aus eilf Theilen, und ist von dem gelehrten Pater della Valle bearbeitet worden. Bey allen diesen Ausgaben ist, mit kritischer Genauigkeit dasjenige angegeben, wodurch sich eine von der andern unterscheidet.

IV. **Ueber die Nothwendigkeit des Studiums der Naturkunde, für den Maler, Bildhauer und Architekten.** Betrachten wir die Ornamente der schönsten Gebäude des Alterthums: so ergiebt es sich, daß sie nicht alle aus der Phantasie und den spielenden Einfällen der Künstler herstammen; sondern größtentheils von den Gegenständen, die wir im großen Ganzen der Natur bewundern, hergenommen sind. Die Faune, Satyren, Centauren, Tritonen, Minotauren, Sirenen, Sphinxe, Chimären, Greife, u. s. w. sind nichts als zusammengesetzte Wesen aus der menschlichen Gestalt, und den Gliedern von Fischen, Vögeln, und vierfüßigen Thieren, erschaffen in der Phantasie der Dichter, nach den Bedürfnissen der Kunst modificirt, und durch materielles Gebilde versinnlicht. — Hier folgt nun eine schöne Entwickelung von den ersten architektonischen Versuchen der Vorwelt, von ihren allmählichen Verbesserungen, und von ihren weitern Fortschritten bis zu den schönsten und vollkommensten Gebäuden bey verschiedenen Nationen, die gelesen zu werden verdient. Den Beschluß dieses Aufsatzes macht der Wunsch, daß einmal ein Gelehrter oder Künstler die vorzüglichsten Monumente des Alterthums sammeln und betrachten möge, woran sich abgebildete Thiere, Vögel, Insekten, Pflanzen, überhaupt architektonische Zierrathen, befinden, weil daraus erhellen wird, daß selbst die geringsten Ornamente nicht bloß Geschöpfe der Phantasie; sondern vielmehr zusammengesetzte Formen der Naturprodukte sind, und daß die Naturkunde billig von demjenigen Artisten, der sich um gründliche Kenntnisse bewerben will, studiert werden muß.

V. **Ueber den Dominikaner Fra Francesco Colonna, und sein berühmtes Buch** *Hypnerotomachia.* Die Absicht des Verf. dieses architektonischen Romans ist, die Geschichte seiner Liebe zu beschreiben, einen großen, zu seiner Zeit seltenen, Aufwand von Gelehrsamkeit zu machen, und

Alles

Alles dieses unter einem architektonischen Romane zu verbergen, der auch sogar mit den Vorschriften Vitruv's, und des Leo Battista Alberti, als den einzigen damals bekannten Schriftstellern im Fache der Architektur, durchwebt ist. Die Lebensbeschreibung des Colonna, ist eben so interessant als sonderbar.

VI. Ueber das Alter der Oelmalerey. Vasari ist der erste, der in der Vorrede zu seinem oben erwähnten Werke, und in der Lebensbeschreibung des Antonello da Messina, bestimmte Nachricht hiervon mittheilt. »Cimabue,« sagt er, »fieng ums Jahr 1250 an, mit Wasserfarben zu malen, und »diese Methode wurde in der Folge von Mehreren nachgeahmt. Da man aber einstimmig bemerkte, daß es den auf »diese Weise ausgeführten Werken an einer gewissen Verschmelzung, Lebhaftigkeit und Kraft der Farbengebung mangelte: so dachten verschiedene Künstler auf ein Mittel, diesem Nachtheil abzuhelfen. Unter diesen Umständen geschah »es, daß Johann van Eyk, ein geschickter Chemiker und berühmter Maler, verschiedene Versuche machte, und, nachdem einst ein von ihm mit Firniß überzogenes und zum »Trocknen an die Sonne gestelltes Wassergemälde zufällig »Risse bekommen hatte, aus Ueberdruß seine Bemühungen »verdoppelte, und endlich die Kunst in Oel zu malen erfand »(oder vielmehr vervollkommnete), wozu er sich des Lein- »und Nußöls bediente, u. s. w.« — Von andern Schriftstellern hingegen wird die Oelmalerey in ein früheres Zeitalter gesetzt. Malvasia behauptet, daß Lippo Dalmasio im J. 1407 zu Bologna in Oel gemalt habe; eben dieses soll, nach der Versicherung des Karl Celano, schon im J. 1406 Col' Antonio di Fiore gethan haben, und Tafuri bestätigt diese Versicherung. Ricoletus und Guarienti schreiben die Ehre dieser Erfindung dem Antonello da Messina zu, welches von dem Ritter Massimo Stanzioni dahin berichtigt wird, daß dieser Antonello von dem van Eyk nur die Kunst fertig in Oel zu malen gelernt habe. Aber alle diese Nachrichten von Oelmalereyen vor den Zeiten des van Eyk sind verdächtig, und noch nicht kritisch geprüft worden. — Das Resultat von Allem, was in diesem Aufsatze hierüber gesagt worden ist, kommt endlich darauf hinaus, daß Vasari's Meinung die richtige sey, daß man anstreichen und malen nicht verwechseln dürfe, und daß er historisch [illegible]

habe, daß man zwar vor van Eyk's Zeiten Oelfarben gebraucht; aber darum noch nicht die Kunst in Oel zu malen gekannt habe.

VII. Ueber eine Stelle des Plinius, Hist. Nat. XXXV. 10. Hier führt der Verf. erst alle bereits bekannte Erklärungen an, und zuletzt setzt er die seinige hinzu: „Die »Griechen,« sagt er, »hatten, wie ich glaube, eine Einthei- »lung des menschlichen Körpers, die auf Osteologie und Myo- »logie gegründet war, und wofür es eine große Menge in »einander greifender Regeln gab, die dem Anfänger gänzlich »unbekannt, und nur dem erfahrnen Künstler geläufig wa- »ren. Diese Eintheilungen hatten nun, wie die Fortschrei- »tung der Farben, unendliche Verstufungen; der größere »Künstler wußte mehrere Regeln, und sonach verstehe ich »Plinius Worte ohne Schwierigkeit. Apelles deutete die »ersten Regeln der Kunst mit wenig Strichen an, gleichsam »wie Jemand das Skelet einer Figur entwirft. Protogenes »verbesserte an diesen Strichen nichts; da ihm aber diese Re- »geln geläufig waren: so fügte er mit anderer Farbe neue »Unterabtheilungen hinzu, wie wir z. B. den Knochen Mus- »keln zusetzen können; und endlich bezeichnete Apelles, mit »einer dritten Farbe, die Züge der Schönheit und Vollen- »dung, bey deren Anblick Protogenes sich überwunden er- »kannte.«

VIII. Bemerkungen über die sogenannte Agrippina in Dresden. Hier wird behauptet, daß diese Statue eine Wiederholung der in der Giustinianischen Gallerie T. I. Tab. 142. befindlichen Statue sey.

IX. Ueber die Statue des Arrotino zu Florenz. Diese Figur soll, wie hier angenommen wird, einen Badediener vorstellen, der einst zu einer Gruppe, die einem prächtigen Bade zur Zierde diente, gehört habe.

X. Ueber die Kenntniß der alten Künstler von der Perspektive, und ihre Wiederaufhebung in neuern Zeiten. Die alten Künstler kannten die Grundsätze der Perspektive, und übten sie aus; allein Einige unter ihnen, von denen sich zufälligerweise Etwas bis auf uns erhalten hat, begingen aus Unerfahrenheit Fehler wider dieselbe, die man

gewiß

gewiß vor zweytausend Jahren in Griechenland eben so gut einsah, wie wir. Denn die Principien der Optik, worauf sich die Perspektive gründet, sind schon deutlich im Euclides enthalten, und wenn auch seine Voraussetzung von der Verbreitung der Strahlen aus den Augen, verworfen ist; so bleibt doch die Richtigkeit der übrigen Folgerungen unangefochten. — Der Theil dieses Aufsatzes, welcher von der Wiederauflebung der Perspektive in neuern Zeiten handelt, ist sehr gründlich ausgeführt; aber nicht wohl eines Auszugs fähig.

XI. Ueber eine Stelle des Plinius, Hist. Nat. XXXV. 10. (vom Jalysus). Der Sinn davon ist, nach des Verf. Meinung, dieser: Protogenes wollte ein gleichsam für ewige Dauer berechnetes Gemälde verfertigen. Er setzte also seinen Jalysus so zusammen, daß er eine gewöhnliche Malerey fünf bis sechsmal an Dicke übertraf, damit, wenn die Zeit die erste Oberfläche zerstört haben würde, dennoch eine zweyte, und wenn diese vernichtet wäre, eine dritte, vierte, u. s. w. übrig bliebe, die immer, ohne Schichten und Lagen zu bilden, den Gegenstand, der mit der ganzen Masse der Malerey innig verbunden ist, wieder darstellt.

XII. Die Bemerkungen über die alten Malereyen in den Kirchen zu Göttingen — verdienen gelesen zu werden.

Ha.

Musik.

1. Grande Sonate pour le Fortepiano, composée et dediée à S. A. I. Madame la Princesse héréditaire de Mecklenbourg Schwer., par *E. Florschütz*. Hambourg, chés Böhme. Ohne Jahrzahl. 15 Seit. Querfolio.

2. Chansonette, variée pour le Fortepiano, par *E. Florschütz*. Hambourg, chés Böhme. Ohne Jahrzahl. 19 Seit. Querfolio.

Obgleich die Sonate unter Nr. 1. einige Kleinigkeiten abgerechnet, rein im Satze, und auch übrigens dem größten Theile nach nicht schlecht ist: so entspricht sie doch dem ihr gegebenen Titel keinesweges; man müßte denn das Grande nicht von ihrer innern Größe und Erhabenheit des Inhalts, sondern von der Länge derselben verstehen sollen. Der uns noch unbekannte Komponist besitzt zwar — nach diesem Produkte zu urtheilen — allerdings Kenntniß der Harmonie; verräth aber dabey Mangel an Erfindungskraft; denn nur allzu oft wiederholt er das schon Gesagte, und ohnedieß nicht Neue. Hierdurch wollen wir jedoch Herrn F. nicht etwa eines Plagiats beschuldigen; indeß hätte er doch eine strengere Auswahl der Gedanken treffen sollen, weil man verschiedene Stellen, z. B. das Thema des ersten Satzes, ferner S. 5. T. 26. ff. u. v. a. schon anderswo gehört zu haben glaubt. Die Modulation ist mehrentheils alltäglich, aber doch nicht ausgezeichnet und überraschend. Insbesondere bringt Hr. F. häufige, und nun nach gerade fast ekelhaft gewordene Transpositionen an. Dieß ist vorzüglich der Fall im ersten, und am wenigsten gelungenen, Allegro moderato, worin verschiedene Takte bald einen Ton höher, bald aber einen Ton tiefer wiederholt werden, wie S. 2. T. 13, 14, 15; ebendas. letzter Takt und S. 3. T. 1, 2, 3; S. 3. T. 8 und 9; ebendas. T. 17, 18 und T. 19, 20, u. s. w. Im siebenten Takte (S. 2.) ist die Harmonie bey dem letzten Achtel ziemlich hart. Ganz mäßig, und allenfalls nur in rhythmischer Hinsicht nothwendig, sind die S. 4. T. 17 und 18. mit pp bezeichneten Noten. Daß aber in dieser Stelle (von S. 12 — 17.) entweder ein Takt fehlt, oder einer überflüssig ist, das wird Herr F. bey genauerer Untersuchung selbst bemerken. Die Fermate in der Tonika (S. 2. vorletzt. T.) steht da, nach unserm Gefühle, nicht am schicklichsten Orte. Ueberhaupt scheint der Komponist dieser Sonate ein großer Freund von Fermaten zu seyn; denn in jedem Satze hat er deren mehrere, und öfter ohne einen hinreichenden Grund dazu, angebracht. (Wo aber eine Fermate zweckmäßig steht, dieß kann hier nicht umständlich angezeigt werden; wir verweisen deßhalb den Verfass. auf Sulzers allg. Theorie der schönen Künste, oder auf Kochs musikalisches Lexikon, unter Fermate.) Der Tonschluß in der Dominante (S. 3. T. 11.) geschieht zu plötzlich, und ist nicht beruhigend genug. Die Schlußnote fällt nämlich, wie bekannt,

kannt, im Sechsachteltakte nicht auf das vierte; sondern auf das erste Achtel des Taktes, oder nach der Kunstsprache in Thesin fallen. Eben so gehört auch der Akkord, durch welchen S. 3. T. 15. der Dreyklang von D aufgehalten wird, nicht auf den sogenannten schlechten; sondern auf den guten Takttheil. (Kirnbergers Kunst des reinen Satzes, S. 73, u. a. m.) Ueberdieß ist auch durch diesen dreyfachen Vorhalt, oder unvollständigen Undecimenakkord, und durch die dabey zur Unzeit angebrachte Fermate, eine Ungleichheit in Absicht auf die Symmetrie oder den Rhythmus entstanden, die hierbey, wo die nämlichen zwey Takte vorausgiengen, sehr merklich wird. Die schon erwähnten Transpositionen abgerechnet, ist zu Anfange des zweyten Theiles die Modulation reichhaltiger, als im ersten Theile. Vorzüglich macht sich der Uebergang ins C dur gut. S. 4. T. 25. würde der Rec. nach dem verminderten Septimenakkorde über Dis nicht sogleich, anstatt des eigentlich dahin gehörigen Dreyklanges, den Sextenakkord mit der großen Sexte (oder den unvollständigen Terzquartenakkord) von E gebraucht haben. — Das Andante grazioso hat zwar eben nichts Auszeichnendes; ist aber doch im Ganzen genommen besser gerathen, und in verschiedener Hinsicht untadelhafter, als das erste Allegro; nur würde es, der nöthigen Mannichfaltigkeit wegen, besser gewesen seyn, wenn der erste Theil in der Dominante, und nicht eben so wie der zweyte in der Tonika selbst geschlossen worden wäre. Dieses Andante, worin C moll mit C dur abwechselt, ist übrigens gewissermaaßen in der Haydnschen Manier, und zwar nicht ganz ohne Glück variirt. S. 9. glaubt man hin und wieder beynahe mehr eine für das Klavier ausgezogene Sinfonie, als eine Sonate zu hören; die letztern Takte aber entsprechen dem Vorhergegangenen nicht. — Am besten angelegt ist das letzte Allegro assai; nur Schade, daß dabey in Absicht auf den Rhythmus, (T. 1 — 10. ꝛc.) auf die Einheit, (T. 15. ff. verglichen mit S. 11, 15. ꝛc.) auf die Modulation und den Periodenbau, (S. 10. T. 15 — 22. ꝛc.) auf gewisse Härten, ꝛc. (S. 14.) Manches zu erinnern wäre, worauf wir uns aber nicht ausführlicher einlassen können, da diese Recension einer einzelnen Sonate verhältnißmäßig schon zu vielen Raum einnimmt. Hier nur noch die zwey Bemerkungen, daß im zweyten Theile (S. 12, 13.) die Modulation zu lange in D bleibt, worin der Verf. schon im ersten Theile ausgewichen war, und

daß

daß besonders S. 14. einerley Figur doch wohl zu oft unmittelbar nach einander vorkömmt. — Uebrigens ist diese Sonate eben nicht schwer; denn die Passagen fallen — wie man sich auszudrücken pflegt — größtentheils gut in die Finger; nur dürfte wohl S. 13. T. 4. die Decime A — eis manchem Spieler, noch mehr aber mancher Spielenden, schwer zu erreichen werden.

Jetzt über Nr. 2. noch einige Bemerkungen. In dem etwas einförmigen Thema war uns vorzüglich (T. 9 — 12.) die gar zu gemeine Rosalie — von Riepeln ein Schusterfleck genannt — unerwartet und auffallend. Bey einem Thema mit 12 Variationen, wo man also (jeden Theil vorschriftsmäßig wiederholt) die nämliche Wendung 24mal hören muß, hätte eine solche triviale Modulation billig vermieden werden sollen. Nächstdem enthält auch dieses Thema zu viele mehr oder weniger vollkommene Tonschlüsse. Dadurch wird der nöthige Zusammenhang der einzelnen Theile zu oft abgebrochen oder koupirt. »In der Musik (schreibt Kirnberger in seiner Kunst des reinen Satzes S. 101.) muß man wie in der Rede allemal lieber längere, als kürzere Perioden machen.« Die erste Variation hat zu Anfange einer jeden sogenannten Sektionalzeile beynahe zu viel Aehnlichkeit mit dem Thema selbst; desto verschiedener aber ist die Behandlung bey den Tonschlüssen, wo uns die langen (ausgeschriebenen) Vorhalte, die sonst nirgends vorkommen, in symmetrischer Hinsicht nicht zweckmäßig scheinen. Die zweyte Variation ist fließend und gut, außer daß Herr F. im sechsten Takte des zweyten Theiles zu viele dissonirende Töne, und zwar sprungweise angebracht hat. Wie weit man aber darin gehen dürfe, darüber findet der Verfass. unter andern in Scheibens Werk: Ueber die musikalische Komposition, S. 266 — 302. ausführlichen Unterricht. »Es können auch zwey dissonirende Töne auf einander folgen; (heißt es in Kirnbergers Kunst, ꝛc. S. 215.) aber sprungweise geht es selten gut an.« Er verwirft die beyden letzten ebendaselbst aufgestellten Beyspiele, die wir jedoch noch leidlicher finden, als jene in dem erwähnten sechsten Takte auf allen drey Takttheilen. — Die dritte Variation, worin der Baß die ursprüngliche Melodie des Thema's; aber nicht ganz unverändert, vorzutragen hat, zeugt von

dem

dem Fleiße und von der kontrapunktischen Kenntniß des Verfassers; nur ist dabey freylich die Oberstimme mitunter etwas steif oder gezwungen ausgefallen. Beyläufig bemerken wir, daß Herr F. wohl gethan haben würde, wenn er im 14ten und 15ten Takte dieser Variation über einigen Noten die Fingersetzung angezeigt hätte. — Die 5te Variation aus B moll kann eigentlich, nach den in Sulzers Theorie unter Veränderungen aufgestellten Grundsätzen, wohl keine wirkliche Variation heißen; ob sie gleich übrigens, was die Modulation betrifft, gar nicht schlecht ist. Nur die vielen synkopirten Noten ermüden. Nach dieser Variation hat der Komponist eine Art von Fantasie eingeschaltet, worin er in Ansehung der Modulation ziemlich ausschweifft. Ob solche Einschaltungen, die auf das Thema nicht die mindeste Beziehung haben, und sogar sehr heterogen sind, in einer varirten Canzonette am rechten Orte stehen oder nicht, lassen wir dahin gestellt seyn. Gewiß ist es aber, daß man ähnliche Beyspiele auch von andern, und zum Theil berühmten Tonsetzern findet. Nur beweist dieß freylich nicht viel für die Zweckmäßigkeit solcher Abschweifungen. — S. 6. T. 7 und 11. kommt der doppelt erniedrigte Ton h vor, zu dessen Bezeichnung Herr F. aber nur ein gewöhnliches (einfaches) b gewählt hat; wenn dieß anders nicht ein Versehen des Kupferstechers ist. Dadurch kann der Spieler, vorzüglich im eilften Takte, leicht verleitet werden, bloß b zu greifen. Da bey den Ausweichungen in fremde Töne S. 6 und 7. sehr viele Versetzungszeichen nöthig geworden sind: so dürften wohl diese beyden Seiten manchem Spieler schwer vorkommen, zumal da noch überdieß das Klanggeschlecht, oder die Vorzeichnung zweymal hat verändert werden müssen. So auch S. 15. — Die sechste, Adagio überschriebene, Variation macht dem Komponisten Ehre. Sie setzt einen guten Spieler voraus; ist aber doch — die erforderliche Eintheilung der Noten bey einigen Stellen abgerechnet — nicht allzu schwer. Schade, daß sich S. 10. an diese Variation eine gar nicht zum Ganzen passende, und zum Theil schon bekannte, Fantasie, oder vielmehr Cadenz anschließt. Vor der Einleitung in den Schlußtriller hält der Baß noch den verminderten Septimenakkord von E aus, wogegen das bald darauf folgende und wiederholt vorkommende es in der Oberstimme einen widrigen Querstand macht. Denn

daß besonders S. 14. einerley Figur doch wohl zu oft unmittelbar nach einander vorkömmt. — Uebrigens ist diese Sonate eben nicht schwer; denn die Passagen fallen — wie man sich auszudrücken pflegt — größtentheils gut in die Finger; nur dürfte wohl S. 13. T. 4. die Decime A — eis manchem Spieler, noch mehr aber mancher Spielenden, schwer zu erreichen werden.

Jetzt über Nr. 2. noch einige Bemerkungen. In dem etwas einförmigen Thema war uns vorzüglich (T. 9 — 12.) die gar zu gemeine Rosalie — von Riepeln ein Schusterfleck genannt — unerwartet und auffallend. Bey einem Thema mit 12 Variationen, wo man also (jeden Theil vorschriftsmäßig wiederholt) die nämliche Wendung 24mal hören muß, hätte eine solche triviale Modulation billig vermieden werden sollen. Nächstdem enthält auch dieses Thema zu viele mehr oder weniger vollkommene Tonschlüsse. Dadurch wird der nöthige Zusammenhang der einzelnen Theile zu oft abgebrochen oder koupirt. »In der Musik (schreibt Kirnberger in seiner Kunst des reinen Satzes S. 101.) muß man wie in der Rede allemal lieber längere, als kürzere Perioden machen.« Die erste Variation hat zu Anfange einer jeden sogenannten Sektionalzelle beynahe zu viel Aehnlichkeit mit dem Thema selbst; desto verschiedener aber ist die Behandlung bey den Tonschlüssen, wo uns die langen (ausgeschriebenen) Vorhalte, die sonst nirgends vorkommen, in symmetrischer Hinsicht nicht zweckmäßig scheinen. Die zweyte Variation ist fließend und gut, außer daß Herr F. im sechsten Takte des zweyten Theiles zu viele dissonirende Töne, und zwar sprungweise angebracht hat. Wie weit man aber darin gehen dürfe, darüber findet der Verfass. unter andern in Scheibens Werk: Ueber die musikalische Komposition, S. 266 — 302. ausführlichen Unterricht. »Es können auch zwey dissonirende Töne auf einander folgen; (heißt es in Kirnbergers Kunst, rc. S. 215.) aber sprungweise geht es selten gut an.« Er verwirft die beyden letzten ebendaselbst aufgestellten Beyspiele, die wir jedoch noch leidlicher finden, als jene in dem erwähnten sechsten Takte auf allen drey Takttheilen. — Die dritte Variation, worin der Baß die ursprüngliche Melodie des Thema's; aber nicht ganz unverändert, vorzutragen hat, zeugt von

dem

dem Fleiße und von der kontrapunktischen Kenntniß des Verfassers; nur ist dabey freylich die Oberstimme mitunter etwas steif oder gezwungen ausgefallen. Beyläufig bemerken wir, daß Herr F. wohl gethan haben würde, wenn er im 14ten und 15ten Takte dieser Variation über einigen Noten die Fingersetzung angezeigt hätte. — Die 5te Variation aus B moll kann eigentlich, nach den in Sulzers Theorie unter Veränderungen aufgestellten Grundsätzen, wohl keine wirkliche Variation heißen; ob sie gleich übrigens, was die Modulation betrifft, gar nicht schlecht ist. Nur die vielen synkopirten Noten ermüden. Nach dieser Variation hat der Komponist eine Art von Fantasie eingeschaltet, worin er in Ansehung der Modulation ziemlich ausschweift. Ob solche Einschaltungen, die auf das Thema nicht die mindeste Beziehung haben, und sogar sehr heterogen sind, in einer varirten Canzonette am rechten Orte stehen oder nicht, lassen wir dahin gestellt seyn. Gewiß ist es aber, daß man ähnliche Beyspiele auch von andern, und zum Theil berühmten Tonsetzern findet. Nur beweist dieß freylich nicht viel für die Zweckmäßigkeit solcher Abschweifungen. — S. 6. T. 7 und 11. kömmt der doppelt erniedrigte Ton h vor, zu dessen Bezeichnung Herr F. aber nur ein gewöhnliches (einfaches) b gewählt hat; wenn dieß anders nicht ein Versehen des Kupferstechers ist. Dadurch kann der Spieler, vorzüglich im eilften Takte, leicht verleitet werden, bloß b zu greifen. Da bey den Ausweichungen in fremde Töne S. 6 und 7. sehr viele Versetzungszeichen nöthig geworden sind: so dürften wohl diese beyden Seiten manchem Spieler schwer vorkommen, zumal da noch überdieß das Klanggeschlecht, oder die Vorzeichnung zweymal hat verändert werden müssen. So auch S. 15. — Die sechste, Adagio überschriebene, Variation macht dem Komponisten Ehre. Sie setzt einen guten Spieler voraus; ist aber doch — die erforderliche Eintheilung der Noten bey einigen Stellen abgerechnet — nicht allzu schwer. Schade, daß sich S. 10. an diese Variation eine gar nicht zum Ganzen passende, und zum Theil schon bekannte, Fantasie, oder vielmehr Cadenz anschließt. Vor der Einleitung in den Schlußtriller hält der Baß noch den verminderten Septimenakkord von E aus, wogegen das bald darauf folgende und wiederholt vorkommende es in der Oberstimme einen widrigen Querstand macht. Denn

wenn

wenn auch das E des Basses während des Tones es nicht mehr fortklingt: so hat man doch den gedachten Akkord noch im Gefühle. — Sehr gemein und unbedeutend ist die siebente Variation. Eben dieß gilt auch mehr oder weniger von der achten und zehnten. Weit besser und unterhaltender sind die noch übrigen drey Variationen, nämlich die neunte, eilfte und zwölfte. Seite 12 kommt wieder eine lange, gar nicht zur Sache gehörige, Einschaltung vor, wobey es an Transpositionen nicht fehlt. Wir haben schon oben angemerkt, daß wir solche Einschaltungen nicht geradezu verwerfen wollen, zumal wenn sie eine unterhaltende Abwechselung gewähren; allein billig hätte davon auf dem Titel etwas erwähnt werden sollen. Dieser verspricht aber nur eine variirte Canzonette; als eine solche können wir daher die vorliegende Komposition auch nur beurtheilen. — Sehr abstechend ist S. 13 die Einleitung in die achte Variation. S. 15 macht, in der abermaligen Fantasie, die unerwartet eintretende Fermate, oder vielmehr die Generalpause im vierten Takte, einen guten Effekt. Auch ist die Modulation auf dieser Seite sehr bedeutend. Was wir bey Nr. 1. über die vielen Fermaten anmerkten, das gilt auch von Nr. 2. — Uebrigens halten wir diese Variationen, oder wenigstens einige derselben, in verschiedener Rücksicht für besser, als die Sonate. Bestrebt sich Herr F. künftighin, ähnliche Unvollkommenheiten und kleine Fehler, wie die oben angezeigten, möglichst zu vermeiden: so läßt sich von ihm noch viel Gutes erwarten. Wir muntern ihn daher zur Fortsetzung seiner Arbeiten auf, und haben, in der Voraussetzung, daß ihm eine belehrende Kritik willkommen seyn werde, diese beyden Produkte, besonders aber das erste Allegro der Sonate, etwas genauer durchgegangen, als es außerdem geschehen seyn würde.

Em.

Die Worte des Erlösers am Kreutze. Ein Oratorium; in Musik gesetzt von Joseph Haydn. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1801. Die

Partitur, Querfolio 112 Seiten. 6 Rthl. Der Klavierauszug, Fol. 68 S. 3 Rthl.

Die Veranlassung zu der Entstehung und nachherigen Umarbeitung des vorliegenden Werkes, erzählt der große Haydn in dem sehr gut geschriebenen Vorberichte zu der Partitur selbst. Da dieser Vorbericht eben nicht lang ist: so erlauben wir uns, denselben hier einzurücken, und dadurch zugleich den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem man dieses Kunstwerk zu betrachten hat, wenn anders dem Schöpfer desselben nicht Unrecht geschehen soll. — »Es sind ungefähr funfzehn Jahre, « schreibt der würdige Komponist, »daß ich von einem Domherren in Cadix ersucht wurde, eine Instrumentalmusik auf die sieben Worte Jesu am Kreutze zu verfertigen. Man pflegte damals alle Jahre während der Fastenzeit in der Hauptkirche zu Cadix ein Oratorium aufzuführen, zu dessen verstärkter Wirkung folgende Anstalten nicht wenig beytragen mußten. Die Wände, Fenster und Pfeiler der Kirche waren nämlich mit schwarzem Tuche überzogen, und nur Eine, in der Mitte hängende große Lampe erleuchtete das heilige Dunkel. Zur Mittagsstunde wurden alle Thüren geschlossen; jetzt begann die Musik. Nach einem zweckmäßigen Vorspiele bestieg der Bischof die Kanzel, sprach eines der sieben Worte aus, und stellte eine Betrachtung darüber an. So wie sie geendigt war, stieg er von der Kanzel herab, und fiel knieend vor dem Altare nieder. Diese Pause wurde von der Musik ausgefüllt. Der Bischof betrat und verließ zum zweyten, dritten male, u. s. w. die Kanzel, und jedesmal fiel das Orchester nach dem Schlusse der Rede wieder ein. Dieser Darstellung mußte meine Komposition angemessen seyn. Die Aufgabe, sieben Adagio's, wovon jedes gegen zehn Minuten dauern sollte, auf einander folgen zu lassen, ohne den Zuhörer zu ermüden, war keine von den leichtesten; und ich fand bald, daß ich mich an den vorgeschriebenen Zeitraum nicht binden konnte. Die Musik war ursprünglich ohne Text, und in dieser Gestalt ist sie auch gedruckt worden. Erst späterhin wurde ich veranlaßt, den Text unterzulegen, so, daß also das Oratorium: Die sieben Worte des Heilandes am Kreutze, jetzt

»zum

»zum Erstenmale bey den Herren Breitkopf und Härtel »in Leipzig, als ein vollständiges, und was die Vokal»musik betrifft, ganz neues Werk erscheint. Die Vorlie»be, womit einsichtsvolle Kenner diese Arbeit aufnehmen, »läßt mich hoffen, daß sie auch im größern Publikum ihre »Wirkung nicht verfehlen werde.« Dieß glauben wir dem edeln Künstler mit voller Ueberzeugung versichern zu können; ob es gleich sehr natürlich ist, daß das vorliegende Oratorium, seines ziemlich einförmigen Inhaltes wegen, vielleicht einen Theil des musikalischen Publikums nicht so aufmerksam erhalten wird, als manches spätere Kunstwerk Haydns. Das liegt aber in der Natur der Sache, und kann daher dem vortrefflichen Komponisten keinesweges zum Vorwurfe gereichen. Auch würde es unter den oben angezeigten Umständen, sehr unbillig seyn, durchgängig reizenden Gesang, treffenden Ausdruck des untergelegten Textes, richtige Deklamation, u. dergl. zu verlangen. Wir enthalten uns daher aller kritischen Bemerkungen über ein ohnehin nur zum Theil neues Produkt, und versichern die Leser der N. Allg. D. Bibliothek, daß auch dieses Kunstwerk, besonders in Absicht auf die Modulation, ꝛc. ungemein viele hervorstechende Schönheiten enthält, und überhaupt seines ruhmvollen Verfassers vollkommen würdig ist. Bloß noch einige Bemerkungen über die Einrichtung dieses Oratoriums mögen hier stehen.

So viel wir uns erinnern — denn die Musik in ihrer ersten Gestalt haben wir so eben nicht bey der Hand — hat Haydn die sieben ursprünglichen Instrumentalsätze größtentheils beybehalten, und sie durch das Hinzufügen der Singstimmen, ꝛc. in Chöre mit untermischten längern oder kürzern Solostellen umgearbeitet. Vor jedem dieser Chöre ist jedoch zu einem der, vorher nur gleichsam als Inhaltsanzeige beygefügten, sieben Worte des Erlösers, z. B.: »Vater! vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun! u. dgl.« ein kurzer feyerlicher Choralgesang für die vier Singstimmen allein, und außerdem noch ein größerer, trefflich wirkender, Satz (aus A moll) für lauter Blasinstrumente neu hinzugekommen. Das ganze Oratorium besteht demnach nunmehr, außer der Einleitung und dem nur eben erwähnten Satze für Blasinstrumente allein, aus sieben kurzen, choralmäßig gesetzten, und aus eben so vielen längern

Chö-

Chören. Hierzu kommt noch ein sehr feuriger Satz aus C moll im Dreyvierteltakte, mit der Uebrrschrift: Il Terremoto, (das Erdbeben;) wozu der Text aus einem Recitative von Ramler entlehnt ist. — Daß aber die Vertheilung der Stimmen, und die übrige Behandlung, im Ganzen genommen, vortreflich sey, dieß brauchen wir ja wohl bey einem Hayd'nschen Werke nicht erst zu erinnern. — Zwar wird freylich Mancher mehr Abwechselung, z. B. auch vorn herein mitunter einen etwas lebhaften Satz, eine eingeschaltete Arie, u. dgl. wünschen; allein dieß lag, wie schon gesagt, nun einmal nicht in dem ersten Plane dieses Oratoriums. Auch werden diejenigen, für welche eine im ernsten Style geschriebene Musik Interesse hat, dafür durch andere hohe Schönheiten entschädigt. Sowohl in der Partitur, als im Klavierauszuge, ist doppelter Text untergelegt. Der deutsche verdient, in Rücksicht der Umstände, alles mögliche Lob. Ob aber die ursprünglich zu einem Recitative bestimmten Worte: »Er ist nicht mehr! Der Erde Tiefen schallen wieder, u. s. w.« (aus Ramlers Tod Jesu), auch von dem Charakter der Musik abgesehen, zu einem Chore ganz schicklich waren, dieß will der Rec. den Aesthetikern zur Entscheidung überlassen. Außer der lutherischen Uebersetzung ist den kurzen, choralmäßig komponirten, Sätzen der Text aus der sogenannten lateinischen Vulgata untergelegt; da hingegen dem deutschen Texte der übrigen Chöre noch eine italiänische Uebersetzung beygefügt worden ist. — Der Klavierauszug zeugt von der Kenntniß und von dem Fleiße des schon rühmlich bekannten Verfertigers desselben; wir können daher diesen Auszug allen Verehrern religiöser Musik recht sehr empfehlen. Nur versteht es sich, daß in den Chören zu der Klavierbegleitung wenigstens eine oder die andere von den darüber stehenden Singstimmen hinzu kommen muß; denn außerdem würden natürlicher Weise mehrere Stellen etwas leer ausfallen.

Ap.

Oeuvres complettes de *Jos. Haydn*. *Cahier IV.* contenant VIII Pièces pour le Pianoforte; VI. Sonates et I Air varié pour le Pianoforte seul, I Trio pour le Pianoforte avec l'accompagnement

ment d'une Flûte et Violoncelle. Au Magasin de Musique de Breitkopf et Härtel, à Leipsic. Ohne Jahrzahl. Querfolio, in allen Stimmen zusammen 103 Seiten.

Wenn wir unsere Leser versichern, daß die in dem vorliegenden vierten Hefte enthaltenen Sonaten rc., wovon die erste aus G, die zweyte aus B, die dritte aus D, die vierte aus C, die fünfte aus G, und die sechste aus F geht, im Ganzen genommen nicht eben schwer sind, und daher auch von mittelmäßigen Spielern bezwungen werden können: so ist dieß zu ihrer Empfehlung schon genug gesagt. Denn für den ausgezeichneten Werth derselben bürgt der Name des berühmten Verf. hinlänglich. Sollten wir ja etwas im Allgemeinen darüber erinnern: so wäre es dieß, daß keine einzige Sonate aus einem Molltone mit in diese Sammlung aufgenommen worden ist; da doch der unerschöpfliche Hayd'n gerade in den Tonstücken, wobey die weiche Tonart zum Grunde liegt, gemeiniglich die meiste Originalität zeigt. Wiewohl man in dem gegenwärtigen Hefte für den erwähnten Mangel dadurch entschädigt wird, daß öfter in einem und ebendemselben Satze die weiche Tonart mit der harten abwechselt, wie S. 6, 7, 8, 18, 22, u. a. m. Vorzüglich gefallen haben uns, außer dem Trio aus G dur, die dritte und vierte Sonate. Auch verschiedene einzelne Sätze in den übrigen Sonaten dieses Heftes gehören, unsers Erachtens zu Hayd'ns gelungenern Arbeiten für das Pianoforte. Die Ariette aus A dur, S. 59 ff. hat achtzehn Variationen. Dieses dürfte freylich Manchem etwas viel zu seyn scheinen, zumal da die Modulation in dem Thema, folglich auch in den Variationen darüber, nicht bedeutend, und im zweyten Theile sogar etwas gemein ist. — Auf dem Titel heißt es unrichtig: »Sechs Sonaten und eine varirte Arie für das Pianoforte allein;« denn zu der fünften Sonate ist eine obligate Violine gesetzt, die auch schon bey dieser, bereits vor mehreren Jahren in Darmstadt bey Boßler einzeln herausgekommenen, Sonate befindlich war. Uebrigens ist der Druck, wie gewöhnlich, bis auf einige Kleinigkeiten, korrekt und schön.

Ein.

Natur-

Naturlehre.

Repertorium der neuesten Fortschritte in der Physik, für Schullehrer und Liebhaber dieser Wissenschaft, von J. K. P. Grimm. Zweytes Heft, mit einer Kupfertafel. 1801. Drittes Heft, mit einer Kupfert. 1802. Viertes Heft. (Ohne Kupfert.) 1803. 8. Breßlau, bey Gehr. Jedes Heft 8 ℛ.

Auch unter dem Titel:

Supplemente zu dem Handbuche der Physik ꝛc.

Diese drey Hefte machen, in Verbindung mit dem 1sten, den ersten Band dieses Werkes aus. Eine Anzeige des ersten Heftes finden unsre Leser bereits im 59sten Bde. dieser Bibliothek S. 111 f. Was wir dort von diesem Unternehmen urtheilten, müssen wir hier wiederholen: das Ganze ist eine Kompilation ohne Kunst und Mühe — größtentheils aus den Annalen der Physik. Der Verf. ist nicht genug bemüht, die Materialien zu verarbeiten und zu verbinden; sondern er giebt sie meistens so fragmentarisch und unvollständig wieder, als er sie in verschiedenen Aufsätzen und Abhandlungen vorfindet. Einigermaaßen eine Ausnahme hiervon macht das dritte Heft, das ausschließend dem Galvanismus gewidmet ist, und worin die Versuche und Beobachtungen verschiedener Verfasser zum Theil zusammengestellt und geordnet sind. Da das Werk für ein gemischtes Publikum bestimmt ist, für Personen, von denen man keine gründliche Kenntniß der Physik erwarten kann: so mußte der Verf. vorzüglich darauf sehen, die abzuhandelnden Gegenstände auf eine faßliche Weise auseinander zu setzen; wie wenig er aber dieses gethan hat, beweist unter andern der Artikel über die irdische Strahlenbrechung im 2ten Hefte, der sehr mangelhaft und verworren ist. Nicht einmal der Ausdruck: irdische Strahlenbrechung, ist daselbst richtig erklärt; denn man versteht darunter überhaupt die Brechung der Lichtstrahlen, die von irdischen Gegenständen herkommen; nicht aber

die Phänomene, die der Verf. beschreibt, und die eine Wirkung der irdischen Strahlenbrechung sind. — S. 151 desselben Hefts führt er eine Beobachtung über den Ausbruch des Vesuvs an, der zufolge ein Aschenregen mit Wassertropfen vermischt war. Prof. Scotti in Neapel erklärt diese Erscheinung aus einem Verbrennen von Wasserstoffgas und Sauerstoffgas, und der Verf. setzt hinzu: »welche Erklärung mit der meinigen übereinstimmt, die ich über den »Ursprung des unterirdischen Wassers gegeben habe.» Diese Parallele ist sehr unglücklich gezogen; denn wo sind die Umstände mehr verschieden, als bey dem Ausbruch eines Vulkans, und dem Ausfluß einer Quelle? Dort ist es begreiflich, wie bey dem Schmelzen und Verbrennen von so mancherley Stoffen die genannten Gasarten sich entwickeln und entzünden können; von allen diesen Erscheinungen aber findet keine einzige bey den Quellen statt. Diese scheinbare Uebereinstimmung in den Erklärungen also ist in der That eine so arge Discrepanz, als nur eine seyn kann.

Lm.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

1. Ueber Einführung, Rang, Erzämter, Titel, Wappenzeichen und Wartschilde der neuen Kurfürsten. Kommentar und Supplement zu dem 31 §. des Reichsdeputations-Hauptschlusses vom 25sten Febr. 1803. Von D. Joh. Ludw. Klüber. Erlangen, bey Palm. 1803. 96 S. 8. 12 gr.

2. Abhandlung über die Reichs-Erz-Aemter und deren nöthige Verbindung mit der Kurwürde, sammt Vorschlägen zu neuen Erzämtern, wie auch über die Religionsverhältnisse der neuen Kurstimmen. Von D. C. G. Rößig. Leipzig, bey Graffe. 1803. 139 S. 8. 16 gr.

Der

Bey der Errichtung vier neuer Kurwürden gab es wohl Manche, selbst unter denen, die von der Sache unterrichtet seyn sollten, die von allem dem wenig oder gar nichts wissen mochten, was bey einem deutschen Fürstenhause die Erhebung zu solcher Würde mit sich bringt — für diese mögen dann immer dergleichen Notizen, die man in diesen beyden Schriften findet, ganz brauchbar seyn. Die Klüberische dient vornehmlich zu diesem Zwecke. Aber, außer dem Punkte der Erzämter, von dem großentheils die Wappenzeichen und Wartschilde abhängen, ließe sich über das Uebrige, über die Einführung, den Rang und die Titel, wenig Erhebliches sagen und publicistisch erörtern. Denn das Ceremoniel der Einführung ergab sich aus den Protokollen der Letztgeschehenen, wobey die umständliche Aufzeichnung von solchen Vorgängen schon üblich war. Der Rang unter Baaden, Würtemberg und Hessen läßt sich aus dogmatischen Grundsätzen anders als durch Alternation nicht wohl bestimmen; und ob dem Haustitel der Kurfürstentitel vor- oder nachgesetzt werden solle, das ist und wird wohl eine bloß willkührliche Sache bleiben. Dagegen über die Erzämter und Wappenzeichen mag und wird wohl noch Manches verhandelt werden; und eben darum dürften hiezu historische und publicistische Untersuchungen und Erörterungen nicht undienlich und willkommen seyn. Was Herr Klüber hierüber denkt, theilen wir zuvörderst unsern Lesern mit. »Ob und welche Reichs-Erzämter den neuen Kurfürsten, schreibt er S. 9, zu Theil werden sollen, darüber hat man nicht für gut gefunden in dem Reichs-Deputations-Hauptschluß etwas festzusetzen. Glaubte man vielleicht, dem Geiste der Zeit, durch ein, in dieser Hinsicht überlegtes Stillschweigen, ein Opfer zu bringen? oder schreckte die Erinnerung an den Unfug, der verübt ward, als man ein Jahrhundert früher die Erfindung eines neuen Erzamtes für Kur-Braunschweig preisgegeben hatte? Oder wollte man die Auflösung des Problems nach ob und was dem Zufalle, vielleicht erst der spätern Folgezeit überlassen? Nein, so gewiß die politische Allmacht des Ungefährs, unter Leitung der höchsten souverainen Macht des Weltalls, auch hier ihre Rechte üben wird; eben so gewiß wird das erneuerte Schauspiel: »neue, noch nie gesehene, R. Erzämter,« der Mitwelt nicht entgehen.« Die Erfindung drey bis vier

neuer Erzämter, »obgleich der natürlichen unveräusserlichen Freyheit aller Erdensöhne überlassen,« hält er übrigens S. 22 für keine leichte Sache. Doch, »um den Erfindungsgeist deutscher Staatsmänner und Gelehrten auf die Folter zu spannen,« getraut er sich nicht »für dießmal klingende Vortheile, höchstens nur die Ehre,« zu versprechen. Aber, »erfahren mögen doch die Erfindungslustigen,« fährt er fort, »daß es jetzt ungleich schwerer sey, als das Vorigemal, diesen Weg der Unsterblichkeit zu gehen, und bedenken, daß bey Ausführung großer Plane, in dem Wettkampfe, die klingenden Argumente über die gelehrten, laut der Weltgeschichte, fast immer siegen. Wohlan, die Ehre beflügle ihren Muth! Mit Dädalischer Kunst werden sie in die Irrgänge des Alterthums sich wagen, und mit Prometheischer Schlauheit die heiligen Namen entwenden, die unter die Gestirne des deutschen Firmaments versetzt, publicistisch-ewig auch den Namen des glücklichen Erfinders verewigen werden.« So viel zur Probe seiner Schreibart.

Im übrigen hält der Verf. S. 10 den deutschen Reichshofstaat für ein alt Byzantinisches Gepränge. Nach S. 11 solle die goldene Bulle den Reichs-Erzämtern ihre reichsgesetzliche Sanktion in orientalischer Phraseologie gegeben haben, und von den vordersten Reichsstaatsbeamten, (es waren die Reichs-National-Herzoge,) schon zu der Zeit, wo der Kurfürstentitel als bleibender Amts-Charakter noch ganz unbekannt gewesen sey, der Erzamtstitel für das erste Kleinod ihrer öffentlichen Existenz gehalten worden seyn. Weil in dem würtembergischen Hauswappen die, von Kaiser Ludwig dem Baiern sich herschreibende, und mit einem Reichs-Adler bezeichnete Sturmfahne schon längst geweht habe: so hält der Verf. das von diesem neukreirten Kurfürsten sich selbst, dieser älteren Ansprüche wegen, gegebene Reichs-Erz-Pannerherrnamt für eine so ausgemachte Sache, daß unter den neuen Kurfürsten wohl schwerlich Einer sich berufen glauben werde, den alten Kampf dagegen zu erneuern (S. 18. 43); ist aber übrigens doch der richtigen Meinung, daß die Errichtung eines Reichs-Erzamtes sogar eine Komitial-Sache sey (S. 21), und vom Kaiser und Reich das Erzamt erhalten werden müsse; S. 12, 13. Den Grund vom

Ver-

Verunglücken so mancher Vorschläge von neuen Erzämtern findet der Verf. in der Eifersucht, oder in den, ohne Noth zu hoch gespannten Forderungen, die man an ein solch neues Erzamt gemacht habe. (S. 23.) Folgende Bedingungen sind es, unter welchen allein man ein solches für zulässig erachtet habe: daß es a) ein altes Reichs-Hofamt und kein Staatsamt; b) unter einem wirklich bestehenden weder begriffen noch ihm untergeordnet, noch damit verwandt; und endlich c) nicht schon als Reichsamt, ohne Erzamt zu heißen, das Eigenthum eines reichsständischen Hauses sey.« Aber unter diesen Bedingungen ein Neues ausfindig zu machen, sey nicht wohl möglich. (S. 24.) Nach S. 31 hält der Verf. das Erz-Hofmeister-, Stallmeister-, Jägermeister- und Thürhüter-Amt den ältern und neuern Reichs-Hofverhältnissen für ganz angemessen. Von Mehreren, für verwerflich erachteten, handelt er S. 32. 33. Dagegen seyen bis jetzt noch nicht in Vorschlag gebracht worden: (S. 35) das Amt eines Erz-Kronhüters, Erz-Wahlhüters, oder Wahl-Schutzherrn, Erz-Kleider- oder Krönungsornats-Bewahrers, Erz-Siegelbewahrers, Erz-Pötkers und Erz-Drosten. Was endlich die den neuen Erzämtern beyzulegenden Funktionen betrifft: so hält der Verf. viel vom Ring, als Symbol der Verlobung des Kaisers mit dem Staat, der, seiner Meinung nach, zum Krönungsinsigne gemacht, aufbewahrt, und bey der Krönung dem Kaiser an den Finger gesteckt werden sollte; und meint der Einweihung des Erkohrnen zum Vater des Vaterlandes ganz angemessen zu seyn, wenn von den Erzbeamten bey dem Prachtzuge nach der Kirche die kaiserlichen Krönungsornate und dessen Hausinsignien nachgetragen würden.

H. D. Rößig beschränkte sich bey seiner Schrift lediglich auf den Punkt der Erzämter; wollte die Nothwendigkeit eines Erzamtes zur Vollkommenheit der Kurwürde zeigen, und dann die auf hannöverische Veranlassung vormals geschehenen Vorschläge sammeln, und mit einiger Prüfung und Auswahl dem Publikum vorlegen. Dem ersten Anblicke nach scheint zwar dieser Schriftsteller die Sache durchaus gründlicher bearbeitet zu haben; aber am Ende läßt er seine Leser eben so wenig befriediget, als der Vorige. Nach einer kurzen Literarnotiz (K. 1) findet er den Ursprung

prung der Erzämter in der altgermanischen Sitte der Heerführer, ihren Gesellen oder Vasallen die Kost, das Pferd und die Lanze zu reichen, das ihnen die Anstellung solcher Beamte nothwendig gemacht habe, die das zahlreiche Gefolg mit Pferden und der Kost zu besorgen gehabt hätten. Der Hang der Nation zu vollen Bechern und zu reich besetzten Tafeln soll den Schenken und Truchsessen ihre Stelle gegeben, die pferdereichen Ställe den Marschall, die Besorgung der Einkünfte und des Hauswesens den Kämmerer nothwendig gemacht haben. (Kap. II.) Im III. K. unterscheidet er vom Verhältnisse der Erzämter zu der Kurwürde drey Perioden. Die erste, worinne die Wahlstimmen noch bey den Hauptnationen Germaniens gewesen seyen; die zweyte, seit Kaiser Friedrichs I. Zeiten, wo die großen Herzogthümer getrennt worden; die dritte seit der goldenen Bulle. Daß aber in allen diesen Perioden, wie S. 39 steht, der konstitutionelle Grund vom Wahlrechte im Besitze eines Reichs-Erzamtes gelegen habe, hat der Verf. historisch nicht erwiesen; und daß auch noch heutiges Tages von den, auf den Antrag der beyden auswärtigen Mächte, vom Kaiser und Reich neu kreirten Kurfürsten, zur konstitutionellen Vollkommenheit ihrer Kurwürde auch noch jeder eines neu zu errichtenden Erz-Hofamtes bedürfe, ist weder eine nothwendige Folge aus der ganzen Bewandtniß, die es vormals mit diesem Reichs-Hofstaat hatte, und mit dem ehmaligen Verhältnisse, worin der Besitz eines Erzamtes mit der eigentlichen Kurwürde gekommen war, noch ein wesentlicher Punkt der deutschen Reichskonstitution. Im IV. Kap. erörtert der Verf. die Eigenschaften eines neuen Erzamtes; wobey er meint, daß man weder auf die alten abendländischen und sogenannten römischen Kaiserhöfe, noch auf das Ceremoniel des orientalisch-griechischen Kaiserthums, sondern auf die ursprünglich fränkische, und also deutsche Hofverfassung, von welcher uns Hincmar Notiz gegeben, Rücksicht zu nehmen habe. Aber solchemnach hätte uns billig der Verf. über das Ceremoniel, das z. B. K. Chlodoväus an seinem Hofe gehabt, einigen Aufschluß geben, und historisch erweisen sollen, daß der Hofstaat, den uns Hincmar beschrieben, mit dem neu errichteten römischen Kaiserthum in gar keiner Verbindung gestanden sey. Hierüber verdient Hincmar selbst mit Aufmerksamkeit nachgelesen zu werden. Im übrigen ist mit

dem

dem Verf. Hr. Klüber in den Erfodernissen S. 48. 49. 50 nicht einig. Soviel als nichts gesagt ist es, wenn er S. 50 anmerkt, daß dergleichen Erzämter nach ihrer Ausübung, zur Verherrlichung der Feyerlichkeit, durch Darstellung der Pracht und der Größe des Kaiserhofs, besonders nach dem Cerimoniel des Mittelalters, dienen sollen. Vom Kap. V. folget nun die ganze Reihe neuer, in Vorschlag bereits gebrachter oder noch etwa zu bringender, zulässig oder nicht zulässiger Erzämter, mit ihren vorzutragenden Zeichen; womit denn der Verf. allerdings denen einen großen Dienst gethan haben mag, die an den neuen Kurhöfen davon zu schwatzen, Beruf oder auch keinen besondern Beruf haben dürften. Mancher, der da eine Maitre-Charge hat, wird erstaunen über die Menge und Spielarten von Kollegen, die ihm in der freylich nur gelehrten Welt schon haben gegeben werden wollen; als da sind: der Erz-Fähndrich oder Erz-Pannerherr, wogegen Sachsen und Würtemberg gar sehr protestirten; der Erz-Stallmeister, der Erz-Schildträger, der Obersthofmeister, der Reichs-Erz-Admiral, der Erz-Brodtspenner, der Erz-Lanzenträger, der Erz-Feyerkleider, oder Garderobenmeister, der Erz-Domainenmeister, der Erz-Kronenhüter, der Erz-Lehnvogt, der Erz-Vorschneider, der Tris-Kamerarius; endlich der Erz-Falkenmeister, der Erz-Fischmeister, der Erz-Pfandhüter, der Erz-Silberkämmerer, der Erz-Hatschierershauptmann, der Erz-Postmeister, und noch Andere, die Rec. dem Verf. nicht nachschreiben mag. Zu den vorzutragenden Zeichen im Zuge bringt der Verf. mit Hrn. Klüber, oder vielmehr dieser nach jenem, den Ring und andere Ornatstücke in Vorschlag. Im XIX. Kap. handelt der Verf. noch von dem Religionsverhältnisse der neuen Kurstimmen; hält S. 131 die beyden Fürsten, Würtemberg und Hessen persönlich für katholisch, und für eine bekannte Sache, daß es in der Regel nach der Religion des Landes gehe; ist aber im ganzen Ernste der Meinung, daß man darauf Bedacht nehmen müsse, im Kurfürstenkollegium die Religionsparität auf irgend eine Weise herzustellen, wozu er dann mehrere Vorschläge thut. Unter den Zusätzen S. 136 findet man zu S. 87, wo der Erz-Brodtspenner vorkömmt, noch die Bemerkung: daß in einigen deutschen Stiftern, z. B. im Stifte Merseburg, noch ge-

wöhnlich am grünen Donnerstage sey, kleine Brödchen auszutheilen, welche Spendebrodte hießen. Jammerschade wäre es gewesen, wenn dem Verf. nach dem gänzlichen Abdrucke seiner Schrift, dieser Umstand erst beygefallen wäre.

Von dem Ursprung und dem allmähligen Entstehen der Kurfürstenwürde und der kaiserlichen Wahlkapitulation. Eine historisch-publicistische Skizze, aus Gelegenheit der neuerrichteten Kurfürstenwürden entworfen von Dan. Fried. Gottl. Faber, der Rechte Doktorn, Kurfürstl. Rath und Assessor des Kurwürtembergischen Hof- und Oberappellationsgerichts in Tübingen. Tübingen, bey Heerbrandt. 1803. 185 S. 8. 12 K.

Der eigenen Aeußerung des Verf. nach haben ihn zu dieser Schrift nicht etwanige neue Aussichten aus eigenem Quellen-Studium; sondern die Erhebung seines Vaterlandes zu einem Kurfürstenthume zu dieser Schrift veranlaßt. Er will darinne zeigen, daß die Kurfürstenwürde eben so wenig der goldenen Bulle K. Karls IV., als die kaiserl. Wahlkapitulation der Erfindung des Kurf. Friedrichs des Weisen bey der Wahl K. Karls V. ihre erste Entstehung zu verdanken habe. Das Letztere ist wohl schon eher behauptet worden, als das Erstere. Doch läßt sich auch dasselbe gewissermaaßen nicht wohl behaupten; da noch K. Maximilian I. auf seinem letzten Reichstage zu Augsburg im Jahre 1518 mit den Kurfürsten von Mainz, Kölln, Böhmen, Pfalz und Brandenburg über die Wahl seines Enkels Karls zum römischen König gehandelt, und dieser schon jenen vorläufig über die von ihnen vorgelegten Wahlpunkte eine förmliche Versicherungsurkunde ausgestellt hat. Der Verf. hat übrigens über beyde Materien Vieles aus ältern und neueren Schriftstellern zusammengetragen; nur würde der Verf. seinem Fleiß ein größeres Verdienst gegeben haben, wenn er eines Theils jede der beyden Materien ganz für sich und besonders abgehandelt, und anderntheils in der Ausführung sich einer größeren Bestimmtheit in den Aus-

drücken

drücken beflissen hätte. Denn Deutschland ward längst ein Wahlreich, ehe es glückte, das Wahlrecht auf einige wenige Fürsten ausschließlich zu bringen, um durch deren Stimmen desto leichter und entscheidender Einfluß auf die Wahl zu erhalten; und das Wahlfürsten-Kollegium bestand lange, ehe die Wahl-Fürsten durch die Umstände zur Vorsicht bestimmt worden sind, sich vom neugewählten König die Festhaltung der nunmehrigen Reichskonstitution, oder der so genannten deutschen Freyheit, nach gewissen ausdrücklich bestimmten Punkten versprechen und zusichern zu lassen. Aber eben darum würde der Verf. besser gethan haben, wenn er in einem Abschnitte von dem Entstehen der Kurfürstenwürde gehandelt, und in einem andern Abschnitte alle die Umstände historisch entwickelt und dargestellt hätte, die das Institut von der Wahlkapitulation herbeygeführt haben. Von der Unbestimmtheit der Ausdrücke in der Ausführung führen wir zur Probe die Stelle S. 30 an, wo vom König Konrad I. gehandelt wird. Bereits schon damalen sollen die D. R. Stände sich sehr große Vorrechte und manche einzelne Rechte erworben haben, die man heutzutage mit zur Landeshoheit zu rechnen pflege. »Aber,« fährt der Verf. fort, »die eigentliche Landeshoheit, in ihrem ganzen Umfange, hatten sie zuverlässig noch nicht. Die Reichsstände hatten damals ihre Ländereyen noch nicht ganz erblich, es war zwar schon herkommlich, daß die Könige die Söhne der Reichsstände, nach deren Tod, in den Ländern ihrer Väter zu bestätigen pflegten; aber schlechterdings nothwendig war solches nicht. Nach dem Tode des Herzogs Otto illustris von Sachsen wartete dessen Sohn Heinrich allerdings darauf, daß Konrad ihn als Herzog in den Ländereyen seines Vaters bestätigen werde, u. s. w.« Ferner: »Eben der Umstand, daß es Konrad bedenklich fand, Heinrichen eben die große Macht und beträchtliche Ländereyen, die sein Vater Otto besessen hatte, wieder einzuräumen, beweißt zur Genüge, daß Heinrich die Länder seines Vaters nicht erblich fordern konnte, sondern von der Bestätigung des Königs erwarten mußte. Die Kaiser waren noch immer die einzige Quelle aller Ehrenstellen, Würden und Rechte; Herzoge und Grafen wurden von ihnen gesetzt, und bekamen ihre Gewalt von ihnen. Daß man damals die Herzoge nicht als Landesherren, sondern mehr als Statthalter des Königes angesehen habe, beweißt

beweist eine Stelle von dem Bischof Ditmar von Merseburg, welcher von dem Burgundischen Grafen Wilhelm sagt: er sey dem Namen nach des Königes Vasall, in der That aber Herr des Landes, u. s. w.« Man möchte aber wohl bey dieser Stelle des Verf. fragen: sind die Ländereyen eines Herzoges von dem Herzogthume nicht gar weit unterschieden gewesen? waren jene nicht erblich? hatte der König dem Herzoge seine Reichswürde nicht zu verleihen, sondern nur zu bestätigen? war darum, daß der Herzog seiner Reichswürde, seines Reichs-Herzogthums wegen, dem Könige Treue zu geloben hatte, dessen Statthalter? Beweist die Stelle bey Ditmar: »Wilhelmus Comes miles est Regis in nomine, et Dominus terrae in re« wohl das, was damit der Verf. beweisen will? Wo der Schriftsteller seinen Leser immer noch zu so vielen Fragen veranlaßt, da kann er sich nicht mit der gehörigen Bestimmtheit gefaßt haben.

Gt.

Nähere Erklärung und Bestätigung eines Aufsatzes in Nr. XVI. der Marb. theol. Nachrichten d. J., Bremens kirchliche Angelegenheiten betreffend, von G. W. Petri, Past. primar. an der Kirche des heil. Ansgar. Bremen. 1803. VIII. und 104 Seiten. 8.

Ein anderer Recensent hat in unserer Bibliothek die frühern Schriften bereits angezeigt, welche über die kirchlichen Angelegenheiten der Lutheraner in Bremen erschienen sind. Und der gegenwärtige kann, nachdem er sie alle sorgfältig gelesen hat, nicht umhin, ihm in der Hauptsache beyzustimmen.

Herr Petri bekennt sich hier als Verf. des Aufsatzes im XVI. St. der Marburger theologischen Nachrichten d. J., und der Erläuterungen einiger der neuesten kirchlichen Angelegenheiten der Reichsstadt Bremen, wodurch die Schrift des Hrn. D. Nikolai veranlaßt wurde; und hat folglich auch zuerst diese Sache ins größere deutsche Publikum gebracht; meint aber doch, »man hätte nicht begreifen können,

können, warum man von reformirter Seite schweige.« Sonderbar, als reformirter Prediger in Bremen hat er ja mit der Publicität den Anfang gemacht. Es ist vielmehr — nicht bloß zu verwundern, sondern zu billigen, daß bis jetzt, nachdem doch schon mehrere reformirte Schriftsteller aufgetreten sind, nur zwey Schriften für die lutherische Parthey erschienen sind, welche doch in der That vor der Hand noch das Beste und Gründlichste enthalten. Hr. P. sagt am Ende der Vorrede: »ich erkläre, daß ich herzlich wünsche nicht gezwungen zu seyn, in dieser Sache ein Wort weiter zu schreiben.« Wer hat ihn denn gezwungen, den Anfang zu machen; muß er sich nicht gefallen lassen, da er den Kampf zuerst begann, daß man ihm antworte? Oder konnte er sich einbilden, daß seine Ansichten und Darstellungen der Sache den entscheidenden Ausschlag geben müßten? Er scheint auch mit einem Schattenbilde zu fechten, indem er voraussetzt, daß Hr. Nicolai ihn als Verf. der Erläuterungen gekannt habe, und deßwegen Hrn. N. manche Aeußerungen in seinem Buche übel nimmt, als ob sie auf ihn persönlich gemeint wären. Doch, dem sey wie ihm wolle, diese Nebendinge gehören nicht zur Sache selber. Mag Hr. N. im Eifer und in der Ueberzeugung von den Rechten seiner Gemeinde in manchen Stücken zu weit gegangen seyn: so ist doch er, der Herausgeforderte, weit eher zu entschuldigen, als der Angreifende, der es nun doch auch nöthig findet, Manches, was in seiner frühern Schrift stehe, zu berichtigen. Ein heftiger Gegner des Hrn. N. beschließt seine Schrift: Mithridat gegen Nicolai — mit dem Motto: Clericus taceat in Republica. Er mag wohl nicht gewußt haben, daß ein Clericus den öffentlichen Streit begonnen habe? Man werfe doch dem einen lutherischen Schriftsteller, gegen den bisher schon so viele reformirte aufgestanden sind, nicht allein Einseitigkeit und Animosität vor, da jener der Gereizte war, und diese nicht aufhören, gegen ihn zu schreiben. Endlich — um einer vielleicht noch zu machenden Einwendung zu begegnen — wird doch Hr. Petri nicht zu seiner Entschuldigung sagen wollen, daß die Lutheraner mit ihren Vorstellungen an den Senat den ersten Schritt gethan hätten. Darin hatte er sich ja nicht zu mischen; er und alle andern reformirten Prediger und Privatpersonen in Bremen konnten die Sache zwischen Senat und Lutheranern ihren Gang gehen lassen; ohne der Untersuchung und

Ent-

Entscheidung vorzugreifen. Wenigstens muß man gestehen, daß kein Reformirter in Bremen bey dieser Angelegenheit so interessirt seyn kann, als die lutherische Domgemeine.

Nun finden wir noch nöthig, einige Punkte, welche die Streitfragen unmittelbar berühren, aus der Schrift des Hrn. Petri anzuführen, und mit kurzen Bemerkungen zu begleiten. Er tadelt es, daß Hr. Nicolai von einer Ecclesia pressa spricht. Nun, was wäre es denn anders gewesen, wenn man es bloß geduldet hätte, daß die Lutheraner den Gottesdienst im Dom besuchten? Diese Duldung schließt ja den Begriff ein, daß sie kein Recht gehabt hätten, den Gottesdienst nach ihrer Konfession zu halten. Behauptet Hr. Petri nicht selber, S. 4: »Die Lutheraner hätten kein Recht, sich auf eine Gleichheit der Gerechtsame beyder protestantischen Kirchen, gegen hergebrachte alte Verfassung und gegen den deutlichen Inhalt derjenigen Verträge, worin den lutherischen Konfessionsverwandten der öffentliche Gottesdienst unter gewissen Bestimmungen zugesichert sey, zu berufen.« Schon hierin liegt der Beweis von Religionsdruck, daß im Stader Vergleich von solchen Verträgen die Rede seyn mußte. Wäre der Senat eingedenk geblieben, daß in Bremen gar kein Gesetz vorhanden sey, welches die eine Kirchenparthey mehr begünstige, als die andere: so bedurfte es eines solchen Vertrages gar nicht. Aber die Sache hat folgende Beschaffenheit. Die in Bremen gesetzlich bestehende Kirchenordnung ist noch aus der alten lutherischen Zeit her. Obgleich in allen Bremischen Kirchen in der Folge die reformirte Konfession eingeführt wurde: so ward doch die alte Kirchenordnung nicht abgeändert. Die lutherischen Bürger blieben freylich in den Bremischen Kirchen eingepfarrt; aber es wurde kein lutherischer Gottesdienst darin gehalten. Folglich hätten sie nicht ferner eingepfarrt bleiben sollen. Denn sie waren nur in so fern eingepfarrt, als es ehmals lutherische Kirchen waren. Man bemächtigte sich ihrer Kirchen, und zwang sie doch, als Eingepfarrte die Onera zu tragen. Man erlaubte zwar den Lutheranern, eine lutherische Landkirche zu besuchen; aber dieß war ja schon offenbarer Druck, daß sie ohne gesetzliches Recht gezwungen waren, entweder dem reformirten Gottesdienst in den Bremischen Pfarrkirchen sich einzuverleiben, oder ihren Cultus in einer entlegenen Landgemeine zu halten. So formir-

mitten ja diese Bremischen Bürger, welche durch kein Gesetz von den ehemals lutherischen Kirchen und Kirchengütern ausgeschlossen waren, gar keine lutherische Gemeinde mehr. Wenn auch in jener Landkirche wären sie, wie es der Verf. vom Dom behauptet, nur geduldete Gäste; nicht aber wirkliche Theilhaber an allen Rechten und Gütern der dasigen Kirchengemeinde gewesen. So lange die alte Kirchenordnung in Bremen existirt; so können die Lutheraner durch spätere Verhandlungen und Verträge nicht präjudicirt werden; so sind vielmehr die Reformirten als Usurpatoren anzusehen, welche sich der ursprünglich lutherischen Kirchen und Kirchengüter bemächtiget haben. Dieselbe Beschaffenheit hat es auch mit den politischen Einrichtungen. Hr. Petri sagt S. 58: »um zu zeigen, daß die Lutheraner hier nicht unter dem Druck stehen, führe ich an, daß hier keine gesetzmäßige Bestimmung existire, daß gewisse Stellen nur Reformirten oder nur Lutheranern zukämen.« Allerdings; denn nach der alten Verfassung ist von Reformirten gar nicht die Rede, sondern bloß von Lutheranern. Nun haben sich aber die Reformirten nicht bloß neben eingedrungen; sondern sie sind — nicht de jure, sondern de facto, die herrschende Partey geworden. Diese Partey hat einem, durch sie eingeführten, Gebrauch, daß z. B. in mehr als 100 Jahren kein Lutheraner in den Rath gewählt ward, gleichsam Gesetzeskraft gegeben. Allerdings widerrechtlich! aber es war doch nun einmal so, und dieß sollte kein Druck seyn? Es kann hier freylich gar nicht die Frage seyn: was und wie es an andern Orten, z. B. in Hamburg, ist. Und im Grunde kann Hr. Nicolai dergleichen Parallelen eben so wenig für sich brauchen, als Hr. Petri seine Berufung auf die Domkirche in Halle (S. 19), und auf die im Preußischen übliche Benennung: Hofprediger. So heißen ja alle städtische reformirte Prediger. Durch dergleichen Dinge entfernt man sich nur von der Hauptsache, und verwirrt die eigentliche Streitfrage. Wir können nicht unterlassen, hier zu fragen: wenn nun plötzlich der ganze Senat aus lutherischen Mitgliedern bestände, und diese die alten Rechte der Lutheraner geltend machten, wie würden sich die Reformirten wohl dabey benehmen? Sie könnten bloß das Recht des Besitzstandes für sich anführen. Gesetzt also, aber nicht zugegeben, daß die Lutheraner bey ihren Ansprüchen auf die Domgüter auch ganz und gar nichts für sich hätten, als den

Besitz-

Besitzstand; warum macht denn die reformirte Parthey so viel Aufhebens davon, daß sie ihre Forderungen vor den Senat gebracht haben, und daß sie sich aus ihrer Verfassung (dazu rechne ich aber ihren ganzen kirchlichen Zustand unter der hannöverschen Regierung) nicht herausreißen lassen wollen?

Seite 11 will Hr. Petri die Behauptung des Hrn. M. nicht gelten lassen, daß die Domgemeinde bey der Anstellung der Prediger ein Wort mitzusprechen gehabt habe; da er doch zugiebt, »daß die Diakonen bey der Introduktion um ihre Einstimmung in die Wahl befragt worden seyen.« Beweist dieß denn nicht, daß man ihnen ein Votum negativum zugestanden habe? Sollte jene Frage auch eine pure Formalität gewesen seyn: so sagt sie doch schon voraus, daß man die Diakonen als Repräsentanten der Domgemeinde anerkannt und zugestanden habe, daß die Domprediger nicht als bloße hannöversche Hofprediger, sondern als Pfarrer der ganzen lutherischen Gemeinde angesehen worden seyen. Wären die Reichsstadt-Bremischen Lutheraner in jener Kirche nur Gäste gewesen: so hätte es einer solchen Frage gar nicht bedurft. Aber schon der Umstand, daß die Regierung die Einrichtung mit den Diakonen gut hieß, welche doch Bremische Bürger waren, ist ein unläugbarer Beweis, daß sie das Daseyn einer solchen Gemeinde anerkannt, und ihr Antheil an der Kirchenverwaltung zugestanden habe.

Seite 20. »Der Bischof hätte dem Dom, zum Nachtheil den übrigen Kirchen, keine Rechte geben (ihn nämlich nicht zur Pfarrkirche erheben) können.« Dadurch, daß in den Bremischen Kirchen der reformirte Cultus eingeführet ward, hörte ihr Recht auf die Lutheraner auf. Wie es sich von selbst versteht. Hat man denn die Lutheraner damals um ihre Einwilligung gefragt? Sie mußten der Mehrheit weichen; aber eben diese Mehrheit, oder vielmehr Uebermacht, übte ja offenbaren Gewissenszwang aus, daß sie die Lutheraner zwang, die Gemeindelasten mitzutragen, ohne an den kirchlichen Vortheilen der Gemeinde ferner Antheil zu haben. Und da sie auf diese Weise de Facto ausgeschlossen worden waren: so mußten sie es als die größte Wohlthat ansehen, daß sie der Bischof in seiner Kirche aufnahm. Der Senat ließ es endlich geschehen, und willigte dadurch

stills

stillschweigend ein, daß sie in Spiritualibus in den Dom eingepfarrt wurden. Und es läßt sich wohl die Frage aufwerfen, ob sich der Senat seiner lutherischen Bürger nicht würde angenommen haben, wenn es der ehemaligen Herzoglich Bremischen Regierung gefallen hätte, die mit dem Dom gemachten Einrichtungen wieder aufzuheben, den der Domgemeine gewidmeten Kirchenfond einzuziehen, und solchergestalt die Lutheraner in Bremen in die ehemalige Verlegenheit zu versetzen? Man würde sich wahrscheinlich auf die Verträge und den langen Besitzstand berufen haben. Von dieser Seite betrachtet, gewinnt die Darstellung des Herrn Dr. Plank, welche der Verf. am Ende seiner Schrift anführt, eine andere Ansicht. Man gehe aber auch von diesem Punkt, als nicht zur eigentlichen Hauptsache im gegenwärtigen Streit gehörend, ab; man nehme an, daß sich die Lutheraner, wie bisher, gefallen lassen, in dem alten bürgerlichen, nicht kirchlichen, Parochialnexus zu bleiben: so ist ja dadurch noch nichts entschieden. Dieser bürgerliche Nexus kann den kirchlichen, den sie mit dem Dom haben, nicht aufheben, es kann aus jenem nicht gefolgert werden, daß die lutherischen Bürger in Bremen nicht wirklich zur Domgemeine gehört hätten. Mit den reformirten Kirchspielen konnten sie in keinem kirchlichen Nexus stehen, wäre das mit dem Dom auch nicht gewesen: so hätte in Bremen eigentlich gar keine lutherische Kirchengemeine existirt. Und doch bauen die reformirten Schriftsteller auf den Grund, daß die lutherischen Bürger in Bremen mit dem Dom daselbst nicht als eigentliche Gemeine können verwandt gewesen seyn, die Hauptstärke ihres Raisonnements. Dieß mag den Lutheranern mehr oder weniger helle vorgeschwebt haben, wenn sie in ihren dem Senat übergebenen Vorstellungen mannichfaltige Besorgnisse einfließen ließen, im Fall es dem Senat nicht gefallen sollte, auf ihre Wünsche und unmaaßgebliche Vorschläge Rücksicht zu nehmen.

S. 54 f. kommt der Verf. auf die Kirchengüter. Wir erinnern zuerst, daß sich Herr Nicolai nur in soferne auf die Verwaltung der Ansgarii-Kirchengüter berufen hat, als man vorschützte, daß eine solche Verwaltung der Bremischen Staatsverfassung zuwider sey. Wenn es jene nicht ist: so folgt daraus, daß die Lutheraner nichts wünschen, was mit der Bremischen Staatsverfassung nicht bestehen könnte. Ob

übrigens die Verwalter des Kirchenguts Bauherren oder Diakonen heißen, kann hier ganz gleichgültig seyn, genug daß diese und jene ein erwählter Ausschuß von Gemeinegliedern sind. Auch haben ja die Diakonen der Domgemeine in ihrer Vorstellung an den Senat ausdrücklich Bauherren als Verwalter des Kirchenguts, in Vorschlag gebracht. Scheinbarer sind die Einwendungen des Verf. wodurch er den Antheil der lutherischen Bürger am Kirchenvermögen des Doms bestreiten will, welche er von der bisherigen Administration hergenommen hat. Wer wird aber läugnen, daß auch das Kirchengut der Oberaufsicht des Staats unterworfen, und selbst in dem Betracht Staatsgut sey, in wiefern es nicht Privatpersonen, sondern der ganzen Korporation angehört, und unter Direktion des Staats nur zu den bestimmten allgemeingültigen Zwecken angewendet werden darf? Die Lutheraner erbitten sich ja selber eine Deputation aus dem Senat, welche an der Spitze ihres Kirchenkollegii stehen möchte. Ist denn das Vermögen der Ansgari-Kirche der Oberaufsicht des Staats ganz entzogen? Oder haben die andern Kirchspiele in Bremen, mit deren Verwaltung es eine andere Beschaffenheit hat, als mit Ansgari, kein eigenthümliches Kirchengut? Daß der Landesherr die Rechnungsführer bestellte, kann doch wohl nicht als gültiger Beweis angeführt werden, daß die Güter nicht eigentliche Kirchengüter gewesen seyen? Wenn auch die Ueberschüsse in landesherrliche Kassen flossen: so kann man daraus noch nicht den Schluß ziehen, daß das zu den Kirchenbedürfnissen Nöthige nicht aus dem Kirchenvermögen genommen worden; eben so wenig folgt es aus dem Grunde, weil die Diakonen der Domgemeine zu außerordentlichen Ausgaben die landesherrliche Genehmigung hätten nachsuchen müssen. Die Kämmerey- und Kirchengüter in den preußischen Staaten stehen unter Landeskollegien; die Magisträte können über jener Ueberschüsse nicht freywillig disponiren, und die Verwalter der letztern können ohne höhere Einwilligung von dem bestehenden Etat nicht abweichen. Wer wollte aber daraus den Schluß ziehen, daß es im Preußischen keine eigenthümliche Kämmerey- und Kirchengüter gebe? Was aber insbesondere die Stiftung des Petri-Waisenhauses betrifft: so haben lutherische Schriftsteller dokumentirt, daß sie bisher lediglich unter der Verwaltung der Inspektoren und Diakonen gestanden,

den, daß diese der Hannöverschen Regierung auch nicht einmal Rechnung darüber abgelegt haben.

Was endlich die Klagen anbetrifft, die Herr Petri abermals angestimmt hat, daß durch das Verfahren der Lutheraner die Hoffnung auf eine mögliche Vereinigung der beyden protestantischen Konfessionen in Bremen vereitelt worden sey: so kann man die Sache dahin gestellt seyn lassen. Wenigstens möchte es wohl das unsicherste Mittel zu einer solchen, allerdings wünschenswerthen, Vereinigung seyn, wenn man mit den Temporalibus anfängt. Wie in großen Städten verschiedene Kirchspiele von Einer Konfession, welche alle ihre eigenthümliche Kircheneinkünfte und Verwaltungen haben, richtig neben einander existiren; aber gewiß bald in Streit gerathen würden, wenn man sie zusammen werfen wollte; warum sollte es mit den Kirchen der verschiedenen Konfessionen nicht eben so gehalten werden können? Es ist gar wohl möglich, wenn es mit der gehörigen Vorsicht, und ohne den Verdacht absichtlicher Eingriffe oder Zurücksetzungen geschieht, daß herkommliche reformirte Stellen mit Lutheranern, oder lutherische mit Reformirten besetzt werden können, ohne daß es Aufsehen und Widerspruch erregt; aber die Art, wie man in Bremen gleich nach der Besitznehmung verfahren hat, ist wahrlich nicht dazu geeignet, eine friedliche Vereinigung vorzubereiten oder in Gang zu bringen. Und da das gerade von einer zu wünschenden Kirchenvereinigung gerade um die Zeit in Bremen laut wurde, als die Aussicht auf die neue Akquisition sich eröffnete: so ists den Lutheranern gar nicht zu verdenken, daß ihnen die Sache verdächtig vorkam. Ununterrichtete Lutheraner mögen auch wohl die Idee mit Vergnügen aufgefaßt haben, weil sie der Verhältnisse in ihren bürgerlichen Parochialverbindungen schon lange mochten müde gewesen seyn; besser Unterrichtete aber konnten wohl über der anlockenden Seite, die daran ist, andere Verhältnisse, welche vielleicht derselben zum Opfer gebracht werden müssen, nicht vergessen.

1. Recension der Schrift des Herrn Dompredigers Nicolai in Bremen über den Zustand der lutherischen Domgemeine 2c., und den Erläuterungen einiger der neuesten kirchlichen Angelegenheiten 2c. eines Ungenannten. In der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung Nr. 229. 230. d. J. Aus diesen Blättern besonders abgedruckt. Oldenburg, gedruckt bey Stalling. 1803. 20 Seit. 8.

2. Gegenerklärung gegen die Erklärung des Recensenten der Nicolaischen Schrift über den Zustand der Domgemeine in Bremen, in Nr. 186. des Intelligenzblattes der allgemeinen Literaturzeitung. Oldenburg, gedruckt bey Stalling. 1803. 16 Seit. 8.

Den Abdruck in Nr. 1. zeigen wir hier bloß an, um alle Aktenstücke in der auf dem Titel benannten Sache, welche uns bisher zu Gesichte gekommen sind, anzuführen. Der Verf. jener Recension, so wie der Redakteur werden wissen, wie sie sich gegen die Zudringlichkeit des Verfassers oder der Verfasser

von Nr. 2, zu benehmen haben. Diese kleine, in einem bitter bösen Tone abgefaßte Schrift, muß wohl von denjenigen reformirten Predigern in Bremen herrühren, von welchen es gleich im Anfang derselben heißt, daß sie sich bey dem Herrn Hofrath Schütz, als Redakteur der allgemeinen Literaturzeitung, über den Recensenten der Nicolaischen Schrift beschwert, und von ihm verlangt hätten, jenes Buch noch einmal durch einen Unparteyischen recensiren zu lassen. Da sie aber im angeführten Stück des Intelligenzblattes wider alle ihre Erwartung das Gegentheil fanden: so konnten sie sich nicht länger halten, sie mußten ihrem gerechten Eifer Luft machen, und das arme Publikum besser unterrichten. Diese Männer sagen indessen von sich selbst: „sie stritten nicht, „wollten nicht streiten, wollten nicht einmal Partey seyn; „sondern nur vorsichtig und aufmerksam für die Zukunft ma„chen.“

„chen." Sie wiederholen noch zum Ueberfluß: „daß kein „Streit zwischen lutherischen und reformirten Predigern „sey." „Das reformirte Ministerium habe gegen das Verlangen der lutherischen Diakonen, den lutherischen Dompredigern gleiche Rechte mit den reformirten zu geben, „kein Wort gesagt und keine Zeile geschrieben, sehe auch „bisjetzt keinen Fall voraus, wo es dieß zu thun nöthig finden könnte." Und es wäre allerdings ein großes Unglück, wenn jenes Verlangen erfüllt würde, wovor Gott die fromme reformirte Stadt, die so eifrige Seelsorger hat, in Gnaden bewahren wolle!

Nun, warum ereifern sich denn die ehrwürdigen Herren so sehr, daß man in der That für ihre Gesundheit besorgt seyn muß? O sie wollen bloß aus der besten Meinung den „fanatischen hierarchischen" Nicolai in seiner Blöße, als einen Aufwiegler, Unruhestifter, ungehorsamen Bürger gegen seine Obrigkeit darstellen. Uebrigens „nehmen sie doch in „der Sache selbst gar nicht Partey, als nur in sofern sie je„der Mensch, jeder gute Staatsbürger, und besonders der „Prediger nehmen muß, denen Zutrauen zu der Obrigkeit, „Toleranz und Sittlichkeit überhaupt am Herzen liegt."

Hieran mag genug seyn, um diese Schrift zu charakterisiren. Wir bitten übrigens unsere Leser, sie unangetastet liegen zu lassen, wenn sie sich die Hände nicht besudeln, und noch Achtung gegen jene Herren behalten wollen. Es ist aber in der That bemerkenswerth, daß einige reformirte Prediger, (einige sagen wir, aus wahrer Achtung für manchen schätzbaren Mann im Bremischen Ministerio,) in dieser Angelegenheit, die sie doch eigentlich gar nichts angeht — denn sie gestehen ja selber, daß sie für ihre Gerechtsame ganz unbesorgt seyen — so stark Partey nehmen, und sie sogar zur öffentlichen Streitsache gemacht haben! Möchte doch nunmehr das unnütze Geschreibe ein Ende haben. Denn der stille Rechtsgang, den die Sache zu nehmen angefangen hat, kann für die Einwohner Bremens bey weitem nicht so beunruhigend werden, als das ungestüme Lermblasen unberufener Vertheidiger des Senats und Ankläger der lutherischen Partey und ihrer Wortführer.

Pg.

Die deutsche Staatsverfassung nach vollbrachtem Entschädigungssysteme. Mit Gesichtspunkten für ihre Vollkommenheit, von dem Hofrath und Professor Hartleben zu Salzburg. Erste Abtheilung. 1803. 86 Seit. 8. geh. 8 Kr.

In der Einleitung, worin der Verf. meist der Vossischen Schrift: historisch = publicistischer Versuch über die Schicksale der deutschen Reichsstaatsverfassung (1802. 8.) gefolgt ist, geht er davon aus, daß der deutsche Staat von jeher eine eingeschränkte Monarchie gewesen sey. Mit Recht giebt er dieser überhaupt den Vorzug. Der Standhaftigkeit K. Franzens II. schreibt er zu, daß der prophezeyte Sterbetag des d. R. Staates nicht eingetreten sey. „Karl der Große habe, statt seinen Plan mit der Unbe„schränktheit des Regiments auszuführen, vielmehr den „dritten Stand emporheben müssen, um die Absichten der „Großen des Reichs auf Aristokratie zu hemmen; aber „eben dadurch aufs neue die eingeschränkte Monarchie be„festiget.“ (Wenn aber nur Er oder Herr Voß angegeben hätte, wer damals zum dritten Stande gehört habe? und worin diese Staatsoperation vor Emporhebung dieses dritten Standes bestanden habe?) Den vollen Einfluß der Hierarchie auf die deutsche Regierungsform — im Mittelalter — statuirt auch der Verf., und zwar mit allem Rechte. Worinnen er aber bestanden habe, übergeht er. Den ersten und zweyten Theil der deutschen Staatskonstitution giebt er der goldenen Bulle und der Wahlkapitulation. Den dritten Theil sollen Religionsmeinungen und übertriebener Einfluß der Hierarchie auf das weltliche Regierungssystem veranlaßt haben. Er heiße westphälischer Friede. „Leider! habe sich aber mit ihm unter der Firma „der Religion eine noch jetzt nicht erloschene politische Oppo„sitions = Partey gegen das Reichs = Oberhaupt gebildet. „Noch müsse oft dieser religiöse Schild den Titel herleihen, „um das gesetzliche Band der Stände an den Kaiser lockerer „zu machen, und den deutschen Reichsstaat, wie er da steht, „in zwey große Hälften aufzulösen.“ (Ja, leider! hat man im letzten Franzosen-Kriege zweymal im diplomatischen Wege sich dieses religiösen Schildes bedient, dem bedräng-

ten

ten Vaterlande den vom ersten protestantischen Fürsten des Reichs zubereiteten Frieden eben nicht glücklicher Weise zu vereiteln!!!) Der französischen Garantie des W. Fr. schreibt der Verf. alles Unheil im d. R. von neueren Zeiten zu. (Aber wie viel diese am neuesten Unheil Schuld gehabt habe, ist bald entschieden.) Der zu vielen Beschränkung der kaiserlichen Machtvollkommenheit, der Erhöhung der Regenten-Gewalt — schreibt der Verf. meist die Kraft- und Thatlosigkeit des deutschen Staatskörpers zu. (Freylich würde eine souveraine Alleingewalt im deutschen Reiche dem letzten Kriege bald eine andere Wendung gegeben haben; aber dann hätten wir eben einen andern Staat.) „Die gegenwärtige Periode gebe der mühsam „aufrecht erhaltenen hierarchischen Konstitution des „d. R. Staats den letzten Stoß.“ (Aber wie? hat die hierarchische Konstitution des d. R. Staats in den geistlichen R. Fürsten und Landesherren, in den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten bestanden? Oder sind nicht vielmehr — mit dem Verschwinden des geistlichen Standes aus der Zahl der R. Stände, — davon die Stützen gefallen, daß es von nun an nicht mehr so leicht ist, bey der hierarchischen Konstitution des Reichs zu monarchisiren ??) Ganz richtig giebt der Verf. den Gesichtspunkt von der neuen Ordnung der Dinge an: 1) Entschädigung der weltlichen deutschen Erbfürsten; und 2) Herstellung des Gleichgewichts, d. h. eines wohlberechneten Verhältnisses zwischen Haupt und Gliedern im d. R., als womit der Einfluß des hierarchischen Geistes auf die Verfassung vernichtet, und mittelbar die deutsche Monarchie (??) noch mehr beschränkt worden sey. In der Ausführung scheint sich der Verf. eines Theils über die Konstitution des d. R., und andern Theils über die Regierung desselben verbreiten zu wollen. Denn das Vorliegende von der Schrift enthält bloß den ersten Theil: die Konstitution des deutschen Reichs. Zuvörderst überhaupt in geographischer und dann in politischer Beziehung. Bey ersterer giebt er über den erlittenen großen Verlust mancherley Trostgründe. Bey der letzteren meint der Verf., daß die Form des d. R. Staats ungeachtet des aristokratischen Geistes, der aus der hohen Theilnahme der Stände an der Regierungs-Gewalt hervorblicke, sich doch am meisten in der Praxis, dem sogenannten Staatensysteme nähere. (Aber warum soll im-

mer und ewig Praxis der Theorie entgegengesetzt, und für ein Staatensystem ausgegeben werden? was nun einmal Deutschland als ein Reich nicht seyn kann? warum will von den Schulgelehrten diesem Reiche immer und ewig eine monarchische Form gegeben werden, die die Fürsten des Reichs nie zugeben können und werden? und warum soll das Reich keine Aristokratie mit einer gewissen Modalität seyn, ob sich gleich damit alles Uebrige so trefflich reimen läßt, und die ganze Geschichte vom Mittelalter im Einklange steht?) Mit Recht eifert der Verf. gegen die große Autorität, die man dem Herkommen einräume. (Aber es wird nicht Viel helfen, so lang unsere Staats- und Geschäfftsmänner nicht größere Gelehrte werden, und das Staatsrecht nicht wissenschaftlicher studieren.) Den Kaiser macht der Verf. zum Regenten Deutschlands; und also, seiner ganzen Regierung halber, nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich. Für die neuen Kurfürsten schlägt er das Erz-Thürhüter-, Küchelmeister- und Jägermeister-Amt vor. In Bestimmung der Komitial-Sachen soll die lästige Analogie freyen Spielraum haben. (Aber man gehe nur nicht von der monarchischen Form aus: so wird diese Analogie nicht mehr so lästig, vielmehr und dagegen ganz konsequent seyn.) Uebrigens und weiter Folge seiner Theorie ist es nicht, wenn er es für die Aufrechterhaltung der Verfassung für sehr vortheilhaft hält, daß vermittelst eines neuen Grundgesetzes für das Zwischenreich der Reichsversammlung das Recht eingeräumt würde, über die augenblickliche Bedürfnisse des Staats unter der schon bestimmten Autorität der R. Vikarien verbindliche Schlüsse abzufassen. (So lange man nicht aus festen Principien ausgeht, sind dergleichen Inkonsequenzen unvermeidlich.) Auf dem Reichstage sollen sämmtliche Stände im Verhältnisse zu dem Kaiser nur Einen Körper ausmachen. Daher der Ausdruck: „Kaiser und Reich.“ In der Praxis müsse man aber oft eher sagen: „Kaiser oder Reich.“ (Die Praxis würde aber mit der Theorie in größeren Einklang kommen müssen, wenn man nur bey der Natur der Sache bliebe, welcher nach das Oberhaupt mit den Gliedern nur Einen, und zwar gut organisirten Körper ausmacht. Die jetzt nur drey katholischen gegen sechs evangelische Kurfürsten irren den Verf. sehr, wegen des allgemeinen Gleichgewichts der beyden Religionen, die im westphälischen Frie-

Frieden verordnet sey. Er schlägt daher noch Salzburg, und den Hoch- und Deutschmeister, nebst einer dem Erzkanzler zu ertheilenden überzähligen Stimme vor. (Diese Religionsgleichheit kommt jetzt auf dem Reichstage zur ernstlichsten Sprache. Im Ausdrucke: Gleichgewicht der beyden Religionen, liegt einige Zweydeutigkeit, der begegnet werden sollte. Uebrigens wäre es doch der Mühe werth, daß ein sachkundiger Mann den mit einander streitenden Geschäfftsmännern die ganze Suite der westphälischen Friedensverhandlungen über die Religions-Gleichheit vorlegte, um daraus zu erlernen, was man darunter verstanden? wer sie urgirt? welcher Theil sie dem andern heftigst bestritten? und wie man sich endlich mit einander verglichen habe?) Im schwäbischen Kreise schlägt der Verf. Thurn und Taxis zum mitausschreibenden Fürsten vor, den Hoch- und Deutschmeister im Fränkischen, und meint, daß der Westphälische mit dem Niedersächsischen vereiniget werden sollte. Den bisherigen katholischen Ton über die Religions-Korporationen, in dem das Corpus *Evangelicorum* immerhin so sehr angefochten wurde, stimmt jetzt der Verf. sehr herab, und meint, daß nun die Reihe an dem katholischen R. Theile wäre, die Kollegialversammlung nach dem Muster des protestantischen auf einen regelmäßigen Fuß zu organisiren, vornehmlich auch um der katholischen Unterthanen protestantischer Landesherren willen, um denselben Unterstützung und Theilnahme in deren billigen Gesuchen und Beschwerden zufließen zu lassen. Es ist aber doch noch eine große Frage, ob sich jetzt umgekehrt — gerade Alles so bey dem katholischen Theile gegen den evangelischen in die Lage kehren wird, als es bisher bey dem evangelischen gegen den katholischen war. Uebrigens werden wir wohl bald über den Text vom Jure eundi in partes, von katholischen Publicisten Predigten und Kommentaren lesen, die man an denselben bisher nicht gewohnt war. Daß ihnen hierin von den protestantischen trefflich vorgearbeitet worden, mag ihnen wohl zu Statten kommen, und ist doch auch Dankswerth. Daß übrigens die ganze Schrift mit viel Sachkunde geschrieben sey, dafür verbürgt schon der berühmte Name des Verf.

Pp.

Kriegswissenschaft.

Ueber die Ausführbarkeit einer französischen Landung in England, und deren Folgen. Vom General Lloyd, Verfasser der Geschichte des siebenjährigen Krieges. Im Oktober 1803. VIII und 32 Seit. 8. geh. 6 gr.

Die Landung der Franzosen in England, und die daraus entstehenden Folgen, sind Gegenstände, über welche sich kein absprechendes Urtheil fällen läßt. Man kann, wie bey allen Operationsplänen, bloß das Für und Wider gegen einander halten. Bey zweckmäßig getroffenen Anstalten, muß man alsdann dem mehr oder mindern Glück, und der größern oder geringern Geschicklichkeit, dem Muth und den Talenten der streitenden Partey, den Ausgang überlassen.

Uebrigens ist vorliegende Schrift die Meinung eines sehr verständigen Mannes, wobey man nicht vergessen muß, daß die Vaterlandsliebe desselben, mit der Liebe für den Waffenruhm seiner Nation, verbunden zu seyn scheint.

Der Verf. theilt uns hier sehr kurz und bündig die verschiedenen möglichen Fälle, und die ihnen entgegenzusetzenden Anstalten mit.

Jeder Militair wird diesen Aufsatz, und den demselben beygefügten Anhang „über die Operationslinie," mit Vergnügen und zu seiner Belehrung lesen, und Stoff zu ferneren Betrachtungen darin finden.

Sm.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Dr. Meltzer's einfache Säe = Maschine und Feld = messer.

Diese Maschine ist einfach, weil sie nur aus einem viereckigten unten zusammenlaufenden Kasten besteht, an dem sich eine mit Löchern bezeichnete Walze umdreht, worein sich der Saamen legt, und beym Umdrehen ausfällt. Von innen sind Schieber, um nach Belieben dicht oder dünn säen zu können. Da diese Maschine den Saamen sogar bey Sturm recht gleichförmig zerstreut und umher säet: so wird zum Wohl der Menschheit sehr viel an dem theuren Saamen erspart, und die Saat steht dennoch dichter, von den gekeimten Körnern gehen weniger ein, und bleibt weniger Raum für Unkraut übrig. Diese Maschine ist auch, wie leicht zu erachten, wohlfeil zu bauen, und auch keinen andern Hindernissen unterworfen. Man kann damit, ohne fernerhin von einem einzigen Säemann und von einer anhaltenden günstigen Witterung abzuhängen, in einer kurzen Zeit mit seinen gewöhnlichen Knechten schnell, ohne zu fehlen, Viel auf einmal besäen. Zugleich ist an dieser Maschine ein einfacher Pflock angebracht, der jedesmal klappt, wenn 6 sächs. Quadrat = Ellen besäet sind. Dadurch hat man einen doppelten Feldmesser: erstlich, von der Größe eines Feldes, und zweytens, wie viel Saamen darauf verwendet worden, um ein an-

jedermal seine Maaßregeln bestimmt zu wissen: Die übrigen Beobachtungen und Verhaltungsregeln lehren die Abbildung und Beschreibung für 1 Thlr., und noch deutlicher das richtige und ganz genau und sauber bearbeitete Modell für 3 Thlr.

Da bey meinen unaufhörlichen und kostspieligen Versuchen, wie sich ein Jeder überzeugen kann, allein die Beförderung und Vervollkommnung des Menschenwohls und des unvollständigen Ackerbaues betrifft: so will ich dadurch meinen Eifer und meine Uneigennützigkeit öffentlich bezeugen, daß ich Demjenigen, der eine noch einfachere, gründsichere und nützlichere Säe-Maschine angeben könnte, hiermit eine Privatbelohnung von Einem Hundert Stück Dukaten zusichere.

Man wendet sich mit postfreyen Briefen und Bestellungen entweder an Herrn Beygang, Besitzer des Museums, oder an Herrn Joachim, Buchhändler in Leipzig.

Angenehmer, vielfacher und nützlicher Gebrauch von der Abbildung und Beschreibung des vollen Mondes in seiner Pracht.

Es ist Pflicht, ein jedes Produkt der Kunst und Natur so vielfach als möglich zu benutzen, und dadurch das Reich unserer Kenntnisse und des Genusses zu vermehren. Die erschienene Abbildung und Beschreibung des Mondes in der feinen, genauesten und ganz richtigen Darstellung, gewährt folgende drey interessante Veränderungen und Nutzanwendungen.

Erstlich:

In einem ganz einfachen Rahmen gefaßt und an der Wand aufgehangen, giebt sowohl einen gelehrten als auch unterrichtenden Anblick von einem Weltkörper, der als ein getreuer Freund und Begleiter der Erde uns zu unendlich vielen Bemerkungen und Muthmaaßungen reizt und verleitet. Und wer sollte an solchen über Erschöpfung klagen können?

Zweytens:

dieses nämliche Bild mit Rahmen auf ein dazu zweckmäßi-

ges

ges Fußgestell gesetzt, dient alsdann als ein edles Hausgeräth, indem man es als einen mildernden Lichtschirm auf dem Arbeitstisch, oder als matten Nachtschirm vor die Nachtlampe gebrauchen kann. Bey der Erholung von Geschäfften, und bey Nachtwachen in schlaflosen Nächten gewährt es ein fortdauernd beruhigendes Bild. Auch für manchen Kranken gewiß ein höchst angenehmes Geschenk zur Unterhaltung in langen Stunden!

Drittens:

setzt man dieses Bild vor einen verdeckten Kasten, stellt einige Lichter oder Lampen hinein; hängt es mit diesem Kasten hoch hinauf an einer Wand: dann leuchtet und verbreitet dieses transparente große Bild vom Monde gleich dem wirklichen Monde einen sanften Schimmer über das ganze Zimmer oder Saal. Wie wohlthätig und erfreuend dieser Schein sich über alle Gegenstände zerstreue, kann man nicht durch Beschreibung, sondern nur durch eignen Anblick sich überzeugen, besonders wenn es vom traulichen Klavier und Flötenspiel oder vom Gesange begleitet wird.

Alle diese drey Veränderungen und Nutzungen mit dieser Abbildung vom Monde an einem einzigen Stücke vereinigt, kostet ganz fertig im saubern Rahmen gefaßt, und in einer starken Kiste zum Versenden gut verpackt, den billigen Preis von 2 Friedrichsd'or und für Kiste und Emballage 1 Thlr. Man wendet sich ebenfalls mit Bestellungen entweder durch gute Buchhandlungen, oder auch unmittelbar in postfreyen Briefen an Herrn Beygang, Besitzer des Museums, oder an Herrn Joachim, Buchhändler in Leipzig.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Ober-Konsistorialrath Böttiger zu Weimar, geht nicht nach Berlin, wie im LXXXIV. Bd. 1. St. S. 117 angezeigt worden; sondern nach Dresden. Daselbst wird er Direktor der Studien des Pageninstituts, welche Stelle von

von Sr. Kurfürstl. Durchlaucht für ihn ist neuerrichtet worden.

Das Gehalt des beständigen Sekretairs der Kurpfalzbaierischen Akademie der Wissenschaften zu München, Herrn J. Kennedy, ist auf 1000 Gulden erhöht worden.

Der bisherige Kurfürstl. Badensche wirkliche Geheime Regierungsrath; Großvoigt und Policeydirektor zu Karlsruhe, Freyherr C. W. L. F. von Drais, ist zum Geheimen Rath und Hofrichter des zu Rastadt für Civil- und Kriminalsachen niedergesetzten Gerichtshofes ernannt worden.

Der Herr Dr. L. Balser aus Darmstadt, hat die Stelle eines Medicinalraths für Oberhessen, nebst einer ordentlichen supernumeraren Professur der Medicin zu Gießen erhalten.

Ebendaselbst ist der Geheime Rath und Vicekanzler Herr H. B. Jaup, aus der dritten in die zweyte Stelle, bey der Juristenfakultät gerückt.

Todesfälle.

1803.

Im December starb zu Leipzig Herr E. B. G. Hebenstreit, Dr. der Philosophie und Medicin, außerordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie, 45 Jahre alt. Das Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften befindet sich in Meusels gelehrtem Deutschland Th. III. S. 135—37.

Chronik deutscher Universitäten.

Gießen. 1803.

Am 13ten September erhielt Herr F. C. Müller die medicinische Doktorwürde.

Am

Am 19ten September erwarb sich Herr H. C. Jaup die Würde eines Doktors der Rechte.

Am 20sten September erhielt dieselbe Würde Herr F. J. Arens. Seine Dissertation handelt: de juris, bonae fidei possessori in fructus ex re aliena competentis, legitimo fundamento.

Am 21sten September wurde diese Würde Herrn C. C. A. Algeyer, ertheilt.

Am 14ten November wurde Herr G. Minnigerode zum Doktor der Medicin promovirt.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

1803.

In Mainz ist vor Kurzem eine medicinische Privatgesellschaft errichtet worden. Herr Dr. Wenzel ist Direktor, Herr A. Kircher Sekretair. Mitglieder sind die Herren Doktoren Burkard, Molitor, Ruf und Wittmann. Sie wird sich Anfangs hauptsächlich mit der Erforschung bestimmter häufiger werdenden Nervenkrankheiten beschäfftigen. Es werden auswärtige Aerzte, welche Abhandlungen einschicken, und sich anheischig machen, jährlich nur eine Frage zu beantworten, zu Mitgliedern aufgenommen. Von Zeit zu Zeit wird die Gesellschaft einen Band ihrer Abhandlungen drucken lassen.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Des Herrn G. H. R. Schwab zu Stuttgard, Preisschrift über die Allgemeinheit der französischen Sprache, ist von einem französischen Geistlichen, Namens Robelot, der sich gegenwärtig bey dem Freyherrn von Landsberg in

West-

Westphalen aufhält, sehr getreu, und mit Zusätzen, ins Französische übersetzt worden, unter dem Titel:

Dissertation sur les causes de l' universalité de la langue françoise, et de la durée vraisemblable de son empire, par M. Schwab, Conseiller de cour et Secretaire intime de S. A. S. le Duc de Wirt. Cet ouvrage a remporté le prix, décerné par l'Academié Royale des Sciences de Berlin, le 3 Juin 1781, concurremment avec le discours de M. de Rivarol. Traduit de l'allemand par D. Robelot. De l'imprimerie de Munier. à Paris, chez Lamy Libraire. 1803.

In der Vorrede bemerkt der Uebersetzer mit vieler Unpartheylichkeit nicht nur, daß die Schwabische Preisschrift in Frankreich wenig bekannt ist, und daß die französischen Schriftsteller, wenn sie von der Berliner Preisfrage über die Allgemeinheit der französischen Sprache reden, bloß der Rivarolischen Preisschrift Erwähnung thun; sondern auch, daß man selbst in Deutschland hat drucken lassen, daß die Schwabische Abhandlung nur das Accessit erhalten habe. Zum Beweis führt Herr Robelot die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung vom 31sten December 1796. S. 782, und die Broschüre des sel. Büsch über die Frage an: „ob ein „Volk in Absicht auf seine Aufklärung gewinne, wenn seine „Sprache zur Universalsprache werde?“ Wirklich befindet sich diese unrichtige Angabe an beyden Orten.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Sparta. Ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staates, von J. C. F. Manso. Zweyter Band. Leipzig, bey Dyk. 1802. 572 S. gr. 8. 1 Rg. 20 gr.

Mit gleichem Fleiße und mit gleicher Anstrengung, mit welcher der erste Theil dieses in seiner Art klassischen Werks bearbeitet war (s. N. Allg. D. Bibl.), ist auch der vorliegende abgefaßt. Die Frage, welche der würdige Verfasser hier beantwortet, ist die: Wie erhob sich Sparta wieder zur ersten Macht Griechenlands? — Der Weg, auf welchen er den Leser führt, um diese Aufgabe befriedigend lösen zu können, ist freylich lang und etwas ermüdend, besonders für den, der die kriegerischen Ereignisse, von welchen hier die Rede ist, oft gelesen hat; aber es war durchaus unmöglich, dem Leser eine deutliche und vollständige Einsicht in den Gegenstand, der hier abgehandelt wird, zu verschaffen, wenn der Verfasser nicht so ausführlich gewesen wäre, als er wirklich gewesen ist. Aus dem großen Vorrathe der vorhandenen Materialien, die er aus den Quellen selbst entlehnt und streng geprüft hat, hat er doch immer nur das, was für seinen Zweck nothwendig und nützlich war, ausgehoben, zu einem schönen

Ganzen verarbeitet, und so anziehend als möglich vorgetragen. Eine Specialgeschichte muß nothwendig ausführlich seyn, wenn die Absicht erreicht werden soll, von welcher Rec. in der Anzeige des ersten Theils dieses Werkes a. a. O. gesprochen hat. Daß die Geschichte Athens, Messeniens, und anderer kleiner Staaten Griechenlands ebenfalls ausführlich erörtert werden würden, war zu erwarten; denn das Schicksal derselben ist mit dem Schicksale Sparta's so innig verwebt, daß es unmöglich ist, den Gang der letztern zu verfolgen, und die Ursachen und Wirkungen derselben und ihren Zusammenhang zu durchschauen, wenn nicht auch die erstern im Detail dargelegt werden. Immer bleiben für den Specialgeschichtforscher gewisse Gränzen abgesteckt, und wer die größern Werke von Mitford und Gillies vergleichen will, wird finden, daß H. P. Manso das gehörige Verhältniß fast immer beobachtet hat. So ist z. B. der Zug der Athenienser gegen die Oeniaden und Leukadier (Thucyd. III, 7.) mit Recht übergangen. Manches konnte freylich kürzer gefaßt, Manches noch übergangen, Manches noch hinzugesetzt werden; aber es ist leichter, solche Ausstellungen zu machen, als sie zu verhüten. Man muß selbst eine solche Arbeit, wie die gegenwärtige ist, versucht haben, um sie gehörig würdigen und mit Billigkeit beurtheilen zu können. Selbst der sachkundige Leser ahnet kaum die Schwierigkeiten, die sich hier vorfinden. Rec. ist nicht im Stande, einen Auszug mitzutheilen, und muß sich daher mit obigem allgemeinem Urtheile begnügen, wenn er nicht die vorgesetzte Uebersicht abschreiben soll. Dieser Band ist in zwey Bücher abgetheilt. Das dritte Buch erzählt Sparta's Geschichte vom Anfange des peloponnesischen Krieges bis zur Unternehmung auf Sicilien, oder von Olymp. LXXXVII, 1. bis zu Olymp. XCI, 1. (S. 1 — 190.) Das vierte beginnt mit der Unternehmung der Athenienser auf Sicilien, und geht bis zum Schluß des peloponnesischen Krieges, oder von Olymp. XCI, 1. bis zu Olymp. XCIII, 4. (S. 191 — 388.)

Auch in diesem Bande findet man das, was mit wenig Worten erläutert werden konnte, in den Anmerkungen erklärt, wo auch die Stellen, aus welchen die Erzählung geschöpft ist, angeführt, und, wenn ihr Sinn streitig ist, geprüft werden. Alles aber, was einer ausführlichen Erörterung bedurfte, oder was der Verfasser nachtragen zu müssen glaub-

glaubte, ist in die angehängten Beylagen verwiesen worden. Wenn der Verf. in der Erzählung selbst etwas ergänzt, was die Alten, welche hier befragt werden müssen, nicht geradezu und deutlich gesagt haben; aber doch aus dem ganzen Zusammenhange hervorgeht: so hat er dieß in der Anmerkung fast überall angezeigt, z. B. S. 266, 269, 278, 297, 327. Die Stelle im Thucyd. (IV, 54.), wo Heilmann ἂν suppliren will, übersetzt H. P. Manso: Schon vor der Landung des Nicias, waren zwischen ihm und etlichen Cytheräern Unterredungen gepflogen worden. Darum kam der Vergleich für itzt und für die Folge um so viel schneller und leichter zu Stande. Ueberdem hatten die Athenienser (gleich Anfangs) diejenigen von den Cytheräern abgesondert, welche lacedämonische waren, zumal da die Insel so nahe an Lakonika liegt. — S. 389 — 540 folgen 14 Beylagen. Die erste ist überschrieben: Zur Charakteristik der Geschichtschreiber des peloponnesischen Kriegs. Vom Xenophon sagt er: »Dem vielumfassenden, kräftigen und tiefeindringenden Thu»cydides gegenüber, ist er nicht viel mehr, als ein trockener »Annalist, an dessen von Fehlern vielleicht freyere; aber das »für auch an Schönheit ärmere Schreibart ich mich nur mit »Mühe gewöhnt habe.« Vom Diodorus urtheilt er, er verfahre nicht bloß überhaupt unkritisch; sondern er lege es auch absichtlich darauf an, mit Thucydides nicht auf einem Wege zusammen zu treffen; vielmehr unwichtig zu finden, was jener wichtig fand, und hervorzuziehen, was jener vorüberging. Ungleich mehr befriedige er in der Geschichte der letzten sieben Jahre, mit welcher Xenophons Werk beginnt. Hier verfahre er kritischer. Hrn. Creuzers Abh. über den Xenophon und Thucydides, so wie Heilmanns Abh. über den letztern ist nicht erwähnt worden. Weiske's Abh. vor seiner Ausgabe des Xenophon gehört auch hieher. Zweyte Beylage. Der Schatz Athens beym Ausbruche des peloponnesischen Krieges. (S. 398.) Hier werden die Gründe zusammengestellt, welche für die Annahme der grossen Summe (über eine halbe Million Thaler) des Minervenschmucks sprechen. Dritte B. Erläuterungen über die Belagerung von Potidäa. (S. 405.) Aus Folard und Guischard entlehnt, und zum Theil berichtigt. Vierte B. Vermuthung über eine dunkle Stelle des Thucydides (3. 70.) (S. 413.) Heilmann erklärte sie für räthselhaft. Etwas deutlicher wird die Sache allerdings durch Hrn. M's

Deutung. Fünfte B. Thucydides Gedanken über Aristokratie und Demokratie. (S. 416.) Diese findet man B. III. Kap. 82 — 84., sie enthalten einen Kommentar über die klassische Stelle des Herodots (III, 80 — 82.), wo von der besten Regierungsform die Rede ist, und müssen den Zeugen der neuesten Zeitgeschichte anziehen. Aristoteles hätte hier noch verglichen werden können. Sechste B. Ueber eine Stelle aus dem Redner Andocides (de pace cum Lacedaem. ineund.), wo ein funfzigjähriger Waffenstillstand erwähnt wird, welchen Miltiades vor dem Frieden mit den Aegineten schloß, ꝛc. (Seite 425.) H. P. M. weiß die Schwierigkeiten nicht zu lösen. Siebente B. Ein Beytrag zur Kenntniß der Verfassung von Argos. (S. 432.) Hr. M. bemerkt hier, daß es zu Argos zweyerley Klassen von Bürgern gab, ältere (πρεσβύτεροι beym Thucidid. V, 72.) oder geehrtere und minder geehrte. Er muthmaaßt, daß dieser Unterschied seit der Zerstörung von Mycenä, Tirynth, ꝛc. und aus der Versetzung ihrer Einwohner nach Argos erwachsen, und der Kampf der Aristokratie und Demokratie hauptsächlich aus dieser Bildung des Staates im Staate hervorgegangen sey. Achte B. Sikuler und Sicelioten. (S. 437.) Die letztern sind die in Sicilien ansässigen Griechen. Neunte B. Die kriegerischen Unternehmungen der Athenienser auf Syrakus, verglichen mit der Lage des Orts. Wichtigkeit des sicilischen Kriegs. (S. 440.) Ist keines Auszugs fähig. Das gilt auch von der zehnten B. Persien im Verhältniß zu Griechenland. In der eilften B. sind die Revolutionsversuche zu Samos und Athen gleichzeitig geordnet, besser als in Dodwells Annalen geschehen ist. In der zwölften führt der Verf. einige Abweichungen zwischen Xenophon und Diodor an, die sich auf den Alcibiades beziehen. (S. 482.) Im Texte hat sich der Verfass. einzig an jenen gehalten; aber es ist nicht zu läugnen, daß die Wahrheit auf Diodors Seite sey. Die dreyzehnte B. beantwortet die Frage: Was kostete der peloponnesische Krieg? und wie wurden die Kosten von den ihn führenden Staaten aufgebracht? (S. 485.) Hier zugleich ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte der Finanzen Athens in der jetzigen Periode. Die vierzehnte B. (S. 506.) verbreitet sich über die Begründung der Demokratie in den griechischen Staaten. Zuletzt folgt (S. 541.) noch eine

eine chronologische Uebersicht der Begebenheiten zwischen dem Schlusse des persischen und Anfange des peloponnesischen Kriegs, und der Begebenheiten des letztern selbst. In der Erzählung selbst hält sich der Verf. an die Zeitabtheilung des Xenophon; aber hier ordnet und verbindet er die Ereignisse genauer. Die Jahre vor Christo, die Jahre der Olympiaden und des Kriegs sind jedesmal angegeben, und die Rubriken so geordnet: Könige — Ephoren — Archonten — Strategen — Kriegsmacht — Schauplatz des Krieges — Begebenheiten — Erfolg. Die Niederlage der Athenienser bey Aegos-Potamos, welche nach Dodwell in den Monat Poseidon (in unserm December oder Januar) fällt, setzt H. P. M., richtiger, anderthalb Monate früher hinauf. Wir haben nun noch einen dritten Theil dieses Werks zu erwarten, der das Ganze vollenden wird. Gewiß sieht ihm jeder Freund der Alterthumskunde mit Vergnügen entgegen.

Itz.

Gelehrtengeschichte.

Das gelehrte Deutschland, oder Lexikon der jetztlebenden deutschen Schriftsteller. Angefangen von *G. C. Hamberger* — fortgesetzt von *J. G. Meusel*. — *Zehnter Band*. Fünfte durchaus vermehrte u. verbesserte Ausgabe. Lemgo, bey Meyer. 1803. VIII und 860 Seit. gr. 8. 2 Rg. 12 gr.

Mit diesem Bande wäre demnach von dem fleißigen Meusel die fünfte und höchst mühsame Musterung unserer alten und jungen, starken und schwachen Streiter in Apoll vollendet. Nicht ohne Erstaunen überschaut man jetzt vom deutschen Parnaß herab die bunten Geschwader unserer ewigwachsenden Weisheit, in sofern diese in den Häuptern, oder wohl auch größtentheils nur in den Fingern unserer Söhne und Töchter ihren Sitz hat. Aber wo ist jetzt eine Nation auf unserm ganzen Planeten, die in Hinsicht der literarischen

Kriegsmacht mit dem Volke, welches Deutsch spricht und schreibt, sich messen kann! Denn Frankreich, eben sowohl an Menge der Köpfe uns gleich, als an Streitgewalt uns und allen Völkern bey weitem überlegen, steht dennoch mit seinem Schriftstellerkorps, so weit wir nämlich dasselbe durch Erschens Betriebsamkeit kennen, gegen unsere unübersehbaren Heere gerechnet, schier nur einer literarischen Kirchenparade gleich. In den vorliegenden zehn starken Bänden nämlich stehen nicht etwa auch die Namen unserer literarischen Brüder, welche z. B. seit 10 — 15 Jahren die Straße gewandelt sind, unde negant redire quemquam; sondern bloß diejenigen, von welchen in dem gegenwärtigen Augenblicke das quicunque terrae munere vescimur wirklich noch gilt und gelten kann.

Dem Anschein nach soll der von uns schon ehemals geäußerte und wirklich gutgemeinte Wunsch, daß theils Freund Hain von der allzu großen schriftstellerischen Bevölkerung Gewinn ziehen, theils Apoll vermöge seines großen Einflusses in die mancherley Beschäfftigungen der Menschen mehreren unserer Büchermacher statt der Federn oder Bleystifte, Hobel, Kneiffe, Scheeren, Zangen und Hämmer, u. dergl. in die Hände spielen möchte, nicht erfüllt werden. Vielmehr scheint jener Wunsch, wie etwa manches Gebet, gerade das Gegentheil gewirkt zu haben, indem, seitdem er geäußert wurde, und überhaupt seit der Existenz des Hamberger-Meuselschen gelehrten Deutschlands fast in keinem Bande das arbeitende Gewimmel stärker, und das Brausen, Rollen, Schwingen und Lärmen der literarischen Trieb- und Hebewerke lebendiger, als in dem vorliegenden, gewesen ist. Waren in dem vorigen Bande in einem Zeitraum von ohngefähr drey Jahren siebenhundert neue Jünger zu den alten von A bis Z gekommen, und hatten sich die Zuschauer über diesen unerhörten Zuwachs kaum genug wundern können: so wird und muß die Verwunderung bey diesem neuen Bande noch höher steigen. Freylich sind in demselben 14 Schaaren aufgestellt. Allein man muß bedenken, daß Buchstaben darunter sind, welche auch bey der größten Bevölkerung wenig Mannschaft zu liefern pflegen. So sind wirklich z. B. die Buchstaben N, O, Q, T, U, V, Z, wie überall, und so auch hier von geringem Umfang. Unser U z. B. hat diesmal nur zwey, unser Q sogar nur Einen Neuling erhalten; T, Z, jedes

nur

nur 11, V nur 13, O nur 23, u. s. w. Dessen ungeachtet steht hier wieder ein neues Korps von achthundert neun und vierzig Männern und Männchen, welches sowohl in der Fronte als im Rücken die interessanteste Ansicht gewährt, indem es nicht nur durch Alter; sondern auch durch Stand, Geschlecht, Geschmack, Neigung, u. dgl. die bunteste Mischung und Ansicht hervorbringt. Demnach hat das gelehrte Deutschland seit seiner fünften Ausgabe jetzt schon wieder einen Nachtrag von beynahe sechzehnhundert Schriftstellern erhalten. Hier sind also und bleiben dem Anschein nach ununterbrochen fort Kräfte in Bewegung, welche jede verlorne Kraft doppelt und dreyfach zu ersetzen streben, so daß es nicht genug scheint, Mann für Mann wieder zu geben; sondern für jeden Weggenommenen, wo nicht drey, doch wenigstens zwey, rasch herbeyzuführen. In dem vorigen Bande hatte der Buchstabe H den stärksten Zuwachs, nämlich 160 bekommen. In dem vorliegenden ward das höchst fruchtbare S wieder am reichlichsten bedacht, indem dessen Vermehrung aus 187 Köpfen besteht. Ihm zur Seite darf das wohlbegabte K mit 138, und das nicht minder starkbesetzte M mit 134 neuen Schriftstellern stehen.

Rec., welcher nun seit mehr als zwanzig Jahren die Ebbe und Fluth des gelehrten Deutschlandes genau beobachtet, kann außerdem, so weit er jetzt seine gesammelten kurzen Bemerkungen zu überblicken im Stande ist, versichern, daß er seit jener Zeit in keinem Bande dieses ganzen Werks bey den neuern Schriftstellern unter andern eine solche bunte Reihe als in dem gegenwärtigen gesehen hat. Von dem Stande der ersten Feldherren, der Grafen, u. s. w. an, bis herab auf den gemeinen Bauer, Handwerker und Soldaten steht, wie in der großen Schöpfung alles bunt und gemischt unter einander da, indem Schulmeister und Waffenwärter, Bandfabrikanten und Uhrmacher, Zahnärzte und Apotheker, Köchinnen und Gastwirthe, Juden und Handelsdiener, Fechtmeister und Kantoren, Seifensieder und Kirchner, Komödianten und Zuckerbäcker, Bauern und Feldmesser, Musketiere und Förster, Schreiner und Fischermeister, Buchdrucker und Kupferstecher, Sergeanten und Grafen, Zimmermeister und Gräfinnen sich neben einander gereihet haben. Man sieht hieraus, daß das Büchermachen immer mehr zu den gewöhnlichen und alltäglichen Handthierungen gezogen wird, da es

hingegen in den frühern Zeiten unserer Literatur ein Prärogativ für die gebildeten Stände gewesen ist.

Auch unsere junge Schriftstellerwelt hat in diesem Bande wieder reichlich zugenommen, obgleich von sehr vielen Autoren die Jahre der Geburt noch nicht angegeben werden konnten. Bey den meisten ist in dieser Hinsicht der Raum noch ganz leer, und bey vielen steht bloß noch unbestimmt 177—. Allein bey mehreren ist das Geburtsjahr von 1771 — 1782 wirklich angegeben. Von dem letzten Jahre haben wir Karl Rose gefunden, welcher Subkonrektor des Gymnasiums zu Soest in der Grafschaft Mark ist, und als Anonym hier mit fünf, hin und wieder nicht allzuwohl aufgenommenen, Schriften aufgeführt wird. Vergl. die N. Allg. D. Bibl. B. 72, S. 206 fg. Demnach haben wir mit Bestimmtheit von dem J. 1782 jetzt zwey Schriftsteller, Fr. Hausmann und K. Rose. Auch das J. 1781 hat uns zu den zwey andern noch J. K. A. Murhard, Ober-Kammerarchivar zu Kassel geliefert, so daß unter diesem Jahre gegenwärtig überhaupt drey Schriftsteller stehen. Am fruchtbarsten, auch schon in den vorigen Bänden, war unter andern das J. 1772, welches in diesem Bande abermals zehn neue Männer aufstellt. Mithin liefern uns allein die zwey letzten Bände, welche bekanntlich nur die Nachträge enthalten, 21 im Jahre 1772 geborne Schriftsteller. Auch das Jahr 1774 ließ nur allein für diesen Band wieder sieben, und das Jahr 1775 wieder sechs neue Verfasser hervortreten. Eben so viele fanden wir auch vom Jahre 1773. Selbst vom Jahre 1780 drängen sich hier noch vier unter die große Schaar mitunter sehr sonderbarer Deutschen hervor. Die meisten Neulinge, nämlich eilf, hatte das Jahr 1771 für diesen Band erzeugt; aber dennoch enthält dasselbe für die zwey letzten Bände einen weniger, als das Jahr 1772. Ehemals waren wir bey dem Aufzählen der jüngsten Schriftsteller bis auf das Jahr 1765 zurückgegangen, weil jenes Jahr die Gränze zwischen Blüthe und beginnender Reife zu seyn schien. Allein seit 6 — 8 Jahren schon war jener Gesichtspunkt nicht nur aufgehoben; sondern auch besonders von jenem Jahre an das Gewimmel und Getümmel so groß, daß man, hätte man von dort an die neuen jugendlichen Schriftsteller aufzuführen anheben wollen, vielleicht auf einer ganzen Oktavseite für ihre Namen nicht Raum genug gehabt hätte.

Daß

Daß aber diese allzusehr blühende Jugend für die Wissenschaften, und für wahre Gelehrsamkeit noch zu zart und schwach seyn möchte, wer könnte daran zweifeln? So bearbeitete der obengenannte K. Rose für angehende Prediger, besonders Katecheten, Kandidaten und Schullehrer die moralischen Beyspiele des A. T. in zwey Großoktavbänden exegetisch (!!), psychologisch (!!!) und praktisch (?!?!) in seinem — sechzehnten Jahre. Non his iuventus orta parentibus infecit aequor — sed rusticorum mascula militum Proles, Sabellis docta ligonibus Versare glebas. — Zum Beschluß bemerken wir, daß der eilfte Band dieses Werks den Beschluß des Ganzen machen, und außer dem topographischen und nekrologischen Register zu den ersten 10 Bänden, Verbesserungen und Zusätze liefern wird. Hoffentlich wird uns der edle Mann doch auch die Reihen der Schriftsteller nach den Wissenschaften, wie man sie bey der vierten Ausgabe findet, dießmal nicht vorenthalten, indem es zur übersichtlichen Kenntniß ungemein dient, z. B. die Schaar der Theologen, Aeskulape, Philosophen, Dichter, u. s. w. sowohl dem Alphabet als der Zahl nach, auf einmal überschauen zu können. Noch immer, d. i. schon seit mehr als zwanzig Jahren, muß übrigens unser Meusel über die unglaubliche Indolenz der meisten Autoren im katholischen Deutschlande Klage führen. Soll denn dieselbe nie gestillt werden?

P.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Miscellanea philologica. Edidit *Aug. Matthiae.* *Vol. I. Pars II.* Seite 141 — 226. Altenburg, bey Rink. 1803. gr. 8. geh. 13 kr.

Dem ersten, unlängst von uns angezeigten Stücke dieser Miscellen ist das zweyte in Kurzem nachgefolgt. Wir lesen hier die erste Hälfte einer Abhandl. des Herausgebers de indiciis

diciis Atheniensium, die aus den Quellen geschöpft ist, und von vieler Belesenheit und von Urtheil zeugt. Ungern vermissen wir dabey den Gebrauch von Heyne's Epimetrum de iudiciorum publicorum ratione et ordine apud Graecos im 4ten Bde seiner Opusc. acad. S. 76—91, welches, bey aller Kürze, doch sehr gute und fruchtbare Bemerkungen und Winke enthält.

Die Dissertation über die Gerichtshöfe in Athen zerfällt in zwey Theile, wovon der erste die Kriminalgerichte in diesem Stücke abhandelt; die Fortsetzung aber sich mit den übrigen öffentlichen und Privatgerichten beschäfftigen wird.

Es gab fünf Kriminalgerichte in Athen, unter denen das Alterthum des Areopag bis in die Heroenzeit hinaufgeführt wird. Es betraf, wenigstens in der Regel, vorsetzlichen Mord. Solon erweiterte seine Macht, und erhob ihn zugleich zum höchsten Senat, zu dessen Mitgliedern die Archonten nach Verwaltung ihres Amtes ernannt wurden.

Die andern vier Kriminalgerichte erkannten über unfreywilligen Mord (?): 1) Das Gericht ἐπὶ Παλλαδίῳ betraf überhaupt unfreywillige Mordthaten, Nachstellungen, und den Tod als die Folge empfangener Wunden. 2) ἐπὶ Δελφινίῳ. Wenn Jemand eine Mordthat [diese war nicht immer unfreywillig] nicht läugnete; aber nicht eingestand dafür strafbar zu seyn. Heyne vergleicht es mit dem, was wir moderamen inculpatae tutelae nennen. 3) ἐπὶ Πρυτανείῳ, wo theils entflohene Mörder in ihrer Abwesenheit gerichtet, theils vernunft- und leblose Gegenstände, wie Holz, Steine, Waffen, die an Jemandes Tod Ursache waren, verdammt wurden. 4) ἐν Φρεαττοῖ, worin diejenigen ihre Sache führten, welche eines unfreywilligen Mordes wegen zum Exil auf ein Jahr verdammt worden; vor Ablauf dieser Zeit aber, und ehe sie von den Verwandten des Ermordeten Verzeihung erhalten, einen neuen und zwar vorsätzlichen Mord [also wieder ein Gericht, das über vorsätzliche Blutschuld erkannte!] begangen hatten. Diese durften nicht das feste Land von Attika zu ihrer Vertheidigung betreten; sondern näherten sich nur einer Stelle im Hafen Piräus, ἐπὶ Φρεαττοῖ genannt, wo sie sich vom Schiffe aus vertheidigten, während die Richter am Ufer saßen.

In

In den vier letztern Gerichtshöfen waren 51 Richter, Epheta genannt. Wenn der Kriminalfall auf die Religion Bezug hatte, [nicht auch in jedem andern Fall?] so präsidirte dabey die Magistratsperson, welche die Aufsicht über den Religionskultus führte, der Βασιλεύς, ausgenommen im Gericht des Prytaneum, wo die jeder Tribus eigenthümlichen Aufseher des Religionswesens präsidirten.

Der Verf. geht nun zur Gerichtsform in den Kriminalgerichtshöfen fort. Nur der konnte anklagen, dessen Verwandter oder Sklave getödtet war. Die Klage brachte man an den Archon König. Dieser verbot sogleich dem Beklagten, an öffentlichen Orten zu erscheinen. Zur Vorbereitung des Processes waren drey Monate festgesetzt. Nun brachte der Archon König die Sache vors Gericht. Dieses ward unter freyem Himmel gehalten. Sie schwuren zuerst, der Kläger, der Beklagte habe gemordet, der Beklagte, er habe nicht gemordet; beyde, sie wollten nichts vorbringen, als was zur Sache gehöre; dann betheuerte der Ankläger, der Ermordete sey sein Verwandter. Darauf trugen beyde ihre Sache vor, und führten geschworne Zeugen herbey. Dem Kläger wurden zwey Anklagereden, dem Beklagten zwey Schutzreden zugestanden. Nachdem die Parteyen das Ihrige vorgetragen hatten, wurde eine eherne und eine hölzerne Urne hingestellt. In die erstere warfen diejenigen Richter ihre Steinchen, welche den Beklagten verdammten, in die andere diejenigen, welche ihn lossprachen. War die Zahl der Steine gleich: so wurde der Beklagte losgesprochen; desgleichen, wenn er unfreywillig gemordet hatte; der Kläger wurde um 1000 Drachmen gestraft, wenn er nicht den fünften Theil der Stimmen für sich hatte. Dem Verurtheilten wurde die Strafe, nicht nach der Willkühr der Richter oder des Klägers; sondern nach dem Gesetze zuerkannt. Von dem Ausspruch des Areopag fand keine Appellation an andere Richter statt. Für die Vollziehung der Strafe hatten die Thesmotheten zu sorgen. Vor dem Richterspruch konnte der Beklagte, wenn er für den Ausgang seines Processes fürchtete, freywillig ins Exil gehen, ausgenommen, wenn er seinen Vater ermordet hatte. Auf einen vorsätzlichen Mord stand die Todesstrafe; auf eine beygebrachte Wunde das Exil. War ein Mörder vor dem richterlichen Ausspruch fortgegangen; so dauerte sein Exil ewig, und seine Güter wurden verkauft.

kauft. Hatte er sich im Vaterland versteckt, oder kehrte er zurück: so konnte man ihn von neuem belangen, zu den Thesmotheten führen, auch tödten. Wer ihn aber auf fremdem Gebiet tödtete, wurde als ein Mörder angesehen. Nur in der Gegend durfte man Hand an ihn legen, wo der Mord verübt worden war. Wer unwillkührlich einen Menschen getödtet hatte, wurde zum einjährigen Exil verurtheilt. Unterdeß mußte man sich durch gewisse Gebräuche von der Blutschuld reinigen lassen, und sich die Verzeihung von den Verwandten oder Tribulen des Getödteten verschaffen. Unter gewissen Umständen durfte man einen Menschen ungestraft tödten, z. B. einen Nachstellenden, einen Ehebrecher, oder Straßenräuber. Tyrannenmörder wurden sogar in hohen Ehren gehalten. Wer einen Verräther, oder einen, der die Demokratie zu untergraben suchte, umbrachte, wurde für keinen Mörder angesehen. Aerzte, deren Kranke gestorben waren, wurden frey gesprochen.

Dieß der Hauptinhalt einer Abhandlung, die zwar nicht alle Dunkelheiten der athenienſischen Gerichtsverfassung weggeräumt; aber die Punkte, worauf es ankommt, mit Scharfsinn und Sachkenntniß abhandelt, und nebenbey mehrere Stellen der Alten, insonderheit der attischen Redner, theils verbessert, theils erläutert.

Unter den beyden folgenden Nummern werden die philologischen Briefe des Prof. Lenz fortgesetzt, welche im ersten Stücke angefangen waren. Die Epistel an den Pr. Jacobs handelt von einer verdorbenen Stelle des Athenäus 5, 9. p. 206 F., wo es von einer Dionysischen Grotte heißt: οὐ χρῶμα μὲν ἦν ἔχον τὴν πετροποιΐαν ἐκ λίθων ἀληθινῶν καὶ χρυσοῦ δεδημιουργημένον. Für χρῶμα, welches keinen passenden Sinn giebt, erwartete man οἰκοδόμημα, oder ein ähnliches Wort. Unter λίθων ἀληθινῶν scheint eine besondere edlere Steinart verborgen zu liegen. Der Verfasser ist geneigt, die ganze Stelle so zu lesen: οὐ ὑπερῷα μὲν ἦν ἔχουσα τὴν πετροποιΐαν ἐκ λίθων ὑαλινῶν, u. s. w. Eine Grotte, deren Dom oder Kuppel aus einem Bau von krystallartigen Steinen und Gold bestand. Das Wort ὑπερῷα in der Bedeutung eines Gewölbes oder einer hohen Halle, welches weniger gewöhnlich ist, kann zur Verfälschung der Lesart Anlaß gegeben haben. Es werden die

die Worte ᾠόν, ὑπερῷον, und verwandte griech. und lateinische Wörter erläutert. Welches auch die Abstammung seyn mag: so scheint doch ᾠόν, wie ovum, ursprünglich ein gerundeter, erhabener Körper, Kegel, Gewölbe, etc. zu seyn; daher auch die römische Metä in der Rennbahn beym Dio ᾠοειδῆ δημιουργήματα, und bey den Lateinern ova heißen. Ein ähnlicher Ausdruck ist umbo, welches öfter für prominentia rotunda beym Statius steht. S. Barth zu dessen Thebais 6, 257. — Die andere Epistel an den Rath Schlichtegroll über die Wörter νάπος und νάπη ist als ein Beytrag zu den griechischen Wörterbüchern anzusehen, in welchen die Bedeutungen derselben noch nicht genugsam geschieden zu seyn scheinen. Ihre Veranlassung liegt in den Zeitumständen, und durch sie erhält sie vielleicht ein eigenes Interesse. Ein Ungenannter setzte einen Preis auf den Beweis, daß νάπος ein Thal heiße, in Beziehung auf Bonaparte's Vornamen, Napoleon, über den sich ein Streit erhoben hatte, indem er von Einigen der Rübenlöwe, von Andern aber, weit anständiger und annehmlicher, der Thallöwe, übersetzt worden war. Der Verfass. des Sendschreibens führt nun ausführlich und mit Belegen aus den Alten die verschiedenen Bedeutungen aus, wobey mehrere Stellen bald verbessert, bald erklärt werden. Das Wort bezeichnet im Allgemeinen jede Vertiefung, in sofern es Bergen entgegengesetzt wird, insonderheit aber ein enges, von Bergen eingeschlossenes Thal (das ist im Lateinischen cava vallis atque ob id occulta beym Livius 28, 2. Vgl. 7, 34.); dann eine Bergschlucht, einen Abgrund und Hohlweg (vgl. Sturz Lexicon Xenophonteum v. νάπος); ferner die Tiefen des Meeres und Grotten, die man sich auf dem Boden desselben dachte (ähnlich die Lateiner fossa ponti. S. Wakefield zu Lucrez 5, 483.); Sammelplätze des Wassers in engen Bergklüften und Tiefen, aus welchem Sprachgebrauch unter andern eine Stelle des Quintus von Smyrna 10, 415. ff. (diese wird irgendwo vom Wakefield zum Bion oder zum Sophocles auf ähnliche Weise verbessert), und des Catull an den Manlius V. 57. ff. ihr gehöriges Licht erhält. Man kann vergleichen Ovid Met. 8, 334. f. Concava vallis erat, qua se demittere rivi Adsuerant pluvialis aquae: tenet ima lacunae Lenta salix. Hiermit ist nahe verwandt die Bedeutung eines Sumpfes, Dickichts, oder Sees, in welcher das Wort, unter andern in einem hier hergestellten Verse des Bion 1, 36. gebraucht wird, und welches über-

ein-

einkommt mit cava palus Ovid Met. 6, 371. und κοιλὰς δροσερή in Platons Epigr. Anthol. gr. T. 1. p. 104. n. 8. v. 6. Noch ist eine Bedeutung übrig, nach welcher das Wort von Höhlen und Gängen, die von Natur oder durch Kunst in Berge hineingehen, oder Berge gleichsam eröffnen, gebraucht wird. In Hinsicht auf diese Bedeutung scheinen die alten Grammatiker auch das Wort von ἀναπετάω abgeleitet zu haben, womit unser offen, das in andern Mundarten apen und open heißt, ja auch die Wörter Napf, Napp, Nappe, verglichen werden. Eine Stelle des Pindar Isthm. 3, 18. f. ist vorzüglich merkwürdig, weil darin ein Napoleon, nämlich der Nemeische Löwe ἐν κοιλᾳ νάπᾳ, in der Berghöhle, vorkommt. Man muß bey solchen νάπαις an die grossen Naturhöhlen, wie die Baumannshöhle, mit großen Gängen, Hallen und Windungen denken. Von der Art ist auch jene beym Ovid Met. 11, 592. f. Est prope Cimmerios longo *spelunca* recessu, *Mons cavus*. Endlich kehrt der Verfass. zu dem Namen Napoleon zurück, und handelt von den Eigennamen, die sich auf den Löwen beziehen. Man kann hinzusetzen, z. B. Leos, Leäna, Leontium, Leonidas, Leoprepes, Leostratus, Androleos in Lucians Epigr. 21, 2, Thrasyleon Apulejus Met. Buch 4. Pantaleon kommt noch heut zu Tage als Vorname vor, und vom Pantaleon Hebenstreit hat das bekannte Saiteninstrument, Pantalon, das er gegen 1697 in Eisleben erfand, seinen Namen. Von dem Namen Napoleon hat der Verf. kein Beyspiel bey den Alten gefunden; aber wohl die erdichteten Namen Napäus und Nape. (Letztere kommt auch im Ovid Am. 1, 11, 2. vor.) Indeß vermuthet er, daß schon bey den alten Corsen, von denen Napoleon Bonaparte abstammt, dieser Name als Anspielung auf die rauhe Lebensart derselben in Wäldern und Bergklüften, welche vom Strabo und Diodor von Sicilien ausdrücklich angemerkt wird, üblich gewesen seyn möchte. Es sey uns erlaubt, hier die sinnreichen Vermuthungen zweyer Gelehrten über diesen Namen und dessen Bedeutung nachzutragen, die uns bey Gelegenheit des angezeigten Sendschreibens zugegangen sind. Der Prof. Matthiä in Mainz äussert sich darüber folgendergestalt: »Die Uebersetzung des »Namens Napoleon durch Rübenlöwe ist freylich sehr abge»schmackt, obgleich der Mann allerdings viel Löwenmäßiges »an sich hat. Daß in Corsica griechische Namen gäng und »gäbe seyn sollen, finde ich gar nicht seltsam; wie Man-

»cher

»ther heißt dies, und jenseits des Rheins Georg, Christoph,
»Theodor, Niclas, Alexander, u. s. w. Uebrigens käme es
»darauf an, zu untersuchen, wer bey dem ersten Konsul zu
»seiner Zeit Gevatter gestanden hat. Man weiß, daß 1676
»sich Spartaner auf Corsica niederließen, die sich 1731 nach
»Ajaccio, Bonaparte's Geburtsort, begaben. Diese Kolo-
»nie bestand 1740 aus 812 Seelen. Wer weiß, ob nicht
»ein solcher Spartaner bey dem ersten Konsul Gevatter ge-
»standen. So könnte ihm der Name Napoleone oder Na-
»πολέων, wie er ihn selbst schreibt, in der Taufe zu Theil
»geworden seyn. Wir haben im Deutschen nicht nur den
»Namen Löwenthal (wiewohl nicht als Taufname); son-
»dern auch den Namen Guttheil (Bonaparte).« Ueber
die Abstammung des Wortes Napoleon hegt dagegen der
O. KR. Böttiger folgende Meinung: »Ich glaube, Na-
»poleon ist aus der astrologischen Sprache des Mittelalters,
»die reich an Komposition der Sterneinflüsse war. Nape
»ist so viel als Nepe (Dorisch), welches stets der eigentliche
»Name für den Scorpion im Zodiacus war, und so heißt
»das Ganze: der im Scorpion geboren wurde. Denn der
»Löwe heißt in der theurgischen und astrologischen Sprache
»die Sonne selbst, οἶκος Ἡλίου nennt ihn Manetho.«

Ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte und Kritik der
R. Kaiserbiographen ist Heyne's hier wieder abgedruckte
Abhandl.: Censura sex scriptorum historiae Augustae.
1803. Mit dem Tacitus und Suetonius starben die Ge-
schichtschreiber in Rom so wenig aus, daß Casaubon versichert,
die Anzahl der lateinischen Schriftsteller der R. Kaisergeschich-
te, deren Namen auf uns gekommen sind, belaufe sich auf
50; aber sowohl die Staatsverfassung als der Verfall der
Wissenschaften machten, daß sie weit hinter ihren Vorgän-
gern zurückblieben. Die Staatsangelegenheiten wurden nicht
mehr öffentlich betrieben, die Geschichtschreiber waren also
nicht mehr in der Lage, den Gang der Begebenheiten mit
ihren Triebfedern zu kennen; sie mußten sich nur an das All-
gemeine, an die öffentlichen Ereignisse, an Gerüchte und ge-
meine Aussagen halten. Die Geschichte wurde nur summa-
risch, chronikenmäßig behandelt. Die Publicität war über-
dem gehemmt, und die Schreibfreyheit gänzlich beschränkt.
Die Liebe zur Wahrheit wurde immer schwächer; Sklaven-
sinn, Furcht, Schmeicheley, Trägheit und Weichlichkeit,

hatten

hatten sich aller Gemüther bemächtigt; die Wissenschaften beschränkten sich bloß auf Grammatik und Rhetorik, und auf die Rechtshändel des Forums. An die Stelle einer einfachen, würdigen Sprache des Geschichtschreibers trat Künsteley, Schwulst und Schminke; an die Stelle der Wahrheit und der Wichtigkeit der Gedanken traten Fabeln, Wundergeschichten, Anekdoten; das Studium der ältern klassischen Schriftsteller wurde vernachlässigt; so wurde der Sinn für das Bessere gar nicht mehr unterhalten. Anfangs schrieb man die Leben einzelner Kaiser; dann einer ganzen Reihe von Kaisern, endlich faßte man die ganze Kaiserfolge vom Cäsar oder Nerva an in Einen oder mehrere Bände zusammen. Einer kompilirte immer den Andern, und so war das Werk des spätern gewöhnlich immer das schlechtere; endlich wurde alles auf Auszüge zurückgeführt. Solche Epitomatoren und Kompilatoren waren auch die uns noch übrig gebliebenen Scriptores historiae Augustae, die gegen das Ende des dritten und den Anfang des vierten Jahrhunderts lebten. Sie sind nicht mehr ganz übrig, diese sechs Schriftsteller; auch weiß man nicht von jedem dieser sechs Werke den Verfasser mit Sicherheit zu nennen. Die Handschriften selbst geben sie verschieden an. Auch kann man aus innern Gründen nicht viel schließen, da keiner einen eigenthümlichen Charakter hat; sondern bloß andere kompilirt, bald Einen, bald mehrere. Denn wenn man den einzigen Vopiscus ausnimmt: so kommen in ihnen keine eigenen Forschungen vor, nichts, wovon sie selbst Zeugen wären, oder was sie selbst von glaubwürdigen Zeugen hätten; sie schreiben nur andere aus; daher die Ungleichheit in ihren Biographien. Man stößt bisweilen auf Parthien, die erträglich geschrieben sind; aber auf die folgen andere von schlechtem Schlag; Vieles, zum Theil das Unbedeutendste, wird zwey- und dreymal wiederholt, alles nach Verschiedenheit der Schriften, aus denen sie da oder dort kompilirten. So hatte der Biograph des Hadrian im ersten Theile ziemlich gute Schriftsteller vor sich; diesem hat er Anderes aus andern Quellen beygefügt; auch das Leben des Antoninus Pius ist erträglich; aber in Marcus Leben ist Vieles durch einander geworfen, wiederholt, widersprechend und schlecht verbunden. Das Leben des Kaisers Verus ist aus lauter Flicken zusammen genäht; das des Avidius Cassius ist so dürftig, daß man nicht einmal recht daraus sieht, in welcher Provinz er nach erlangter Herrschaft umgekom-

kommen ist. Viele Biographien sind so nüchtern, dürr und mager, daß sie kaum genannt zu werden verdienen, so des Commodus, Caracalla, Geta, überhaupt diejenigen, welche den Namen des Julius Capitolinus an der Stirn tragen. Besser ist schon das kurze Leben des Didius Julianus. In den Maximinern und Gordianern schwatzt der Schriftsteller mehr als daß er erzählt. Was nach diesen allgemeinen Bemerkungen von Heyne über die einzelnen Verfasser, die Zeit, in der sie gelebt, die Merkwürdigkeiten ihrer Schriften, ausgeführt wird, leidet keinen Auszug. Wir wünschten mit ihm eine neue Recension dieser für uns immer merkwürdig bleibenden Schriftsteller in Begleitung eines zweckmäßigen Kommentars der Sachen.

Den Beschluß macht eine Skizze einer historia literarum graecarum secundum aetates ac tempora sua descripta, von Aug. Matthiä. Der Verf. setzt folgende Epochen fest. Die erste poetische von Homer bis zu der Zeit, wo die Prosa auszubilden angefangen worden, und die Wissenschaften in Athen aufblüheten, um Ol. 60. In dieser herrschten drey Gattungen der Poesie, die epische, die gnomische und philosophische, und die lyrische. Die zweyte von der Einführung und Ausbildung der Prosa bis zu Olymp. 80. Geschichte und dramatische Poesie, vornehmlich das Trauerspiel, kamen in ihr in die Höhe. Die dritte geht bis an Ol. 94, das Zeitalter des Pericles, oder richtiger das Sokratische. In ihr bildete sich die Beredtsamkeit und die Philosophie, die dramatische Poesie und die Geschichtschreibung erreichte noch einen höhern Grad der Vollkommenheit. Die vierte brachte durch Vereinigung der Philosophie und Beredtsamkeit große Männer in beyden Gattungen hervor; die neue Komödie kam auf; Künste und Wissenschaften verbreiteten sich auch außer Athens Weichbild, vorzüglich nach Sicilien und Groß-Griechenland. Die letzte Epoche ist die der wissenschaftlichen Studien, und der Ausbildung der Grammatik und Philologie unter den Ptolemäern (Ol. 118,2.).

Ow.

Erklärende Anmerkungen zu Anakreons Liedern, nebst den vorzüglichsten Nachahmungen und Ueberse-

zungen derselben, zum Schulgebrauch und Selbstunterricht von Johann David Büchling. Leipzig, bey Schwickert. 1803. XXII und 426 S. 8. 1 Rk. 8 Gr.

Die Erinnerung eines Recensenten der dritten Fischerschen Ausg. des A. in der Würzburgischen gel. Z. 1794 hatte diese neue Bearbeitung des Dichters veranlaßt. Jener Gelehrte äusserte daselbst den Wunsch, daß doch nach so vielen glücklichen Vorarbeiten, und nach der vollständigen Zusammenstellung der Kritik ein Mann mit Kenntniß und Dichtergeschmack hinlänglich ausgerüstet, die vermuthlich letzte Ausgabe con amore bearbeiten, darin allen unnöthigen Flitterrand von Gelehrsamkeit weglassen, den Dichter als solchen behandeln, dessen Art zu denken, zu empfinden und zu sprechen entwickeln, seine Darstellungsweise mit der bey andern Dichtern hin und wieder vergleichen, und mit einem Worte nichts mehr und nicht weniger sagen möchte, als zum reinen Anschauen und Verständniß des Anakreontischen Gesangs nothwendig ist. Wir sind überzeugt, so weit wir den Sinn jenes Unbekannten gefaßt haben, daß seine freylich vielen Schwierigkeiten unterworfene Idee, wäre sie wirklich geworden, allerdings Beyfall gefunden; aber auch eine ganz andere Form erhalten haben würde, als dieselbe hier durch des Hrn. B. Bemühung bekommen hat. Nach obiger Idee nämlich sollte, so viel wir sehen, eine, wahrscheinlich lateinisch bearbeitete Ausgabe geliefert werden, welche mit Uebergehung aller weitläuftigen Kritik und Polemik, mit Würdigung des Werthes der Lieder, Erklärung der Anakreontischen Darstellungsweise und Rede, mit Aufstellung des Geistes der besten vorhandenen Anmerkungen, u. dergl. gerade das darbieten würde, was zum reinen unmittelbaren Anschauen des Sängers gehören möchte. Daß freylich hierzu außer den erforderlichen Sach- und Sprachkenntnissen auch ein sehr feines und zartes Gefühl, sowohl für den leichtern Gesang, als für passende Bemerkungen gehörte, wird Jeder einsehen, der in dergleichen Arbeiten nicht ungeübt ist.

Ganz anders gieng bey unternommener Realisirung der vorgeschlagenen Idee Hr. B. zu Werke, dessen Fleiß und Mühe, die er hierbey bewiesen hat, wir jedoch nicht herabsetzen

sehen wollen. Man kennt indeß die von ihm befolgte Weise schon aus mehreren Arbeiten. Auch hier legte er den bekanntlich ziemlich weitläufigen Apparat der Anakreontischen Interpretation, Kritik und Polemik vor sich hin, schrieb bey jeder Ode meistens mit denselben Worten zusammen, was ältere und neuere Erklärer, unter welchen die Namen Baxter, Barnes, Paw, Fischer, Brunk, Schneider, Degen, Brieger, Zeune, u. s. w. am häufigsten vorkommen, gesagt hatten, läßt Gleims und Anderer Nachahmungen folgen; und stellt am Ende Uebersetzungen von Borhek, Meineke, Ramler, Degen, Ueltzer, Catel, u. a. m. bald ohne, bald mit beygefügter und auch von Andern schon angestellter Vergleichung zusammen, so daß man hier also eigentlich sehr wenig Neues, nämlich nur das, was aus den eignen dürftigen Urtheilen des Verf. hervorgieng; sondern bloß das Alte bey den einzelnen Versen zusammengereihet findet. Wer freylich nur suchet, was, sey es gut oder böse, über dem Dichter vorhanden ist, der kann hier befriediget werden. Allein wer wird die kostbare Zeit gern auf das Beschauen der Grillen verschwenden, welche von Anbeginn über Anakreon und dessen Lieder ausgeheckt worden sind? Auch dem Gelehrten, welcher die von Hrn. B. aufgefaßte Idee irgend einmal glücklicher ausführen würde, kann Hr. B. durch die vorliegende Sammlung seine Arbeit vielleicht in sofern einigermaaßen erleichtert haben, daß derselbe dann nicht nöthig hat, die verschiedenen Kommentatoren überall mühsam nachzuschlagen.

Der Verf. wollte, der Vorrede zufolge, hier nur einen Versuch (ein ungeheuer weitläuftiger und theurer Versuch!!!) zur richtigern und bessern (!!!) Erklärung des Dichters machen, die wichtigsten Erläuterungen der vorzüglichsten Erklärer herauslesen, den Text berichtigen, die Lesarten unpartheyisch prüfen, dem wißbegierigen Jünglinge einen Vorschmack von der höhern (!!!) Kritik (was sich der Verfass. wohl unter dieser denken mag?) beybringen, auch die Schönheiten des Dichters entwickeln, jedoch keine große ästhetische Brühe über den Schriftsteller ausgießen, u. s. w. Hätte doch gewiß jeder Freund des Dichters dem Hrn. B. seine unschmackhafte grammatisch-kritisch-historisch-ästhetische Brühe, welche wie ein wilder See die Anakreontischen Blumen ersäuft hat, so gerne geschenkt!! Denn wer wird wohl jetzt mehr

 über

über unsern gegenwärtigen Anakreon, d. h. über die so wenigen Ueberreste desselben, und über eine ganze Menge unächter und ziemlich unbedeutender Stücke auf vierhundert und sechs und zwanzig ungedruckten Seiten kommentiren! Die ganze Sache, wie sich Rec. dieselbe denkt, hätte auf dem halben Raum recht füglich abgemacht werden können. Was die obengenannten Gelehrten über den Dichter gesagt haben, ist dessen Freunden längst bekannt. Wir wollen also nichts aufwärmen; sondern zur Probe von den Büchlingischen Beyträgen ein paar mittheilen. Nur ist leider! das Eigene überall mit dem Fremden zu sehr verflößt, als daß man es gehörig scheiden könnte. Ueber die Lesart Od. 5, 9 — 11. ῥοδα; παις ὁ της Κυθηρης στεφεται καλους ιουλους, welche durch die Lennepische Konjektur zum Koluthus, S. 7. ῥοδα, τοις δ᾽ ὁ παις Κυθηρης στεφεται καλους ιουλους, und durch Brunks und Degens Aufnahme in den Text schon allmählich verdrängt worden ist, schüttet Hr. B., wie gewöhnlich, einen vollen Brühtopf aus, erklärt die Konjektur für minder poetisch, ohne zu sagen, warum? und führt beynahe alle Herausgeber des Anakr. dabey an; da die Sache mit einigen Worten und ungefähr so hätte abgefertiget werden können. »Die alte Lesart: ῥοδα παις ὁ της K. ιουλους, bedarf keiner Verbesserung, weil sie der dichterischen Verbindungsweise ganz angemessen, und als *oratio inversa*, welche die griechischen und römischen Dichter so sehr lieben, wirklich poetischer, und daher besser ist. Sie sprachen: die Rosen mit weichen Locken kränzen, anstatt: die weichen Locken mit Rosen kränzen.« Welches sonderbare Ansehen in dieser Verbindung der Ideen gewährt Od. 15, 12. κυβευε, welches beym Loosen um die Präsidentenstelle des Trinkgelags den Venuswurf bedeuten soll!! Degen, der es durch scherzen erklärte, wird dabey auf den Sprachgebrauch verwiesen. Allein wer kennt nicht die Weise der alten Dichter, manchen Ausdrücken nach eigenem Sinne eine Bedeutung zu geben, die dann leicht aus dem Zusammenhange hervorgeht? Ueberdieß erklärt aber auch Hesychius κυβευσαι sehr deutlich durch παιξαι. Bey Od. 20, 13. scheint es, als sey ταινια eine Binde gewesen, mit welcher die Griechinnen den Busen zusammen gebunden haben. Allein durch das Vergleichen mehrerer Stellen bey den Dichtern mit den Ideen der Künstler sieht man vielmehr, daß durch die ταινια der Busen empor gehalten werden sollte. Auch Hr. B. vertheidigt

[illegible] nach Od. 34, 19. die [illegible] Lesart [illegible]. Das 20ste Lied hält Meineke für unächt, und Degen noch überdieß für ein aus zwey Trümmern zusammengesetztes Ganzes. Mit beyden Männern ist daher Hr. B. sehr unzufrieden, und der letzte bekommt S. 187 seine bescheidene Abfertigung. Es ist hier der Ort nicht, zwischen diesen Streit zu treten, bey dessen richterlicher Entscheidung Hr. B. ohne Zweifel wenig gewinnen würde. — Und nun noch diesem wohl nicht glücklich gerathenen Versuch ermuntert auch Rec. irgend einen Mann von Kenntniß und Geschmack, die obige von einem unbekannten Gelehrten mitgetheilte Idee realisiren zu helfen. Er selbst hatte sich schon seit einigen Jahren vorgesetzt, dieselbe auszuführen. Allein die mancherley Verhältnisse, in welche er sich von seinen Amtsgeschäfften gezogen sieht, werden dem Anscheine nach schwerlich gestatten, daß er jemals wieder zu dem alten Freunde von Teos zurückkehre.

Rh.

1. Griechische Grammatik, welcher nebst einem Anhange über die Dialekte, die Prosodie, die Hemsterhuys - Walkenaer - lennepische Konjugations-Theorie auch noch Uebungen zum Uebersetzen aus dem Griechischen ins Deutsche, und aus dem Deutschen ins Griechische für Anfänger in der griechischen Sprache angehängt sind, von M. C. C. F. Weckherlin, Präceptor am Gymnasium zu Stuttgard. Stuttgard, bey Löflund. 1802. Vorrede und Inhaltsanzeige XVI und 368 S. Die angehängten Uebungen 26 S. Ohne die beyden Register. 1 Rg. 4 R.

2. Kurze, auf Analogie zurückgeführte, griechische Sprachlehre. Von Joh. Chr. Fr. Wetzel, Doktor der Philosophie, Rektor des Lyceums zu Prenzlau. Liegnitz und Leipzig, bey Siegert. 1802.

 Vor-

doch der Fleiß und die Einsicht des selbstdenkenden und erfahrnen Schulmanns, so wie sein Bestreben, die Erlernung der griechischen Sprache möglichst zu erleichtern, und die Mängel der ältern Sprachlehren zu verbessern, nicht zu verkennen. Dasselbe gilt auch von

Nr. 2. Bey dieser Sprachlehre dürfen wir uns desto kürzer fassen, da sie dem Publikum schon aus ihrer ersten Auflage vortheilhaft bekannt, und in unserer Bibliothek (Bd. 43. St. 2.) mit verdientem Lobe angezeigt worden ist. Diese neue Auflage ist theils kürzer, als die erste (welche 1798 erschien, und ohngefähr 9 Bogen stärker war), theils verbessert und umgearbeitet. Weggelassen ist hier der 68ste §., wo der Verfasser von der Konjugation nach der Lennepischen Theorie sprach, die hier zum Grund gelegt wird; der 69ste, wo die verba media in ihrer reciproken Bedeutung gesammelt waren; und der 85ste, wo der Verf. eine Probe von Erklärung einiger Wörter zur Bezeichnung des Ganges, den die griechische Sprache in ihrer Bildung genommen, mittheilte. Mehrere §§. sind zweckmäßig abgekürzt worden. Umgearbeitet ist die Lehre vom Verbum nach Lenneps Theorie, deren Richtigkeit Hr. Wetzel zwar schon damals anerkannte, als er seine Sprachlehre in ihrer ersten Gestalt edirte; welche aber zum Grunde zu legen, er Bedenken trug, weil er besorgte, daß ihr dadurch der Eingang in viele Schulen schon im Voraus erschwert werden möchte. Wer nun jene für besser hält, der wird hier seine Rechnung finden. Durch das ganze Buch hindurch bemerkt man den philosophischen Sprachforscher, der sichs angelegen seyn läßt, dem Anfänger die Regeln der griechischen Sprache möglichst zu vereinfachen, und dadurch ihr Studium zu erleichtern. Im Vorberichte, welcher kürzer seyn könnte, und Manches enthält, was eigentlich nicht hieher gehört, ist auch die Literargeschichte der Lennepischen Theorie vorgetragen worden. Daß der Verfasser das Brauchbarste aus Scheids Herausgabe der Valkenaer-Lennepischen Arbeit benutzt hat, gereicht dieser Sprachlehre noch zum besondern Vorzuge. Das Ganze zerfällt in vier Theile. 1) Buchstaben und Schrift. 2) Wörter. §. 53 — 59. ein Anhang zu diesen zwey Theilen. 3) Worte. 4) Sprecharten, Tonmessung. Der Abschnitt von der Prosodie (§. 74.) ist jedoch gar zu kurz ausgefallen. Der Verf. sagt (S. 273) ziemlich tavtologisch: »da nun aber hier die Kürze bloß in

»das

»das Allgemeinste zu geben erlaubt: so verbietet schon »diese uns hier weiter zu gehen.« Druck und Papier sind in Nr. 1. noch besser, als in Nr. 2.

Leukippe. Ein Roman aus dem Griechischen des Achilles Tatios. Leipzig, bey Hecht. 1802. VIII 360 u. 72 S. 8. 1 Rk. 8 ℋ.

Diese Uebersetzung soll, laut der Vorrede, als ein Denkmahl akademischer Freundschaft angesehen werden, welches Hr. Ast und Hr. Güldenapfel in Jena gemeinschaftlich errichtet haben. »Wir haben uns bemüht,« sagen sie in der Vorrede S. VI, »die griechische Simplicität, welche beym Achilles »oft in Witzeley übergeht, so weit es die deutsche Sprache »und die Gesetze des Vortrags erlaubten, nachzubilden, und »den Achilles mit allen seinen Eigenheiten, doch nach der »Einschränkung, welche unsere Sprache zu machen berechtigt »ist, dem deutschen Leser in die Hände zu geben.« Da Rec. nicht zu den Pedanten gehört, welche die Uebersetzung der griechischen Romandichter als bedenklich verschreyen, oder die Uebersetzung der Alten überhaupt verwerfen: so billigt er den Entschluß der Herren Uebersetzer, und ehrt ihre gemeinschaftliche Vereinigung zu einer solchen Arbeit, die allerdings besser gerathen ist, als die 1772 zu Lemgo erschienene Seybold'sche Dollmetschung des Achilles Tatius, welche übrigens im Ganzen für ihre Zeit immer schätzbar war. Rec. hebt eine kleine Stelle zur Probe aus, und fügt ihr die Seybold'sche Uebersetzung bey. Im 19ten Kapitel des ersten Buchs wird Leukippe's Schönheit so geschildert:

Seybold.

Die Pracht des Pfauen schien mir weniger von dem Angesicht der Leucippe weit überstrahlt zu werden. Ihre Schönheit wetteiferte mit den Blumen der Fluren. Weiß, wie Narcissen, war die Farbe ihres Gesichts, Rosen blüheten aus ihren Wangen hervor, selbst die Veilchen glänzten nicht so sehr, als sie. Krauser, als Epheu waren ihre Locken. So sehr glich Leucippe der schönsten Aue.

Neue Uebersetzung.

Die Schönheit des Pfauen schien mir weniger zu strahlen, als das Antlitz der L.; denn die Schönheit ihres Körpers wetteiferte mit den Blumen der Wiese; ihr Gesicht strahlte die Farbe der Narkisse zurück; die Rose stieg aus ihrer Wange empor; der Glanz ihrer Augen schimmerte, wie Veilchen, und ihr gelocktes Haar krümmte sich mehr, als Epheu: so strahlte ihr Antlitz, gleich dem Blumenflor der Wiese.

Die Uebersetzung ist geschmeidig, der Sinn an den Stellen, welche Rec. verglichen hat, gut ausgedrückt, die Sprachunrichtigkeiten und die unedeln Ausdrücke, welche zuweilen in der ältern Uebersetzung vorkommen, sind hier vermieden; auch haben die Verf. den griechischen Text sorgfältiger befragt, als Seybold, der sich zuweilen vom lateinischen Uebersetzer irre führen läßt.

Die angehängten Anmerkungen und die Ideen zur Kritik des A. T. haben ihre besondere Seitenzahl (72 S.), und rechtfertigen entweder die Uebersetzung und erläutern den griechischen Ausdruck, vergleichen ähnliche Stellen der Alten, oder ändern die Lesart des Textes, welcher die Uebersetzer folgen. Doch bemerkt man hier keinen Plan. Denn sollten alle Stellen beleuchtet werden, wo einige Dunkelheiten und Schwierigkeiten vorkommen, wo der Ausdruck, der Sinn, die Lesart erläutert werden sollte: so mußte das weit öfterer geschehen, und an andern Stellen noch eher, als an den hier erklärten. Aber auch selbst in den beygebrachten Erläuterungen vermißt man Zweckmäßigkeit. Wozu die vielen Citate, wo eines oder einige zureichten? Wozu Anmerkungen über Sachen, die gar keine Schwierigkeiten haben? Wozu hier die Verweisungen auf Vigerus und Fischer's Animadversiones zu Wellers Grammatik? Daß diese Anmerkungen an sich nützlich, größtentheils auch gegründet sind, und von der Belesenheit des Verf. zeugen, ist nicht zu läugnen. In einem vollständigen grammatischen Kommentar würden sie am rechten Orte stehen; nur hier nicht, wo bloß das erläutert werden soll, was sehr schwer oder dunkel ist, und wo die Uebersetzer von den ältern Interpreten abweichen. Rec. will die Anmerkungen zu den 3 ersten Büchern durchgehen, und Beyspiele ausheben, die das Gesagte bestätigen, oder auch

neue

neue Verbesserungen enthalten. — — Zur Erläuterung der Figur (Metathesis) werden 7 Stellen und 4 Interpreten citirt. Sogar aus dem Neuen Testamente werden Stellen zum Beweis für die (bekannte) Bedeutung eines Wortes beygebracht. Daß εἰς mit dem Accusativ wegen bedeute, wird aus 9 Stellen des Neuen Testaments erhärtet. Daß καί auch durch vorzüglich gegeben werden könne, wird durch 5 Stellen des N. T., und durch eine aus dem Achilles Tatius erwiesen, unter andern auch aus Marc. 3, 7. 8. Act. 9, 36. Daß das Leben bey den Alten mit einem Schiffe verglichen wird, erläutert der Verf. aus 6 Stellen, beruft sich auch auf seine Observationes in Propertium, und auf Potter (zum Lycophron) und Abresch (zu Aeschylus Suppl.) u. s. w. Bey πυρσεύειν konnte auf Eurip. Electr. v. 694. und Heathe's Note zu d. St. verwiesen werden. Dagegen durfte der Gebrauch des lateinischen fax für origo hier nur angemerkt werden. Noch weniger gehörte die Erläuterung des lateinischen furari und furtum und rapere hieher. S. 8 heißt es: αἰδεῖσθαι bedeute Erfurcht haben, dann auch durch Ehrfurcht bewegen, erbitten — zuletzt sey es so viel als anflehen, erbitten, durch Ehrfurcht oder überhaupt bewegen. Kap. 9. wird die Lesart αἰδεσιμώτερον beybehalten. Der Sinn soll seyn: der beständige Umgang erfleht, bewirkt Liebe. — K. 10. glaubt Hr. Ast (der eigentlich überall in den Anmerkungen spricht, folglich der Verfasser ist), daß μᾶλλον versetzt sey, und eigentlich vor ἔτι stehen sollte. Das Mädchen glaubt dann, wenn sie durch süße Worte überredet und versucht wird (die höchste Gunst zu bezeugen), die Sache selbst um so mehr, oder doppelt zu leiden. Die Worte verdoppeln nämlich gleichsam das Uebel, &c. (Die weitere weitschweifige Auseinandersetzung S. 10 war unnöthig.) Für ἡδέως will Hr. A. lesen: ἀδεῶς, wie schon Berger vorgeschlagen hat. — 2, 3. versteht Hr. A. das δεύτερον von dem Werthe, Vorzuge, Range, wie schon Larcher zum Herodot. Die Redensart πρῶτα φέρειν konnte nun wohl verglichen; aber sie mußte nicht durch so viele Citate erläutert werden. K. 7. Mit Recht kann ταύτης nicht wohl auf den Tag bezogen werden. Hr. A. vermuthet daher, daß etwas fehle, oder statt προτεραίᾳ zu lesen sey: ὑστεραίᾳ. K. 16. hält Hr. A. das ἐλθεῖν für ein Glossem. Die Worte τὴν θεωρίαν ἀφοσιούμενον erklärt er so: er gieng mit der heiligen Gesandschaft nur zum Schein hinweg, um nicht,

wenn

wenn er zurückblicke, Verdacht zu erregen. Die Erläuterung des Wortes ὁρᾷν, auf Etwas sehen, bedacht seyn, nimmt fast die ganze 19te Seite ein. K. 37. hält Hr. A. die Worte ἐν δὲ ταῖς σάρξιν für ein Glossem, wenigstens will er ἐν wegstreichen, oder das δὲ durch nämlich übersetzen, und jene Worte als erklärend in zwey Kommata einschließen: und daher (weil ihr ganzer Körper so zart und weich ist, und den Umarmungen leicht nachgiebt) haben sie einen Körper, der wegen der Weichheit des Fleisches (ἐν δὲ ταῖς σαρξὶν) für die Umarmungen ganz geschaffen ist. ἐνηρμοσμένον aptatum, accommodatum, conveniens. Daß ἐν sehr oft überflüssig stehe, ist so bekannt, daß die 9 Citate wirklich ohne Nachtheil wegbleiben konnten. Das gilt auch von den übrigen hier beygebrachten Citaten. (S. 21.) Der Verf. hat noch eine andere Erklärung dieser Worte versucht, will aber doch obige Worte ausgestrichen wissen, auch deßwegen, weil der Sinn derselben schon im vorigen ausgedrückt ist. S. 25 f. findet man abermals eine sehr umständliche Erklärung des bekannten Wortes περιβάλλειν, wo denn gelegentlich auch στολίζειν, amicire, und στέφειν erläutert wird. 2, 8. streicht Hr. A. τὸ βέλος aus, und verbindet ἡ δεξιὰ mit dem vorhergehenden πτύσσεται. Im Folgenden ist dann τὰ τόξα das Subjekt. Schon der lateinische Uebersetzer scheint so gelesen zu haben. Daß καθῆσθαι und sedere ruhig, still seyn bedeute, wird durch mehrere Stellen bewiesen (S. 27.). S. 28 findet man eine breite Erklärung von [illegible]-[illegible]ήριον.

In den »Ideen zur Kritik des Ach. Tatios« redet der Verf. vom Charakter des Romans, von dem hier übersetzten Romane, und von den Lebensumständen des A. T. Die romantische Dichtungsart, welche Hr. A. die Universalpoesie nennen möchte, und die mit der alten Komödie viel Aehnlichkeit hat, stellt Begebenheiten und Gesinnungen dar, und deßhalb liegt sie gewissermaaßen im Indifferentismus des Subjektiven und Objektiven. Durch die Art der Verkettung aber, der Widersprüche, der wunderbaren Verwirrung, die im Ganzen herrscht, wird die Form selbst wieder künstlerisch, und tritt im Kunstwerke objektiv hervor, rc. (S. 51.) — Auch als Ueberrest aus den spätern Zeiten der griech. Literatur, muß A. T. Jedem, der Sinn für das Alterthum hat, nicht unbedeutend seyn; und derjenige, welcher mit den grie-

[illegible] Musen vertrauter ist, hört in ihm ihren [illegible] Gesang, wie aus weiter, dumpfer Ferne wiederhallen. Es duften ihm die letzten, sparsam gepflückten Blüthen des Gartens der griechischen Kunst lieblich entgegen, und sie duften ihm so lieblicher, je mehr er durch sie an die frische und lebendige Blume der vormaligen Kunst erinnert wird. (S. 62.) — Keusche Liebe, die Anfangs unglücklich ist, und ihre Verehrer durch die größten Labyrinthe des menschlichen Elends hindurchführt; aber ihre Treue und Standhaftigkeit zuletzt mit fröhlichem Glücke krönt, belebt das ganze Gemälde (des A. T.), und das frohe Gefühl der Befriedigung, das aus der Auflösung des Widerspruchs und der Verwickelung der Geschichte entspringt, setzt ihm die Krone auf. (S. 63.) Der Verf. glaubt sogar, die Lektüre dieses Romans sey für die Jugend zweckmäßiger und nützlicher, als die Lektüre eines trockenen, seichten Xenophons, eines negativ philosophirenden Cicero — und des Euripides, welcher ein geschmackloser, einseitiger Künstler in seiner Kunst genannt wird. Selbst dann, wenn man moralische Zwecke bey der Lektüre beabsichtige, behaupte A. T. nicht geringe Vorzüge vor den Euripides; rc. Dieses Urtheil mag manchen Pedanten vielleicht empören, allein etwas Wahres liegt doch dabey zum Grunde, obgleich Rec. es so unbedingt, wie es hier steht, nicht unterschreiben möchte. Anziehender ist diese Lektüre gewiß für den Jüngling, und, in sofern er dadurch für das Studium der griechischen Sprache mehr gewonnen wird, auch nützlicher. Ob aber durch sie moralische Zwecke bey jedem Jünglinge erreicht werden können, das ist doch die Frage. Die anatomische Demonstration im 37sten Kapitel des 2ten Buchs, daß das weibliche Geschlecht ganz für Umarmungen geschaffen sey, dürfte doch auch der liberaleste Erzieher dem keuschesten Jünglinge in die Hände zu geben, billig Bedenken tragen. Hinter ihr bleibt selbst der Pseudo-Althing zurück. Hr. A. sucht S. 65 durch eine kurze Beleuchtung der erotischen Gattung bey den Griechen, den A. T. vom Vorwurfe der Schlüpfrigkeit, der ihm schon früh gemacht wurde, frey zu sprechen. Die Erotiker sind Fabulisten. Man kann vier Gattungen von Fabeln bey den Griechen annehmen: 1) solche, welche mit dem Ergötzen zugleich sittliche Belehrung verbinden, worunter die erotischen gehören; 2) solche, die durch wollüstige Gemälde und Erzählungen vergnügen, die berühmtesten sind die milesischen und sybaritischen Mährchen; 3) wel-

che

die Spott, Ironie und Parodie beabsichtigen, wie der Esel des Lukianos; 4) welche durch reine, schöne Darstellung ergötzen, wie man sie hie und da zerstreut findet. In allen erotischen Schriften der Griechen findet man ein Thema und eine Tendenz. Vielleicht hat Diogenes das Thema für die erotische Gattung angegeben, das man als allgemeines Gesetz in derselben befolgte. Noch wahrscheinlicher aber hat Achilles die wegen ihrer Unzüchtigkeit sehr berüchtigten milesischen Mährchen oder die sybaritischen Fabeln, die in wollüstigen Erzählungen bestanden, vor Augen gehabt. Vielleicht erzeugte sich die Form des Stoffes selbst aus den erstern. A. scheint sich unter allen Erotikern noch am meisten an die Vorbilder der frühern wollüstigen Erzählungen, und vorzüglich an die griechischen wollüstigen Mimen gehalten zu haben. Seine Darstellungsart ist daher frischer, lebendiger, und greift mehr ins Leben und in die griechischen Sitten ein. — Die Tendenz der Erotiker ist christlich, erzeugt in dem Zeitalter eines Tertullianus, Ammonius Sakas, und der andern strengen Sittenrichter. Daraus folgt indessen noch nicht, daß A. T. die Leukippe schon als Christ geschrieben habe. A. ist älter als Heliodoros, mimischer; aber regelloser und üppiger als er. — Auf Manso's treffliche Abhandlung über den griechischen Roman, die sich im 2ten Theile seiner vermischten Schriften findet, hat Hr. A. keine Rücksicht genommen.

Lb.

M. Tullii Ciceronis de officiis librorum trium descriptionem ad faciliorem eorum intelligentiam in brevi conspectu posuit *Rud. Gotth. Roth*, Dr. Philos. et Conrect. Gymnas. Halensis. Halis Saxonum, in libraria Kummelii. 1803. 12 S.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: bey Lesung der Alten sey nichts besser, als dem Plane nachzuspüren, denn sie gefolgt sind, und die schweren Begriffe zu entwickeln, die in ihren Schriften vorkommen. In beyden Arbeiten habe er einen Versuch machen wollen, und liefere deßwegen eine kurze

ze

zu Uebersicht dessen, was in Cicero's Büchern von den Pflichten enthalten ist. Man soll daraus ersehen können, wovon gehandelt werde, in welcher Ordnung die Sachen vorgetragen sind, wie sie unter sich zusammenhängen, und wie das Ganze eingetheilt werde. Ausserdem soll man daraus lernen, bey welchen Sachen sich Cicero verweilt, welche er scharfsinnig abgehandelt hat, welche er übergangen zu haben scheint, welche Begriffe er vortrefflich entwickelt, und welche ihm dunkel gewesen zu seyn scheinen. Endlich soll daraus erhellen, wie abgeschmackt die gewöhnliche Eintheilung der Kapitel, und wie sie eigentlich zu machen sey. Die Ausgabe, deren sich der Verfasser bedient hat, ist die Heusinger'sche. Daß Fleiß auf die Arbeit verwandt sey, ist unverkennbar; es ist auch nicht zu läugnen, daß sie den Nutzen habe, daß Cicero's Werk sich leichter übersehen läßt. Ob aber durch diese kurze Uebersicht völlig der Nutzen werde gestiftet werden, den der Verfasser mit ziemlicher Prahlerey ankündigt, lassen wir dahin gestellt seyn.

Pf.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Wernher, eines Geistlichen im zwölften Jahrhundert, Gedicht zur Ehre der Jungfrau Maria, herausgegeben von M. *Friedrich Wilh. Oetter*, Königlich Preussischem Superintendenten (zu Markt Erlbach im Anspachischen). Nürnberg, bey Monath. 1802. XVI und 230 Seit. 8. Mit 6 illuminirten Kupfern. 1 Rh. 4 gr.

Das hier abgedruckte Gedicht aus den Zeiten Kaiser Friedrichs I. war ehedem im Besitz des berühmten Schilters in Straßburg unter der Aufschrift: Rhythmus in laudem B. Mariae Virginis, und sollte dessen Thesaurus mit einverleibt werden;

werden; Scherz aber hat es (man weiß nicht warum?) aus demselben weggelassen, doch aber in seinem Glossario Germ. medii aevi (wiewohl nur im 2ten Theil) einige altdeutsche Wörter mit dem Citat: S. Marien Minne daraus angeführt, deren weit mehrere der Anführung werth gewesen wären. Mit dem Nachlasse der sämmtlichen Schilterschen Mskte. kaufte es der Reichshofrath von Senkenberg, und durch dessen Sohn kam es an des Herausgebers Vater. Der Dichter giebt die Zeit von dessen Verfertigung selbst genau an, nämlich Papst Alexanders III. Regierung, der nach einer dreyzehnjährigen Trennung des päpstlichen Stuhls ihn im J. 1159 erhielt. Der Kodex zeichnet sich durch Eleganz und schöne Gemälde mit lebhaften Farben aus, deren einige nachgestochen und illuminirt dem Abdruck beygefügt sind, und hie und da das deutsche Kostum jener Zeit vorstellen. Sie erheben sich in der Zeichnung weit über andere Kunstproben des zwölften Jahrhunderts. Nächstdem gewährt das Gedicht noch manche Erläuterung deutscher Alterthümer, und ist selbst nicht ohne dichterischen Werth. Daß es aber unter den aufgezählten altdeutschen Gedichten von Gottsched, Adelung, und Andern, nicht vorkömmt, ist zu verwundern; indeß findet man ein anderes Gedicht von Wernher in den Proben der altschwäbischen Poesie. Zürich, 1748. Seite 212.

Die häufigen Erklärungen alter Wörter, die der Herausgeber hinzugethan hat, sind bis auf wenige richtig und dankenswerth, welches um so mehr zu bewundern ist, da er sehr bescheiden in der Vorrede versichert, daß er kein Kenner der altdeutschen Sprache sey; wiewohl diese Erklärungen gerade das Gegentheil beweisen; ja es wäre zu wünschen, daß Viele, die sich des rühmen, was er von sich ablehnt, gestehen möchten, daß sie ganz uneingeweiht in diesen Kenntnissen sind, gegen die sie sich auf das Gröblichste versündigen. Unter jene wenige Irrthümer in der Dollmetschung gehört S. 9 Note 104. chorder, das immer Heerde oder Menge und nie Sohn bedeutet (was die Redensart: ungebrachot ist der anger bedeuten soll, versteht Rec. nicht, vermuthlich ist es eine Anspielung auf eine apokalyptische Stelle). S. 15 Note 168. muß es heißen: in seiner Jugend bestand er viel Mühseligkeit." S. 32 Note 310. muß sinnot getrennet werden, denn es bedeutet nichts anders, als: seine Noth, und

Note 310* ist zu übersetzen: so ward sie zur Stunde erquickt (wieder hergestellt) von ihrem Leide. —

Γραμματικὴ Γερμανικὴ ἀκριβεστάτη, ἐκ διαφόρων παλαιῶν τε καὶ νεωτέρων Συγγραφέων ἐπιμελῶς συλλεχθεῖσα, καὶ εἰς τὴν κοινοτέραν τῶν νῦν Ἑλλήνων Διάλεκτον διὰ κοινὴν Ὠφέλειαν εὐμεθόδως ἐκτεθεῖσα ὑπὸ Δημητρίου Νικολάου τοῦ Δαρβάρεως. — Ἐν Βιέννῃ τῆς Αὐστρίας, ἐν τῇ Τυπογραφίᾳ Ἰωσήπου τοῦ Βαουμεϊστέρου, ἔτει αψπε. XVIII u. 479 S. gr. 8.

Daß diese merkwürdige Erscheinung einer in Wien bereits 1785 gedruckten deutschen Grammatik für Griechen, in ihrer heutigen Sprache, nicht eher in dieser Bibliothek angezeigt worden, daran ist deren späte Bekanntwerdung im nördlichen Deutschlande Schuld, *) wiewohl sie eher bekannt zu werden sicher verdient hätte.

Die Vorrede erhebt zuerst den Nutzen der deutschen Sprache, und die Nothwendigkeit sie zu erlernen für Griechen, wegen deren Handlungsverkehr mit den österreichischen und andern deutschen Staaten, und da der Wachsthum der Wissenschaften und Künste in unsern Zeiten griechische sich bilden wollende Jünglinge nöthige deutsche Universitäten zu besuchen, wo jetzt die Lehrbücher meist deutsch geschrieben, und auch in dieser Sprache vom Katheder erklärt werden; und endlich, weil in ihr eine Menge Bücher nicht nur von jeder Art Wissenschaft existiren: sondern auch solche, die besonders sittliche Bildung, (κατὰ τὰ ἤθη καὶ τοὺς τρόπους) Vervollkommnung und wahres Wohl der Menschheit (ἡ τοῦ Ἀνθρώ-

*) Wahrscheinlich wurde nur eine sehr beschränkte Anzahl Exemplare auf Subskription, vorzüglich für die in Wien sich aufhaltenden Griechen, gedruckt; denn dieß scheinen die Worte zu Ende des Titels: δαπάνῃ κοινῇ anzudeuten.

Ἀνθρώπου τελειότης καὶ ἡ ἀληθὴς Εὐδαιμονία) zu befördern dienen. Gleichwohl gab es noch nie eine deutsche Sprachlehre für Griechen. Der Autor hat, wie er sagt, in dieser das Beste, nach seinem Geschmack aus ältern und neuern deutschen Sprachlehren ausgewählt; sich aber vorzüglich an Gottsched gehalten. Wir finden daher die fünf Deklinationen des Letztern hier aufgestellt, wovon die erste die Substantive auf el, er und en mit den wenigsten Veränderungen, und deren Nominativ Plural dem des Singulars gleich ist — als Himmel, Bürger, Degen — enthält; die zweyte mit dem Plural auf e, — als Kopf, Hand, Thier — die dritte mit dem Plural auf en, u. s. w.

Wir lernen auch aus gedachter Vorrede, daß die heutigen Griechen — außer hie und da in den Hülfszeitwörtern — kein Perfektum noch Plusquamperfektum haben; sondern diese beyde Zeiten auf verschiedene Weise bilden; *) der Verf. hat diese beyden Tempora durch einen Zusatz zum Aoristus erklärt, als: ich lobte, ἐπαινοῦσα; ich habe gelobt, πρὸ ὀλίγου ἐπαίνεσα; ich hatte gelobt, πρὸ πολλοῦ ἐπαίνεσα. Eben so haben sie das altgriechische Futurum aufgegeben, und setzen jetzt dieses Tempus mit einem Hülfszeitwort zusammen, und zwar anders die Bewohner des festen Landes, und wieder anders die Insulaner. Der Verf. hat es aus θέλω und einer Art Infinitiv, als: ich werde loben, θέλω ἐπαινέσειν; ich würde loben, ἤθελον ἐπαινέσειν; ich habe gesehen, πρὸ ὀλίγου εἶδον oder ἴδον; ich hatte gesehen, πρὸ πολλοῦ εἶδον; ich werde sehen, θέλω ἰδεῖν, u. s. w. Vielleicht möchte auch manchem Glossologen noch fremd seyn, daß die Neugriechen keinen Buchstaben haben, um den Ton unsers b, d und g auszudrücken; sondern diese drey Töne durch μπ, ντ und γκ bezeichnen; ein Beweis, daß ihr Delta nicht wie unser d (sondern vielleicht mit einem leisen Zischer) ausgesprochen wird; daß aber ihr β ein reines deutsches w gilt, ist bekannt. In Somavera Tesoro della lingua greca volgare, Paris, 1709. 4. der dem berühmten Abt Bignon, damaligem Präsident der Akademie der Wissenschaften in Paris, zugeeignet ist, wird dieser Name auf neugriechisch Μπιγνοιων u. Μπινοιών, und der Name des Druckers Guignard: Γκινιαρὸ geschrieben.

*) Unter andern auch mit ἔχω, ich habe, wie mehrere neuere europäische Sprachen. —

ben. Ueberhaupt aber müssen wir gestehen, daß wir an dieser Sprachlehre wenig zu erinnern gefunden haben, und selbst dieses Wenige noch Zweifeln ausgesetzt ist, z. B. wenn S. 89 der Nominativ des Plurals von Splitter (festuca) Splittern heißt, wo Adelung das n wegläßt; doch ist sonderbar, daß Letzterer im Worte der Stiefel, nach eben dieser Deklination, dasselbe thut, wogegen der Rec. mit den gebildeten Ständen seiner Gegend, in der Mitte Deutschlands, die Stiefeln spricht und schreibt. — Die griechische Nation dürfte sich also rühmen können, an diesem Buche eine so richtige, gründliche und faßliche deutsche Sprachlehre zu besitzen, wie sie wenig Ausländer haben. Auf den Syntax, der durch vielerley Redensarten und Spracheigenheiten erläutert ist, folgt ein kleines Wörterbuch, dann kommen Sprüchwörter, moralische Sätze nach Epiktet, und ein deutscher Brief mit der neugriechischen Uebersetzung macht den Beschluß. Der Verfasser wäre, nach dieser Arbeit zu schließen, sicher fähig, seiner Nation auch ein gutes deutsches Wörterbuch zu liefern, wenn er allenfalls eins der neuesten deutsch-lateinischen, und Jagemanns deutsch-italiänisches zu Hülfe nähme, da denn durch den griechisch-deutschen Theil dem Deutschen, der das Neugriechische lernen wollte, ein nicht minderer Gefallen geschähe; zumal da der vorhin angeführte seltene und mit Unrecht berühmte Tesoro della lingua greca volgare vom Kapuziner Somavera höchst mangelhaft und unvollständig, — wo nicht gar unter aller Kritik — ist.

Wa.

Erziehungsschriften.

Kleine Handbibliothek für deutsche Landschulmeister und ihre jüngern Gehülfen, oder belehrende Auszüge aus den besten neuern Schriften, den deutschen Land-Schulunterricht betreffend. Herausgegeben von M. R. Fr. H. Magenau, Pfarrer zu Nieder-Stotzingen. Sechstes Heft, oder des zweyten Bandes drittes Heft, den Unterricht in

der Religion und den Gesang betreffend. Stuttgard, bey Löflund. 1803. 54 S. 8. 3 K.

Auch dieses Heft verdient alles Lob. Der Verf. beschäfftigt sich darin mit dem Unterrichte in der Religion; er will aber nicht lehren, was und wie viel der Lehrer von der Religion lehren soll; sondern die Methode zeigen, wie er das, was er von der Religion lehrt, vortragen soll. Der Zweck, den der Verf. bey allem Unterrichte in der Religion angiebt, ist der ganz richtige, nämlich: die Kinder nicht nur zu verständigen; sondern auch zu rechtschaffenen, Gott ehrenden, ihrer Obrigkeit gehorsamen, mit ihrem Zustande zufriedenen Menschen zu bilden. Die beste Methode hiezu, ist die Rekanische, welche hier mit Reimanns eigenen Worten angeführt wird, und womit auch manche Anweisungen aus Rist verbunden werden, welche sehr zweckmäßig und gut sind. Der Verfass. dringt darauf, daß die Religion nicht als bloßes Werk des Gedächtnisses getrieben; sondern immer darauf hingearbeitet werden soll, daß alle Wahrheiten derselben sich tief in die Herzen der Kinder einprägen, und in Empfindungen übergehen. Die Regeln dazu aus Rist sind sehr gut. Ein sehr guter Grund wird hier angeführt, warum man die Kinder von der Religion nicht eher auswendig lernen lassen soll, als bis man es erklärt hat, nämlich: weil man bemerkt hat, daß der Mensch sich gar zu gerne mit Wörtern ohne Begriffe Zeitlebens begnügt, wenn er die erstern eher auswendig gelernt hat, ehe er die letztern damit verbinden konnte. Auch über das Gebet wird den Schullehrern nach Rist eine gute Anweisung gegeben, wie sie den Kindern das Beten vorstellen sollen, damit es nicht bey ihnen leere Ceremonie; sondern ein Mittel werde, sie zu bessern und tugendhafter zu machen. Die Methode, wie das Singen in den Schulen getrieben werden soll, ist auch gut, und das ganze Heft kann den Schullehrern als ein gutes Hülfsmittel empfohlen werden.

Z.

Versuch eines Planes zur Verbesserung der katholischen Landschulen in Schlesien. Bearbeitet von Florian Schmil, Lokalkaplan zu Hunndorf. Neisse,

Neisse, bey Rosenkranz. 1801. 127 Seiten 8. 12 Kr.

Der würdige Verfasser dieser ungemein nützlichen Schrift breitet sich über den ganzen Umfang und die einzelnen Theile des Landschulwesens mit Sachkenntniß, Deutlichkeit und Bestimmtheit aus, er schildert die Fehler desselben ohne alle Uebertreibung, und ertheilt zu seiner gründlichen Verbesserung die brauchbarsten Vorschläge und Anweisungen. Da er mit den besten Schriften katholischer und protestantischer Schriftsteller, welche diesen wichtigen Gegenstand behandelt haben, bekannt ist: so sind die Resultate seiner eigenen Beobachtungen und Reflexionen nicht nur einseitig; sondern in das Ganze eingreifend, und nicht bloß für die katholischen Landschulen in Schlesien; sondern, mit wenigen Modifikationen, überall anwendbar. Recensent wünscht daher, daß dieses Buch von Allen, welche an der Verbesserung des Landschulwesens zu arbeiten haben, gekannt seyn, und zum Grunde gelegt werden möchte. Es wird ihnen und für die gute Sache um so brauchbarer seyn, da es an Alles erinnert, was dabey zu beobachten ist, und für alles Rathschläge ertheilt, was abgewendet oder zu Stande gebracht werden soll, und wie es am leichtesten und sichersten geschehen könne und müsse.

D.

Hülfsbuch, das die Materialien zu den Denk- und Gedächtnißübungen bey dem der Jugend zu ertheilendem Unterrichte in der christl. Religions- und Tugendlehre enthält, ꝛc. von Ziegenbein, Prediger an der Petri-Kirche, und Religionslehrer an dem Katharinäum zu Braunschweig. Helmstädt, bey Fleckeisen. 1802. 18 B. 8. 21 Kr.

Der Verf. hält es, wie viele andere einsichtsvolle Männer, mit Recht für nothwendig, daß das Auswendiglernen in den Schulen, und in den untersten Klassen der Gymnasien, nicht ganz abgeschafft, und besonders, um die Religiosität bey der

Jugend zu befördern, biblische Sprüche, Liederverse, Stellen aus Dichtern, Kernsentenzen grosser Männer, &c. auswendig gelernt werden. Er hat also hier eine große Anzahl derselben nach den Lehren und Pflichten des Christenthums, so wie sie in den Religionsbüchern und Katechismen vorgetragen zu werden pflegen, mit Einsicht gesammlet, und sie mit kurzen Erklärungen, wo er es für nöthig hielt, abdrucken lassen. Seine Absicht ist nicht, daß alle diese Kernsprüche, Liederverse, &c. der Reihe nach sollen auswendig gelernt werden. Nein, er will nur dem Religionslehrer in Schulen ein Buch in die Hand geben, darin er dergleichen Kernsentenzen, &c. für eine jede Materie leicht selbst finden, und hernach bey dem Unterricht der Jugend davon Gebrauch machen kann. Was die biblischen Sprüche betrifft: so hat er sich vornehmlich auf das N. Testament, und auf Stellen daraus, eingeschränkt, und es sind größtentheils die bekannten und gewöhnlichen. Die Sentenzen und Stellen aus den Dichtern und andern, sind auch zweckmäßig gewählt; nur erfordern sie bisweilen allerdings noch die Erklärung des Lehrers, da sie den jungen Leuten nicht immer ganz verständlich sind.

Wenn man etwa die Frage aufwerfen sollte, wozu doch wohl dieses Buch gedruckt worden sey, da es so viel enthält, was man in einem jeden guten Katechismus findet: so dient zur Antwort: daß es doch allerdings weit mehr und sehr viel Gutes enthält, und daß gewöhnliche Schullehrer nicht immer die Schriften zur Hand haben, darin das Alles stehet, und auch nicht immer Zeit und Lust, es aufzusuchen.

Ve.

Neues Bilderbuch für Kinder, enthaltend Gegenstände aus dem Reiche der Natur, der Wissenschaften, der Künste und Handwerke, getreu abgebildet, und in vier Sprachen faßlich beschrieben. Nr. 12 und 13. Leipzig, im Industriekomtoir. 4. Brochirt jedes Heft 16 gr.

Die zweckmäßige Einrichtung dieses Werks ist aus den Anzeigen der vorigen Hefte bekannt. Wir machen daher, zur weitern

weitern Empfehlung, nur auf die Gegenstände der vor uns liegenden Tafeln aufmerksam.

Das 12te Heft enthält die Abbildungen und Beschreibungen der indianischen Rebe (Periploca graeca Linn.); der drey Musen Urania, Erato und Polyhymnia; der Nationen der Servier, Croaten und Bergschotten; verschiedener Raubvögel, z. B. des Adlers, des Lämmergeyers, des Lerchengeyers, der Horneule, u. s. w.; des Arbeitszimmers, und der unentbehrlichen Geräthschaften des Korkschneiders, und der perspektiven Ansicht eines Kanals mit Schleusen. —

Das 13te Heft liefert auf der ersten Tafel 13 verschiedene Sprechvögel; auf der zweyten vier Chinesen, nämlich einen Buchhändler aus Pekin, einen Kaufmann, einen Gemüsehändler, einen Chinesen, der mit Eß- und Trinkwaaren handelt, und eine junge Chineserinn, die auf Verlangen ihre Künste vor der Thüre jedes Reichen sehen läßt; auf der dritten eine Wachsbleiche; auf der vierten die Ansicht der Gegend, wo die Rhone wieder zum Vorschein kommt, und auf der fünften den Hauptfluß Schwedens, die Thal-Elbe bey Elfkarleby.

Ao.

Handlungswissenschaft.

Praktische Anleitung zum Briefschreiben und andere Aufsätze zu machen (,) vorzüglich für die zur Handlung bestimmte Jugend. Aufgesetzt von Johannes Schmidt (,) Lehrer und Erzieher der Jugend zu Stolberg bey Aachen. Aachen, bey dem Verf. 1802. XVI und 224 Seiten gr. 8. 40 Stbr. oder 13 ℳ.

Diese Anleitung ist eine freye Nachahmung des beliebten Berlinischen Briefstellers für das gemeine Leben, dem hier der erste

erste Theil, und des Leipziger Briefstellers für Kaufleute, dem der zweyte Theil gewidmet ist. Praktisch ist allerdings diese Anleitung; aber es fehlt dem Verf. an einer hinlänglichen Theorie der deutschen Sprache, besonders des deutschen Styls und seiner mannichfaltigen Anwendung für das gemeine Leben. Hievon sind mehrere hundert Beyspiele vorhanden, die im Buche selbst angesehen werden müssen. Nur ein paar Exempel werden hinreichen, dieses Urtheil zu rechtfertigen. S. 194 Nr. 81. heißt es: »Hrn. Paul »Niethammer in Mülheim am Rhein. Leichlingen (ein Dorf im Bergischen, an der Wupper, 2 Stunden südwärts Solingen gelegen) »den 30. April 1800. Da hab' ich zu »Münster in Westphalen eine Kleinigkeit von 86 Thlr. in »Louisd'or zu 5 zu bezahlen. Könnten Sie mir nicht eine »Anweisung von diesem Werthe dort zahlbar geben? Ich »erwarte dieselbe, u. s. w.« Ferner S. 216 Lin. 11 fg.: »Sie belieben es (einige Waaren, die mit einer Fuhre ge»sandt worden) zu notiren, und mir den Empfang gütigst »anzeigen« (anzuzeigen). Fast überall fehlt das Bindewort so, wenn mit Da die Periode angefangen worden. Wer anders als der Verf. eines solchen Briefstellers, wie der vorliegende, dem Sprachreinigkeit fremd zu seyn scheint, kann Ausdrücke der Art gebrauchen, wie S. 205 Lin. 8 v. u. vorkommen: Gehabte Reparaturen an seinem Schiffe, rc. Ueberhaupt sieht man es dem Buche an, daß es eine, größtentheils verunglückte Schulmeisterspekulation ist, wovon der Verf. seine erste Bildung im Bergischen bekommen zu haben scheint, wo man in Handlungsbriefen allerdings praktisch, nur bey weitem noch nicht allgemein rein Deutsch, am allerwenigsten in deutschen sogenannten Volksschulen schreibt. — Die S. 206—213 vorkommenden Haverey- und Assekuranznachrichten, sind nach Bohn und Berghaus gemodelt, ohne im Mindesten dieser Quellen zu gedenken. Wie wenig der Verf. diesen Gegenstand praktisch zu behandeln kennt, sieht man daran, daß er jene mit dieser verwechselt.

A.

Haushaltungswissenschaft.

Anleitung zum Anbau der (,) zur Zuckerfabrikation anwendbaren Runkelrüben, und zur vortheilhaften Gewinnung des Zuckers aus denselben. Von F. C. Achard, u. s. w. Breßlau, bey Korn. 1803. 100 S. gr. 8. 8 gr.

Die Absicht dieser, auf allerhöchsten Befehl (wie der Verf. versichert) in Druck gegebenen Schrift, ist, denjenigen, die sich mit der Kultur der Runkelrüben, und der Gewinnung des Zuckers aus denselben, beschäfftigen wollen, die Anleitung dazu zu geben. Da nicht jeder Anbauer der Runkelrüben sich mit der Zuckerfabrikation befassen, und auch nicht jeder Zuckerfabrikant Gelegenheit haben wird, die Rüben selbst anzubauen: so hat der Verf. diese Schrift in zwey Abschnitte getheilt, und im ersten den Rübenanbau, und im zweyten die Zuckerfabrikation beschrieben. Der Verfass. hat ganz Recht, wenn er bemerkt, daß das, was er über den Rübenanbau sagt, hinreichend belehre; was aber die Zuckerfabrikation betreffe, so hänge dabey Vieles (und kühn dürfen wir hinzusetzen, das Vorzüglichere) von Handgriffen ab, die sich nur durch wirklichen praktischen Unterricht erlernen ließen, so daß man, ohne solchen mit dieser schriftlichen Anleitung zu verbinden, nur nach vielen, vergebens angewandten Kosten und mißlungenen Arbeiten, nur (vermuthlich nie) zum Zwecke gelangen würde. Diese Schrift ist daher als Verläufer oder Verkündiger der neuen königlichen Zuckerfabrikation anzusehen; wovon wir uns aber wenig Vortheil versprechen.

Da Herr Achard damit beschäfftiget ist, noch Neujahr 1804, zu Cunern eine Runkelrüben-Zuckerfabrik auf königl. Kosten anzulegen: so erbietet er sich, allen denjenigen auf seiner neuen Fabrike praktischen Unterricht über die Zuckerfabrikation zu ertheilen, welche Willens sind, sich mit diesem Gewerbezweige zu beschäfftigen. Auch verspricht der Verf. diesen Winter aus den Rüben-Abgängen, wenn solche gedörrt worden, ein Kaffee-Surrogat zu bereiten, und im Winter 1804, eine Branntweinbrennerey mit seiner Fabrike zu verbinden, wozu der Sommer und Herbst 1803, wegen der dazu erfor-

derlichen Bauanlagen, nicht zureiche. Dieß alles, und die auf Veranlassung des königl. General-Direktoriums von der Magdeburgischen Kriegs- und Domainenkammer eingeschaltete Berechnung des Ertrags, welchen ein Morgen Acker zu 180 Quadratr. rheinländisch mit Waizen in Magdeburgischem guten Boden bestellt, im Verhältniß auf eben dieser Fläche, mit Runkelrüben besetzt, wie sich solche gegen einander verhalte, verschafft, wenn man dieß alles und die treffliche Schilderung, die Hr. Ach. über den scheinbaren Vortheil darstellt, unter sich vergleicht, allerdings eine glänzende Ansicht; aber wir zweifeln mit Grund, daß der Vortheil und der zu hoffende Gewinn für die königliche Kasse und die preußischen Staaten nie so groß seyn wird, um das Kapital, welches diese Anlagen kosten werden, zu verzinsen, geschweige den Nutzen im Allgemeinen zu befördern. Rec. ist diese, auf mehrere Erfahrungen gestützte Bemerkung, seinem Könige und dem Vaterlande vorzulegen schuldig, weil er seit 3 Jahren Gelegenheit gehabt hat, mit 3 der ansehnlichsten Landgutsbesitzern, im fettesten Waizenboden der gesammten preußischen Staaten, verschiedene Proben, aus Runkelrüben Zucker zu fabriciren, unter Mitwirkung eines trefflichen Chemisten und Schülers des Hrn. Ach. anzustellen, und darauf mehrere hundert Thaler fruchtlos zu verwenden, ohne aus 50 Centner Saft, ein Loth Zucker, wohl aber den besten Syrup zu erhalten. Und gesetzt auch, Hr. Ach. würde Zucker aus Runkelrüben liefern: so wird, wie der Erfolg zeigen wird, das Fabrikat nie vortheilhaft werden.

Mi.

Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft. Herausgegeben von A. Thaer und J. C. Beneke. Fünfter Jahrgang. Erstes und zweytes Stück. Zelle, bey der Expedition. 1803. IV und 216 S., auch XIV u. von S. 217 — 418. 8. Preis des ganzen Jahrgangs von 4 Stücken. 4 Mk.

Noch immer erhält sich diese periodische Schrift in ihrem, hier mehrmals mit Beyfall angezeigtem Werthe. Das vorliegen-

liegende 1ste Stück, welches zehn Aufsätze und den Quartalsbericht enthält, ist meist der Feldwirthschaft und der Kartoffelnutzung gewidmet. Das 2te Stück aber, das, außer einer Menge Tabellen über ökonomische Rechnungserträge, 14 Bogen enthält, giebt einen neuen Beweis von der Gründlichkeit der hier gelieferten Arbeit. Der darin vorkommenden Abhandlungen sind 7, und der gewöhnliche Quartalsbericht über landwirthschaftliche Angelegenheiten aus Niedersachsen, der von dem Leibarzt Thaer abgefaßt ist, macht unter Nr. 8. den Beschluß. Von allen Abhandlungen ist die wichtigste Nr. 1. Sie ist eine Preisschrift zur Beantwortung der, von der Landwirthschaftsgesellschaft in Celle aufgegebenen Preisfrage: »Welches sind, nach geschehener Gemeinheitstheilung »im Fürstenthum Lüneburg, die zweckmäßigsten »Mittel und Methoden, den Ackerbau auf eine nach»haltende Weise zu betreiben?« die von dem lüneburg. Landes-Oekonomie-Kommissär Joh. Karl Fischer hier beantwortet wird. Der Hr. Verfass. theilt diese treffliche Abhandlung in 6 Abschnitte ein, und räth zuförderst in der Einleitung dazu, den Landzehnten in einen Sackzehnten zu verwandeln, an. Dann wird durch Einführung der Schlag- oder Koppelwirthschaft die Beförderung der Gartenkultur empfohlen. Bey Bestimmung, welche Bodenart, sich zu verschiedenen Kulturen am besten schicke, wird eine Untersuchung der Wirthschaft nöthig geurtheilt. Der bemittelte Landwirth kann aus eigenen Kräften die Verbesserungsvorschläge eher, als der unbemittelte befolgen, indem dieser sich dieselben durch Fütterung und Vieh erwerben muß. Was in der Einleitung vom Natural-Sackzehnten erwähnt wird, soll auch auf die neue, aus der Gemeinheitstheilung erworbene Privat-Acquisition angewandt werden. Wie ein bemittelter Landwirth, wenn er ein Vorwerk anlegen will, zu Werke gehen müsse, und welches Kapital dazu erfordert werde, dieß zeigt besonders der fünfte Abschnitt, der auch die Schwierigkeiten der Vorarbeiten darstellt, welche ein unbemittelter Landwirth durch mehrere Jahren Anstrengungen anwenden muß, um zu jener Einrichtung zu gelangen. Endlich wird im sechsten Abschnitt eine Befriedigung der Koppelwirthschaft vorzüglich angerathen, wovon jedoch die Ausnahme statt finden soll, wenn mehrere eigene Koppeln in einer Fläche zusammen liegen. Obgleich die Steinmauern die dauerhaftesten Befriedigungen geben: so werden doch auch

Hecken

Hecken oder Knicken, die meist überall anzulegen sind, dazu besonders empfehlen. Rec. würde die Heckenfrechtungen vor jeder andern Art Befriedigung wählen, weil diese forstwirthschaftlich genutzet werden können, wo die Steinmauern mit einem oft kostbaren Aufwande, ohne einen reellen Nutzen davon zu erwarten, zu unterhalten sind. Im Ganzen verdienten die in dieser Preisschrift enthaltenen Vorschriften auf mehrere Gegenden Westphalens, besonders auf die von Ober-Münster angewandt zu werden. — Die vierte Abhandlung des Hrn. von Gablenz S. 309 — 335 über einige vortheilhafte Einrichtungen der Felder-Einrichtungen in Elbegegenden von Obersachsen, wozu viele praktische Tabellen gehören, verdient alle Aufmerksamkeit. Dergleichen anschauliche, auf Erfahrung gestützte Darstellungen fruchten mehr, als hundert Bogen ephemerische Theorien. Endlich hat die kritische Uebersicht von landwirthschäftlichen Büchern VII. S. 368 den Herausg. Hrn. Thaer zum Verfasser.

A.

Oekonomische Hefte, oder Sammlung — — für den Stadt- und Landwirth. Zwanzigster Band, erstes bis sechstes Heft. Jan. — Jun. Leipzig, bey Hempel. 1803. 575 Seit. 8. 1 Mk. 12 ℳ.

Der Januar enthält X Nummern, und zwar: I. S. 3 — 29 ist der Anfang, was erst im Febr. S. 97 — 144 beschlossen wird. Es ist nichts, als weitläuftiger Auszug mit Anmerkungen über Dr. Frank's längst bekannte vortreffliche Schrift: die Rinderpest zu heilen und auszurotten. Da diese Schrift schon vielmal im Umlaufe, und richtiger, wie hier geschiehet, beurtheilt ist: so war eine solche Art Auszug um so unnöthiger. II — V. Ueber den Hopfenbau. Die darin enthaltenen Bemerkungen sind alle bekannt, nur in Nr. 3. ist das Anbinden des Hopfens mit Binsen und Hopfenranken zu empfehlen, hätte aber unter die kurzen Nachrichten gehört. Beym Hopfenstellvertreter fehlt die Zeit, wo das Bier gebrauet worden. Vermuthlich war das Bier mit Wermuth nur Lagerbier. Auch

Rec.

Rec. hat den Wermuth längst als Hopfenverbesserung mit Nutzen zugemischt. VI. enthält: Resultate neuerer Versuche, die Bereitung verschiedener Brodtsorten betreffend. Sie sind Uebersetzung aus dem Englischen; welche Resultate aber auch in Deutschland vorkommen, manche wohl noch besser ausfallen, z. B. vom Kartoffelbrodte, S. 59. Dabey ist auch die Art des Kochens der Kartoffeln nicht neu; sondern in Deutschland an vielen Orten so üblich, von Rec. gesehen, und ihm selbst empfohlen worden; daher er auch die Anmerkung des Red. S. 61, dem Verfahren als hinderlich erklären kann. Mache man es nur gerade so, wie es hier beschrieben ist, dann sind die Kartoffeln verbessert, zum Brodte sowohl, als zu sonstigem Genusse. Der Engländer muß aber nicht das Kochen im Dampfbade seiner Kollegen gewußt haben? denn das giebt besseres Brodt und mehreren Branntwein! Diese Anmerkung würde hier passender gewesen seyn. VII. Noch ein Dorf ohne Brache im Fürstenthume Coburg. Die 2te Note dabey ist unverständlich. VIII. Recensionen. Unbedeutend! IX. Anzeige. Ueber Leupert's wirthschaftliches Taschenbuch. Die Bemerkungen über Thaer werden interessant genannt; sind es jedoch nicht, da sie einem Thaer ganz unwürdig angeschuldigt werden. Die kurzen Nachrichten X. übergehen wir als bekannt. Unter dem vermischten Inhalte ist Frenzel's (zu Gebhardsdorf) Versuch über Chaptals Waschen ohne Seife, eine gute Bestätigung.

Der Februar ist unbedeutend. Nr. II. was die Landwirthschaft im Anhalt-Cöthenschen betrifft, ausgenommen.

März. I. Ueber die Raupen und deren Vertilgung. Von einem Krause ist nichts Unbedeutendes zu erwarten, und das Verlangen einer Prämie-Aussetzung an ökonomische Gesellschaften, besonders an die kursächsische, sehr zu achten. II. Recensionen. Davon die 2te ein Auswuchs über des berühmten Wurster's Weisellosigkeit der Bienen ist. III. Selbstpflanzen dienen andern Pflanzen zur Nahrung. Allen Gärtnern und Landwirthen bekannt. IV. Woher kommt die Theurung der Schweine — — im östlichen Franken? Hat Bezug auf August der Hefte 1801. Hier ist durchaus

richtiges

richtiges Urtheil. V. S. 273 f. Saufen aus Leinkuchen für Schweine. Ist bekanntlich für alle Viehharten gut. Da unter dieser Rubrik: alle Viehharten, zwar auch Schweine, nach ökonomischen Heften 1800. S. 341, verstanden werden können; aber nicht daselbst ausdrücklich benannt worden: so thut dieß gegenwärtiger kurzer Aufsatz mit Beyspielen. VI. Ueber Anfgang und Schluß der Niederjagd. Ist ein Vorschlag, den die Forstbedienten lokal entscheiden müssen: VII. Kurze Nachrichten.

April. I. Der Herr Dr. Laubender macht hier einige Bemerkungen: 1) Ueber die vom Hrn. Prof. Abildgaard (zu Kopenhagen) gemachte Beobachtung, daß die Krankheiten der Hausthiere — seit 10 bis 20 Jahren — mehrentheils auf Asthenie der Erregung, oder Schwäche der Lebensthätigkeit beruhen, und also das Blutlassen nicht mehr so vertragen, wie sonst. Zugleich antwortet er hierbey (wo man es nicht suchen sollte) auf eine vom Herrn Rohlwes gegen ihn gelieferte Vertheidigung. Ob dazu wohl 20 Seiten nöthig waren? Abildgaard ist todt, also wird und kann ihn Laubenders Lob und Tadel so wenig rühren, als er die Fragen S. 295 f. nicht beantworten kann. Auf den noch lebenden Rohlwes geht er nun (von S. 296 — 309) sehr scharf los. Warum? weil dieser ihm auf unwürdigen Tadel (im Oktoberstücke der ökon. Hefte 1801.) eine Replik in seinem Magazin für Thierarzneykunde 4. Jahrg. 2. Quartale darbrachte. Wer aber den ruhigen Ton, womit Rohlwes die Anfälle Dr. Laubenders beantwortet, lieset, wird leicht entdecken, wer ohne Parteysucht und Hitze schrieb; mithin sehen, daß Rohlwes vieles Lob für seine Gelassenheit verdient. II. Unterhaltungen mit Hrn. Leupert, über den Werth der Wiesen, bey einer höhern Ackerkultur, und über die Dreyfelderwirthschaft; nebst ein paar Worten über Herrn Leibarzt Thaer. Das ist der rechte Mann (Albert, Fürstl. Anhalt-Cöthenscher Okon.-Amtmann zu Lindau), von dem Herr Leupert lernen mag, wie man gegen Herrn Thaer streiten, oder besser — — schweigen sollte! Wahrhaftig, Hr. Leupert versteht weder Thaern, noch Alberten; denn sonst würde er keinen von beyden so widersinnig bestreiten. III. Vieljährige Erfahrungen über die vom Herrn Pfarrer Thiermann empfohlene Pflege und das öftere

Begießen der Obstbäume. Vortreffliche Bestätigungen! IV. Den durch die Hütung mit Schaafen und Rindvieh vom 1 — 11. Mai verursachten Schaden einer Wiese betreffend, von Lukas. Dieß betraf eine Frage im Februarstücke der ökon. Hefte 1802., und weil sie noch Niemand beantwortet hat: so machte sich Hr. Lukas in Mischwitz daran, und hat sie hin und wieder nicht übel beantwortet. Doch gehört ein stärkerer Oekonom dazu, über das Ganze entscheidend zu sprechen, und das Lokale mit zu untersuchen. V. Recension, und zwar über Matuschka's seynsollende neue Entdeckungen und Beobachtungen über die Bienen und ihre Zucht, oder neues Lehrgebäude der Bienenzucht, 1. St. Berlin, bey Unger, 1802. Dieß Buch hätte in keine bessern Hände, als in die des Hrn. Lukas zur Recension kommen können, weil es seinem seynsollenden System schmeichelt, und seine Chimären für allein richtig erklärt, ohngeachtet Hr. Matuschka nicht die geringste eigene Erfahrung darüber hat; auch selbst gestehet, daß er seiner bey einer einzigen mikroskopischen Untersuchung verdorbenen Augen wegen, keine weitere mikroskopische Beobachtungen mehr machen könne. Auf so einem Mann darf Hr. Lukas wahrlich nicht viel bauen; wenigstens baue er seine ökonomisch-philosophische Bienen-Romane nur darauf nicht weiter. Es hat hier Hr. L. sich nicht sowohl in eine ordentliche Recension eingelassen; als vielmehr Gelegenheit genommen, auf seine Gegner loszuziehen, und Manchen persönlich, und dabey auf die unschicklichste Weise einer Rechthaberey, Unwahrheiten beschuldiget, um seinen eigenen Egoismus darunter zu verstecken! Den würdigen und verdienstvollen Riem behandelt er auf eine äußerst unartige Weise, wirft ihm unter andern vor, daß es ihm wegen überhäufter Geschäffte an Zeit zu Beobachtungen mangele, ꝛc. Darüber könnten aber den Hrn. L. Fürsten und Bauern, die bey Riem dessen Beobachtungsstöcke in seiner Studierstube, aus welcher die Bienen aus- und einfliegen, gesehen haben, eines Bessern belehren. VI. Kurze Nachrichten. Für die, welche sie nicht schon anderer Orte gelesen haben, sind sie merkwürdig.

Mai. I. Ueber Getraidebenützung. Der Verfass. hat Recht, wenn er S. 394 sagt: es scheine überflüssig zu

seyn,

seyn, viel über Hülfsmittel wider Theurung zu sagen, da das meistens schon oft wiederholt w[illegible]e, und alles aus einer richtigen Ansicht der Entstehungsursachen folge. Daher ist bey diesem Bewußtseyn auch das, was er sagt, desto lesenswerther. II. Noten ohne Text, über mancherley Gegenstände der Oekonomie. Diese sind: Weisellosigkeit, Begattung, Vervollkommnung des Bienenstockes, Bäume, Taubenpocken, Sperlinge auszurotten; Himbeere, Obstkerne, daß ein Blatt einen Baum gebe. (Letztes aus Mosers Werk: über Feld- und Gartenprodukte, 2. B. S. 112.) Es kommen manche richtige Ideen darinnen vor. III. Erörterung über die im Januarstücke 1801. der ökonom. Hefte befindliche Abhandlung: vom Kleebau. Von K. F. Hause. Man findet hier manches Gute, nur schade, daß der Verfass. nicht von der Klappmeyerschen Methode, den Klee erst in Haufen, nach besondern Regeln, zu erhitzen, dann zerstreuen und trocknen zu lassen, mitreden konnte; um so mehr verdient diese Sache zur Sprache und mehreren Nachahmung zu kommen, als wir neue Bestätigung durch den Herrn Herzog zu Holstein-Beck erhalten haben. (Man sehe Riems neue Sammlung ökon. Schriften. 1803. Liefer. 2.) IV. Recensionen. a) Versuch zur Verpflegung der Bienen, von Lukas. b) Handbuch der Obstbaumzucht, von Christ. c) Die Feldmaus, und Mittel zu ihrer Vertilgung. Alle 3 Schriften sind mit Würde, besonders ist die erste sehr ausführlich beurtheilt. So was gründlich und ausführlich Durchdachtes, und dabey urban Geschriebenes, haben wir lange nicht in einer Recension über Bienen gelesen, und es ist nicht zu zweifeln, daß Rec. ein Nachbar von Lukas sey, da er so treffend, selbst kleine Umstände, vom Verf. anzugeben weiß; lobt, was zu loben ist, und tadelt eben so freymüthig, was Tadel verdient, eben so, was falsch sey, ohne sich vor seinem Bienen-Journale zu fürchten. Das Ganze verdient gelesen zu werden. V. Keine Recension; sondern Warnung, über: Naturgeschichte der Nachtigall, &c. Es ist dieses Werk nachgedruckt worden. Inde illae lacrimae. VI. Verbesserung des Schubkarrens, &c. Unterzeichnet: Buschendorf. Von diesem würdigen Gelehrten haben wir nur Gründliches zu erwarten. Indessen sind die hier auf dem Kupferstiche abgebildete Verbesserungen schon eines Theils vom verstorbenen

nen Oberverwalter Zille mitgetheilt worden; das vordere Mädchen aber ist Hrn. B. ganz eigen. VII. Kurze Nachrichten. Wie gewöhnlich.

Juni. I. Erfahrungen und Bemerkungen über landwirthschaftliche Gegenstände sind zu Ipsheim in Franken gemacht. Der Verf. bezieht sich darin auch auf diejenigen vom Mai 1802, und hat wirklich hier bessere geliefert, als diese im Mai. Er wünscht mehr belehrt zu werden, als zu belehren. Solche praktische Bemerkungen sind immer angenehm. II. Ueber gefrorne Mistjauche, als Düngung aufs Feld, von Büttner. Sind als Nachtrag zum August 1891. sehr gut. Diese Jauche muß aber nicht auf abhängige; sondern mehr ebene Felder gebracht werden, welches eine Erfahrung mehrerer Landwirthe ist. III. Ueber die verschiedenen Arten der Milch und ihre Behandlung. Ist ein Auszug aus Scherer's Uebersetzung der neuesten Untersuchungen, von dem B. Parmentier und Deyeux, die Vieles für sich haben. IV. Recensionen. a) Ueber Erziehung guter und neuer Obst- und Spielarten. b) Der Hopfenbau, von Fritsch. Beyde sind gut, nur ist dieses Buch schon 1798 edirt, also schon etwas alt zum Recensiren geworden, und da der Rec. S. 539 meint, daß bey dem Hopfenbau noch Vieles aufgeklärt zu werden verdiene: so hat er zwar Recht; indessen ist ihm doch darüber, daß er darunter die Frage (S. 540) rechnet: a) ob der Hopfen beyde Geschlechter auf einem Ranken vereinige? b) ob er das erste Jahr schon tragen dürfe? zu sagen: daß er über a) genaue Nachricht in Krünitz Encyklopädie 25. Th. S. 74, und in Dr. Böhmers technischer Geschichte der Pflanzen 1. Th. S. 435 finden kann. Man trifft auch eine sowohl genaue, als treue Beschreibung und Abbildung in Schkuhr's botanisch. Handbuche 3. Th. S. 471 Tab. CCCXXVI. an. Auch zeigt dieses sich alle Jahre denen, die praktisch damit umgehen. b) Bestimmt sich von selbst, da er wenig im ersten und zweyten Jahre trägt, den man Jungfern-Hopfen nennt; er auch noch nicht von vollkommener Güte ist; aber im dritten volle Kraft bekommt, m. s. Erler's Unterricht — — des edlen Hopfens, S. 44 u. a. O. m. V. Hat das Probedreschen bey herrschaftlichen Domainen einigen Nutzen? So wie es hier geschah, hat es natürlich keinen Nutzen, hierzu muß man grosse,

se, mittlere und kleine Garben hervornehmen; und dann darf es nur als ein obngefähres Vorwissen dienen, was man wohl erobern könnte, nicht wirklich erlange. VI. Vom Entenfange. Darüber findet man bessere Nachrichten in Krünitzscher Encyklopädie, u. a. O. m. VII. Sendschreiben an Hrn. Dr. Laubender, den Genuß des Honigs betreffend. Darüber wird Hr. Laubender bald etwas ertheilen; denn er hatte Recht, wenn er den Genuß des Honigs bey Kaffee anprieß; auch Rec. hat ihn dazu sehr zuträglich gefunden; nur muß man nicht nach S. 548 den Honig mit dem Kaffee kochen; sondern in der Tasse, wie den Zucker auflösen. Ueberhaupt gilt hier, wie in Mehrerem: Naturae sunt multiplices. VIII. Verfahren, das Aufblähen der Thiere zu heilen, von B. Sonnini. Man siehet wohl, daß der Verfass. nicht genügliche Erfahrung habe; sonst würde er S. 550 nicht sagen: daß man auf der Seite einsteche; sondern bestimmt zufügen, auf der linken Seite. Das Mittel selbst ist bekannt. IX. Nachricht von einer der Oekonomie wichtigen Schrift. Das hätte unter die Recensionen bey Num IV. gehört.

Damit die ökon. Hefte doch ferner erbaulich und nützlich für Oekonomen bleiben mögen: so sollte die Leipziger Censur billig darüber halten, daß Aufsätze mit Grobheiten und Träumereyen entweder gar nicht gedruckt, oder die Stellen, welche gesittete, und überhaupt Ohren würdiger Gelehrten beleidigen, gestrichen werden. Uns dünkt es wenigstens unmöglich zu seyn, daß ein Censor und guter Korrektor die Stellen in der Recension S. 333 f. gelesen habe?

Die Kultur, Fabrikatur und Benutzung des Tabacks, in ökonomischer, medicinischer und kameralistischer Hinsicht, von allen Seiten vollständig beschrieben, und sowohl für Tabacksfabrikanten, als auch für Tabacksraucher und — Schnupfer zur — Belehrung vorgetragen, von J. C. Gotthard, der Weltweisheit Doktor, ꝛc. Der Privat- und Staatsökonomie auf der Universität zu Erfurt Professor, ꝛc. Weimar, bey d. Gebrüd. Gädike. 1802. 424 Seiten 8. 1 Rh. 8 gr.

Was

Was ein Gotthard im ökonom. und kameralist. Fache zu leisten vermag, wissen unsere Leser schon aus dem, was wir über mehrere seiner Schriften zu sagen Anlaß hatten. Auch über dieß vor uns liegende Buch müssen wir sagen, daß es, wie die andern von seiner Bearbeitung, meisterhaft sey. Alles, was auf dem Titelblatte versprochen ist, findet man ausführlich dargelegt. Vom Schwitzen des Tabacks allein hätte der Verf. umständlicher seyn mögen. Er lehrt zwar S. 105, wie die Tabacksbunde bey dem Einbringen gelöset und gestellet werden müssen; auch gedachte er vorher des Schwitzens, allein, wenigstens nach unserer Erfahrung, nicht hinlänglich. Denn da nicht alle Blätter zugleich reifen, wie Hr. G. auch selbst ausführt, und was Ursache derselben Farbenverschiedenheit ist: so muß man die Gleichheit von Farbe zu erzwingen suchen, (wodurch der Taback zugleich in sich veredelt wird) welches durch die Gährung geschieht. Daher ists nöthig, daß man die Blätter, nach des Verfass. Lehre, mit den Spitzen in die Höhe, und zwar in einer Scheunentenne, aufstelle, und mit Matten zudecke. Dieß muß aber so bewerkstelligt werden, daß man um den Haufen herum gehen, und nach einigen Tagen Untersuchungen hin und wieder anstellen könne; denn so findet man hierbey bald eine angefangene Fermentation, und bey Aufdeckung des Haufens einen angenehmen Geruch, so, wie bey der neuen Art, den Klee in Haufen, zum baldigern und bessern Trocknen vorzubereiten; ein Umstand, der mit Taback und Klee einerley Absicht zum Zwecke hat. Veredlung und bessere Güte im Trocknen, welches alles beym blossen Dörren im Sonnenscheine nicht bezwecket wird. Beym Tabacke ist nur noch besonders dahin zu sehen, daß die meisten Blätter eine egale gelbe Farbe erlangen. Da nun zuweilen der Haufen sich eher erhitzt, als die Blätter ihre gehörige Farbe erlanget haben: so muß man, um nicht leicht in Gefahr zu kommen, daß die Blätter schwarz und schmierig werden, den Haufen lüften und auseinander legen. Alsdenn kann man ihn, nach der Lehre des Verf., wieder zusammen bringen.

Mehreres hätten wir bey diesem so nützlichen Buche, so wenig für den Verf., als für den Leser, zu erinnern. Für letzten kann alles Uebrige des Buches zum Leitfaden dienen; und selbst dem, der nicht Planteur und Fabrikant des Ta-

backs, und sogar der Tabackspfeifen ist, kann schon die Geschichte desselben, und das diätetische Kapitel, zum Ankaufe dieses guten Buches reitzen; zumal es eine wohlgeordnete Sammlung des Meisten und Besten, und wohl ein Ganzes über Gewinnung und Verarbeitung des Tabacks, ja selbst der Tabackspfeifen ist, das sich zu einiger Zeichnungsbeyfügung qualificirt hätte; indessen hat doch, dieß zu ersetzen, der Verfass. die davon handelnde Schriften angeführt.

Bey einer künftigen Auflage kann der Verf. die neue Schrift: Anweisung zum Tabacksbau für Oekonomen, nebst einer Einleitung über die Frage: Ist es nützlich oder schädlich, wenn der Tabacksbau in Sachsen allgemeiner wird? Meissen, bey Erbstein. 1803. auf 182 Seiten, auch nutzen; von welcher guten Schrift wir ein andermal umständlich reden werden.

P. C. Abildgaard's und E. Viborg's Anleitung zu einer verbesserten Schaafzucht und richtigen Behandlung der spanischen Schaafe, unter kältern Himmelsgegenden, aus dem Dänischen übersetzt, von F. C. Jensen, M. D., und mit Anmerkungen versehen, von dem letztern, der erwähnten Verfasser. Kopenhagen, bey Schubothe. 1802. 174 S. 8. 8 gr.

Ein ziemlich vollständiges, obgleich kleines Werk, über diesen Gegenstand; darin man nicht leicht Etwas vermissen wird, was zur rechten Zucht und Benutzung der Schaafe erforderlich ist. Das Schriftchen hat es, nach dem Urtheile des Recens., wohl verdient, daß es in unsere Sprache übergetragen, und auch für Deutsche brauchbar gemacht worden ist. Wie getreu die Uebersetzung der Urschrift ist, kann Recensent nicht sagen, da er nicht Dänisch versteht; aber gut läßt sie sich lesen, und eigentliche Sprachfehler sind Rec. nicht aufgestoßen. Die Verfasser setzen in möglichster Kürze alles aufs Deutlichste aus einander, was nur immer ein Liebhaber der Schaafzucht zu wissen verlangen mag; geben sehr genaue

Nach-

Nachricht von den Schaafen überhaupt, von ihrer Verschiedenheit, Vermehrung, Zucht und Wartung, und von der rechten Behandlung der spanischen Schaafe insbesondere, von der Wolle so mannichfaltiger Arten der Schaafe, ihrer Gewinnung und Benutzung; zuletzt von allen bisher bekannt gewordenen Krankheiten der Schaafe, und dienlichen Heilmitteln. Auf dem Titelblatte steht, statt einer Vignette, ein richtig gezeichneter und gut gestochener spanischer Widder, von der Eskurialsheerde. Ueberdem liegt noch eine Kupfertafel dabey, welche ein Schaaf vorstellt, an welchem man die verschiedenen Stellen am Körper sieht, wo die Wolle, ihrer Feinheit nach, von der 1sten, 2ten, 3ten und 4ten Gattung sitzt. Die beygesetzten Zahlen machen alles deutlich. Sodann zeigt diese Tafel noch 14 paar Schaafohren, mit eingeschnittenen Zeichen, wodurch man, wie im 46sten §. vorgeschlagen wird, die Schaafe und Widder in einer etwas zahlreichen Heerde bemerken soll, die man aus- und zusetzen will; damit man genaue Kenntniß von jedem Schaafe und dessen Abkommen habe, und solchergestalt immer richtige Auswahl treffen könne. Keinen Landwirth, der nur etwas mit der Schaafzucht zu thun hat, wird es gereuen, dieß Werkchen gelesen zu haben. Ja, nach des Recensenten Dafürhalten, sollte es ein gutes Handbuch für jeden Oekonomieverwalter und Schaafmeister abgeben.

Va.

Die angorische oder englische Kaninchenzucht in Deutschland, zum Nutzen der Landleute, herausgegeben von einem fränkischen Beobachter. Heilbronn am Neckar. 1803. 98 S. 8. 8 Kr.

Die Erscheinung dieses Schriftchens wird Manchen auffallen, und zu spät zu kommen scheinen, da die mehresten Liebhaber der angorischen Kaninchenzucht, welche dieselbe leidenschaftlich betrieben, davon zurück gekommen sind, und sie wieder aufgegeben haben, weil sie in ökonomischer Hinsicht, besonders in Städten, doch ihre Rechnung nicht dabey fanden. Zu läugnen ist es nicht, die Zucht dieser Thierchen hat ihre eigene Schwierigkeiten, und erfordert gute Einrichtung,

 genaue

genaue Aufmerksamkeit und Abwartung, wenn ein wirklicher Nutzen herauskommen soll. Vorliegende Schrift scheint nun ganz in der Absicht geschrieben zu seyn, den gesunkenen Eifer für diese Art von Viehstand wieder zu heben, und Einem oder dem Andern neue Lust dazu einzuflößen; denn die Schwierigkeiten dabey sind alle genau und getreu angeführt, auch ziemlich gut beantwortet. Indessen wird es immer auch auf dem Lande viel kosten, wenn bey einer Landwirthschaft sich die so sehr getheilte Sorge des Wirthes, mit der Genauigkeit, die hier erforderlich ist, auch auf diese Thierchen erstrecken soll, wenn nicht etwa die Abwartung derselben einem gewissen Manne anvertrauet werden kann. Und dann ist die Frage: ob der Vortheil einem solchen Wirthe beträchtlich genug scheinen werde? Recensent gab sich auch verschiedene Jahre hinter einander, bloß aus Liebhaberey, mit dieser Kaninchenzucht ab. Sie machte ihm Anfangs vieles Vergnügen, und versprach ihm manche Vortheile; allein bey den übrigen, mannichfaltigen wirthschaftlichen Sorgen, hatte sich doch die genaue Aufmerksamkeit auf diese Thierchen nach und nach verloren. Sie kamen in Abnahme, brachen auch durch ihr Behältniß, verliefen sich, bald auf den Heuboden, bald in den Garten, und thaten hier beträchtlichen Schaden, so daß er sich rasch entschloß, sie alle auf einmal abzuschaffen; und das steht überall bey einer Landwirthschaft zu fürchten. Ein anderer seiner Freunde vertraute diese Zucht im Großen einigen seiner Töchter, und es gieng gut und vortheilhaft damit. Wer weiß übrigens nicht aus mehreren Riemschen Theilen seiner neuen Sammlung ökonomischer Schriften, wie vortheilhaft sie diesem Verfasser und der Buttstädter Fabrike zuschlug. Wer sie so halten könnte, daß er bloß für sie zu sorgen hätte, oder die Sorge für sie, Jemand übergeben könnte, wobey es nicht mit besonderm Aufwande verbunden wäre, da möchte es gehen. Unrecht wäre die Sache gar nicht; nur müßte man auch die Haare leicht und gut absetzen können. Der Verfasser dieser vorliegenden Schrift hat alles gethan, was erforderlich ist, jeden Liebhaber dieser Art von Viehzucht in den Stand zu setzen, sie mit dem glücklichsten Erfolge zu betreiben, und den möglichst größten Nutzen davon zu ziehen. In dieser Hinsicht kann man es den Liebhabern der Kaninchenzucht bestens empfehlen, sie finden alles darin, was sie zu wissen nöthig haben. Auch der in diesem Fache ganz Unerfahrne

wird

wird sich völlig unterrichten können, daß er sehr gut zurecht kommen wird.

Wg.

1. Radikale Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht, insonderheit für Thüringen und die angränzenden Länder, in welchen Dienstbothen und Tagelöhner zu fehlen scheinen, um ein vollkommenes Fruchtwechselsystem einzuführen, von August Hoffmann, Konrektor zu Chorin in der Ukermark. Mit 2 Tabellen und einigen Anmerkungen von Joh. Riem, Kurf. Sächs. Komissionsrathe. Leipzig, bey Hartknoch. 1803. 163 Seiten 8. 18 gr.

2. Ueber die Wechselwirthschaft und deren Verbindung mit der Stallfütterung des Nutz- und Arbeitsviehes; als Fortsetzung oder Kommentar des Karbeschen Werks über die mögliche und nützliche Einführung der englischen Wechselwirthschaft, von Friedrich Herzog zu Schleßwig-Holstein-Beck. Leipzig, bey Fleischer. 1803. 252 Seiten 8. 1 Rthl.

Nr. 1. hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem vor kurzem erschienenem Werke des Hrn. Amts-Assistenten Karbe in Chorin: über die Möglichkeit und Nützlichkeit der englischen Wechselwirthschaft in der Mark. Alle Grundsätze, der Styl, und die ganze Einkleidung beyder Schriften sind sich so völlig gleich, daß beyde Verfasser gemeinschaftlich daran gearbeitet zu haben scheinen, und zwar so, daß der Gelehrte die Feder geführt, und der Oekonom die Materialien geliefert zu haben scheint. Doch dem sey, wie ihm wolle. Beyde Schriften sind gut, und verdienen im Ganzen gelobt zu werden. Der Verf. der vorliegenden Schrift redet in der Vorrede der englischen Wechselwirthschaft, welche durch Hrn. Thaer auch

 den

den deutschen Landwirthen anzupfehlen ist, das Werk, und glaubt, daß, wenn gleich jede Provinz in Deutschland ihren eigenen Ackerbau habe, die Einführung der Wechselwirthschaft in diese Provinzen möglich und nützlich sey; ob sie gleich in jeder Provinz ihre eigene Form annehmen müsse. Er will seine Gedanken über die Möglichkeit und Form derselben in Thüringen, als seinem Vaterlande, in dieser Schrift eröffnen. Hr. Riem hat dieser Schrift ein Kreditiv beygefügt, worin er erklärt, daß der Inhalt derselben nicht nur für Thüringen; sondern auch für viele, diesem ähnliche Gegenden nützlich seyn könne. Rec. will das Erheblichste daraus anzeigen.

Im ersten Abschnitte giebt der Verfass. die Mittel an, um den vermeintlichen Mangel an Gesinde und Tagelöhnern in Thüringen zu heben, und ohne größere Bevölkerung mehr Menschen zu gewinnen, die zum Betriebe der Wechselwirthschaft nöthig sind. Diese Mittel liegen in der Aufhebung solcher üblen Gewohnheiten, die beym Ackerbau unnützerweise viel Menschenhände erfordern, als: 1) das Schneiden des Wintergetraides mit der Sichel. Viel Unbequemlichkeit und Schaden ist bey diesem Schneiden zu erdulden, und das Mähen mit der Sense allerdings vorzuziehen; 2) das sogenannte Nachgrasegehen. Die Ursachen, warum diese böse Gewohnheit, die leider! auch noch an so vielen Orten in der Mark Brandenburg den Fleiß des Landvolks hemmt, und ihre Moralität verdirbt, auch für Thüringen so schädlich ist, werden hier sehr gut gezeigt; 3) das Dreschen und Reinmachen des Getraides, welches in Thüringen weit langwieriger ist, und mehrere Menschen erfordert, als in der Mark; 4) zwey Ochsen auf einen Pflug, anstatt daß 6 Ochsen dazu gerechnet werden sollen.

Zweyter Abschnitt. Zu den Unvollkommenheiten der thüringischen Landwirthschaft, welche ihren Grund in der eingeführten Dreyfelderwirthschaft haben, rechnet der Verf. die Aussaugung des Ackers durch zwey unmittelbar auf einander folgende Halmfrüchte; die Nichtbenutzung oder doch die sehr geringe Benutzung des Brachfeldes, als des dritten Theils der Flur; den Mangels an Weide, an Fütterung im Frühlinge und Sommer, und an Mist; eine unvollkommene Kultur des Feldes; die nicht vortheilhafte Benutzung des vorhandenen Mistes.

Dritter Abschnitt. Die Unvollkommenheit der thüringischen Landwirthschaft kann durch Einführung der Wechselwirthschaft gehoben werden. — Vortheile der Wechselwirthschaft sind: die Abschaffung der Brache; die vortheilhafte Anbauung der Früchte, ohne den Acker auszusaugen; die reichliche und gesunde Weide, die nicht durch die wilde Natur; sondern durch den Fleiß der Menschen verschafft wird; der Anbau reichlicher Futtergewächse, wodurch das Vieh auch im Stalle ernährt werden kann, wenn man keine Weide dulden will, und wobey der Getraidebau nicht verringert wird, wenn gleich die Aussaat vermindert wird; die Verbesserung der Viehzucht; die weit vollkommnere Kultur des Feldes, wobey jede Frucht die beste Vorbereitung auf die folgende ist; der vortheilhaftere Gebrauch des Mistes. Die beste und zweckmäßigste Fruchtfolge ist die, wobey nie zwey Halmfrüchte auf einander folgen; sondern immer eine Hülsenfrucht oder eine Frucht zum Viehfutter dazwischen gebauet wird.

Vierter Abschnitt. Hauptmomente bey Einführung der Wechselwirthschaft in Thüringen. Der Verfass. setzt immer voraus, daß es keine Dreyfelderwirthschaft giebt, die im dreyjährigen Düngen erhalten werden kann, und doch giebt es deren auch in der Mark unterschiedene, die nur nicht bloßen Sandboden haben. Und im Sandlande wird man mit der Wechselwirthschaft auch eben nicht viel weiter kommen, als mit der Dreyfelderwirthschaft. Die Hauptmomente der Landwirthschaft müssen seyn: die beste Anwendung des Mistes, und die Vermehrung desselben. Es läßt sich freylich ganz gut hören, daß man den Mist bey der Fruchtfolge nicht so durch mehrere Getraidearten hinter einander aussaugt; allein wenn nun in dürren Jahren auf der Höhe die Futtergewächse, die Kartoffeln, das Wickenheu, ꝛc. nicht gerathen: so fehlt es an Heu, an Futter, und an Stroh, und der Wechselwirth muß daher billig immer auf ein ganzes Jahr Futter-Vorrath halten, wenn er nicht Noth leiden will, besonders wenn er zugleich Stallfütterung hat. Dieß ist in guten Dreyfelderwirthschaften, wobey nur nothdürftiger Wiesewachs ist, so leicht nicht zu besorgen, weil da auf einer grössern Fläche vom Getraide mehr Stroh gewonnen wird. Rec. hat Jahre erlebt, wo in seiner Gegend die Kartoffeln kaum das dritte Korn gaben, der ganze Gewinn von etwa 3 Scheffel Wicken-Aussaat auf einem kleinen Wagen nach Hause gefahren

fahren werden konnte, wenn gleich Roggen und Gerste sehr gut gerathen waren. Wie soll sich hier der Wechselwirth helfen, wenn er einmal das nöthige Vieh, und wenig Wiesen hat, da es ihm in solchen Jahren auch an Stroh zum Futter fehlt. — Folgende Fruchtfolge sieht der Verf. für die meisten Gegenden für die beste an, nämlich: a) Wicken zu Heu, b) Winterkorn, c) besaamte Weide, d) besaamte Weide, welche im Herbste aufgerissen, und im folgenden Jahre e) mit Sommerfrüchten besäet wird. Wenn der Verfass. S. 96 sagt: Ich fordere die Landwirthe, die sich Mosen und Propheten nennen, auf, zu sagen, ob eine von diesen Früchten in einen Zustand kommt, wo sie der Acker versagen wird; so ist dieß falscher Witz. Es ist nicht zu läugnen, daß auf solchen Feldern, die durchweg ziemlich gleichen Boden haben, die vorgeschlagene Eintheilung in 5 Schläge, die nach und nach ganz gedüngt werden, gut ist, obgleich in der zwey Jahre gelegenen Weide, auch ohne Dünger eben nicht die beste Gerste gewonnen werden möchte; allein auf solchen Feldern, wo der gute Boden allenthalben mit Sandland untermischt ist, läßt sich eine solche Eintheilung nicht wohl machen; oder wenn man sie machte: so würde in manchen Jahren Verlust an Winter- oder Sommergetraide, oder an Weide zu befürchten seyn, nachdem ein mehr oder weniger sandiger Schlag getroffen würde.

Fünfter Abschnitt. Vereinigung der beyden Hauptmomente bey Einführung der Fruchtwechselwirthschaft in Thüringen. Beyde Ackereintheilungen, die der Verfass. in dem Vorhergehenden angegeben hat, soll man mit einander verbinden, und etwa folgende Fruchtfolge wählen: 1) Wicken zu Heu und Erbsen mit Düngung; 2) Winterkorn und rothen und weißen Kleesamen; 3) rothen Mähekler und weißen Hütungsklee; 4) behackte Früchte mit Mist und weißen Hütungsklee; 5) Gerste und Sommerfrüchte. Auf diese Weise kann man, nach der Meinung des Verf., auch einen sehr ungleichen Boden behandeln, und nach seiner Lokalität gebrauchen, da diese Wirthschaftsart verschiedener Modifikationen fähig ist. — Von S. 119 an, macht der Verfasser nun einen Anschlag über ein projektirtes Landgut in Thüringen von 1300 Acker Land, um zu zeigen, wie es, unter gewissen Modifikationen nach der Wechselwirthschaft eingerichtet werden müsse, und was für Vortheile dabey in Vergleichung

gen die Dreyfelderwirthschaft zu erwarten seyn möchten. Er bringt dabey ein Plus von 2691 Thlr. 3 Gr. 4 Pf. heraus.

Sechster Abschnitt. Kurzgefaßte Schilderung des ersten Fruchtfolgeumlaufs, und durchschnittähnliche Berechnung des Ertrages in den ersten 5 Jahren. Hier gesteht der Verfass., daß bey der Untersuchung der Dreyfelderwirthschaft mit der Wechselwirthschaft allerdings Ausfälle unvermeidlich sind, weil bey der letztern weniger Getraide, als bey der erstern ausgesäet wird. Und dieser zu befürchtende Ausfall möchte den auch unvermögenden Landwirth und solche Beamten, die der längern Fortdauer ihrer Pachtungen nie recht gewiß seyn können, noch lange abschrecken, ihre Wirthschaftsart so gänzlich umzuändern. Der Verf. wünscht in einer Nachschrift, daß besonders solche Wirthe, die keine Koppelhutung, und folglich freye Hand haben, seine Vorschläge annehmen, und einen Versuch mit der Wechselwirthschaft machen möchten. Und wir wünschen es mit ihm, daß vermögende Wirthe, die allenfalls einen Verlust ertragen können, diesen Versuch machen, damit man sehe, ob bey dem neuen Wirthschaftssysteme so große Vortheile herauskommen, als der Verf. in der Theorie so geschickt zu berechnen weiß. Aber immer wird dieser Wirthschaftsart, besonders in der Mark, wo der Roggen-Gewinn die Hauptsache ist, entgegen stehen, daß bey diesem so nothwendigen Produkte ein Ausfall zu befürchten ist, und daß die Sommer- und Brachfrüchte, die in der Mark auf den größtentheils hohen und sandigen Aeckern selten gut gerathen, den Ausfall an Roggen nicht decken möchten; auch daß überhaupt dabey unverhältnißmäßig viel Land fürs Vieh, und weniger für die Nahrung der Menschen angebauet wird. England kann sich durch seinen Reichthum leicht das nöthige Brodtkorn verschaffen, und sich an seinem schönen, großen, wohlgenährtem Viehe vergnügen. Wir ärmern Bewohner der Mark Brandenburg müssen uns unser Brodtkorn selbst bauen, auch wohl noch etwas zur Anschaffung unserer übrigen Bedürfnisse verkaufen können, und auf das Vergnügen, mit unserm Viehe, so wie der Engländer, zu spielen, Verzicht thun.

Nr. 2. Die englische Wechselwirthschaft wird endlich doch wohl noch auch unter den deutschen Landwirthen ihr

Glück

Glück machen, wenn mehrere Männer von solchem Gewichte, als der erlauchte Verf. dieser Schrift ist, derselben ihren Beyfall geben, und die zu erwartenden Vortheile derselben ausführen. Der Verf. lobt die auf dem Titel genannte Schrift des Hrn. Karbe als eine sehr gründliche, und mit vieler Sachkenntniß ausgearbeitete Schrift; und auch Rec. hat derselben in dieser Bibliothek schon das verdiente Lob gegeben, bis auf die unwürdigen Ausfälle auf den Hrn. von Blankensee, welche diese Schrift sehr verunzieren. Der Hr. Herzog ist in dieser Schrift in manchen Stücken nicht der Meinung des Hrn. Karbe, und liefert um deßwillen, mit dessen Erlaubniß, einen fortlaufenden Kommentar über seine Schrift, worin er die Eintheilung derselben beybehält, und sie entweder erweitert und bestätigt, oder seine abweichende Meinungen vorträgt. Rec. will, um nicht zu weitläuftig zu werden, nur hie und da etwas Merkwürdiges aus dieser Schrift ausheben.

Die vorzüglichsten örtlichen Hindernisse, welche der Einführung der Wechselwirthschaft an den meisten Orten entgegen stehen, sind: Die Hütungs- und Triftgerechtigkeiten, die Zehentpflicht, und die gemessenen Hand- und Spanndienste der Unterthanen. Diese Hindernisse sollen durch die Regierungen aufgehoben werden. Der Verf. sieht die Stallfütterung als Grundlage und erstes Erforderniß der Wechselwirthschaft an, da Hr. Karbe dafür hält, daß sie nicht nothwendig damit verbunden werden dürfe. Wer zur Wechselwirthschaft übergeht, und sogleich die Stallfütterung einführt, braucht nicht einen so beträchtlichen Theil des Ackers, den er zum Kornbau nützen kann, zur Vichweide zu gebrauchen, als wenn er den Weidegang beybehält. S. 12 sagt der Verfass. mit großer Wahrheit: Der Uebergang von einem Wirthschaftssystem zum andern, ist das wichtigste Unternehmen eines Landwirths, und muß nach unumstößlichen, und der Lokalität angemessenen Grundsätzen vorgenommen werden. Unsere deutschen Landwirthe werden sich also wohl in Acht nehmen müssen, die englische Wechselwirthschaft nicht zu früh anzunehmen, und werden sich an alle Anpreisungen derselben nicht kehren dürfen, ehe sie ihre Lokalität und ihre Kasse vorher wohl geprüft haben. Es wird auch sehr dabey in Betracht kommen müssen, ob nicht, wenn auch einzelne Landwirthe einer Provinz dabey gewinnen, das Ganze vielleicht wegen eines zu befürchtenden geringern Körner- und Stroh-

gewin-

gewinnes, oder wegen der Verminderung der Schaafheerden, dabey leiden werden. S. 14 wird bestätigt, daß der große rothe Klee nicht unter 6 Jahren auf ein und dasselbe Ackerstück gebracht werden dürfe, und daß dieser am besten im Frühjahre auf das Roggenfeld gesäet werde. Dieser Klee nebst den Kartoffeln, Runkelrüben und Wickenheu sind die besten Futtergewächse fürs Vieh. — Wasserrüben, welche den Winter in der Erde geblieben, sind im Frühjahre gut und wohlschmeckend befunden worden, auch von Kartoffeln hat man diese Erfahrung gemacht. Mehrere Erfahrungen müssen aber erst die Wahrheit davon bestätigen, ehe man im Großen Versuche damit macht, welche die Aufbewahrung dieser Früchte sehr erleichtern würden. S. 22. Von der Brache die nicht beackert wird, und lediglich zur Viehweide liegen bleibt, kann man die Vertilgung des Unkrauts, die man gemeiniglich dabey zur Absicht hat, nicht erwarten, weil die schädlichsten Unkrautsaamen nur durch das öftere Umackern vertilgt werden. S. 28 giebt der Verf. eine Erklärung der Wechselwirthschaft, welche derselben mehr zur Empfehlung dient, als die, welche Hr. Karbe in seinem Buche davon gegeben hat. Hr. Karbe will nämlich, daß die Hälfte des ganzen Feldes mit Futtergewächsen bestellt werden soll, wobey aber der Getraidebau leidet; allein der Verfass. hält das für den Endzweck der Wechselwirthschaft: Durch Anwendung des kleinstmöglichsten Theils des Feldes die größtmöglichste Futtermenge zu gewinnen, um durch den gewonnenen kräftigen Dünger den Acker zum Getraidebau in den tragbarsten Zustand zu setzen, wobey also der Getraidebau die Hauptsache bleibt. S. 41 wird ein vom Hrn. Thaer vorgeschlagenes Ackerinstrument, welches er Exstirpator nennt, sehr empfohlen, welches den Acker nur leicht abschabt, und dadurch den Keim des Unkrauts erstickt. Der Verf. folgt dem Buche des Hrn. Karbe Schritt vor Schritt, begleitet es mit seinem Kommentar, und setzt die Grundsätze fest, welche bey der Einrichtung einer Wechselwirthschaft zum Grunde liegen müssen. — S. 47 hält der Verfass. es für leichter und besser, beym Uebergange aus der Drey- oder Vierfelderwirthschaft, das Feld nicht, wie Hr. Karbe will, in 9; sondern in 12 Schläge einzutheilen, und giebt davon seine Gründe an. S. 50 hält er es, so wie Hr. Karbe, für nothwendig, zu den behackten Früchten am stärksten zu düngen, und zwar aus dem sehr wichtigen Grunde, damit man

von

von der kleinstmöglichsten Ackerfläche die möglichst größte Menge Nahrungsstoff fürs Vieh erhalte. Nach S. 52 wird der Hordenschlag in den nördlichen Ländern für schädlich gehalten, weil dabey die Gesundheit der Schaafe leidet, man am Miste verliert, und weil derselbe überdem bey der Wechselwirthschaft nicht wohl anzubringen ist. S. 54. Ein Gut, welches so viele Wiesen hat, und so viel Dünger gewinnt, daß es den dritten Theil seines Feldes gut und reichlich alle Jahre düngen kann, bedarf weder Wechselwirthschaft noch Stallfütterung in Hinsicht auf Dünger. — Der Grundsatz, der ebendaselbst festgesetzt wird, ist besonders für die Mark Brandenburg, wo in dürren Jahren auf den hohen sandigen Feldern die Früchte sehr oft mißrathen, wesentlich nothwendig, wenn daselbst die Wechselwirthschaft eingeführt werden sollte: **Um dich gegen den Ausfall des Düngers in schlechten Jahren sicher zu stellen, trage die größte Sorge für Düngermagazine und Futtervorräthe, wo möglich auf ein ganzes Jahr, und scheue dabey weder Mühe noch Kosten.** Denn wenn man bey der Wechselwirthschaft nicht alle Jahre so viel Futter und Stroh gewinnet, daß man sein Vieh so reichlich füttern und streuen kann, um eine bestimmte Ackerfläche gut zu düngen: so geräth die ganze Wirthschaft in Unordnung. Und wie häufig möchte dieß in der Mark bey einer eingerichteten Wechselwirthschaft der Fall werden.

So sehr der Hr. Herzog auch das Ackersystem des Hrn. Karbe billiget: so unterscheidet er sich S. 57 doch hauptsächlich dadurch von ihm, daß er die Stallfütterung bey der Wechselwirthschaft für ganz vorzüglich und nothwendig hält, wovon er die Gründe angiebt, und vorzüglich den: daß bey der Stallfütterung die möglichst kleinste Ackerfläche zum Futtergewinn angewendet werden darf, und also nicht wie beym Weidegange dem Getraidebau zu viel Land genommen wird. S. 60 wünscht der Verf., daß man die Wechselwirthschaft nicht die englische nennen möchte, weil sie in England nicht allgemein ist, und in Deutschland an manchen Orten, wiewohl im Stillen, schon lange existirt hat. S. 108 trägt der Verfass. seine Gedanken über Weidegang und Stallfütterung vor, welche letztere er auf seinen Gütern einzuführen, vor nothwendig gehalten hat. Er behauptet mit triftigen Gründen, daß, wenn zur Stallfütterung übergegangen wird, man

zuerst

zuerst das Zugvieh im Stalle füttern müsse; und zeigt, wie man das nicht bloß mit trockenem Futter, wie Herr Karbe; sondern auch mit grünem Futter bewerkstelligen könne. Von S. 120 entwirft der Hr. Herzog eine kurze Schilderung der verschiedenen vielfelderigen Wirthschaften mit Stallfütterung, welche er auf seinen Gütern in Ostpreußen eingerichtet habe; nicht, wie er mit rühmlicher Bescheidenheit sagt, um belehren zu wollen, oder aus Autorsucht; sondern nur, um durch Thatsachen die Aufmerksamkeit verständiger Landwirthe auf solche Wirthschaftsart zu lenken. Und dieß ist auch, unsers Bedünkens nach, der einzig sichere Weg, die Landwirthschaft empor zu bringen, wenn der Landwirth, der seine Erfahrungen bekannt macht, auch zugleich seinen Namen und Wohnort nennet, damit man die Erfahrungen, wenn man will, selbst prüfen kann. S. 123 steht bey der Untersuchung über die beste Eintheilung des Feldes ein sehr richtiger Gedanke, der alle Aufmerksamkeit der Landwirthe verdient. Ein jeder Landwirth soll nämlich, wenn er sein Feld eintheilen will, nicht sagen: so viel Dünger kann ich haben; sondern so viel Land muß ich düngen, und folglich muß ich mir so viel Dünger verschaffen. Die S. 207 stehenden Worte sollte sich ein Jeder, besonders ein jeder junger rüstiger Wirth über seine Thüre schreiben, und wohl überlegen: »Es giebt kein allgemeines Wirthschaftssystem, und kann keins geben. Jeder »Wirth muß sich nach seinen vereinigten Lokalumständen richten, diese zweckmäßig prüfen, und genau überlegen, ehe er »sich entschließt.« Wenn mancher Landwirth diesen Worten gefolgt hätte, ehe er seine Wirthschaft änderte: so würde es besser um ihn stehen. Der Verf. verspricht, den Erfolg der Einrichtungen, welche er auf seinen Gütern gemacht hat, dem ökonomischen Publikum dereinst bekannt zu machen, dieser Erfolg möge seyn, welcher er wolle. Und so sollten es billig alle Wirthe mit Ehrlichkeit und Redlichkeit thun, damit nicht so viele junge Landwirthe durch das Prahlen über den großen Ertrag dieser oder jener Wirthschaftseinrichtung, verleitet werden, zum Schaden des Ganzen, und zu ihrem eigenen Verderben solchen Großsprechereyen unvorsichtigerweise zu trauen. Zuletzt zeigt der Verf. noch, daß die Wechselwirthschaft nicht eine ganz neue in England gemachte Erfindung sey; sondern schon lange in Deutschland an einigen Orten getrieben worden, daß selbst Virgil sie schon in seinem Gedichte vom Landbau empfohlen habe.

Rec.

Rec. setzt am Schlusse dieser Recension nur noch hinzu, daß diese ganze Schrift dem Leser große Hochachtung und Verehrung gegen den erlauchten Verfasser derselben einflößet, der durch seine durchdachten und lehrreichen Bemerkungen, auf eine recht patriotische Art, das vom Hrn. Karbe vorgetragene neue System der Wechselwirthschaft zu empfehlen, und dadurch zu bewirken sucht, daß denkende Landwirthe es prüfen, und wenn sie es in ihrer Lokalität gut und nützlich finden, zur allmählichen Einführung desselben Versuche machen mögen, um die Wohlfahrt des preußischen Staates zu befördern.

Ueber einen dreyjährigen Anbau der Kartoffeln aus Blüthensaamen, nebst den dabey angestellten Beobachtungen des Mißwachses und der Degeneration dieser Frucht überhaupt. Als Beantwortung und Widerlegung der, von dem Herrn Prediger Stockmar angegebenen Hypothese des Mißwachses und (der) Ausartung derselben. Nach vieljährigen eigenen Erfahrungen von Hans Dippold, der Königl. Märk. Gesellschaft wirklichem, und der Leipziger ökonomischen Societät Ehrenmitgliede. Berlin, bey Lange. 1803. 77 S. 8. 8 gr.

Die Hypothese des Predigers Stockmar, daß die Ausartung der rothen Speisekartoffeln von dem Blüthenstaube der Viehkartoffel herrühre, ist schon so oft und so gründlich von verständigen Landwirthen widerlegt, und widerspricht auch so sehr der Erfahrung und der Analogie in der Natur, daß alle weitere Widerlegung derselben unnöthig zu seyn scheint. Indessen hat doch der Verf. vorliegender kleinen Schrift, Manches aus seiner langen Erfahrung angeführt, was dazu dienen kann, das Ungegründete dieser Hypothese noch mehr darzuthun. Er leitet das Ausarten nicht nur der rothen Speisekartoffel; sondern noch mehrerer gutschmeckenden mehlichten Sorten, die wir aus England erhalten haben, mit vieler Wahrscheinlichkeit daher, weil man von der Zeit an, da die Kar-

Kartoffeln aus Noth häufig gebauet wurden, hauptsächlich seit dem Anfange des französischen Krieges, bey dem Anbau derselben zu sorglos verfahren sey, schlechten Saamen ohne Auswahl gekauft, davon noch die kleinsten und unreifsten Früchte gelegt, die Bestellung des Feldes nachlässig betrieben, wenig gedüngt, die Kartoffeln zu flach gelegt, die Früchte unreif herausgenommen, und alle Jahre unreife Früchte gelegt habe. Die Vermeidung dieser Fehler und eine bessere Behandlung der Frucht, haben dem Verf. stets gute Aerndten gegeben, wenn seine Nachbarn Mißwachs gehabt haben. Der Prediger Stockmar hat sehr voreilig 100 Thlr. demjenigen zu geben versprochen, der das Gegentheil seiner Hypothese beweisen kann. Denn von vielen Orten her hat man dieß aus langen Erfahrungen und aus Gründen gethan. Es scheint also wohl völlig ausgemacht zu seyn, daß diese Hypothese falsch sey, und daß sich der Prediger Stockmar aus Vorliebe zu seiner geglaubten neuen Entdeckung selbst getäuscht habe.

Z.

Das Ganze der Bienenzucht, oder auf Erfahrung gegründeter Unterricht für Oekonomen, Kameralisten und Bienenväter, die Bienenzucht auf einen höhern Ertrag als zeither zu bringen. Von J. W. Wäser, Königl. Preuß. Ober-Oekonomie-Inspektor. Posen und Leipzig, bey Kühn. 1803. 212 Seit. 8. 18 gr.

Der Titel: Das Ganze der Bienenzucht, ist am unschicklichsten hingeschrieben; denn es ist nicht einmal ein Halbes! Viel bescheidener benennt Krünitz seinen für die damalige Zeit sehr vervollständigten Auszug, oder besondern Abdruck aus seiner Encyklopädie: das Wesentlichste der Bienengeschichte oder Bienenzucht, und Riem sein 6tes Stück der ökonomisch-veterinärischen Hefte: das Vollständigste seiner Bienenzucht, und das sind beyde Schriften auch; aber bey Herrn Wäser's Ganzem siehts anders, sehr unvollständig und oft irrig aus; kurz es ist

eine arge Kompilation, ohne Kenntniß der Sachen, und ohne Beurtheilungskraft aus etlichen wenigen; besonders den ältern lausitzischen Bienengesellschaftsschriften bruchstückweis, und auf eine so alberne Art ausgezogen, daß Niemand aus diesem Unterrichte klug werden kann.

Die Waldbienenzucht ist im ersten Abschnitte in XII Abtheilungen oder Kapiteln mit 21 Seiten abgefertigt, wovon die Ueberschriften und die Beschreibung verschiedener Arten des Bärenfangs einen beträchtlichen Theil wegnehmen; und doch hätte man ihm Nr. VIII. ganz schenken können! S. 18 wird den Bienen in der Wallachey und Moldau, noch aus Krünitz (S. 45—48) nachgerühmt, daß sie sich in einem guten Jahre zehnfach vermehren, welches der besondern Behandlungsart zugeschrieben wird, nämlich: daß ihnen in der Hälfte des Junius alle Tafeln genommen würden. Wunder, daß der Verf. nicht auch Krünitzen und Andern nachschrieb, daß man dieß Zehnfache erst ein mittelmäßiges, dagegen zu 10—100 Ausstände vermehrt, ein gutes Jahr nenne? Wenn der Verf. nur solche Auswinterung nicht empföble: so gieng es noch an! S. 26 werden die Drohnen kleiner als die Königinn; aber zweymal so groß als die Arbeitsbienen, beschrieben. Wie groß muß also die Königinn seyn? S. 29 wird gesagt, daß ein Schwarm oft mehrere Mütter bey sich habe. Dieß sollte erklärt seyn, daß es bey Nothschwärmen gewöhnlich sey. Es widerspricht sich aber das Schwärmen noch auf S. 31 mit S. 7, in Rücksicht der Waldbienen; denn nach S. 31 wird bey Gartenbienen der Ueberfluß, bestehend aus alten und jungen Bienen, beym Schwärmen ausgetrieben, und S. 7, wo von Waldbienen die Rede ist, ziehen nur die jungen Bienen, nachdem sie ihre Spurbienen ausgesandt, von den Alten aus. S. 61 glaubt der Verf. gar, die Mutterbiene sey unter den letzten Bienen bey dem Auszuge eines Schwarms, da sie doch meistens in der Mitte oder etwas vor derselben herausgeht. Er giebt den Rath, mit Feuerspritzen einigen Regen zu machen, und noch besser mit einer lockern Patrone von Schweinmiste unter den Schwarm zu schießen. Lauter altes elendes abgedroschnes Zeug, dessen man gar Vieles vorfindet. S. 95 werden zu den Feinden der Bienen, nächst andern, gerechnet: die Bienen selbst; weil sie überflüssi-

ge

ge Königinnen und die Drohnen ihres Stocks, zu gewissen Zeiten umbringen! Ist das nicht vielmehr Ordnung, als Feindschaft zu benennen? Wie wenig übrigens der Verf. bey gänzlichem Mangel an Erfahrung verstund, was er gelesen hat, ergiebt sich nebst vielen andern Beweisen aus folgender Stelle S. 26. „Diese Gattung (der „Drohnen) fliegt wenig aus, und entfernt sich selten von „der Königinn; deßwegen werden auch durch sie die Brutzel„len, die sich besonders im Frühlinge noch alle in der Ge„gend der Königl. Zelle befinden, immer in gehöriger Brut„wärme erhalten; wie denn auch diese Drohnen wohl die „Fütterung der jungen Bienen besorgen mögen." !!!

Wenn der Verf., wie er sich vorgenommen hat, bey seinen Bekannten, welche Bienen haben, diese beobachten wird, wie wird er sich wundern, wenn er Alles ganz anders findet, als er sich vorgestellt hat!

Wir sind müde, mehreres ungestaltetes Geschreib anzuführen, und können dem Verf. daher auch keine Hoffnung zu dem Vergnügen machen, wovon er in der Vorrede S. VI. spricht: daß es ihm — da er mit Herausgabe dieser Schrift, welche ihm eine Beschäfftigung in seinen Erholungsstunden gewährte, eine uneigennützige Absicht verbände, und nur bloß seinen Landsleuten dadurch nützlich werden wolle, ihm zum ausnehmenden Vergnügen gereichen würde, wenn er diesen Zweck nur einigermaaßen erreichen könnte. Er kann solchen weder einigermaaßen, noch weniger ganz erreichen, da er seine Landesleute gar zu oft mit groben Irrthümern — aus Schreibsucht in seinen Erholungsstunden — bereichert! Auch hat man ohnehin, sowohl über die Wald- als auch Gartenbienenzucht, schon so viele wenig kostende Schriften, daß die seinige ganz entbehrlich seyn konnte.

Zwo von der ökonomischen Gesellschaft zu Burghausen gekrönte Preisschriften. I. Ueber die Verbesserung der Schaafzucht in Baiern; II. Ueber die Vertilgung des Kornwurms. Verfaßt von Franz Aloys Streber (,) der ökonomischen Gesellschaft

Mitglied, Richter und Oekonomie-Verwalter im Stifte und Kloster Niederviehbach. München, bey Lentner. 1802. 112 Seit. 8. 9 Kr.

Es wird, entgegen die auf dem Titelblatte angemerkte Ordnung, hier mit der zweyten Preisschrift in diesem Werkchen der Anfang gemacht; und nach Vorausschickung einer kurzen Naturgeschichte des Kornwurms (des schwarzen Curculio Frumentarius L.,) handelt der Verf. erstens: von den Verwahrungsmitteln wider dieses Insekt. Da dasselbe seine Brut schon an das noch im Felde stehende Getraide ansetzen soll, (woran Rec. aber zweifelt:) so soll man dasselbe vollkommen reif werden lassen, recht trocken einbringen, in luftigen Scheunen aufbewahren, und die gewonnenen Körner dünn auf dem Getraideboden ausbreiten, um die zur Ausbrütung des Insekts erforderliche Erhitzung und Gährung zu hintertreiben. Da das Insekt Wärme, Licht und Ruhe liebt: so sind die gegen Mitternacht liegenden Kornböden die besten. Diese versehe man mit Drahtgittern anstatt der Glasfenster, um ihnen Licht und Luftzug zu verschaffen, und wende das daselbst aufbewahrte Getraide zur Zeit, wenn das Insekt auf seine Vermehrung bedacht ist, wöchentlich zweymal um; denn dadurch verliert es sein angenommenes Korn, und kann sein Ey nicht in das Innere desselben bringen; sondern muß es nur auf die Schaale legen, wo die ausgekrochene Made wegen Mangel an Nahrung nicht nur ihr Fortkommen nicht findet, sondern auch das Ey selbst schon durch das öftere Umstürzen verdorben wird. Die übrigen Verwahrungsmittel, z. B. Attichkraut, das man zwischen das Korn legt, (Holdersträucher sammt Blättern und Blüthen leisten bessere und sichere Hülfe,) setzen die ermeldeten voraus. S. 17 kommt der Verf. auf die Ausrottungsmittel, und unter den aufgeführten dürfte, nach Rec. Meinung, das Leichteste und Beste seyn, die Kornböden ein Jahr lang vom Getraide abzuleeren, und den Winter über mit Heu (oder mit Hopfen oder vorgedachten Holdersträuchen, und andern dem Insekte widrigen Pflanzen) anzufüllen. Die Anwendung des Vitriols und Terpentins ist bekannt, und nicht zu verwerfen; dennoch hat der Verf. nichts davon erwähnt. Köndel S. 35 derley

S. 21;

S. 213 und einige andere Sprach- und Druckfehler übergehen wir.

Die zweyte Preisschrift, welche die erste nach dem Titelblatte seyn sollte, folgt nun, und enthält S. 27 -- 112 zwar gute, aber doch keine neue Vorschläge; daher wir bloß den Inhalt derselben anzeigen wollen. Der Verf. handelt 1) von der Lokalkenntniß eines landwirthschaftlichen Gutes; 2) von dem Verhältnisse der Futter (Wiesen) gegen die Ackergründe, und den (dem) nöthigen Viehstande zu den Gutsgründen überhaupt; 3) von dem Verhältnisse der Schaafe zu diesem Viehstande; 4) von den Eigenschaften der Schaafe; 5) von der Eintheilung der Schaafe; 6) von der Verbesserung der Wolle (gegen das Ausarten soll man alle 4 Jahre mit den Schaafböcken abwechseln;) 7) von der Schaafschur und der Aufbehaltung der Wolle; 8) von dem Schaaffutter und den Schaafställen; 9) von den Krankheiten der Schaafe, den Kennzeichen derselben, und Präservativ- und Kurativmitteln. Nur das Einzige wollen wir anmerken, daß der Verf. sehr nachdrücklich mit tristigen Gründen die Stallfütterung der Schaafe empfiehlt; und S. 88 gegen das Schaafdrehen nur den Trepan, aber nicht den Saugetrokar kennt, daher er die Riem- Reuttersche Schrift: das Trokariren der Drehschaafe, (neue Auflage) lesen sollte.

Ueber künstliche Bienenfütterungen und deren vortheilhafteste Anwendung.

Oder:

Wie kann ein Bienenvater seine Bienen wohlfeil und doch sicher füttern? Nebst einem kleinen Anhange über verschiedene nützliche Gegenstände der Bienenzucht. Von A***. Leipzig, bey Voß und Komp. 1803. 139 Seit. 8. 16 gr.

Daß der Verf. unter den auf dem Titel erwähnten Gegenständen das Wichtigste, was bey der Bienenzucht in genauere Betrachtung zu ziehen, und der Vollkommenheit

 immer

immer näher zu bringen am nützlichsten ist, abgehandelt habe, ist gewiß. Die zur Erhaltung und Aufmunterung der Bienen öfters nothwendige Fütterung sowohl, als die beste und zugleich bequemste Art der Bienenwohnungen und deren Winterstand, giebt jedem aufmerksamen Bienenfreunde in Ansehung der ökonomischen Vortheile am meisten zu denken, zumal diese Gegenstände gerade diejenigen sind, welche künstliche Versuche am leichtesten zulassen, und deren Vervollkommnung einen zu allen Zeiten und unter allen Umständen sich äußernden Nutzen versprechen.

Was vom Verf. vorläufig in den Leipziger ökonomischen Societäts-Anzeigen vom J. 1801 (die auch in Riems Sammlung ökonomischer Schriften, vom J. 1802. Lieser. 2. S. 40 f. stehen, und woraus man auch entdeckt, daß der Verf. Herr Dr. Apel zu Dölitz bey Leipzig sey,) auch nun in gegenwärtiger Abhandlung in diesen Rücksichten geleistet worden, ist als Resultat eigner Versuche und eigenen Nachdenkens des Dankes und weiterer Prüfung werth. Man sieht daraus, daß ihn kein Ansehen und keine vorgefaßte Meinung abhält, überall nach dem Bessern zu suchen; und es ist zu erwarten, daß längere Erfahrungen und Ausübungen im Größeren, worauf zu wenig Betracht genommen worden, ihn auf manche neue und gute Idee bringen, und zu schätzbaren Einsichten verhelfen werden.

Unter den bisher vorgeschlagenen und zum Theile gut befundenen Honigsurrogaten, die hier geprüft, und nach ihrer besten Bereitungsart beschrieben werden, zeichnet der Verf. die Birnen, und besonders die wilden oder sogenannten Holzbirnen aus. Diese Bemerkung würde für das Allgemeine sehr gut seyn, da es bekannt ist, daß sehr saure, und strenge Birnen gekocht, sehr süß und gesund werden, wenn nur nicht jene Holzbirnen an vielen Orten noch schwerer zu bekommen wären, als süße. Es ist also nur für Gegenden, wo wilde Birnen in Menge zu haben sind, anwendbar und wohlfeil; Andere müssen zahme Birnen nehmen. Weil nun überhaupt das Obst an so vielen Orten zu wenig gebauet wird, oder auch zu selten geräth: so wäre zu wünschen, daß der Verf., da er sich für künstliche Fütterungen interessirt, fortfahren möchte, auch andere Arten mehr zu prüfen, und vorzüglich zu untersuchen, welche künstliche Fütterung, oder vielmehr von welcher am meisten bey dem

An-

Anfange der Tracht von den Bienen beybehalten, und welche ausgeräumt werde. Denn es ist gewiß, daß nicht Alles, was man den Bienen vorsetzt, von ihnen zu Honig verwandelt wird; daher es kommt, daß man die Bienen mit den Surrogaten nicht ersättigen kann, und deßwegen wenig Vortheil davon hat. Von einer Fütterung im Winter, und vollends in der Stube, sollte übrigens bey einem praktischen Bienenwirthe gar die Rede nicht seyn.

Von Bienenwohnungen giebt der Verf. jetzt, (vormals schränkte er sich bloß auf Magazine ein,) den mittleren stehenden Körben den Vorzug. Allein, warum gerade den spitzigen, die bey der angegebenen Höhe und Weite wohl kaum unter die mittleren gezählt werden können? Die angeführten Vortheile der Spitze werden dem Verf. künftig schwerlich genügen; gleichwie nicht zu verkennen ist, daß die Vergleichung dieser stehenden Körbe mit den sogenannten Tonnen (welche bey gehöriger Vorrichtung gewiß nützlich sind,) nicht ohne Vorurtheil gemacht worden sey.

Der Abschnitt vom Vergraben der Bienen im Winter (warum ist er von der Durchwinterung getrennt?) würde uns erschreckt haben, wenn wir nicht bald auf das Prädikat zweckmäßig, gestoßen wären. Dieses zweckmäßige Vergraben ist aber kein Vergraben; sondern das längst von Reaumür bewerkstelligte Verschütten mit Sand auf dem Stande selbst. (Besser mit Hexel, nach Art des Herrn Oberamtmanns Neuve zu Treppin, wie schon in Riems Bienenbibl. 1778. 2. Bd. S. 69, und in dessen ökonomischen veterinärischem Unterrichte, als vollständigstem seiner Bienenzucht S. 55 angezeigt worden.) Zweckmäßig würde ich dieses nun nennen, in sofern junge Schwärme mit wenigem Bau unter solcher Bedeckung vor allen Gefahren des Winters besser, als in einer Kammer, geschützt sind.

Der Vorschlag endlich, den Bienenstand so zu bauen, daß Mäuse, Ameisen und anderes Ungeziefer abgehalten werden, scheint nur für einen kleinen Stamm berechnet zu seyn. Bey einem größern würde diese Einrichtung zu kostspielig fallen, da der Vortheil zu unerheblich ist, und jene Feinde weniger furchtbar sind, als sie bisweilen verschrieen werden.

Es wird nämlich angerathen, Stand und Dach außer Verbindung zu setzen, und an den Füßen des ersteren, so wie einige Blumisten an ihren Blumengerüsten zu thun pflegen, mit Wasser gefüllte Gefäße anzubringen.

Va.

Vermischte Schriften.

Asmus omnia sua secum portans, oder: Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen. Hamburg, beym Verfasser und Perthes. 1803. Siebenter Theil. 21½ Bog. 8. 1 Rl. 12 gr.

In der hier wieder abgedruckten Pränumerationsanzeige erklärt sich der Verf. nach seiner Art und in seinem durch Naivetät und Unbefangenheit vortheilhaft wirkenden Tone über die Aufnahme religiöser Aufsätze in die Sammlung seiner Schriften. Was indeß mehrern Recensenten an den beyden letzten Bänden dieser Sammlung befremdend schien, war nicht sowohl die Aufnahme, als der mystische Ton dieser Aufsätze. Herr Claudius hat indeß Recht, wenn er bey seiner Weise bleibt, und sich darin durch keine Recensenten irre machen läßt, im Fall die Leser anders urtheilen, und die letzten Bände des Wandsbecker Bothen noch mit eben dem Interesse und Wohlgefallen lesen sollten, wie die ersten. Und wäre das auch nicht: so wird sich seine Idiosynkrasie doch schwerlich umgestalten lassen. Nur scheint auch Er den Recensenten zu Viel zu thun, wenn er ihnen, jener Befremdung wegen, Interesse und Gefühl für Religion und Christenthum abspricht. Uebrigens erklärt er es als seine Absicht bey der bisherigen, und auch in diesem siebenten Bande fortgesetzten Mittheilung seiner theologischen Ideen, den Leser auf diese Gegenstände aufmerksamer zu machen, und zugleich seine ungeheuchelte und unbegränzte Achtung für das alte apostolische Christenthum zu bezeugen und an den Tag zu legen. Besonders dünkt ihm das zu einer Zeit nothwendig zu seyn, „wo der apostolische Christus, an mehr als „Einem Ort den Menschen aus den Augen gerückt, und ein-

„an-

„anderer untergeschoben wird, aus dem man nicht klug wer„den kann.“

Den Anfang dieses Bandes macht eine asiatische Vorlesung. Nicht etwa aus Asien, oder von einem Asiaten; sondern so benannt, weil sie es mit Asien zu thun hat, und von asiatischer Gelehrsamkeit, Kunst und Weisheit, die lange Zeit verborgen und unbekannt gewesen ist, Nachricht geben will. Und doch gesteht der Verf. offenherzig, daß er von der asiatischen Weisheit so wenig als von der europäischen versteht; er wolle indeß nicht selbst reden; sondern andre Leute, die mehr davon wissen, reden lassen. Er hat nämlich verschiedne Nachrichten und Auszüge aus den durch Anquetil du Perron, Holwell, Jones, Maurice, u. a. bekannter gemachten Religionsbüchern asiatischer Völkerschaften ausgehoben, um seine Leser mit dem Werthe ihres Inhalts bekannt zu machen, und hie und da von seinen eignen Bemerkungen eingeschaltet. „Ich weiß wohl, sagt er, daß „die Gelehrten alles dieß wissen, und alle diese Bücher ge„lesen haben; aber einmal darf ich unter meinen Lesern der„gleichen gelehrte Leser nicht vermuthen; und denn so wird „Oel zum Brennen und Leuchten gebraucht, es kann aber „auch zum Einmachen und rostige Schlösser einzu„schmieren gebraucht werden.“ Ein feines Bild, worin der geneigte Leser sich selbst gemeint zu sehen nicht übel deuten mag! — Till, der Holzhacker, ist eine ganz drollicht erzählte kleine Romanze, die zur Erläuterung der neuen philosophischen Methode dienen soll, die Reinheit in unsre Willkühr aufzunehmen. Diese Angabe ihrer Bestimmung möchte aber wohl selbst einer nähern Erläuterung bedürfen. — Ueber den allgemeinen Eifer der Menschen für Religion und religiöse Handlungen. Die Allgemeinheit dieses Eifers glaubt der Verf. nicht anders als aus einer höhern einwirkenden Ursache erklären zu können, weil der Mißbrauch des Gottesdienstes, der Opfer, und der dadurch der Gottheit zu bezeugenden Ehrfurcht, den rechten Gebrauch, der Aberglaube den Glauben, und die Abweichung von der Regel die Regel voraussetze. — In der besten Manier unsers Verf. ist das Gedicht geschrieben, welches die Armen in Wandsbeck vor zehn Jahren der Frau Schatzmeisterinn Gräfinn von Schimmelmann an ihrem Geburtstage über-

reichten. — Wahr genug ist die darauf folgende Bemerkung:

Freyheit und Knechtschaft sind wohl zwey;
Doch oft im Grunde einerley.

Die Vorrede zu der von dem Verf. vor drey Jahren gelieferten Uebersetzung von Fenelon's Werken religiösen Inhalts findet man hier wieder abgedruckt. (Vergl. unsre N. A. D. Bibl. 58. Bd. S. 37.) — Mehr, als zwey Gedichte, wovon das zweyte und längere, Krone und Scepter, ziemlich schwach und mittelmäßig ist, interessirt der ehedem auch schon besonders abgedruckte, mit Herzenswärme geschriebne Aufsatz des Verf. an seinen Sohn Johannes. Die darin ertheilten Regeln und Rathschläge sind zwar ungleichen Inhalts; mehrere darunter aber sind trefflich gedacht und gesagt. Z. B. „Ehre einen Jeden nach seinem „Stande, und laß ihn sich schämen, wenn ers nicht ver„dient." — „Werde Niemand nichts schuldig; doch sey zu„vorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären." — „Hilf und gieb gerne, wenn du hast, und dünke dir darum „nicht mehr; und wenn du nicht hast: so habe den Trunk „kalten Wassers zur Hand, und dünke dir darum nicht we„niger." — So finden sich auch einige lehrreiche Sprüche in dem gereimten güldnen ABC, dem noch ein silbernes beygesellt ist. Mitunter aber auch sehr seltsame Maximen; z. B. im letztern:

Cränz einen Welteroberer nicht;
Schlepp lieber ihn zum Hochgericht.

Erleuchtet das Jahrhundert ist;
Der Esel Stroh und Disteln frißt.

Aus dem unvergeßlichen und (doch wohl nicht!) vergessenen Werke des Großkanzlers Franz Baco von Verulam, *De dignitate et augmentis scientiarum*, hat der Verf. das letzte Kapitel aus dem Lateinischen übersetzt, welches die Theologie betrifft; und das Glaubensbekenntniß dieses großen Mannes, aus dem Englischen; ferner aus Newton's Anmerkungen zum Propheten Daniel das eilfte Kapitel, warin er die Zeiten der Geburt und der Leiden Christi zu bestimmen sucht. Der liebe Vetter Andres, an den

den ein Postskript zu diesen drey Aufsätzen gerichtet ist, soll daran den Unterschied dieser grossen Philosophen von den heutigen sehen. Er soll mit dem Verf. wieder Muth zu der Gelehrsamkeit fassen, die ihre Freunde und Anhänger wirklich mehr wissen, und doch dabey vernünftige Leute bleiben läßt, und sie nicht zu Narren und Spötter macht. — Es folgt ein einfältiger Hausvater-Bericht über die christliche Religion, an seine neun Kinder, nach der heiligen Schrift. „Es ist für Unmündige, sagt der Verf. davon „in der Vorrede; verderbt es nicht! es ist ein Segen darin." — Fromme Würde charakterisirt die Kantate, oder vielmehr das Volksgebet, bey der Einweihung einer neuen Kirche in Wandsbeck, wozu der Musikdirektor Schwenke in Hamburg die Komposition verfertigt hatte. — Dann ein Lied, die Sternseherinn Lise; und abermals über die neue Theologie, an Andres; wie man leicht vermuthen kann, kein Panegyrikus auf sie. — Zuletzt ein Valet an die Leser, womit unser Asmus seinen Bothenstab niederlegt. Und er konnte ihn nicht niederlegen, ohne förmlich Abschied zu nehmen, und noch ein gut freundlich Wort zu sagen. „Wiehert doch ein Pferd, wenn es von seinen Genossen getrennt wird."

II.

Kalophilos, oder der Sammler des Guten und Schönen. Ein Lesebuch für alle Stände, und jedem, (sic!) der zugleich Belehrung und Vergnügen sucht. Herausgegeben vom Verfasser der Unbekannten im Tannenhaine. Leipzig, bey Joachim. 1803. Zwey Theile. 190 und 176 S. 8. 1 Rh. 12 gr.

Der Herausgeber wirft seinen Schatz dem Publikum hin, ohne ein Wort dazu zu sagen. Ein liebloser Kritiker könnte aus dem ersten Worte des Titels den Schluß ziehen, daß er sich schlecht auf das Griechische verstehe; — er hätte sonst Philokalos gesagt, — und aus der vierten Zeile des Titels,

und

und vielen Sünden wider die Orthographie im Buche selbst, daß er sich auch schlecht aufs Deutsche verstehe. Rec. will jedoch gerne glauben, daß diese Fehler wider die Orthographie auf Rechnung des Abschreibers, der ja das fac totum bey solchen Werken ist, oder des Korrektors kommen. Denn die vor uns liegende Sammlung enthält doch größtentheils wirklich, was der Titel verspricht. Sie gewährt dem Leser, zumal demjenigen, welcher nicht gar zu viel alte Bekannte darin antrifft, wirklich eine angenehme und zum Theil lehrreiche Unterhaltung. Der Jugend kann man jedoch das Buch nicht wohl in die Hände geben. Für sie wäre z. B. der witzig seyn sollende Einfall eines Vaters nicht, dessen Frau gleich nach der Hochzeit entbunden wird. Auch könnte man wohl fragen, ob Erzählungen, wie die vom Diogenes, welcher dem, der ihn in einem sehr schönen und saubern Zimmer aufnimmt, ins Gesicht speyt, zu dem Schönen oder zu dem Guten gehöre. Die Mühe hat sich doch der Sammler genommen, seine Sachen unter einige Rubriken, z. B. Merkwürdigkeiten aus der Natur, Erzählungen, Anekdoten, wie geschrieben steht — zu ordnen, und ein Verzeichniß des Inhalts anzuhängen.

Lz.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Kandidat Herr Schmidt, Lehrer im Lehr-Institut des Herrn Professor Heinsius zu Berlin, ist auf Empfehlung des Herrn Rath Campe zu Braunschweig, als Erzieher der beyden Söhne des Fürsten Alexander Mourousi, jetzigen Hospodars der Moldau, nach Jassy abgegangen. Er erhält in den beyden ersten Jahren 800, und im dritten Jahre 1000 Dukaten.

Der Kandidat der Theologie Herr G. F. L. Friedel in Zeitz, hat die durch die Beförderung des Herrn J. P. Mende erledigte 3te Katechetenstelle an der Schloßkirche zu Zeitz erhalten. Ersterer ist als Uebersetzer des Compendii Theol. dogm. von Henke bekannt.

Herr Th. Ziemssen in Greifswalde, ist daselbst als Docent im pädagogischen Fache angestellt worden.

Todesfälle.

1803.

Am 9ten November starb der Oberpfarrer Herr Mag. J. W. Ulbricht zu Lommatzsch in Kursachsen, 72 Jahre alt.

alt. Er ließ 1794, ohne Nennung seines Namens, eine Predigtsammlung unter dem Titel: „Ernste Wahrheit „im gefälligen Gewande,“ drucken.

Am 14ten December zu Stuttgard Herr W. A. F. Danz, Dr. der Rechte, Kurfürstl. Würtemberg. Regierungsrath, Lehns-Referent, auch Hofgerichtsassessor, im 40sten Jahre.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

1803.

In der letzten, am 22sten Oktober gehaltenen Versammlung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, las Herr Hofrath und Professor **Ch. Meiners**, eine Abhandlung unter dem Titel:

Commentatio, qua Historiam muneris Cancellariorum academicorum in Vniversitatibus gallicis et italicis pertractat.

(einen weiter ausgeführten Abschnitt aus seiner Geschichte der Universitäten.) Eine zweyte Abhandlung wird die Geschichte der Kanzlerwürde auf den englischen und deutschen Universitäten vortragen.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Vorlesungen in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, vom Jul. — Dec. 1803.

Den 7. Jul. Herr Prof. Treinbley: Observations sur quelques points de la musique des Grecs.

— 14. — — Direktor Bernoulli: Fortsetzung der vorläufigen Nachrichten zu fernern Versuchen über den alkalischen Gehalt einiger Vegetabilien.

— 21. — — Nicolai: Anmerkungen über den logischen Regressus nach dem Begriffe der alten Kommentatoren

ken des Aristoteles. Er gab dabey eine kurze Nachricht von den Lebensumständen des Herrn Hauptmanns von Miloczewski, welcher der Akademie ein Kapital zu Stiftung philosophischer Preisaufgaben vermacht hat.

Den 4. August Oeffentliche Sitzung. Herr Direktor Merian: eine Eingangsrede. Herr GFR. Gerhard: Denkrede auf des Staatsministers Baron von Heinitz Excell. Herr GR. Erman: Anecdotes de la vie de la Princesse Barbe de Brandebourg, fille de Jean l'Alchimiste, marquise de Mantoue. Herr Nicolai: Ehrengedächtniß Herrn Prof. Engels. Herr Prof. Fischer: Ueber Pestalozzi's Lehrmethode.

— 15. Sept. — HR. Hirt: Ueber die Malerey der Alten; 5te Abhandlung: von ihrem Ursprunge bis auf die 94ste Olympias, oder Apollodor von Athen.

— 22. — — MR. Hermbstädt: Versuch einer neuen Theorie der Existenz und der Qualitäten der physischen Elemente, aus allgemeinen Erfahrungen entwickelt.

— 29. — — Prof. Bode: Neue Beobachtungen auf der Sternwarte im Jahre 1802 angestellt, nebst den Resultaten. Ferner: Verschiedene astronomische Beobachtungen und Bemerkungen, aus dessen Korrespondenz gezogen.

— 6. Okt. — Direktor Merian: Denkrede auf den Herrn GR. und Gen. Fiscal von Anieres.

— 13. — — Abt Denina: Fragment relatif à l'essai sur l'histoire des Alpes, comprenant des réflexions sur le langage des peuples qui les habitent, particulièrement des Vaudois.

— 20. — — MR. Klaproth: 1. Untersuchung eines besonders fossilen Brennstoffs. 2. Einer grünen Erde aus Neu-Ost-Preußen. 3. Nachtrag zur Geschichte der Meteorsteine.

— 27. — — Prof. Bürja: Second mémoire, sur le rapport de la musique avec la déclamation.

— 3. Nov. — Direktor von Castillon: Sur une nouvelle espèce d'Algorithme logique.

— 10. — — Prof. Spalding: Ueber Seneka's Tröstungen an den Polybius.

— 17. — — Prof. Willdenow: Ueber die Pflanzengattung Chara, und ein Gutachten wegen der Anzucht der Erdtoffeln.

Den

Den 24. Nov. Herr GR. Eytelwein: Ueber das Visiren der Fässer, mit Bezug auf den bey uns eingeführten Visirstab.

— 1. Dec. — GR. Ancillon: Suite et fin des pensées philosophiques et morales.

— 8. — — GR. Erman: Mémoire de M. le Baron de Chambrier, sur l'expédition de Grèce en 1368 et sur le système politique de l'Europe à cette époque.

— 15. — — Prof. Trembley: Expériences aérostatiques faites à Hambourg le 18 juillet par M. Robertson.

— 22. — — Prof. Trembley: Sur les méthodes d'approximation; troisieme mémoire.

Aufnahme neuer außerordentlicher Mitglieder der Akademie.

Herr GR. und Ober-BR. Karsten, in die physische Klasse.

Herr Prediger und Prof. Ancillon, in die philosophische Klasse.

Herr Prof. Spalding, in die philologische Klasse.

Herr R. Tychsen, Prof. in Rostock, als auswärtiges Ehrenmitglied.

Verbesserungen.

Im LXXXVI. Bd. 2. St. S. 353. Z. 10. v. u. st. einem l. Einem

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sechs und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Poetische Versuche von Gottlieb Konrad Pfeffel, der Königl. Preußischen Akademie der Künste und der freyen literarischen Gesellschaften des Ober- und Nieder-Rheins Mitgliede. Erster Theil. Vierte rechtmäßige, verbesserte und vermehrte Auflage. Tübingen, bey Cotta. 1802. 206 Seit. 8. Zweyter Theil. 1802. 214 S. Dritter Theil. 1803. 214 Seit. Vierter Theil. 1802. 214 Seit. Fünfter Theil. 1803. 214 Seit. Sechster Theil. 1804. 214 Seit. 4 Rthl.

Die Musen und Grazien, welche dem ehrwürdigen Dichter seit einem halben Jahrhundert so hold gewesen sind, schmücken auch noch sein Alter mit den lieblichsten Blumen. Wenn er gleichwohl diese gewählte Sammlung des Besten, was er seit 1754 dichtete, noch immer Versuche nennt, wenn er den bisherigen Beyfall nicht sowohl für das Werk des kritischen Gefühls, als eines sanften Wohlwollens hält, und in dem Apolog an den Leser:

> Ein Gärtnermädchen von Athen
> Saß auf dem Markt mit ihrem bunten Krame;
>
> — — — —
>
> Der Käufer wird ja nicht von mir betrogen;
> Ich sage nicht, daß sie unsterblich sind

die Erzeugnisse seines Genius mit vergänglichen Blumen vergleicht: so möchte eine solche Bescheidenheit manche Versler beschämen, welche sich ihres erträumten Lorbeers erfreuen, ohne an das Blümchen Wunderhold zu denken. Jeder Verehrer des Schönen und Guten wird es dem Verf. Dank wissen, daß er seine Drohung vor 13 Jahren nicht erfüllte. Mit dem dritten Theil seiner vermischten Gedichte, welche er 1790 herausgab, wollte er seine poetische Laufbahn beschließen, als die Revolution ihn nöthigte, wichtigeren Arbeiten zu entsagen. Diese ihm eben so unerwartete als ungewünschte Muße führte ihn zur Poesie zurück, und die schrecklichen Auftritte, die in den folgenden Jahren sein Vaterland zerrütteten, veranlaßten ihn, in dem Umgange mit Thieren eine Zerstreuung gegen die Greuel zu suchen, welche damals die Menschheit entehrten. Der Dichter hat seine Werke nach der Zeitfolge gesammelt, so daß er die chronologische Ordnung zugleich mit der Abwechslung des Sylbenmaaßes und der Materie zu vereinigen sucht, um der Ermüdung vorzubeugen, welche eine ununterbrochene Reihe ähnlicher Dichtarten in einer Folge von mehreren Bänden hätte erzeugen müssen. Sorgfältig hat Herr P. in dem chronologischen Inhaltsverzeichniß die historischen Züge und entlehnten Anekdoten, die freyen Uebersetzungen und umgearbeiteten Stücke durch Zeichen bemerklich gemacht. Diese fehlen indessen bey einigen Gedichten, welche uns nach historischen Zügen gearbeitet scheinen. Wenn z. B. in der Erzählung Lohn der Tugend (1, 5.) der Greis Arist zu Jehova betet, seinen Sohn möglichst glücklich zu machen, und ihn am Morgen todt in der Kapelle findet: so wird sich der unterrichtete Leser an Kleobis und Biton erinnert fühlen.

Da der Inhalt der drey ersten Theile größtentheils schon längst nach Verdienst gewürdigt ist: so bemerken wir nur, daß der Dichter mit seiner Feile dafür gesorgt hat, dem Leser manche liebe, alte Bekanntschaft noch werther zu machen. Der erste Theil umfaßt die Dichtungen des Verf. vom J. 1754 — 1776, unter welchen sich mehrere bisher noch nicht gesammelte Jugendstücke befinden. Auch diese haben inneren Werth genug, um nicht allein Materialien für die Bildungsgeschichte seines Geistes zu liefern. Es ist erfreulich, schon in den frühesten Arbeiten des Dichters, welche ihrer Jubelfeyer nahe sind, die schönsten Anlagen zu dem-

dem zu finden, was er nachher vollendete. Manche Erzählungen, Fabeln und Lieder aus Kleists Zeitalter haben noch nichts von ihrer jugendlichen Schönheit verloren. Unter andern ladet das liebliche Lied an die Zufriedenheit (I, 10.) noch immer zu wiederholtem Genusse ein. Schon damals konnte der Verfasser singen:

> Wank ich gleich an meines Kahns
> Morschem Steuer;
> Eingehüllt in Ossians
> Augenschleyer;
> Dennoch bleibt mein Frohsinn mir;
> Den, o Göttinn, dank ich dir
> Und der Leyer.
>
> Wenn ich, trautes Himmelskind,
> Dich nur habe;
> Dienest du durchs Labyrinth
> Mir zum Stabe;
> So beklag ich nie mein Loos,
> Und ich finde deinen Schooß
> Noch im Grabe.

Dank seinem Genius, welcher ihm, wie Milton und Ossian, ein schöneres Licht erhielt. Bey so manchen Vorzügen der früheren Arbeiten des Dichters wollen wir dann kleinere Flecken, z. B. die überladene Schilderung des Morgens (I, 53.) oder einzelne Reime, wie Zierde und Würde, Straße und Nase, nicht zum Vorwurf anrechnen.

P., der Fabulist, hat das Gebiet der Fabel mit so manchen trefflichen Früchten bereichert, daß er unter den deutschen Fabeldichtern immer einen ausgezeichneten Rang behaupten wird. Was uns die Pfeffelschen Fabeln vorzüglich werth macht, ist ihre vielseitige, moralische Tendenz, ihre phantasievolle, gefällige Darstellung. Der Dichter weiß seine Absicht, zu belehren, so künstlich zu verbergen, daß wir nirgend ein ängstliches Streben entdecken, die Erzählung der Moral anzupassen. Mag diese in der Handlung selbst liegen, oder den Handelnden in den Mund gelegt, oder von dem Dichter selbst ausgesprochen werden; überall geht sie aus der Fabel hervor, ohne ihr Zwang anzuthun, und überrascht uns nicht selten durch eine unerwartete, wenn gleich treffende Beziehung. Bald führt der Dichter die Thier- und Pflanzenschöpfung handelnd auf den Schauplatz; bald benutzt er die Mythologie, die Feenwelt

und selbst den Markt des Lebens, um Schätze der Lebensweisheit zu verbreiten. Hier wählt er seine Scenen aus der Nähe; dort findet seine Phantasie unter einem entfernten Himmelsstrich den Stoff, um eine sittliche Wahrheit zu versinnlichen. Ein Parse z. B., welcher vor einer Flamme kniet, in welche er rettungslos hineinfällt, muß Hofschranzen belehren (6, 137.):

Ihr, die ihr euch so gern zum Throne
Der Fürsten drängt, nehmt euch in Acht,
Damit der Götze mit der Krone
Den Opfrer nicht zum Opfer macht.

Unter den mythologischen Fabeln enthält der Zephyr (4, 145.) eine reizende Dichtung. Ein kretensischer Oberpriester, welcher dem Zephyr die blühende Fruchtbarkeit seines Landguts verdankt, betet dankbar zu dem Zeus, jenen in einen Wind von Wichtigkeit umzubilden. Zeus erhört ihn, und verwandelt den Zephyr in einen Boreas, welcher nun das Landgut des Priesters verheert.

Mein Zephyr hat noch Kameraden.
Oft sehn wir kleine Geisterlein
Bloß darum sanft und gütig seyn,
Weil sie zu schwach sind, um zu schaden ꝛc.

Auch da, wo der Dichter, wie in der Fabel die Rose und das Immerschön (4, 194.) ein allgemeines, moralisches Thema behandelt, weiß er uns doch durch lebendige Darstellung, durch glückliche Beziehung des Sinnlichen auf das Geistige zu gewinnen. Auch dann, wenn eine sittliche Wahrheit in mehreren Fabeln dargestellt wird, bleibt die Einkleidung immer neu und anziehend. Zwey Fabeln, z. B. das Grillchen und der Schmetterling (5, 68.) und das Echo (6, 24.) versinnlichen beyde das Glück der Verborgenheit. Hier lehrt uns Echo, welche sich aus ihrer Felsengrotte begiebt, um die Welt zu sehen, aber von einem West vertilgt wird:

Die größte Wohlthat des Geschickes
Ist eine stille Dunkelheit:
Und die Zerstörer unsers Glückes
Sind Mißmuth oder Eitelkeit.

Dort beneidet eine verborgene Grille den Schmetterling, welcher im Pomp vorüberzieht, um bald darauf von einer

einer Rotte von Knaben erhascht zu werden, und dem Grillchen seinen Winkel werth zu machen.

Wie lieb wird nun mein Winkel
Mir seyn! Wer sich erhebt,
Muß stets in Sorgen schweben;
Nur der kann glücklich leben,
Der im Verborgnen lebt.

Ueberall hat der Dichter bey seiner Fabellese dafür gesorgt, mehrere Klassen von Lesern zu befriedigen. Einige eignen sich vorzüglich für die schöne Fabelzeit der Kindheit, andere gewähren auch dem gebildeten Mann eine süße Seelenspeise. Auch das weibliche Geschlecht, auf welches nicht immer von Fabeldichtern besondere Rücksicht genommen wurde, findet vollen Genuß. Wir erinnern hier nur an die Fabel: die zwey Hühner, mit ihrer Schlußapostrophe (6, 60.).

O Heil dem Weib, das nie vergißt
Sein hohes Erzamt zu verrichten,
Wie Frida groß als Mutter ist,
Und nach dem Maaß erfüllter Pflichten,
Wie Frida seine Freuden mißt.

Ein großer Theil der Fabeln hat eine poetische Tendenz, und findet seinen Kommentar in der Geschichte der Revolution, welche auch auf den Dichter einen so bedeutenden Einfluß hatte. In der Fabel: die Ratzen, (6, 114.) will sich die Nation der Ratzen einen Großherrn wählen, schließt indessen jeden von der Wahl aus, dem Augen oder Ohren fehlen:

Ein dummes, kindisches Geschwätz,
Das wir den Ratzen nicht mißgönnen.
Was fingen wir bey diesem Wahn
Mit so viel großen Herren an,
Die weder sehn noch hören können?

Die Wahl fällt auf den Ichneumon; welcher aber bald von einem thronlustigen Tiger gestürzt wird.

Ward er gewählet?
O nein! die Deputirten flohn;
Sie sahn am ersten Pröbchen schon,
Daß Muth und Macht, statt es zu schützen,
Ein Volk mit Tyranney bedrohn,
Wenn sie sich nicht auf Güte stützen.

Von dem philosophischen Geist, von dem für alles Schöne und Gute so offenen Herzen des Dichters kann man den Ton erwarten, welchen er über die Ereignisse der vergangenen Jahre abstimmen wird. Es fehlt nicht an goldenen Sentenzen, welche in jedem Freyheitskatechismus eine Stelle verdienen. Bald ruft Zeus (4, 183.) dem Maulthier zu:

Der Sklave, der, vom Joch befreyt,
Zurückfällt in die Dienstbarkeit,
Verdient das Joch zu tragen.

Bald weis't er die Tiger, welche (4, 19.) der Königsmacht des stolzen Löwen müde, ihr Geschlecht zu einem Volke freyer Bürger erklärt wünschen, mit den Worten ab:

Ihr seyd Betrüger, Diebe, Würger;
Und nur ein gutes Volk verdienet frey zu seyn.

In dem Glaubensbekenntniß des Dichters an Nicolai in Petersburg (4, 115.):

Dieß, lieber alter Freund, war stets der Freyheit Loos.
Der Sklave brauchet sie zur Dienstmagd seiner Lüste,
Indeß der edle Mensch selbst auf Marokkos Küste
Sie nicht verlieren kann, noch in der Alpen Schooß
Sie erst zu suchen braucht; sie wohnt in seinem Busen,
Und ihre Wächter sind die Weisheit und die Musen.

hören wir die Sprache des Weisen, welcher ohne wüthenden Parteygeist nur der wahren Freyheit huldigt.

Die wenigen, aber desto schöneren Episteln finden ihre Veranlassung ebenfalls in Zeitereignissen, und enthalten manche treffende Aeußerung über Revolutionsscenen. Die Epistel an den Grafen Moritz von Brühl (4, 3.) gehört unstreitig zu dem Besten, was wir in dieser Dichtart haben, und läßt sich oft mit erneuetem Interesse lesen. Begeistert frohlockt der Dichter über die errungene Freyheit der Franken. Paris, sonst das Grab des Muthes und der Sitten, ist ihm der Freyheit Thron.

Und eben dieses Volk der Franzen,
Das von des Leichtsinns Rausch bethört,
Nichts that als buhlen, singen, tanzen,
Hat jene schwarze Burg zerstört,
In der die Unschuld ungehört
Als Opfer bald des Hohenpriesters,

Bald

Bald eines Kebsweibs des Ministers,
Ihr ewiges Begräbniß fand. —

Aus den sonst modesüchtigen, eiteln Pariserinnen sind Vaterlandsheldinnen geworden. Zwar traf die Rache des Volks manchen Unschuldigen, zwar ließ sie manches Blut fließen. Doch

— was verdienet mehr durch Blut,
Dem Schicksal abgekauft zu werden,
Als der geweihte Freyheitshut,
Des Menschen größter Schmuck auf Erden?

Dann folgt eine Lobpreisung des unglücklichen Königs, ein Gemälde der ersten Segnungen der Revolution, und zuletzt eine Apostrophe an das Vaterland. — Höchst rührende Wehmuth athmet die Epistel an die helvetische Gesellschaft in Olten 1794. Wer ehrt nicht den trefflichen Dichter, welcher, krank an Geist und Leib, unter den Stürmen des Revolutionskrieges sich in solche Empfindungen ergießen, und zugleich so bescheiden und ergeben singen konnte! (5, 57.)

Ja, Brüder, kömmt mein Geist dahin,
Wo Bodmer, Geßner, Iselin
Von ihrem schönen Tagwerk rasten;
Ein stolzer Wunsch! verzeihet ihn
Dem schwärmenden Enthusiasten;
Allein, gesetzt es wäre wahr,
So folg ich ihnen jedes Jahr
Als Famulus in Eure Chöre ꝛc.

In eben diesem Styl ist die Dichtung an Beyde (6, 3.) gearbeitet, in welcher der Dichter, wie in manchen andern Stellen, ein hohes Gefühl für weiblichen Adel ausspricht, ein Gefühl, welches unter den empörenden Auftritten der Revolution, nur noch mehr belebt wurde. Mit hinreißender Wärme schildert er (5, 159.) die Thaten einer edlen, weiblichen Seele. Schön und verdient ist das Denkmahl, welches Ludewigs des 16ten unglückliche Schwester, und Charlotte Corday (6, 8.) erhalten. Jener ruft der Dichter nach:

Und du, Erhabenste von allen,
Wie schön, wie schön bist du gefallen,
Elise! deren Marterthum
Die Himmel feyrten und die Erde:
Du, die wie Iphigenia,

Als sie den Mordstahl blinken sah,
Mit sorgsam züchtiger Gebärde
Errâthend ihm den Nacken bot;
Nimm hin zum Opfer diese Zähre;
Wie mancher baute man Altäre,
Die nicht im Leben, nicht im Tod
Elisen zu vergleichen wäre.

Auch für die epigrammatische Poesie hat der Verfasser manche willkommene Beyträge geliefert, in welchen er Aftermenschen aus allerley Ständen mit Witz und Laune abfertigt. Wer könnte z. B. das Epigramm: der gute Fürst, ohne Lächeln lesen (6, 23.)

Zum Beweis, sprach Klaudius der Gute,
Daß ich meines Volkes Vater bin,
Leg ich meinen Fürstenzepter hin,
Und gebrauche künftig bloß die Ruthe.

Das Epigramm Lelio (6, 200.) scheint uns indessen nicht ganz des Dichters würdig, wenn wir auch die Reime küssen und schiessen gelten lassen.

Die Lieder unseres Dichters verbinden edle Popularität mit gefälliger Darstellung. So wenig darin von Amor und der cyprischen Göttinn die Rede ist: so haben ihnen doch die Grazien nach Verdienst gelächelt. Möge das einfach schöne Lied die Jungfrau (4, 167.) einer jeden deutschen Jungfrau tönen! Das Volkslied: der freye Mann, ist durch die Verhältnisse unserer Tage eingegeben, und ganz für sie geeignet. Der Aufruf an die Schweizer bey ihrem Heimzuge aus Frankreich im Oktober 1792 (5, 3.) ist ächt tyrtäisch, und verräth ein glühendes Gefühl für das Glück der Schweizerfreyheit. In der Stanze

Einst ehrt, erwacht vom Selbstbetrug,
Mit Thränen ihren Geist
Das Volk, das wehrlos sie erschlug,
Und euch des Lands verweist,

erregt das unterstrichene Wort einen Doppelsinn, da es nach der Stellung auf Volk bezogen werden sollte. In dem Liede: der Landmann, (4, 75.) singt dieser von einem Lebensbecher, in den Wermuthwein geflossen, und gleich darauf von einem verglimmenden Lebensfunken. Rec. gesteht, daß er diesen schnellen Wechsel des Bildes hinwegwünschen möchte.

Auch

Auch die Erzählungen, Romanzen und Balladen, verdienen eine ehrenvolle Erwähnung. In der Erzählung: der Perlenkranz, (4, 159.) führt uns der Dichter in die Feenwelt, um mit der erhabenen Sentenz zu beschließen:

Was ist in der Natur, das mehr entzückt und rührt,
Als wenn mit Schönheit sich die Tugend paaret?
Durch dieses Band, das mehr als Sonnen, Gott beweist,
Wird einer Schönen Leib zum Eden, und ihr Geist
Der Cherub, welcher es bewahret.

Auch am Schlusse mehrerer, mit schalkhafter Laune gearbeiteten Balladen (Selmar und der Schatz. Der Schlüssel des Paradieses ꝛc.) erblicken wir den heitern Lehrdichter wieder, welcher so manche Goldkörner der Weisheit in Fabeln einhüllt. Unter allen Romanzen scheint uns die Kapelle, an Doris, (6, 55.) durch Inhalt und Darstellung, so wie durch die rührende Beziehung auf den Dichter selbst, anziehend. Möge ihm noch lange der Sonnengott für jede Entbehrung seiner Strahlen in seinem Saitenspiel Ersatz geben!

Urania, von C. A. Tiedge. Zweyte, verbesserte Auflage. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 1803. 252 Seit. 8. 1 Rh. 4 Kr.

Die frühe, so sehr verdiente Erscheinung der zweyten Auflage eines mit gerechtem Lobe angezeigten Meisterwerks, gehört zu den erfreulichen Zeichen der Zeit, und beweist uns, daß unser Zeitalter noch Sinn für die moralische Lehrpoesie hat, welche seit Hallers Tagen der glücklichen Bearbeiter nicht viele gefunden hat. So sehr uns Urania in ihrer ersten Gestalt anzog: so hat doch der Dichter alles gethan, um sie noch vollendeter erscheinen zu lassen. Sie läßt einen so süßen Nachgenuß in uns zurück, daß wir für eine kleine Nachlese von Bemerkungen Entschuldigung hoffen. Hier giebt der Dichter durch eine reiche Fülle von Bildern aus der Natur und dem Menschenleben unserer Phantasie einen gefälligen Spielraum, dort benutzt er die Felder der Geschichte und Mythologie, um seine Dichtung zu beleben. Rührend, wie Young an Philanders Sterbebett, versinnlicht er uns durch Las Casas Tod den Abschied des Edlen von der Erde. Im Kerker des Sokrates zeigt er uns den Triumph

eines sittlich freyen Wesens. In der trefflichen Allegorie von der Psyche, welche der Dichter mit neuen, schönen Wendungen behandelt, erscheint uns die Wahrheit in poetischem Schleier: so wie in der Erzählung von dem Aleiden am Scheidewege, die Kraft der Selbstbeherrschung im Kampfe mit den Leidenschaften. Wenn dort im 4ten Gesange Lykophron an einem Grabhügel in nächtlicher Stille trauert, die Fortdauer des Göttlichen im Menschen bezweifelt, und glaubt

— als sprach ein Geist zu ihm die Worte:
»Kein Funken einer Göttlichkeit verglüht!
Zu höherm Glanz führt diese Blumenpforte;
Sie ist aus Thränen aufgeblüht!« —

so ergreifen diese Wahrheiten in dramatischem Gewande mächtiger unser Herz.

In dem kleinen Gemälde: Elpinor und Holdy, (Ges. 5.) wird uns die Gewalt der Tugend über das Gemüth des Lasterhaften anschaulich dargestellt. Mit Begeisterung führt uns der Dichter oft in das Leben einer schönen Seele, der geliebten Hehra. Die Erinnerung an sie, dieses Ideal vollendeter Weiblichkeit, dringt sich ihm überall ungesucht auf, und ist mit dem Ganzen des Gedichts innig verwebt. Da, wo sie wandelt, verkündigt sich ihm das Daseyn einer Gottheit. Bald erscheint sie dem Dichter in einem abendlichen Thal, voll ernster Betrachtungen über Zukunft und Unsterblichkeit; bald begegnet sie ihm als zärtliche Mutter, wie sie sich zur Rettung ihrer Mali in die Fluthen stürzt. Wehmüthig feyert der Dichter ihren Abschied von der Erde, segnet jede Stelle, wo sie ihrem Tagewerke lebte, und freuet sich ihres Wiedersehens nach der Vollendung. Zu den hervorstechenden Stellen des Gedichts gehören noch manche sententiöse Denksprüche, welche in ihrer energischen Kürze, unter dem Schein des Paradoxen, große Gedanken enthalten, z. B.:

Recht hat der Sinnentrieb, recht thun geziemt dem Geist —

— — — —

O neige dich, Tyrann, vor einem Geist, der stärker,
Der mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!
Dein Thron ist ein erhöhter Sitz im Kerker;
Du hast Gewalt, die hohe Seele Kraft —

— — — —

Die

Die sichre Bürgschaft für den Himmel
Ist doch der Himmel hier in unsrer Brust —

Np.

Schöne und bildende Künste.

Mémoire sur un Livre allemand, intitulé: Die geverlicheiten und eins teils der geschichten des loblichen — helds und ritters Herz Teuuerdanckhs, (Ritters herr Tewrdannckhs) où l'on examine si ce livre a été imprimé avec des caracteres mobiles, ou avec des planches gravées en bois? Par le Citoyen *A. G. Camus.* — In der Mémoires de l'Institut national dritten Bande: Litterature et Beaux arts. Paris, chez Baudouin. Prairial An IX. 4. Von S. 170 — 211; außer dem Nachtrage von S. 516 — 520, und 3 zu dieser Abhandlung gehörigen Kupfertafeln in Folio.

Sonderbar genug, daß ein Ausländer, der französische National-Archivar nämlich, es ist, der auf dieses im Jahr 1517 erschienene Meisterstück altdeutscher Presse nicht nur von neuem aufmerksam macht; sondern auch die typographische Seite desselben mit einer literarhistorischen Umsicht behandelt, die nur wenig noch zu wünschen übrig läßt! Ein paar Jahre früher waren (als Anhang zum zweyten Bande An VII der Mémoires de l'Institut etc.) von eben diesem Herrn Camus drey noch weit ältere Produkte deutschen Kunstfleißes untersucht, und nicht minder genau beschrieben worden: aus der Officin nämlich des in der Buchdruckergeschichte so merkwürdigen Albr. Pfister zu Bamberg gekommene Stücke, deren eines die ganz ausgedruckte Jahrzahl 1462 am Ende führt, und die andern beyden, wo nicht eher, doch gewiß um dieselbe Zeit unter der Presse geschwitzt hatten. Zwar ließ von dem Hauptwerke dieses Künstlers, der seiner Geschicklichkeit auf immer

immer Ehre machenden lateinischen Bibel ohne Datum von 36 Zeilen in Folio, bis jetzt noch kein Exemplar in Frankreich sich auftreiben; was Herrn C. indeß nicht abhalten durfte, die Arbeiten des Mannes dennoch zu beurtheilen, weil derselbe zu deutschem sowohl als lateinischem Druck, (worunter denn besagte Bibel für den reinsten und sorgfältigsten gelten kann) so viel man deren bis diesen Augenblick kennt, sich durchweg einerley Letter, das heißt einer ansehnlichen Missal-Fraktur bediente. Die von gedachtem Pfister handelnde Vorlesung ist mit dazu gehörigen Kupferblättern auch abgesondert zu haben gewesen, und daß mit vorliegender dieses auch der Fall seyn möge, bleibt aus Ursachen zu wünschen, die man nicht erst umständlicher anzugeben braucht. Beyde Monographieen sind vermuthlich Probestücke aus der wichtigen Arbeit über die Geschichte der Buchdruckerkunst, womit Herr C. seit mehrern Jahren schon, wie man weiß, sich beschäfftigt, und an nöthiger Vorbereitung hierzu, wie ebenfalls erhellet, es gar nicht fehlen läßt. Sind alle die übrigen, in einer solchen Darstellung Epoche machenden Impressen mit gleicher Genauigkeit von ihm ins Auge gefaßt worden: so hat man allerdings etwas Genügeleistenderes zu erwarten, als über den verwickelten Gegenstand bisher noch zum Vorschein gekommen ist.

Was nun die 1517 zum ersten Mal abgedruckte Prachtausgabe des Teuerdanks betrifft: so war ihr Kunstwerth sowohl als Einfluß auf den Geschmack damaliger deutscher Officinen unserm Breitkopf am wenigsten unbekannt geblieben. Mehrmals hatte derselbe sich darüber geäußert; am umständlichsten aber in seiner, auch im Xten Bande der N. A. D. Bibliothek mit verdientem Beyfall angezeigten Schrift von 1793: Ueber Bibliographie und Bibliophilie, deren Titel jedoch schon verrieth, daß man hier auf Nebenansichten sich gefaßt machen mußte, die, so lehrreich für den Literator und Kunstkenner sie waren, doch nicht selten das Wesentliche aus dem Auge schoben. Es sey mit dieser Lanx satura wie es will bewandt: auch der Umsicht des Herrn C. ist sie nicht entwischt; sondern überall mit Erkenntlichkeit von ihm benutzt worden. Eine der Hauptfragen, worauf es bey typographischer Würdigung des Teuerdanks von 1517 ankam, und deren Beantwortung auch Herr C. laut

laut der Aufschrift unternahm, betrifft den Umstand: ob ein mit so kühn in andre Wörter eingreifenden, über und unter den Text ausschweifenden, und überhaupt so stark verzierten Buchstaben sich darbietendes Buch das Werk des Letterngusses, und nicht vielmehr des freyer zu Werk gehenden Holzschnittes gewesen? Immer hat Rec. sich gewundert, wie man an diese Frage so viel Zeit und Papier verschwenden konnte, da doch nur ein mäßig geübtes Auge, nur wenig Kunstkenntniß hinreichend sind, Beydes zu unterscheiden! Daß ein in der zweyten Zeile unter dem 84sten Holzschnitte erster Ausgabe verkehrt eingesetztes i des Worts schickhet, allein schon für den Letterngus sprach, war freylich in dem dicken Bande leicht zu übersehen; die das ganze Werk durch aber herrschende, und auch dem geübtesten Formschneider unerreichbare Gleichheit der Buchstaben selbst, blieb doch ein so mächtig ins Auge fallendes Merkmahl, daß an Holzschnitt hierbey gar nicht zu denken war; und was die bey manchen Lettern bis zum Uebersprung in andere Zeilen sich zeigende Schreibekünste betrifft: so ließ auf eine mechanische Vorrichtung, wodurch dergleichen ebenfalls gegoßne Zierrathen dem abzudruckenden Buchstaben angepaßt wurden, um so leichter sich rathen, da eben diese Verzierungen sich bald gebraucht finden, bald wieder nicht; zuweilen auch nicht so genau wie anderwärts der Letter sich anschmiegen. Noch heut zu Tage giebt es in längst angelegten, und auf die Nachkommenschaft vererbten Druckereyen dergleichen mittelst eigner Vorrichtung zusammengefügter Typen; und wenn man sich ihrer selten oder gar nicht mehr bedient: so ist theils der einfacher gewordne Geschmack daran Schuld, theils der Zeitverlust, den solche Schnörkeleyen doch allemal beym Abdrucke verursachen. Auch der den Teuerdanksdruck übernehmende Künstler, Joh. Schönsperger, von Augsburg, würde vermuthlich ungleich kürzer zu Werke gegangen seyn, hätte Kaiser Maximilian I, dem an prachtvoller Außenseite des Buchs so viel gelegen war, nicht die Kosten dazu hergegeben! Auch itzt noch zu wissen, wie viel alle die nöthigen Voranstalten schon, und sodann die typographische Ausführung selbst, Zeit und Geld mögen verschlungen haben, wäre gar nicht unangenehm.

Die

Die Vorlesung, oder vielmehr Abhandlung des Herrn C., (denn schwerlich ward sie mit eben der Umständlichkeit, wie sie nunmehr da liegt, von ihm gehalten; oder die Herren Akademiker haben von Seiten der Zuhörer sich in Frankreich einer Aufmerksamkeit zu erfreuen, die man anderwärts ihnen kaum zugestehen würde!) beträgt, wie man bereits oben gesehn, mehr als 46 reichlich genug bedruckte Quartseiten. Bey der Unthunlichkeit, von Allem darin enthaltenen Bericht zu erstatten, muß Rec. sich auf das Zeugniß einschränken, daß Herr C. mit ungemeiner Sachkenntniß und völliger Entäußerung jeder Nationaleitelkeit, der den Abdruck des Teuerdanks, erster und zweyter Ausgabe von 1517 und 19, empfehlenden Kunst, in Rücksicht sowohl auf Zeichnung und Letternschrift, als auf Manipulation und berechnete Wirkung des Ganzen, laute Gerechtigkeit wiederfahren läßt; und wenn er am Ende dennoch hinzufügt, daß eine solche Musterarbeit, und in vielleicht noch reinerm Geschmacke, auch heut zu Tage sich dürfte erreichen lassen: so wird eben so wenig ihm hierin Jemand widersprechen; denn nicht davon ist die Frage: ob die typographische Behandlung des Teuerdank unnachahmlich geblieben; sondern allenfalls: ob an ein Produkt der Presse seitdem wieder so viel Zeit und Kosten verhältnißmäßig verwendet worden? Mit einer, seinen Landsleuten nicht mehr so selten als sonst nachzurühmenden Geduld, hat übrigens der unermüdete Mann Vieles, was auf den Teuerdank auch wohl nur entfernten Bezug hat, bey unsern Schriftstellern aufzufinden und zu benutzen gewußt, und wenn hierbey noch ein paar Fehlgriffe mit unterlaufen, sind diese doch meist nicht ihm, sondern jenen Schuld zu geben. — In Hinsicht auf typographisches Verdienst waren nur die beyden ersten Ausgaben einer ins Detail gehenden Beschreibung werth; denn die in der Folge davon veranstalteten, wurden nicht nur mit ganz andern Lettern, und an ganz andern Orten (meist zu Frankfurt am Main) gedruckt, sondern sanken auch nach und nach bis zu entschiednem Unwerth herab; dennoch hat Herr C. die Mühe nicht gescheut, auch diese Ausgabenreihe zu verfolgen, und was er davon erzählt, bedarf nur weniger Berichtigungen. Da z. B. Breitkopf einen im Grunde höchst unbedeutenden, schon sehr interpolirten Frankfurter Abdruck von 1596 nicht nur

zu

zu besitzen versichert; sondern ihn auch für Duodezformat, und überdieß wenig bekannt ausgegeben hatte, war es dem Ausländer eben nicht zu verargen, beydes getrost nachzuschreiben. Seitdem hat sich jedoch gezeigt, daß eben diese, aus Breitkopfs Verlassenschaft vom Herrn Hofr. Eschenburg in Braunschweig erstandne Ausgabe, vorgeblich in Duodez, nichts weiter als ein sehr stark beschnittenes Exemplar der so eben erwähnten, noch dazu mit ihren Oktavsignaturen versehenen, von 1596 gewesen, und ihr ehemaliger Besitzer sich also etwas genauer damit hätte bekannt machen sollen!

Einer andern zu Augsburg in Folio gedruckten Ausgabe, die Herr C. nicht vollständig sah, und ohne Datum geglaubt zu haben scheint, war 1679 als Druckjahr anzuweisen; weil es unter andern in ihrer Vorrede, wiewohl ohne allen Grund, zu lesen giebt, daß die hier wieder zum Vorschein kommenden alten Holzschnitte seit 162 Jahren (i. e. seit der ersten Ausgabe des Teuerdanks von 1517) wären für verloren geachtet worden. Noch ein historischer Umstand, die zweyte, 1519 rühmlich besorgte, Ausgabe betreffend, hat sich erst aufklären lassen, nachdem Herr C. seine Vorlesung dem Publiko bereits mitgetheilt gehabt. Warum von dieser zweyten, ein paar Kleinigkeiten abgerechnet, der ersten völlig gleichen, auch meist auf Papier nur abgezognen, mithin auch viel wohlfeiler gewesenen Ausgabe, weit weniger Exemplare noch anzutreffen sind, hatte Rec. nicht wohl sich erklären können; weil in der Regel die zweyte Auflage eines noch beliebten Buchs doch eben nicht gar zu schwach gemacht wird. Dieß war indeß hier wirklich der Fall gewesen, denn aus den Zusätzen des Herrn Panzer zu seinen deutschen Druckannalen ergiebt sich S. 164, daß die reichhaltige Büchersammlung des Hofkammerraths Josch, zu Morsbach in Baiern, eine von Schönsperger zu Augsburg in eben dem Jahre 1519 veranstaltete zweyte Auflage des Teuerdanks aufweisen kann. Höchst wahrscheinlich ist diese noch schwächer als die erste desselben Jahres gewesen; kein Wunder also, wenn nunmehr beyde, und jene besonders, sich ungleich seltner gemacht haben, als die meist doch auf Pergamen gedruckte von 1517! Wodurch nun dieser später in demselben Jahre 1519

besorg-

besorgte Abdruck sich von dem frühern wesentlich unterscheidet, muß in den Panzer'schen Annalen aufgesucht werden; die Sicherheit aber der von Herrn Josch angegebenen Merkmale kann Rec. um so bestimmter verbürgen, da ungeachtet der ausnehmenden Seltenheit dieser Ausgabe, dennoch einer seiner Freunde sie sich verschafft hat, und Rec. darin Alles vollkommen bestätigt fand.

Nur ein Wort noch, die den Teuerdank zierende 118 Holzschnitte betreffend, als worüber Herr C. gleichfalls eine Menge brauchbarer Notizen beybringt. Daß Kaiser Maximilian, wie man ehedem versichern wollen, diese Figuren gefertigt, verdient um so weniger eine Wiederlegung, da auf sehr vielen Stücken der Namenszug Hanns Schäufleins zu sehen ist, und auch die übrigen eben diese Hand verrathen; schwerlich jedoch nach Dürer's Zeichnung, als der in ungleich früher gelieferte Arbeiten schon weit mehr Geist, Haltung, Mannichfaltigkeit, Kunst mit einem Worte, zu bringen gewußt. Der Zeichner sey wer er will gewesen; auch mit dem dazu gewählten Holzmaterial, oder mit irgend einem Theile der Manipulation müssen allerhand Verstöße vorgefallen seyn; denn da ein schicklich gehandhabter Holzschnitt sonst doch eine gewaltige Menge von Abdrücken verträgt, die in gewiß nur mäßiger Zahl zum Teuerdank aber gebrauchten Tafeln weder sehr fein geschnitten sind, noch einzeln oder in ganzen Reihen in Umlauf kamen: so fällt es um desto mehr auf, schon in der ersten Ausgabe von 1519 sie den Dienst versagen zu sehn; und noch häufiger in der zweyten desselben Jahrs, als worin die meisten schon äußerst abgestumpft erscheinen. — Auch mit den bey den Typen zum Teuerdank angebrachten Verzierungen, hat es ähnliche Bewandtniß. Nur in der allerersten Ausgabe, der von 1517 nämlich, bieten diese Künsteleyen und nachgeahmten Schreibezüge sich in der ihnen nöthigen Reinheit und Vollständigkeit dem Auge dar; nicht mehr und überall so genau angepaßt in der ersten Ausgabe von 1519; und noch weniger, wie sichs denken läßt, in der zweyten eben dieses Jahres. Ganz und gar endlich mußten sie beym Abdruck eines Buchs weggelassen werden, das Herr C. sonst mit eben diesen Teuerdankslettern gedruckt fand, und auf welches er um so unvermutheter stieß, da bisher Niemand gewußt, wo dieser kunstreiche Typenvorrath sich hin verloren.

ten. Nach der Stadt Simmern, nämlich, wo Rüxner's bekanntes Thurnierbuch im Jahr 1530 noch damit gedruckt wurde; aber auch in dieser Ausgabe bloß; denn nur zwey Jahre später bediente man zu einer zweyten Auflage dieses Thurnierbuchs sich ebendaselbst ganz andrer, sehr gewöhnlicher Lettern; ohne Zweifel, weil die zum Teuerdank gegoßnen, nunmehr sich völlig abgenutzt fanden.

Kaum bleibt so viel Raum noch, dem Leser zu sagen, daß auch die Uebersetzungen des Teuerdanks in andre Sprachen der Aufmerksamkeit dieses fleißigen Franzosen nicht entgangen sind. Zum wirklichen Abdrucke derselben wollt' es jedoch nirgend gedeihen. Die zu Paris unlängst noch in der Sorbonne vorhanden gewesene, ist französisch, und hat einen *Jehan Franco* zum Urheber, der seinen Vorbericht zu Mecheln 1528 unterschreibt, den Namen Teuerdank in Chiermerci oder Chiermerciant überträgt, und das Wort Deutsch überall durch thiois giebt. Die von Richard Sbrulius aus Vdine in lateinischen Hexametern gefertigte befindet sich, Lambecii Kommentarien zu Folge, in der Wiener Hofbibliothek; und einer spanischen erwähnt Scherz in seinem Glossar, ohne jedoch darüber sich näher zu erklären. In Deutschland selbst, ward der Teuerdank zum letztenmal 1693, Augsburg, in kleinem Folio gedruckt; und um diese Zeit wollte auch A. Jormann, Oberster und Stadtkommendant zu Fankfurt am Main, (laut Uffenbachs Bücherkatalog, Theil III. S. 482) seine Umarbeitung in deutsche Alexandriner herausgeben; wozu sich aber kein Verleger fand! Wirklich hat der gute Teuerdank noch von Glück zu sagen, nicht endlich gar in die Klasse solcher Rittergeschichten gesunken zu seyn, womit herumziehende Büchertrödler die Leselust des Pöbels auf Jahrmärkten zu unterhalten wissen. Viel hat daran nicht gefehlt; denn mit Ausnahme der Editionen von 1519, kam in der Folge keine neue zum Vorschein, ohne sich mit dem Texte die willkührlichsten Veränderungen erlaubt zu haben. So trug der als Fabeldichter sonst nicht unbeliebt gewesene Burcard Waldis gar kein Bedenken, gleich im Vorbericht eines Teuerdank von 1553 zu melden, daß: „etlich Tausend par verß vff erforderung der not von ihm hinzugemacht, auch etliche vmbgeschmiedet vnnd verbeßert worden!" —

Schon bey so bewandten Umständen — denn von des wahren Originals politischem oder etwa historischem Werthe kann in dieser Anzeige nicht die Rede seyn — wird man es dem Franzosen nicht eben so hoch anrechnen, wenn er in Rücksicht auf Geschmack, sich an das Zeugniß unsrer so leicht zu befriedigenden Vorfahren hielt, und nicht nur in Begriff der bey'm ersten Abdruck angebrachten Kunst, sondern auch des Inhalts selbst, den Teuerdank noch immer für ein Produkt nimmt, das uns Deutschen aus beyden Gesichtspunkten également précieux bliebe! Auf keinen Fall indeß würde Hr. C. übel thun, eh sein Hauptwerk über die Buchdruckergeschichte unter die Presse kommt, Alles was auf deutsche Officinen und Literargeschichte Bezug hat, erst irgend einem unsrer Landsleute zur Durchsicht anzuvertrauen. An dergleichen nicht schlecht unterrichteten Deutschen fehlt es in diesem Augenblicke zu Paris gewiß nicht, die ohne mit seinen übrigen in der That sehr ausgebreiteten Kenntnissen sich messen zu wollen, oder solche Erzpuristen, wie der sich daselbst aufhaltende Arzt Seyfert zu seyn, ihn z. B. über den Umstand belehren würden, daß Breitkopf zeitlebens in Leipzig, niemals in Berlin ansässig gewesen. Oder, mit was für Lettern deutsch geschriebne Stellen, dergleichen hier häufig als Belege, oft aber mit falschen Buchstaben gesetzt, vorkommen, nachgedruckt werden müssen. Oder, wie der Name Teuerdank zu schreiben; als den er in seiner Abhandlung zuerst Teueuerdanck, sodann Teueurdanck, im Anhange Tewerdannkh, überall aber unrichtig schreibt; da im Texte des Originals selbst, und hiernach allein, nicht nach der Aussprache brauchte Hr. C. sich zu richten, doch am häufigsten Tewrdanck oder Tourdaanck gelesen wird.

Mitunter freylich hätte der Nachbar bey nur ein wenig mehr Geduld, woran es ihm sonst doch wahrlich nicht fehlt, sich selber helfen können. S. 192 z. B., wo er auf die sonderbare, wie natürlich von ihm verworfene Meinung derer zurückkommt (auch der übrigens so geschickte Stempelschneider Fournier, was ganz unbegreiflich ist, blieb ihr zugethan), die den Teuerdankstext für in Holz geschnitten, und nicht mit Gußlettern gedruckt hielten, und bey diesem Anlasse unsern Joh. Vogt tadelt, der in seinem Catalogo librorum rariorum von den Augsburger Abdrücken 1679 und

1693 versichert hatte, die Nachricht von dem auf Holz geschnittnen Text stände expressis verbis in den Vorreden derselben. Eine so positive Aeußerung konnte Hr. C. nirgend finden; weder auf dem Titelblatt, noch in der Vorrede; da er in dieser doch nur ein paar Zeilen weiter zu lesen gebraucht hätte, um auf die Stelle zu stoßen, wo mit klaren Worten, obgleich ohne Beweis, erzählt wird: „daß auch „die Schriften (zum Text also) durchgehends und mit „größtem Fleiß in Holz geschnitten dabey gewesen;“ — nämlich bey den von Schäuflein oder Andern gleichfalls in Holz geschnitten Figuren. Wie wenig indeß dieser Matthäus Schultes sich unterzeichnende Vorredner, den Koeler für einen Augsburger Kupferstecher ausgiebt, Glauben verdiene, erhellt schon aus seiner in demselben Vorbericht stehenden, und eben so grundlosen Versicherung: die Schäufleinschen Holztafeln wären bereits seit mehr als anderthalb hundert Jahren verloren gewesen; da er doch kurz vorher auf die Nachricht sich eingeschränkt hatte: schon in die 164 Jahre habe man fast nichts mehr, oder gar wenig mehr davon gewußt! — Die Wahrheit ist, daß man noch 1553, 63, 89, und auch später vielleicht eben dieselben Figuren in den zu Frankfurt am Main gedruckten Folioausgaben gebraucht hat; die mithin dem in den Tag hinein schwatzenden M. Schultes ganz unbekannt geblieben waren! Eher verdiente der Umstand Erörterung: was für eine Teuerdanksausgabe, aber ohne Figuren, es seyn können, nach der er die seinige von 1679 eingerichtet zu haben erzählt? Wenn anders aus seinem rauderwälschen Vortrage auch hier sich klug werden läßt; als welcher, wie folgt, lautet: „Zu welchem End' ich dann den Teuerdank als eine abermalige Form und Richtschnur vor die Hand genommen, und gleich anfänglich die künstlich geschnittenen 117 Figuren“ (die 118te war nämlich in der That und längst schon verloren gegangen, oder unbrauchbar geworden) „an und für sich selbsten nach der vormals gar artlich eingerichteten Ordnung zwar wieder gesetzet; die alten Reimen aber mit dieser Zeit üblichern Wörtern, und zwar nach Anweisung eines vor Jahren in dieser Materia“ (dem Teuerdank?) „doch ohne Figuren gedruckten Büchleins verfasset ꝛc.“ — Da man bis jetzt keine alte Ausgabe vom Teuerdank ohne Figuren kennt: so ist Alles zu wetten, daß Meister Sch. nichts weiter, als die äußerst schlechte Frankfurter, von 1596 in Oktav, hier meine, und aus Uebel

Aerger gemacht hat. Zwar hat dieser elende Abdruck von 1596 ebenfalls Figuren, und das auch in Holzschnitt; die aber äußerst klein, nach ganz anderer Zeichnung, und überhaupt von erbärmlicher Beschaffenheit sind; Sch. hat also vielleicht nur so viel sagen wollen, daß er nach gedachter Frankfurter Ausgabe, aber ohne die darin befindlichen Figuren, die seinige eingerichtet habe. Daß er, was den Text betrifft, sie wirklich vor Augen gehabt, ergiebt bey der Vergleichung sich auf den ersten Blick. — Wenn endlich Maximilian I, laut Note 1 zu S. 207. des Mémoire etc. unter die vom Hofsekretair Rockner, einem künstlichen Schreiber vermuthlich, ihm eingereichte Probezeichnung zu den in der Folge von Schönsperger gebrauchten Teuerdankslettern mit eigner Hand die Worte Te Deum laudamus schrieb; wodurch der Kaiser ohne Zweifel seine Zufriedenheit ausdrückte: so hätte Hr. C. den Umstand nicht so verstehen sollen, als ob Maximilian gedachte Worte schon mit Teuerdankslettern selber darunter gesetzt habe: auec lesquels (caractères nämlich) *Sa* Majesté Imp. a *composé* de Sa propre main les mots *Te Deum laudamus*; denn hiervon ist in der Erzählung des Nürnberger Rechenmeisters und Schönschreibers Joh. Neudörfer nicht die mindeste Spur vorhanden.

Man sieht, daß, um den Hrn. C. in einer Anzeige überall begleiten, oder ein und andre Nebenansicht noch weiter verfolgen zu wollen, eben so viel Raum nöthig seyn würde, als ihm selber zu Gebote stand. Rec. schließt also mit dem wiederholten Zeugnisse, daß wer von den schönen Teuerdankstypen (ehedem unter dieser Benennung wirklich officinell, jetzt aber als Textfraktur bekannt) noch keinen anschaulichen Begriff hat, ihn aus den beyden letzten Kupfertafeln sich wird verschaffen können. In Deutschland, wie auch ganz natürlich, giebt es der zum Theil sehr gut erhaltnen Exemplare des Originals indeß weit mehr noch, als z. B. der wackre Köler im Jahr 1714 geglaubt, der ihrer nur vier erst kannte, da sich ihrer eben so viel Dutzend nunmehr ohne Schwierigkeit nachweisen lassen! Von der ersten 1517 zum Vorschein gekommnen Ausgabe (zu Nürnberg höchstwahrscheinlich, wie auch in der Endschrift steht; und wo Maximilian um jene Zeit sich aufhielt; obgleich Schönsperger eigentlich in Augsburg ansässig war,) haben, wie schon

schon erwähnt, sich ungleich mehr Abdrücke auf Pergament als auf Papier erhalten; und die von den beyden Auflagen der zweyten Ausgabe von 1519, meist auf Papier, sind wieder um vieles seltener als die von der ersten. Vermuthlich wurden diese vom Kaiser selbst verschenkt: so wie die nach seinem im Jahr 1519 erfolgtem Tode gedruckten, dem damals noch sehr geldarmen Publiko doch wohl, selbst auf Papier, noch zu theuer seyn mochten, und daher in nur mäßiger Anzahl abgezogen wurden. Die vom Pariser Künstler Anselin ungemein sauber nachgestochne ganze Seite aus dem Teuerdank, die zweyte nämlich nach der 39sten Figur, so wie dessen Ueber- und Endschrift, nebst dem zur Schriftprobe des Uebrigen sechsmal verändert anzutreffenden großen M. können auch für treu genug gelten; erreichen aber dennoch kaum die Schärfe und das durchgängige Ebenmaaß ihrer doch nur durch Letternguß hervorgebrachten Originale. Die erste, des Teuerdanks von 1519 Ueberschrift in Holzschnitt nachbildende, und zu Paris sich vorgefundne Tafel — von wem, und wozu solche geschnitten wurde, ist unbekannt — kann allein schon belegen, wie schwer, wo nicht unmöglich, es dem Holzschnitte seyn würde, sich in eben der Buchstaben-Identität wie der Letternguß, auch durch ein Werk mäßigen Umfanges nur, und dieß ohne Abweichungen zu behaupten!

P.

Weltweisheit.

Vorlesungen über die Methode des akademischen Studium, von F. W. J. Schelling, Doktor der Philosophie und Medicin, und Professor zu Jena. Tübingen, bey Cotta. 1803. 326 S. 8. 1 Rh. 8 gr.

Diese Vorlesungen sind, laut der Vorrede, im Sommer 1802 auf der Universität zu Jena, wo Hr. Schelling, der nun in Würzburg als Professor angestellt ist, damals noch Lehrer war, gehalten worden. Ihrer sind vierzehn, folgenden Inhalts: 1) Ueber den absoluten Begriff der Wissen-

schaft; 2) über die wissenschaftliche und sittliche Bildung der Akademiker; 3) über die ersten Voraussetzungen des akademischen Studium; 4) über das Studium der reinen Vernunftwissenschaften, der Mathematik, und der Philosophie im Allgemeinen; 5) über die gewöhnlichen Einwendungen gegen das Studium der Philosophie; 6) über das Studium der Philosophie insbesondere; 7) über einige äußere Gegensätze der Philosophie, vornehmlich den der positiven Wissenschaften; 8) über die historische Konstruktion des Christenthums; 9) über das Studium der Theologie; 10) über das Studium der Historie und der Jurisprudenz; 11) über die Naturwissenschaft im Allgemeinen; 12) über das Studium der Physik und der Chemie; 13) über das Studium der Medicin und der organischen Naturlehre überhaupt; 14) über Wissenschaft der Kunst, in Bezug auf das akademische Studium.

Es mag von Nutzen seyn, jungen Studierenden auf der Universität eine Uebersicht über das ganze Gebiet der Wissenschaften zu geben, die Theile derselben durch richtige und präcise Begriffe zu bestimmen, und ihre Subordination und Abhängigkeit von einander zu zeigen. Aber die Sache ist so leicht nicht, als sie Manchem, dem ersten Anblicke nach, scheinen dürfte: und sie ist in neuern Zeiten um so schwerer geworden, je mehr die Begriffe von den Wissenschaften durch die neue und neueste Philosophie abgeändert, und, man darf wohl sagen, verwirrt worden sind.

Hrn. Schellings Absicht geht nun nicht bloß dahin, seinen Zuhörern eine trockene Skiagraphie von allen Wissenschaften zu geben; sondern er will ihnen die Quintessenz einer jeden Wissenschaft mittheilen, und sie alle aus der Urwissenschaft herleiten. Was das für eine Urwissenschaft ist, werden unsere Leser leicht errathen. Sie ist nichts anders, als der transscendentale Idealismus; aber weder der Kantische, noch der Fichtische, sondern der ganz besondere, den Hr. Schelling zu erfinden das Glück gehabt hat. Wer zu diesem noch nicht durchgedrungen ist, von dem kann man nach dem Verf. eigentlich nicht sagen, daß er etwas wisse. Der akademische Jüngling, der nicht mit diesem Urwissen anfängt: „wird, wenn er ein gut organisirter Kopf ist, sich regel- und ordnungslos allen möglichen „Studien hingeben, nach allen Richtungen schweifen, ohne „in irgend einer bis zu dem Kern vorzudringen, welcher der

„Ansatz

„Ansatz einer allseitigen und unendlichen Bildung ist.
„— Andere, die von minder gutem Stoffe gebildet sind,
„werden gleich Anfangs die Resignation üben, sich der
„Gemeinheit ergeben, und höchstens durch mechanischen
„Fleiß, und bloßes Auffassen mit dem Gedächtnisse, so viel
„von ihrem besondern Fach sich anzueignen suchen, als sie
„glauben, daß zu ihrer künftigen äußern Existenz noth-
„wendig sey" (S. 4). Das heißt doch seinen Zuhörern
ziemlich deutlich sagen, daß, wenn sie für vorzügliche und
nicht für gemeine Köpfe wollen gehalten werden, sie bey
Herrn Schelling vor allen Dingen die Urwissenschaft,
d. i. den transscendentalen Idealismus studieren müssen.
Noch mehr: Hr. Schelling warnt sie, wegen der zu tref-
fenden Wahl nicht lange verlegen zu seyn, weil sie dadurch
leicht verleitet werden könnten, ihr Zutrauen Unwürdigen
zuzuwenden (S. 5). Es gab also auf der Universität, wo
Hr. Schelling, als er diese öffentliche Rede hielt, noch an-
gestellt war, auch Lehrer, die des Zutrauens der akademi-
schen Jugend unwürdig wären. — Dergleichen nieder-
trächtige Seitenblicke und Insinuationen gegen Kollegen,
wußte Hr. Schelling mit seiner sublimen Moral zu vereini-
gen! — Darf denn die unwissende Jugend über Würdigkeit
der Lehrer absprechen?

Wie gut Hr. Schelling die Kunst versteht, die Erwar-
tung junger Studierenden, die seinen Hörsal frequentiren, zu
spannen, beweiset folgende Stelle. Man glaubt einen wan-
dernden Arzt zu hören, der von einer Bühne herab, alle an-
dere Aerzte verächtlich herabwürdigt; hingegen aber seine
eigene Wunder- und Universalarzney den gaffenden Zu-
schauern anpreiset: „Sie, meine Herren, erkennen aus dem
„eben Gesagten schon, daß eine Methodenlehre des akade-
„mischen Studium nur aus der wirklichen und wahren Er-
„kenntniß des lebendigen Zusammenhangs aller Wis-
„senschaften hervorgehen könne; daß ohne diese, jede An-
„weisung todt, geistlos, einseitig, selbstbeschränkt seyn müsse.
„Vielleicht aber war diese Forderung nie dringender, als zu
„der gegenwärtigen Zeit, wo sich alles in Wissenschaft und
„Kunst, gewaltiger zur Einheit hinzudrängen scheint,
„auch das scheinbar Entlegenste in ihrem Gebiet sich berührt,
„jede Erschütterung, die im Centrum oder der Nähe
„desselben geschieht, schneller und gleichsam unmittelbarer,

„auch in die Theile sich fortleitet, und ein neues Organ „der Anschauung allgemeiner, und fast für alle Gegen„stände sich bildet. Nie kann eine solche Zeit vorbeygehen, „ohne die Geburt einer neuen Welt, welche diejenigen, „die nicht thätigen Antheil an ihr haben, unfehlbar in „die Nichtigkeit begräbt. Vorzüglich nur den fri„schen und unverdorbenen Kräften der jugendlichen „Welt kann die Bewahrung und Ausbildung einer edlen „Sache vertraut werden. Keiner ist von der Mitwirkung „ausgeschlossen, da in jeden Theil, den er sich nimmt, ein „Moment des allgemeinen Wiedergebärungs-Proces„ses fällt. Um mit Erfolg einzugreifen, muß er, selbst vom „Ganzen ergriffen, seine Wissenschaft als organisches „Glied begreifen, und ihre Bestimmung in der sich bilden„den Welt zum Voraus erkennen. Hiezu muß er entweder „durch sich selbst, oder durch Andere zu einer Zeit gelangen, „wo er nicht selbst schon in absolute Formen verhärtet, „noch nicht durch lange Einwirkung fremder, oder Aus„übung eigener Geistlosigkeit, der höhere Funken in ihm „erstickt ist, in der frühern Jugend also, und nach unsern „Einrichtungen im Anfang des akademischen Studium.“ (S. 7 — 9). Rec. wird wohl nicht nöthig haben, erst zu zeigen, wie sehr das Alles geeignet ist, dem Dünkel junger Studierenden zu schmeicheln, ihre Vernunft durch verwirrte Begriffe und leere hochtönende Worte zu verkrüppeln, und ihnen eine Verachtung der größten Männer älterer und neuerer Zeiten einzuflößen, und in ihnen die der Jugend so natürliche Neuerungssucht zu entflammen.

Das Urwissen, das Wissen alles Wissens besteht bekanntlich, nach Hrn. Schelling, in der absoluten Identität des Realen und Idealen, oder wie er (S. 12) ausdrücklich sagt, darin, daß das wahre Ideale allein, und ohne weitere Vermittelung, auch das wahre Reale, und ausser jenem kein anderes ist. Aber der Beweis hievon! — Diesen ist Hr. Schelling so wenig im Stande zu geben, daß er vielmehr (ebendas.) aufrichtig gesteht: „Wir können diese „wesentliche Einheit, selbst in der Philosophie, nicht ei„gentlich beweisen, da sie vielmehr der Eingang zu aller „Wissenschaftlichkeit ist: es läßt sich nur eben dieß bewei„sen, daß ohne sie überhaupt keine Wissenschaft sey, und „es läßt sich nachweisen, daß in allem, was nur Anspruch

„macht,

„macht, Wissenschaft zu seyn, eigentlich diese Identität,
„oder dieses gänzliche Aufgehen des Realen im Idealen
„beabsichtigt werde."

Also Hr. Schelling kann zwar die absolute Identität des Realen und Idealen nicht beweisen; aber er glaubt, alle Wissenschaften daraus herleiten zu können. Das wäre schon viel; nur müßte es nicht bloß beabsichtiget, sondern wirklich geleistet werden; welches letztere aber bisher noch nie in den Schellingischen Schriften, und auch in der vorliegenden nicht geschehen ist. Es läßt sich auch schlechterdings nicht begreifen, wie aus der Identität des Idealen und Realen, wenn es auch damit seine vollkommene Richtigkeit hätte, irgend etwas in der Philosophie, Mathematik, Physik, Chemie u. s. w., herausgebracht werden kann. Gesetzt, z. B. unsere Vorstellung des Feuers wäre von dem reellen Feuer nicht unterschieden: würden wir nun die Natur des Feuers besser kennen? — Vielleicht wird der transscendentale Idealist sagen: wenn ich im Stande bin, die Vorstellung des Feuers ganz allein aus mir selbst zu produciren; so werde ich wohl auch im Stande seyn, alles, was die berühmtesten Physiker und Chemisten von dem Feuer durch Beobachtungen und Versuche entdeckt haben, aus mir selbst, ohne alle sogenannte Erfahrung zu produciren." Allerdings ist das Eine nicht schwerer, als das Andere. Nur Schade, daß die transscendentalen Idealisten bisher statt wahre Entdeckungen in der Körper- und Geisterwelt, nichts als die elendesten Hirngespinnste producirt haben.

S. 13 wird die Geometrie als ein Beweis angeführt, daß das schlechthin Ideale zugleich das absolut Reale ist. „Wenn der Geometer," sagt Hr. Schelling, „den Satz
„beweiset, daß in jedem möglichen Dreyeck, alle drey Win-
„kel zusammen zweyen rechten gleich sind: so beweiset er die-
„ses sein Wissen nicht durch Vergleichung mit konkreten oder
„wirklichen Triangeln, auch nicht unmittelbar von ihnen;
„sondern von dem Urbild: er weiß dieß unmittelbar aus dem
„Wissen selbst, welches schlechthin ideal, und aus diesem
„Grunde auch schlechthin real ist." Allerdings beweiset der Geometer diesen Satz nicht von dem auf dem Papier, oder an der Tafel, verzeichneten, auch nicht von einem hölzernen, steinernen, metallenen u. s. w. Dreyeck; sondern von dem Dreyeck in der Idee. Allein ist deßwegen das Drey-

eck in dem Kopfe des Geometers, ein reales, d. i. ein existirendes Dreyeck? Ist es ein hölzernes, steinernes, silbernes Dreyeck? und ist nicht in dem letztern Etwas, das nicht in dem erstern ist? Ist dieses Etwas auch bloß im Kopfe des Geometers; oder kommt es nicht vielmehr von außen (es sey nun auf welche Art es wolle;) hinzu? — Dieß ist die große Frage, die bisher kein transcendentaler Idealist aufzulösen vermocht hat. Mit Worten, Phrasen, Wendungen, Wiederholungen, dialektischen Kunstgriffen und Schimpfwörtern wird in der Sache nichts ausgerichtet. In einem gewissen Verstande kann man zwar sagen, daß die Idee des Geometers von dem Dreyeck Realität habe. Das heißt aber weiter nichts, als daß die Vorstellung von einem Dreyeck überhaupt in der Vorstellung eines jeden konkreten oder existirenden Dreyecks enthalten ist, und in so fern Realität hat, so wie alle unsere allgemeine Begriffe Realität haben, in so fern sie Bestimmungen existirender Dinge ausdrücken. Nun entsteht freylich die weitere Frage: wie können unsere Vorstellungen existirende Dinge und ihre Bestimmungen ausdrücken, oder ihnen entsprechen? und was heißt das? — Allein dieß ist ein alter Knoten in der menschlichen Erkenntniß, den bisher jede spekulative Philosophie zu lösen sich vergebens bemüht hat; den aber auch der neueste transscendentale Idealismus durch den Machtspruch, daß zwischen dem Idealen und Realen kein Unterschied, sondern eine absolute Identität statt finde, nicht löset, sondern nur zu zerhauen sucht.

Hr. Schelling gesteht S. 86, daß das Besondere nicht aus dem Allgemeinen, die Wirklichkeit nicht aus der Möglichkeit begriffen werden könne, und daß dieß, mit Lessing zu reden, der breite Graben sey, vor dem der große Haufen der Philosophen von jeher stehen geblieben ist. Allein wie kommt Hr. Schelling über diesen breiten Graben? Er sagt: „es ist klar genug, daß der letzte Grund „und die Möglichkeit aller wahrhaft-absoluten Erkenntniß „darin ruhen muß, daß eben das Allgemeine zugleich „auch das Besondere und dasselbe, was dem Verstand „als bloße Möglichkeit ohne Wirklichkeit, Wesen ohne Form „erscheint, eben dieses auch die Wirklichkeit und die Form „sey. Dieß ist die Idee aller Ideen, und aus diesem Grun-

„de

„be die des absoluten Selbst. Es ist nicht minder offen„bar, daß das Absolute an sich betrachtet, da es eben nur „diese Identität ist, an sich weder das eine, noch das ande„re der Entgegengesetzten sey; daß es aber das gleiche We„sen beyder, und demnach als Identität, in der Erscheinung „nur entweder im Realen, oder im Idealen sich darstellen „könne." Hier ist wiederum lediglich nichts bewiesen; es sey denn, daß man die Wiederholung der Redensarten: es ist klar genug; es ist nicht minder offenbar u. s. w., für Beweise gelten lassen will. Für den Rec., und ohne Zweifel für die meisten unserer Leser, ist es keinesweges klar und offenbar, daß z. B. zwischen dem runden oder viereckigen Tisch, den man vor sich sieht, und zwischen dem Runden oder Viereckigten überhaupt, eine absolute Identität statt findet. Wenn Hr. Schelling (S. 18) über das, von ihm ehemals so sehr verehrte (Fichtische) Handeln spottet, und sagt: „Handeln, Handeln! ist der Ruf, der zwar von allen Seiten ertönt; am lautesten aber von demjenigen angestimmt „wird, bey dem es mit dem Wissen nicht fort will;" so mag er hierin nicht ganz Unrecht haben; nur nimmt sich Rec. die Freyheit, jeden einsichtsvollen Denker zu fragen: ob denn wohl Hr. Schelling mit seinem Urwissen, d. i. mit seiner absoluten Identität des Idealen und Realen, weiter gekommen ist, als Herr Fichte mit seinem Handeln? —

In der zweyten Vorlesung stellt Hr. Schelling (S. 21) den Satz auf: daß alle Wissenschaft und Kunst des gegenwärtigen Menschengeschlechts auf einer Ueberlieferung (Tradition) beruhe. Es sey undenkbar, daß der Mensch, wie er jetzt erscheine, sich durch sich selbst vom Instinkt zum Bewußtseyn, von der Thierheit zur Vernünftigkeit erhoben habe. Es müsse also dem gegenwärtigen Menschengeschlecht ein anderes vorangegangen seyn, welches die alte Sage unter dem Bilde der Götter, und ersten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts verewigt habe. Hr. Schelling findet hier, ohne im geringsten Gründe anzuführen, Etwas undenkbar, was andere Philosophen von jeher denkbar fanden, daß nämlich der Mensch mit den Anlagen, die er von der Natur erhalten hat, in Verbindung mit andern Menschen, nach und nach, gar wohl zu der Stufe von Kultur hat gelangen können, auf der er gegenwärtig steht. Aber Hr. Schelling ist nun einmal der Antipode von allen andern

Gelehr-

Gelehrten. Er will Sachen erklären, die die größten Philosophen bisher nicht haben erklären können; und er findet dagegen Dinge unerklärlich, die andere Gelehrte bereits mit gutem Erfolge zu erklären unternommen haben. Ist denn die von ihm zur Erklärung der gegenwärtigen Kultur angenommene Tradition etwas Bessers, als die Hypothese von einem Urvolke, die er (S. 32) verwirft? — Und wenn er (S. 168) behauptet, daß es keinen Zustand der Barbarey gebe, der nicht aus einer untergegangenen Kultur herstamme; wird dadurch die Entstehung der Barbarey oder der Kultur irgend einer Nation erklärt? und wenn je die Barbarey aus einer untergegangenen Kultur entstanden seyn soll; wird dadurch erklärt, wie die ursprüngliche Kultur einer Nation entstanden ist? — Durch alle dergleichen Paradoxien wird offenbar nichts erklärt; vielmehr verwirrt ein Lehrer, der sie vorbringt, dadurch die Köpfe junger Studenten.

Hr. Schelling will uns nun wieder zu der Quelle des Wissens, oder zu dem Urwissen zurückführen, das wie durch die Ueberlieferung (Tradition) sehr unvollkommen und zerstückelt sollen erhalten haben; und die Universitäten sollen die Anstalten dazu seyn. Aber, es versteht sich, nicht die Universitäten, wie sie sind, sondern wie sie seyn sollen, d. h. wie sie Hr. Schelling durch sein Urwissen einrichten möchte: „Auf unsern Universitäten herrscht," wenn wir Hrn. Schelling glauben, „nur historisches (durch Tradition aus der Urwelt hervorgebrachtes) Wissen: eine „Vollständigkeit der Wissenschaften, ohne organisches Leben. Man kennt da noch nicht den Geist, der aus der „absoluten Wissenschaft kommt, noch nicht die Quelle der „Ideen; und doch sind die Ideen allein das Leben der „Wissenschaft u. s. w." Man sieht wohl, daß Hr. Schelling auf unsern Universitäten noch den transscendentalen Idealismus vermißt, mit dem es fast auf keiner derselben noch recht zum Durchbruch gekommen ist. — Er will jedoch den gewöhnlichen (Alltags-) Lehrern auf unsern Universitäten die Nützlichkeit nicht absprechen. „Sie können als „Physiker mit Errichtung von Blitzableitern, als Astronomen mit Kalendermachern, als Aerzte mit Anwendung „des Galvanismus in Krankheiten, oder sonst auf eine Art „nützlich seyn. Aber der Beruf eines akademischen Lehrers „fordert höhere, als Handwerks-Talente (S. 43), und von

„dem

„dem Nutzen der Philosophie zu reden, ist unter der „Würde dieser Wissenschaft.“ (S. 99.) — Es mag etwas Wahres an der Behauptung des Verf. seyn, daß die Nützlichkeit allein nicht gerade der Maaßstab ist, wornach der Werth der Wissenschaften beurtheilt werden soll; aber wie leicht kann das, was er hier sagt, von jungen unerfahrnen, ungebildeten Studierenden mißverstanden, und zur Herabwürdigung der wichtigsten und nützlichsten Kenntnisse mißbraucht werden! Ein nützlicher Physiker, ein nützlicher Astronom, ein nützlicher Arzt, u. s. w., ist doch sehr viel achtungswürdiger, als ein unnützer, und dabey anmaaßender philosophischer Grillenfänger! — Eine solche sophistische Herabwürdigung des Nützlichen in den Wissenschaften kommt S. 107, 108 noch einmal vor. „Was heute nützlich „ist,“ sagt Hr. Schelling, „ist es morgen nicht mehr.“ Allein das beweiset höchstens, daß der Werth der Wissenschaften nicht nach dem Nutzen allein zu beurtheilen ist. Und dann, giebt es nicht auch unveränderlich nützliche Sachen? Hat z. B. das Brodt, so lange das menschliche Geschlecht existirt, aufgehört nützlich zu seyn? oder kann die sphärische Trigonometrie, die Optik, die Architektur, jemals unnütz werden? — Wenn Hr. Schelling hinzufügt: „Dieser „Trieb (nach dem Nützlichen) muß alles Große, und jede „Energie unter einer Nation ersticken. Nach dem Maaß„stabe desselben wäre die Erfindung des Spinnrads wichti„ger, als die eines Weltsystems (welche Sophisterey!), und „die Einführung der spanischen Schafzucht in einem Lande „für ein größeres Werk zu achten, als die Umgestaltung ei„ner Welt durch die fast göttlichen Kräfte eines Erobe„rers;“ so setzt er wiederum Dinge in Kontrast, die nicht nur sehr wohl neben einander bestehen können, sondern sich sogar wechselsweise unterstützen: es sey denn, daß Herr Schelling unter einem Weltsystem nur bloß ein in dem Kopf eines transscendentalen Idealisten ausgehecktes Hirngespinnst, Universum genannt, und unter den göttlichen Kräften eines Eroberers die eines Attila verstehe, der sich freylich wenig um die Schafzucht, aber auch eben so wenig um Künste und Wissenschaften bekümmerte. Wird ein weiser Eroberer nicht auch die Schafzucht in seinen eroberten Ländern zu veredeln suchen, wenn sie es noch nicht ist? und gehört eine veredelte Schafzucht, so wie die Erfindung des Spinnrads, nicht unter die Dinge, die mit der

Kultur

Kultur einer Nation in der genauesten Verbindung stehen? —

Dergleichen sehr zum elendesten Mißbrauch, und zur wahren Verführung der Jugend geeignete Stellen giebt es noch mehrere in diesen Schellingischen Vorlesungen. So sagt Hr. Schelling (S. 51, 52): „Wenn die bürgerliche „Gesellschaft uns großentheils eine entschiedene Disharmonie der Idee und der Wirklichkeit zeigt: so ist es, „weil sie vorläufig ganz andere Zwecke zu verfolgen hat, „als aus jener (der Idee) hervorgehen, und die Mittel so „übermächtig geworden sind, daß sie den Zweck selbst untergraben.“ Daß in keinem Staate der Zweck der bürgerlichen Gesellschaft vollkommen erreicht wird, und eine jede Staatsverfassung noch einer Verbesserung fähig ist, hat seine Richtigkeit; aber deßwegen sollte man nicht von einer entschiedenen Disharmonie zwischen der Idee und der Wirklichkeit in unsern Staatsverfassungen, und eben so wenig von Verfolgung ganz anderer Zwecke reden, als diejenigen sind, die aus der Idee der bürgerlichen Gesellschaft hervorgehen. Was für andere Zwecke will denn Hr. Schelling verfolgt wissen, als diejenigen sind, die bey einer jeden Staatsverfassung, wenn sie nicht ganz fehlerhaft ist, wirklich verfolgt werden, und auf deren Erreichung wenigstens die Gesetzgebung abzielt? Aber Hr. Schelling will unsere ganze Gesetzgebung von Grund aus reformirt wissen! — Daß dieses wirklich seine Meinung ist, erhellet besonders aus seiner Vorlesung über das Studium der Geschichte und der Jurisprudenz; wo sogar die Kantischen Juristen getadelt, ihre Art zu philosophiren, als ein leerer Formalismus, und als ein Schnappen nach Begriffen, gleichviel welcher, qualificirt, und nur Fichte's Versuche, den Staat als reale Organisation zu konstruiren, (nächst der Republik des Plato) einiger Werth beygelegt wird. Durch die Konstruktion eines geschlossenen Handelsstaats hat sich doch bekanntlich Fichte allgemein lächerlich gemacht. Aber die wahre Konstruktion des Staats d. i. des absoluten Organismus in der Form des Staats bleibt, wie man leicht denken kann, Hrn. Schelling vorbehalten (S. 232–236.), und dann wird er uns auch wohl einen Handelsstaat konstruiren, der auf eine andere Art unausführbar seyn wird, wie der Fichtische.

Rec. würde nicht fertig werden, wenn er alles Unrichtige, Halbwahre, Sophistische und Schiefe aus der zweyten Schellingischen Vorlesung über die wissenschaftliche und sittliche Bildung der Akademien ausheben wollte. Doch muß er noch folgende Stelle als eine Probe anführen, wie Hr. Schelling seine akademischen Zuhörer sittlich bildet. „Wenn die Wissenschaft," (es versteht sich, die neue Schellingische Wissenschaft; denn die Fichtische Wissenschaft ist nach einer kurzen trübseeligen Regierung abgesetzt worden;) „allein regiert, alle Geister nur für diese in Besitz genommen sind: so werden von selbst keine andere Mißleitungen der so edeln und herrlichen, am Ende doch vorzüglich auf Beschäfftigung mit Ideen gerichteten Triebe der Jugend statt finden können. Wenn auf Universitäten Rohheit herrschend gewesen ist, oder je wieder werden könnte: so wäre es größtentheils die Schuld der Lehrer, oder derjenigen, welchen die Aufsicht über den Geist, der von diesen aus, sich verbreitet, zukommt." (S. 54.), und S. 55 ist von Unfähigen, von bloßen sich vordrängenden Schwätzern die Rede, die durch ihre Unwissenheit und geistige Ohnmacht sich die Verachtung der akademischen Jugend zuziehen, und wegen ihrer Lächerlichkeit oder gar Niederträchtigkeit ihr zum Spiel dienen. — Was muß wohl Hr. Schelling von der sittlichen Bildung der akademischen Jugend für Begriffe haben, da er seinen bildungslosen, rohen Zuhörern auf eine so niedrige Art, auf Kosten seiner Mitlehrer schmeichelt? Sind das die Früchte des transscendentalen Idealismus? —

Daß S. 57 die Erfahrung herabgewürdiget wird, war dem Rec. nicht unerwartet. „Langsam," sagt Herr Schelling, „erzieht die Erfahrung und das Leben, nicht ohne vielen Verlust der Zeit und der Kraft. Dem, der sich der Wissenschaft weiht, ist es vergönnt, die Erfahrung sich vorauszunehmen, und das, was doch am Ende einziges Resultat des durchgebildetsten und erfahrungsreichsten Lebens seyn kann, gleich unmittelbar und an sich selbst zu erkennen." Wahr ists, daß es mit der Erziehung durch Erfahrung etwas langsamer geht, als mit der durch idealistische Träumereyen; aber man verliert dabey keineswegs, wie Hr. Schelling meint, seine Zeit, und noch weniger seine Kraft. Das ist vielmehr beym transscendenten

scendens

scendentalen Idealismus der Fall, bey welchem man mit aller Anstrengung, und indem man sich einbildet, alle Erfahrung zu anticipiren, nicht vom Flecke kommt, und auf nichts als Hirngespinnste geräth. Man frage nur in Jena nach, wie noch ungebildet und unwissend die meisten von Fichtens und Schellings Zuhörern waren!

In der fünften Vorlesung, wo Hr. Schelling die gewöhnlichen Einwendungen gegen die Philosophie zu widerlegen sucht, wird der gemeine Verstand als etwas für den Staat sehr Gefährliches dargestellt, und behauptet, daß die französische Revolution mit allen ihren Gräueln, bloß daher kam, daß sich der gemeine Verstand über die Ideen erhob. Man weiß schon, daß der Verstand, seitdem Hr. Kant zwischen ihm und der Vernunft eine so große Kluft befestigt. und den erstern gegen die letztere herabgewürdigt hat, bey den kritischen Philosophen nicht im besten Rufe steht. Auch erklärt Hr. Schelling sehr listigerweise den gemeinen Verstand (S. 107) so, daß man leicht alles Böse ganz füglich auf seine Rechnung schreiben kann. „Ich begreife," sagt Hr. Schelling S. 105, „unter gemeinem Verstand „keineswegs allein und vorzüglich den rohen, schlechthin ungebildeten, sondern gleicherweise den durch falsche und „oberflächliche Kultur zum hohlen und leeren Raisonniren gebildeten Verstand, der sich für absolut gebildet „hält, und der in der neuern Zeit sich durch Herabwürdigung alles dessen, was auf Ideen beruht, vorzüglich ge„äußert hat." Allein wer hat je den gemeinen Verstand in dieser Bedeutung genommen? wer ihm je ein hohles und leeres Raisonniren beygelegt? Der gemeine, schlichte, gesunde Menschenverstand hält sich an die Erfahrung, und zieht auf eine natürliche Art Urtheile und Schlüsse daraus, die nicht hohl sind; sondern Sinn und Gehalt haben. Das Philosophieren Schellings und Fichtens, ist nichts als hohles und leeres Raisonniren. — Wenn man je einen so großen Unterschied zwischen dem Verstand und den Ideen machen will: so könnte man, wenn man unbillig seyn wollte, die Entstehung der französischen Revolution eher den Ideen, als dem gemeinen Verstande zuschreiben. Die Absicht der französischen Philosophen, wie J. J. Rousseau u. m., war ja, einen idealischen Staat zu errichten; und nachdem man gefunden, daß diese Idee unausführbar war,

nd der Versuch, sie zu realisiren, zu den größten Verwir-
ungen Anlaß gegeben hatte, ist man in Frankreich wieder
u dem Alten unter neuen Formen zurück gekehrt. Hr.
Schelling erblickt zwar in diesen neuen Formen nichts
ls die alte Sklaverey (S. 106). Allein sie sind doch ge-
iß besser, als die idealische Verwirrung, die sich zeigen
ürde, wenn Träumer, wie Schelling oder Fichte, ei-
en Staat nach ihren elenden Ideen zu Stande brächten!

S. 128 wird der Stab über den Satz des Wider-
pruchs gebrochen, und behauptet, daß er nur in der
Sphäre der Endlichkeit seine vollkommene Richtigkeit
abe; nicht aber in der Spekulation, womit Hr. Schel-
ng bekanntlich gleich ins Unendliche geht, die nur in der
Gleichsetzung Entgegengesetzter ihren Anfang habe.
Wenn man also recht spekuliren will: so muß man damit
nfangen, geschwind entgegengesetzte Dinge einander
leich zu setzen. In der Spekulation ist also Seele und
eib; Natur und Gott; Wissenschaft und Kunst;
eligion und Poesie einerley, wie Herr Schelling S.
30, 152 ausdrücklich sagt: und so wird auch ohne Zwei-
l, in der Spekulation, 1 = 2 = 3 = 4 u. s. w.
weyeck = Dreyeck = Viereck = Kreis u. s. w., einer-
y seyn. Wer das nicht begreift, steht noch auf dem em-
irischen Standpunkte, hat die Höhe der Spekulation
och nicht erreicht, ist noch nicht bis zum Unendlichen
rchgedrungen. So weit kam selbst Kant nicht; der aber
ich bey dieser Gelegenheit eines großen Mißgriffs in sei-
r Logik beschuldiget, und dessen berühmtestes Werk eine
genannte Kritik der reinen Vernunft genannt wird. (S.
29, 130.)

In der siebenten Vorlesung findet sich eine ganz neue
eduktion der Universitäts-Fakultäten, die wir unsern
sern, der Kuriosität halber, nicht vorenthalten können:
Die Wissenschaften sind im Urwissen Eins; aber in der
Objektivität trennen sie sich: doch muß der äußere Sche-
natismus ihrer Trennung und ihrer Vereinigung, wieder
nach dem Bilde des innern Typus der Philosophie entwor-
fen seyn. Nun beruht diese vorzüglich auf drey Punkten
den absoluten Indifferenzpunkt, in welchem reale und
ideale Welt als Eins erblickt werden, und den zwey nur
relativ oder ideell entgegengesetzten, wovon der eine der

 im

„im Realen ausgedrückte absolute, und das Zentrum der „realen Welt; der andere, der im Idealen ausgedrückte ab„solute, und das Zentrum der idealen Welt ist. Es wird „also auch der äußere Organismus des Wissens vorzüglich „auf drey von einander geschiedenen und doch äußerlich „verbundenen Wissenschaften beruhen."

„Die erste, welche den absoluten Indifferenzpunkt ob„jektiv darstellt, wird die unmittelbare Wissenschaft des ab„soluten und göttlichen Wesens, demnach die Theologie „seyn."

„Von den beyden andern wird diejenige, welche die „reelle Seite der Philosophie für sich nimmt, und diese äus„serlich repräsentirt, die Wissenschaft der Natur, und inso„fern diese nicht nur überhaupt sich in der des Organismus „koncentrirt, sondern auch," (wie nachher näher gezeigt werden soll,) „nur in der Beziehung auf denselben positiv „seyn kann, die Wissenschaft des Organismus, also die „Medicin seyn."

„Die, welche die ideale Seite der Philosophie in sich „getrennt objektivirt, wird allgemein die Wissenschaft der „Geschichte, und in wie fern das vorzüglichste Werk der letz„ten, die Bildung der Rechtsverfassung ist, die Wissenschaft „des Rechts, oder die Jurisprudenz seyn."

„In so fern die Wissenschaften durch den Staat und „in ihm eine wirkliche und objektive Existenz erlangen, eine „Macht werden, heißen die Verbindungen für jede dersel„ben insbesondere, Fakultäten. Um von den Verhältnis„sen derselben unter einander das Nöthige zu bemerken, be„sonders da Kant in der Schrift: Streit der Fakultäten, „die Frage nach sehr einseitigen Gesichtspunkten betrach„tet zu haben scheint: so ist offenbar, daß die Theologie, „als diejenige, in welcher das Innerste der Philosophie ob„jektivirt ist, die erste und oberste seyn müsse. In so „fern das Ideale die höhere Potenz des Realen ist, folgt, „daß die juridische Fakultät der medicinischen vorangeht. „Was aber die philosophische betrifft: so ist meine Behaup„tung, daß es überhaupt keine solche (Fakultät) gebe, noch „geben könne; und der ganz einfache Beweis dafür ist: daß „das, was alles ist, eben deßwegen nichts insbesondere seyn „kann." (S. 159—161). Unsere Leser sehen hieraus, daß

Hr.

it. Schelling die bisherige Rangsordnung der drey obern
akultäten zwar nicht zu stören; aber auch die Philosophie
icht hintennach zu setzen gemeint ist. Lieber will er diese
anz aus der Reihe der Fakultäten herausnehmen. Die
hilosophie ist das ἓν καὶ παν aller übrigen, mithin genau
ehauptet, über sie alle erhaben; das behauptet im Grunde
var auch Hr. Kant in seinem Streite der Fakultäten;
R. c. sieht daher nicht ein, wie Hr. Schelling ihn einer
Einseitigkeit beschuldigen kann. Doch dieser Vorwurf
rifft ihn vermuthlich deßwegen, weil er die Universitätsfa
ultäten nicht aus dem Indifferenzpunkt des Idealen
nd Realen hergeleitet hat. Allein wenn es einmal in der
Philosophie auf das Dichten und Witzeln ankommt: so
at ein Jeder seine eigene Art zu dichten und zu witzeln. —

Von der Konstruktion des Christenthums in der
chten Vorlesung gedenkt Rec. nicht viel zu sagen, da er den
esern schon Proben genug gegeben hat, wie Hr. Schelling
onstruirt. Wenn sie Lust haben, nach den Kantischen
nd Fichtischen Phantasien über die wichtigsten Gegen-
tände der christlichen Religion, nun auch die Schellingi-
chen Träumereyen über die Offenbarung, die Mensch-
verdung Gottes, die Versöhnung, die Dreyeinigkeit,
die Wunder, die Geheimnisse u. s. w., zu lesen: so wer-
den sie solche S. 180 — 185 finden. Hat es Hr. Kant in
einer Religion innerhalb der Gränzen der blossen
Vernunft bunt gemacht: so macht es Hr. Schelling noch
bunter. Der Schüler übertrifft den Meister, und wenn Hr.
Schelling eine Zeitlang noch wird gelehret haben: so wird
er unfehlbar auch die Schüler ziehen, die ihn selbst noch
übertreffen; denn Unsinn ist leicht noch unsinniger zu
machen.

Eben so wird in der neunten Vorlesung das Geschicht-
liche des Christenthums idealisirt, d. i., nach Hrn. Schel-
lings Phantasie, umgeformt. Keiner der bisherigen
Theologen und Philosophen (nicht einmal Kant S. 197.),
hat sich hier von dem empirischen Standpunkt auf den
der Ideen zu erheben gewußt. „Selbst die ersten Bü-
„cher der Geschichte und Lehren des Christenthums, sind
„nichts, als eine besondere, noch dazu unvollkommene Er-
„scheinung desselben: seine Idee“ (die Idee des Christen-
thums) „ist nicht in diesen Büchern zu suchen, deren

 „Werth

„Werth erst nach dem Maaß bestimmt werden muß, in wel„chem sie jene (Idee) ausdrücken, und ihr angemessen sind.“ (S. 197). Da haben wirs: die Bibel, die Urkunde der christlichen Religion muß erst nach den Schellingischen Ideen vom Christenthum ausgelegt und gedeutet werden, wenn sie was taugen soll. Diese Bücher der Bibel sind überhaupt, wenn wir Hrn. Schelling glauben, das größ„te Hinderniß der Vollendung des Christenthums; sie kön„nen in Ansehung des ächt-religiösen Gehalts keine Verglei„chung mit so vielen andern der früheren und späteren Zeit, „vornehmlich den Indischen, auch nur von Ferne aushal„ten.“ (S. 199) Nachdem Hr. Schelling die Urkunden der christlichen Religion auf solche Art herabgewürdigt hat, erblickt er „in dem Gedanken der Hierarchie, dem Volke „diese Bücher zu entziehen, nicht bloß eine politische Ab„sicht, sondern einen tiefern Grund, daß nämlich das „Christenthum als eine lebendige Religion, nicht als ei„ne Vergangenheit, sondern als eine ewige Gegenwart „fortdaure, wie auch die Wunder in der Kirche nicht „aufhörten, welche der Protestantismus, auch darin „inkonsequent, nur als vor Zeiten geschehen zuläßt.“ (S. 199). Solche Ungereimtheiten entblödete sich nicht ein akademischer Lehrer auf einer protestantischen Universität seinen protestantischen Zuhörern vorpredigen, und dann drucken lassen!! Hr. Schelling vergißt, daß die Hierarchie doch den Priestern befiehlt, die Bibel wenigstens in der Vulgata zu lesen, und über Sprüche derselben, nicht aber über Ideen zu predigen. Auch befiehlt sie ihnen, täglich das Brevier zu lesen, welches doch ein sehr todtes Ding ist. Da wäre sie ja wieder inkonsequent. — Hr. Schelling ist aber überhaupt dem Katholicismus günstiger, als dem Protestantismus. Von dem Protestantismus sagt er, daß er seinem Begriffe nach, anti-universell (anti-katholisch) sey, und deßwegen nothwendig in Sekten zerfallen mußte. Ja, er findet sogar, daß „an die Stelle der „lebendigen Auktorität“ (ohne Zweifel, der des lebendigen Papstes zu Rom, eine andere lebendige Auktorität ist doch nicht da,) „die Auktorität todter, in ausgestorbenen „Sprachen geschriebener Bücher, und mit diesen eine viel „unwürdigere Sklaverey, die Abhängigkeit von Sym„bolen, getreten sey.“ (S. 201.) Ist es möglich, in einer ernsthaften Sache, so läppisch mit Wörtern zu spie-

r. len,

n, und dadurch der unmündigen Jugend, die man in die Wahrheit einleiten soll, die unrichtigsten Begriffe beyzubringen! — Und wie kann Hr. Schelling der protestantischen Kirche, so nichtswürdiger Weise Sklaverey und Abhängigkeit von Symbolen vorwerfen, während daß er sich über diese Symbole, und den Protestantismus öffentlich mit einer Dreistigkeit äußern darf, wovon man in den Annalen der Universitäten schwerlich ein Beyspiel finden dürfte, ohne deßhalb auch nur zur Verantwortung gezogen zu werden? — Er versuche es einmal, in einem katholischen Lande von der Landesreligion so zu reden. Er wird einen ziemlichen Unterschied finden. Wie wird ein bischöflicher Official über Schellings Ideen herfahren, sobald er nur Macht über ihn hat! Da wird der gegen den Protestantismus so undankbare Schelling sehen, wo die Sklaverey drückender ist!

Rec. übergeht die übrigen Vorlesungen, so viel auch darüber noch zu erinnern wäre, und hebt nur noch folgende Stelle aus der zwölften Vorlesung aus: „Die Newtonische Optik ist der größte Beweis der Möglichkeit eines ganzen Gebäudes von Fehlschlüssen, das in allen seinen Theilen auf Erfahrung und Experiment gegründet ist." (S. 270). Nach dem Rec. ist diese Stelle der größte Beweis, zu welchen unvernünftigen Urtheilen eine verkehrte Philosophie, verbunden mit Dünkel und Unwissenheit, verleiten kann. Wie sehr ist die Jugend auf Universitäten zu beklagen, der man solche Leute, wie Schelling, die von Hirngespinsten voll sind, zu Lehrern giebt! Wenn junge Leute nicht zu deutlichen Begriffen von ihrem Lehrer gewöhnt werden, die in ununterbrochener logischer Consequenz auf einander folgen, wenn sie auf ein Urwissen, auf eine absolute Identität des Realen und Idealen verwiesen werden, wovon ihnen ausdrücklich vorgesagt wird, dieser Eingang zu aller Wissenschaftlichkeit könne nicht bewiesen werden; was wird daraus erfolgen? Die jungen Leute werden sich fein frühe gewöhnen, alles, was ihnen ein Lehrer wie Schelling sagt, auf sein Wort ohne Beweis blind anzunehmen. Jeder wird sich in seinem Kopfe ein Urwissen nach seiner Idee formiren, es wird Hirngespinst auf Hirngespinst folgen, und da ihr Lehrer ihnen das Beyspiel giebt, von den größesten Gelehrten mit größter Ver-

 achtung

achtung zu reden: so wird sich jeder dieser Witzlinge, über die größten Gelehrten, die nicht Schellings Idealisiteren folgen, weit erhaben dünken, und nicht glauben, daß er noch etwas von denselben lernen könne. Dergleichen Jünglinge, die sich dünken das Urwissen zu haben, werden also eigentlich nichts lernen, und werden unwissend von der Universität in die Welt kommen, wovon wir schon hin und wieder betrübte Beyspiele gesehen haben. Dieß wird um so viel mehr geschehen, wenn ihnen der Lehrer vorsagt: die nöthigsten gelehrten Kenntnisse gehörten zur Gemeinheit, und man müsse Resignation ausüben, wenn man sich dieselben erwerben wolle. Kann aber wohl der Zweck der Aeltern, warum sie ihre Kinder auf die Universität schicken, darin bestehen, daß dieselben wenig oder gar nichts von dem lernen sollen, was jeder Gelehrter und jeder vernünftige Geschäfftsmann in vorzüglichem Maaße wissen muß? Oder sollten wohl Landesherren die Universitäten dazu angelegt haben, daß die jungen Bürger des Staats nichts anders lernen sollten, als solche Hirngespinste, womit sie dem Staate und der menschlichen Gesellschaft niemals nützlich werden können? Dieß wird aber geschehen, wenn junge Leute nach der Methode, welche Hr. Schelling ihnen hier anpreiset, werden studieren wollen. Wir hoffen aber, den Meisten wird ihre gesunde Vernunft, und der Rath vernünftiger Leute, sagen, daß dieß eine verkehrte und schädliche Methode ist.

Hd.

Mathematik.

Astronomische Anzeige und Beschreibung der grossen Sonnenfinsterniss, welche sich den 11ten Februar 1804 ereignen wird (,) auch der selbiger vorausgehenden Mondfinsterniss für den Meridian von Leipzig (.) Von *C. F. Rüdiger*, Professor und Astronom. Observator zu Leipzig etc. Als Supplement zu desselben rechnender Astronomie, mit vier Kupfern. Leipzig, bey Joachim. 1804. 3 Bog. gr. 8. 16 gr.

Die

Die Erscheinung einer ganz sichtbaren totalen Sonnenfinsterniß, ist immer eine so seltne Erscheinung, daß eine ausführliche Beschreibung derselben, und Erläuterung ihrer Berechnung jedem Freunde der Naturkunde willkommen seyn muß, und der Hr. Verf. verdient allen Dank, sich dieser Arbeit unterzogen zu haben. Eigentlich ist diese ganze Anzeige ein bloßes Supplement zur zweyten Ausgabe der rechnenden Astronomie des Hrn. Verf., und er bezieht sich in allem auf diese Schrift; daher setzt er alle hier nöthigen Vorkenntnisse in den hierbey vorkommenden Rechnungen voraus, welches um so nöthiger war, da der jetzige Fall eine bloße Anwendung jener Theorie voraussetzt. Die ganze Berechnung ist auf den Leipziger Meridian gerichtet, und mit vielem Fleiß ausgeführt; obwohl einige Formeln, besonders bey der Interpolation etwas hätten abgekürzt werden können (wovon sich aber hier wegen Kürze des Raums kein Beweis geben läßt), und kann auch Anfängern zur Uebung im astronomischen Kalkul sehr empfohlen werden. Die Berechnung der, den 26sten Januar vorausgehenden Mondfinsterniß ist mit gleicher Genauigkeit vollzogen, ebenfalls mit Beziehung auf jenes Buch. Es ist von dieser Sonnenfinsterniß

Der Anfang in Leipzig	11 Uhr,	25 Min.,	9 Sek.	Vormitt.
Das Ende — — —	2 —	0 —	40 —	Nachmitt.
Die größte Verfinster.	0 —	43 —	— —	— — —

Noch weit angenehmer und unterhaltender würde diese Schrift seyn, wenn der Verf. eine Beschreibung beygefügt hätte, wie solche auch von Personen kann beobachtet werden, denen an den immer schweren Berechnungen der Sonnenfinsterniß selbst nicht so viel, als an einer genauen Beobachtung ihres äußern Anblicks liegt.

Dm.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Wilh. Ernst Christiani's, Königl. Dänisch. wirkl. Justizraths — Geschichte der Herzogth. Schleswig

wig und Holstein unter dem Oldenburgischen Hause; fortgesetzt von D. H. Hegewisch, Professor zu Kiel, und Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften in Kopenhagen. Vierter Theil. Kiel. 1802. In der neuen akademischen Buchhandlung.

Auch mit dem Titel:

Schleswigs und Holsteins Geschichte unter den Königen Friedrich III. und Christian V., und unter den Herzogen Friedrich III. und Christian Albrecht, oder vom J. 1645 bis 1694. Von D. H. Hegewisch, u. s. w. 1 Alph. 6 Bogen. 8. 2 Rh. 8 Kr.

Der würdige Fortsetzer eines schätzbaren Werks fängt zwar hier mit dem Regierungsantritte des Königs Friedrich III. in den beyden Herzogthümern an; schildert aber vorher noch seine frühern abwechselnden Schicksale, als Erzbischof von Bremen und Bischof von Verden, und zugleich seine erste Bildung. Dieser zweyte Sohn Christians IV. studierte einen Sommer hindurch auf der Universität Angers in Frankreich, und behielt nicht allein stets große Neigung zu den Wissenschaften; sondern beurtheilte auch fähige Köpfe auf diesem Felde sehr richtig. Durch den westphälischen Frieden verlor er seine beyden Stifter, ohne eine Schadloshaltung zu erhalten, weil die Schweden wider seinen Vater aufgebracht waren. Vergebens verlangte er das Bißthum Hildesheim; man bot ihm nur ein Aequivalent an Gelde an; das er aber nicht annahm; eben so wenig als das Bisthum Lübeck, weil er seinen Vetter, den Prinzen Johann von Gottorf, der es bereits besaß, davon hätte verdrängen müssen. Sein Vater hatte ihm schon im Jahr 1643 in seinem Testamente ansehnliche Vortheile zugedacht. Nun wurde zwar diese Fürsorge durch das Absterben seines ältern Bruders im Jahr 1647 unnöthig; allein sein Vater suchte ihm doch jenen Verlust durch die Statthalterschaft in den Herzogthümern, und Schenkung der Herrschaft Pinneberg, einigermaaßen zu ersetzen. Als Statthalter verordnete er, daß

aß Jeder, der sich um ein geistliches Amt bewürbe, die
Konkordienformel unterschreiben sollte: eine desto merk-
ürdigere Verordnung, da König Friedrich II. diese
Schrift sogar als ein symbolisches Buch verboten hatte.
llein Friedrich III. war für die Orthodoxie eben so eifrig
esinnt, wie sein Vater; auch war er weit von der Toleranz
ntfernt, welche die Herzoge von Gottorf andern Religions-
arteyen erwiesen. Bloß zu Gunsten der sich zu Altona nie-
erlassenden Fremden, milderte er diese Strenge; allein, ob
r gleich daselbst Juden nicht weniger als Christen duldete:
o litt er doch durchaus keine Socinianer. Das erste, wo-
urch sich seine Selbstregierung auszeichnete, war die Errich-
ung einer Regierungskanzley. Im Jahr 1653 führte er
uerst die Post in den Herzogthümern ein, wozu Paul
Klingenberg den Entwurf machte. Mit ihm war der Her-
og Friedrich III. zu Gottorf gemeinschaftlicher Landesherr.
Dieser vermählte im Jahr 1654 seine Tochter an den König
Karl Gustav von Schweden: eine Vermählung, welche
achmals die unglücklichsten Folgen während eines Jahrhun-
erts in Ansehung der aufs Höchste gestiegenen Uneinigkeit
wischen der königlichen und der Gottorfischen Linie gehabt
at. Freylich hatte der vorige König den Herzog mehr als
inmal wie einen verhaßten Feind behandelt, und daher
onnte dieser wohl durch diese Verbindung eine mächtige
Unterstützung gesucht haben; ja sein vornehmster Rath soll
hm die Idee, sich durch Schwedens Hülfe von Dänemark
nabhängig zu machen, als sein wahres Interesse empfohlen
haben. Die Wiedereinrichtung des durch die Wasserfluth
m Jahr 1634 zerstörten Nordstrandes, wurde im Jahr
1652 ein wahres Verdienst um sein Land. Von den ein
und dreyßig Landtagen, die während der Regierung des Kö-
nigs Friedrich gehalten wurden (J. 1648-1670.) wird
das Merkwürdigste mitgetheilt (S. 36. fg.). Zwischen den-
selben werden die beyden schwedischen Kriege (1657-1660.)
geführt; von welchen (S. 86. fg.) zwar nur eine koncentrir-
te Darstellung mitgetheilt wird, die sich aber recht wohl lesen
läßt. Die beyden Herzogthümer litten durch dieselben desto
mehr, da sie außer den schwedischen, auch von kaiserlichen,
polnischen und andern Kriegsvölkern feindseelig behandelt
wurden. Gegen Terlon, und Holberg beweiset der Verf.
(S. 125.), daß der Herzog keineswegs während dieser Krie-
ge in einem Bündnisse mit Schweden gestanden; wohl aber

 geglaubt

geglaubt habe, daß es sich, sowohl mit der Union, als mit seiner Lehnspflicht vereinigen lasse, wenn er neutral verbliebe. Uebrigens erhielt der Herzog durch den Kopenhagner Vergleich vom J. 1658 die völlige Souverainität über seinen Antheil an Schleswig, und wegen der Insel Femern; er starb im folgenden Jahre. Sein Sohn Christian Albrecht führte den Entwurf seines Vaters, eine Universität in den Herzogthümern zu stiften; wozu aber die Stände die Kosten nicht aufbringen wollten, aus seinen eigenen Domainen aus. Sie wurde im J. 1665 zu Kiel eingeweiht: Samuel Rachel zu Helmstädt, bekannt durch juristische und politische Schriften, war der erste dahin berufene Professor. Ihm war auch schon aufgetragen: die Geschichte ihrer Stiftung zu beschreiben; aber ein Illyrer, Alexander Julius Torquatus von Frangipani, bekam, vermuthlich wegen seiner schwülstigen Beredsamkeit, den Vorzug: und Rachel warf daher seine Geschichte ins Feuer. Fast um eben dieselbe Zeit (1664.) erwarb sich der König Friedrich ein nicht geringeres Verdienst um die Bevölkerung, Handelschaft und Reichthum dieser Länder, indem er Altona zu einer Stadt erhob. Dieser bisherige Flecken war schon im 16ten Jahrhundert, als er noch unter den Grafen von Pinneberg stand, durch die damals so seltene Religionsduldung in Aufnahme gekommen; durch die jetzt ertheilten Privilegien stieg sie noch mehr empor; aber ein Vorurtheil ist es, zu glauben, daß der König nur darum einen noch ganz unbedeutenden Ort gleichsam durch künstliche Mittel in eine Stadt habe verwandeln wollen, um den Hamburgern Abbruch zu thun. Hierauf folgt (S. 184. fg.) eine bündige Erörterung der bekannten Streitigkeiten zwischen Dänemark und Gottorf, die wirklich in Gewaltthätigkeiten ausbrachen. Hr. H. beobachtet hierbey die allerdings rühmliche Methode, die von beyden Seiten gebrauchten Gründe bloß historisch anzuführen, ohne sich auf ihre Beurtheilung einzulassen. Wir geben zu, daß ein Ausländer das Recht habe, etwas bestimmter auf das Zeugniß der Geschichte anzugeben, wo sich mehr Recht fand; oder wo Gewalt anstatt des Rechts gelten sollte. Ein Schriftsteller aber, der in dem Gebiete eines der ehemals streitenden Fürsten lebt, thut sehr wohl daran, sein Urtheil zurück zu halten, und man wird doch manche seiner leisen Winke, deren er sich unmöglich ganz enthalten kann, verstehen.

So

So ist es auch hier. Man weiß, daß gedachte Händel unter Christian V., der im Jahr 1670 die Regierung antrat, die Gefangennehmung des Herzogs von Gottorf, und den abgedrungenen Rendsburger Vergleich hervorgebracht haben. Ehe aber der Verf. diese Auftritte erzählt, bemerkt er, daß es diesem Könige wohl nicht an Milde und Güte gefehlt haben könne, da sie ihm der englische Gesandte an seinem Hofe Molesworth, der aus persönlichem Widerwillen die Feder ergriffen habe, um eine verkleinerliche Beschreibung von jenem Hofe in die Welt zu senden, beylege; eben dieser gebe ihm das Zeugniß reiner Absichten, guter Einsichten, großen Muthes und eigener Entschlossenheit; gestehe aber auch, daß derselbe seine eigenen Absichten und Einsichten theils, aus zu großer Bescheidenheit, theils aus Abneigung gegen anhaltende Thätigkeit, denen seiner Minister oft habe nachgeben lassen. Man kann, setzt Hr. H. hinzu (S. 241.), der Vermuthung fast nicht widerstehen, daß dieses insbesondere der Fall in Ansehung der Maaßregeln gewesen sey, die er gegen den Herzog nahm. Nun ist es freylich wahr, daß Molesworth den König un Prince doux, bon, affable et moderé nennt, mit dem Zusatze: si vous considerez l'humeur du païs; er wirft ihm aber auch vor, daß er sich oft von seinen Ministern regieren lasse, und ihnen die Staatsangelegenheiten ganz überließe; parce qu'il ne les aime pas: n'y n'en a pas le genie; und daß sich daher seine Unterthanen mehr über dasjenige beklagten, wozu er die Erlaubniß gebe, als was er selbst thue (Mémoires de M. Mol. p. 250. sq. 253. à Nancy, 1694. 8.). Im Grunde aber ist der gutherzig schwache Charakter eines Fürsten doch keine Entschuldigung für seine willkührlichen und harten Handlungen; zumal wenn er, wie Christian V. deren mehrere gegen seine Nachbarn vorgenommen hat. Uebrigens setzt der Verf. durch die gegen einander über gestellten Berichte und Beschwerden der beyderseitigen Höfe und Schriftsteller, den Leser ziemlich in den Stand, unpartheyisch über alles urtheilen zu können.

Angenehm und lehrreich zugleich, ist allerdings das am Ende (S. 359 fg.) angehängte Verzeichniß der merkwürdigen Personen, welche unter Christian IV. und Friedrich III. sich in diesen Herzogthümern hervorgethan haben, verbunden mit den kenntlichsten Zügen ihres Bildes. Wir nennen nur einige derselben. Wolf Heinrich von Baudiß,

tist, der bekannte Feldherr im dreyßigjährigen Kriege; Kaspar Dankwerth, Verfasser der trefflichen Landesbeschreibung von Schleswig und Holstein, wofür er doch nur bey seinem Leben Tadel und Verlust einärndete. Paul von Eitzen, Superintendent zu Gottorf, ein Theologe von gemäßigter Denkungsart, der eben daher auch dem K. Friedrich II., und dem Herzoge Adolf widerrieth, die Konkordienformel anzunehmen. Jakob Fabricius, der Aeltere, sein Nachfolger im Amte, aber desto eifriger gegen die Reformirten: so wie gegen die Aufnahme der Remonstranten, gesinnt, hingegen verdient durch die Beförderung der zu errichtenden Universität zu Kiel, Heinrich Graf v. Holck, als General im 30jährigen Kriege bekannt geworden. (Zwickau liegt nicht, wie hier S. 377 steht, in der Lausitz; sondern im sächsischen Erzgebürge.) Joh. Adolf Freyherr v. Kielmansegge, der berühmte und vielbedeutende herzogliche Staatsbediente, der in königlich-dänischer Gefangenschaft starb. Stephan Klotz, Generalsuperint. im königlichen Antheil der Herzogthümer, bewirkte es, daß daselbst von denen, die in der Kirche befördert seyn wollten, die Unterschrift der Konkordienformel gefordert wurde; in neuern Zeiten wird sie aber nicht mehr gefordert. Johann Albrecht von Mandelslohe, bekannt durch seine orientalische Reisebeschreibung. Adam Olearius, dessen Begleiter der vorige war, noch berühmter durch seine Reisebeschreibung. Johann Rachel, ein deutscher Dichter. Heinrich Ranzau, Staatsmann, Feldherr, Gelehrter, Besitzer einer der berühmtesten Bibliotheken von Europa, machte von seinen grossen Reichthümern allen Gebrauch, den Wohlthätigkeit und Prachtliebe, verbunden mit Ruhmsucht, davon machen konnten; war aber auch der Astrologie leidenschaftlich ergeben. Konrad Vorstius, bekannt genug zu seinem Unglück in der theologischen Geschichte; er wird am ausführlichsten, und recht treffend geschildert (S. 412–418). Sein Einfluß war es hauptsächlich, der die holländischen remonstrantischen Kolonisten nach Friedrichstadt zog, wodurch der Anbau dieser Stadt so sehr befördert wurde. Freylich kann er von der Neigung zum Socinismus nicht frey gesprochen werden; kein Wunder, daß man ihn auf orthodoxen Kathedern nicht dulden wollte. Johann von Wowern; bloß seine ungeheure Eitelkeit, die sich unter der Maske der Demuth verbergen wollte, wird ins Licht gesetzt; seine nicht geringen

;en Verdienste um die Gelehrsamkeit hätten doch auch
erührt werden sollen.

Wn.

Heraklius, eine orientalische Geschichte aus den Zeiten der arabischen Weltrevolution. Von J. G. Heynig. Leipzig, bey Graffe. 1802. 384 S. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Die Aehnlichkeit, sagt Hr. H., welche die Periode vor und
eit der Zeit der arabischen Revolution, mit der europäi-
schen Geschichte vor und zur Zeit der französischen Revolu-
ion hat, ist der Hauptgrund, warum er die Begebenheiten,
und die Thaten des räthselhaften Heraklius von neuem
aufgeforscht, und dem Publikum zur Unterhaltung und Be-
lehrung vorgelegt hat. „Man möge doch, setzt er hinzu,
daraus einsehen lernen, daß nichts Neues unter der Son-
ne geschehe; daß eine höhere Hand überall, besonders bey
Revolutionen, im Spiele sey; daß auch bey den verworrensten
Weltbegebenheiten, zuletzt Zweck und Nutzen offenbar in die
Augen leuchten; mögen endlich recht Viele zu glauben anfan-
gen, daß auch die französische Revolution, wie einst die
arabische, ein gutes Ende gewinnen, und Vortheile in Eu-
ropa schaffen werde, die den großen daraus entstandenen
Nachtheilen nach und nach das Gleichgewicht halten? —
War aber dieses die Absicht des Verf., wie konnte er am
Ende (S. 383. fg.) ausrufen: „Geschichte! du ägyptisches
Labyrinth voll schwarzer Hieroglyphen, und blutrother Cha-
raktere! du raubst dem, der in deine verschlungenen Irrsäle
voll heimlicher Bosheit und wilder Grausamkeit, voll kalter
Politik und schrecklichen Rechtshasses zu dringen wagt, den
Glauben an die Menschheit, den Glauben an die Wahrheit
heiliger Ideen, die bessere Zeiten und die Enthüllung deiner
bedenklichen Hieroglyphen andeuten! Geschichte! du Un-
glückskunde des Menschengeschlechts! dich erlerne keiner, der
Ruhe und frohe Tage genießen; der mit der Welt und mit
der Menschheit in Friede leben will! Dich studiere nur der
Unglückliche, der von feindseeligen Schicksalen und trüben
Widerwärtigkeiten Verfolgte, um sich an deinem Meere voll
Elends und Jammers zu beruhigen, und lindernden Trost
daraus

daraus für seine Leiden zu schöpfen." Ein herrlicher Trost, wenn er darinne bestehen soll, daß die Welt stets ein Schauplatz, ein Unglück, Elend und Bosheit gewesen ist! Aber, Gottlob! die ganze Tirade ist falsch. Wer nicht geflissentlich bloß Scenen des Greuels in der Geschichte aufsucht, dem wird sie den Glauben an die Menschheit gewiß durch unzählige der edelsten Auftritte beleben und stärken.

Ehe der Verf. die Geschichte des Heraklius anfängt, beschreibt er die vorhergehenden Regierungen, und die damals mit den Avaren und Persern, den zwey gefährlichsten Feinden des byzantinischen Reichs, geführten Kriege; so wie den Zustand dieses Reichs überhaupt. Meistentheils richtig; aber wozu die beynahe zwey Seiten lange Apostrophe an den Phokas? (S. 49. fg.) „Armer Phokas! zittre und bebe! diesen zwey jungen, zu deinem Verderben herbey eilenden Römern, von mächtigen Vätern unterstützt, wirst du nicht entrinnen; u. s. w." Glaubt Hr. H., daß solche rhetorische Uebungsstücke den Lesern Unterhaltung gewähren — das Hauptziel, auf welches jetzt der große Haufen historischer Kompilatoren losarbeitet: — so irrt er doch wirklich. Die Regierungsgeschichte des Heraklius hat er kaum zu beschreiben angefangen: so sucht er uns (S. 61. fg.) mit seinem Charakter bekannt zu machen. Dieß geschieht aber so weitschweifig und deklamatorisch, daß man bald die Lust verliert, ihm acht Seiten hindurch nachzufolgen. Man höre: „Dem Innern oder dem Charakter nach, war Heraklius ein ganz eigner und sonderbarer Mann, und fast so räthselhaft und unerforschlich, wie einige große Köpfe, die eine Hauptrolle bey der französischen Revolution gespielt haben. Heraklius zeigte sich während seiner langen Regierung von so vielen und von so ganz verschiedenen Seiten, daß man kaum aus ihm klug wird, und nicht weiß, wie man seinen Charakter treffend verzeichnen soll. Diesen Kaiser richtig und passend zu schildern, dieß könnte zu einer philosophischen oder historischen Preisausgabe gemacht werden, indem ihre Lösung dem, der sie versuchen wollte, unstreitig sehr große Mühe machen würde. Heraklius erscheint zu manchen Zeiten und in vielen Fällen als ein ordentliches Räthsel und Wunderwesen, und bey andern Gelegenheiten erscheint er wieder als ein ganz gewöhnlicher, unkluger und kraftloser Alltagsmensch," u. s. w. Aber diese Untersuchung, hier an diesem Orte,

streitet auch mit der ächten historischen Methode. Denn wie kann der Geschichtschreiber den Charakter eines merkwürdigen Mannes überzeugend wahr für seine Leser entwerfen, wenn er ihnen denselben nicht vorher in seiner ganzen Thätigkeit gezeigt hat? Diese giebt ja den historischen Beweis dafür ab, ohne welchen alles Charakterisiren Pinselstriche sind, die in die Luft geführt werden. Der Verf. sagt selbst S. 62, „er habe ein kleines Gebilde des Heraklius nach Vermögen zu entwerfen gesucht, so wie es sich nach und nach beym Studium seiner Geschichte bey ihm gebildet habe. Diese seine Geschichte sollte also auch hier zuerst stehen: so würde, zumal wenn auf den Zustand und die Verfassung des byzantinischen Hofs, auch des Reichs selbst, ingleichen auf die Verhältnisse des Klerus gegen die Kaiser, u. dgl. m., überall die gehörige Rücksicht genommen worden wäre, manches sogenannte Räthselhafte weggefallen seyn. Hr. H. besitzt sonst eine nicht zu verachtende Anlage zum Geschichtschreiber. Er hat die Quellen zu Rathe gezogen; wählt die Begebenheiten ziemlich geschickt, erzählt fließend und angenehm. Aber die kritische Prüfung der Zeugen fehlt ihm; er urtheilt sehr absprechend, ohne vorgängige scharfe Untersuchung; eilt überhaupt zu sehr in der Sammlung und Bearbeitung seiner Materialien, und durchwässert öfters mit einem Schwall von Worten, mit den ersten besten Einfällen, Erzählungen, welche nur in bündiger Kürze gefallen würden; oder erregt ein Aufsehen über Dinge, die kaum berührt zu werden verdienten. So schreibt er S. 79. fg. bey der Eroberung von Jerusalem durch die Perser, ohne alle Umstände hin: „Das Schlimmste und Erschrecklichste für die damaligen Zeiten war bey dieser Eroberung Jerusalems dieses, daß durch die grausamen Perser nicht nur das heilige Grab zerstört, und fast alle Kirchen der Stadt verbrannt wurden; sondern auch das kostbare heilige Gefäß mit den vornehmsten Kirchenrathäten, und selbst das damalige größte Kleinod von der Welt, das allertheuerste heiligste Antiquitätenstück, das Holz vom Kreutze Christi, der ganzen Christenheit auf Erden schändlich weggeraubt wurde. Dieser seit dem Beginn der christlichen Religion unerhörte Vorfall veranlaßte allenthalben große Bewegungen, und gab Anlaß zu außerordentlichen Jeremiaden und Litaneyen in allen christlichen Kirchen und Klöstern." Welch ein Lärmen um Nichts! Hr. H. muß doch wissen, daß dieses größte

Kleinod von der Welt damals nur im Gehirne des Klerus und des ihm nachbetenden abergläubischen Haufens vorhanden war. Eben so schreibt er gleich darauf (S. 80) getrost die so unwahrscheinliche Erzählung nach, daß die Juden über 90,000 Christen, welche sie den Persern als Sklaven abgekauft hatten, unter allen erdenklichen Qualen, wie Thiere abgeschlachtet hätten; wie alle Geschichtschreiber der damaligen Zeiten diese kaum glaubliche Ungerechtigkeit der Welt aufs Glaubhafteste berichtet hätten. Was sind das ferner (S. 158. fg.) vor leere Deklamationen, Exklamationen und Perorationen, die sich zuletzt beynahe in eine komische Provokation endigen: „So kam dieser verruchte Tyrann — um sein sündhaftes und gemeinschädliches Leben! So verlor Cosrhoes durch seinen eigenen Sohn, Reich, Thron und Leben! — So schlug der ewige Krieg — zu seinem größten Verderben aus! So starb der stolzeste aller orientalischen Despoten! Möge es doch allen Tyrannen so ergehen. etc. Heraus mit diesen Völker- und Länderverderbern, von den ehrwürdigen Rechtsthronen der Menschheit! u. s. w." Wir übergehen andere solche Stellen, und nennen nur noch die Bemerkung des Verfassers (S. 336. fg.): daß Gott selbst die sehr überlegene Anzahl der Bekenner des Islam über die Anhänger des Christenthums bewirkt habe; daß man daher tolerant und billig seyn, und sich nicht am Gewissen und Glauben der Menschen vergreifen müsse; indem Gott selbst Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Religion auf der Erde liebe.

Kr.

Geschichte des Papstthums, von J. G. Nehr, Rektor des Gymnasiums zu Windsheim. Zweyter und letzter Theil. Leipzig, in der von Kleefeldschen Buchhandlung. 1802. 660 S. gr. 8. 2 Rß. 12 ße.

Bey der Anzeige des ersten Theils (N. Allg. D. Biblioth. B. LXXIII. S. 161.) haben wir bereits die vier Perioden genannt, in welche der Verf. seine ganze Geschichte abgetheilt hat. Hier fängt die dritte derselben an: Befestigung der

llmacht des Papstthums, und Uebergang zum Fall, vom J. 1085; oder von Gregors VII. Tode, bis zum J. 1517. Wie in derselben die päpstliche Monarchie bis zum höchsten und unerträglichsten Uebermuthe gestiegen sey; wie man schon Versuche gemacht habe, ihre Fesseln zu zerreißen, und wie sich am Ende des Zeitraums Mancherley vereinigt habe, um die Befreyung von ihrem Joche zu erleichtern; das hat der Verf. wiederum mit Einsicht und ziemlicher Genauigkeit gezeigt. Den Namen des unmittelbaren Nachfolgers von Gregor VII. (Viktor III.) hat er anzugeben vergessen (S. 4.); ob er gleich seines frühern Namens Desiderius gedenkt. Was (S. 19. fg.) von Berengarn erzählt wird, bedarf verschiedener Berichtigungen. Es ist unerweislich, daß er schon um das J. 1047 seine Lehre vom Abendmahl vorgetragen haben solle. Daß er in demselben nur eine figürliche Gegenwart Christi zugestanden habe, ist in den neuesten Zeiten hinlänglich widerlegt worden. Endlich kann man auch nicht sagen, daß die römisch-katholische Kirche seit dem Koncilium zu Piacenza unter der Thorheit der Transsubstantionslehre geseufzet habe: denn diese wurde erst mehr als hundert Jahre später von Innocentius III. zum Range einer Glaubenslehre erhoben. Der schwärmerischwüthende Mönch oder Priester Gottschalck, der an der Spitze von 15000 Kreuzfahrern stand, ließ nicht bloß, wie S. 30 gemeldet wird, die Juden plündern; sondern in Menge umbringen. Sehr treffend hat der Verf. (S. 32. fg.) den leeren Tiraden des Verfassers der Schrift: Ueber die europäische Republik, der in dem päpstlichen Despotismus dieser Zeiten eine Anlage ins Große bewundert, deren man sonst keine in der Geschichte finde, folgende Zurechtweisung entgegengesetzt: „Daß ein „Zustand mehrerer Völker kein guter rechtlicher sey, und kei„ne Anlage ins Große habe, in welchem ein unwissender, vor„urtheilsvoller, eigennütziger, selbstsüchtiger Mensch an der Spi„tze steht, und im Namen Gottes Orakel ausspricht; alle Hirn„geburten seines Kopfs und ähnlicher verschrobener Köpfe als „göttliche Gesetze aufdringt, und Jeden, der nicht seinem Un„sinne huldigt, mit Feuer und Schwerdt verfolgt; durch sein „Sündenvergeben, jedem Verbrechen, jedem Laster die Tho„re öffnet; gegen Mächtige, die sich nicht sklavisch vor ihm „bücken wollen, Meineid und Verrätherey gut heißt; um „die Aussprüche seiner Willkühr durchzusetzen, Verwirrung

„gen, Aufruhre und Bürgerkriege unter den Völkern erregt;
„dieß ist leicht einzusehen: und ein solcher war der damalige
„Zustand des Abendlandes. Die erwähnte Anlage ins Gro-
„ße brachte ohnehin nichts als Mausgeburten hervor."
Wenn der Verf. (S. 60. fg.) über den 50jährigen Investi-
turstreit das Urtheil fällt: „Gregor VII. scheint die Ab-
„sicht gehabt zu haben, einen sehr schädlichen Mißbrauch,
„den Verkauf der geistlichen Pfründen, aufheben zu wollen;
„aber er wählte dazu in seiner unbesonnenen Hitze ein un-
„rechtes Mittel, indem er den Länderbeherrschern allen Ein-
„fluß auf die Wahlen der Personen, die für die Reiche so
„wichtig geworden waren, entreißen; dagegen sich und seine
„sehr trüglichen Nachfolger an die Stelle der Monarchen se-
„tzen wollte, um desto festere Stützen seiner Macht an der
„zahlreichen und mächtigen Geistlichkeit des Abendlands zu
„finden:" so ist man wohl berechtigt, noch einige Schritte
weiter zu gehen, und zu sagen: Er hatte die Absicht, den
Klerus, oder die Kirche immer unabhängiger von allen welt-
lichen Fürsten, und nur abhängig von Rom zu machen. Auch
hat schon eben dieser Papst, nicht erst Honorius II. wie S.
64 vorgegeben wird, die Erblichkeit auf dem Kaiserthrone
aufzuheben gewußt, und unter dem Vorwande der Freyheit
der deutschen Fürsten, ihr Wahlrecht befestigt; so weit es
nämlich dem Willen des päpstlichen Stuhls gemäß ausgeübt
wurde. Wir berühren die übrige bekannte Geschichte dieser
Periode nicht, die Hr. N. brauchbar genug erzählt; wenn
gleich bisweilen kleine Verbesserungen statt fänden. Wie
wenn S. 389 und anderwärts die Aschaffenburger Kon-
kordaten vorkommen, welche man jetzt weit richtiger die
Wiener nennt. In Anführung historischer Beweise, ist
der Verf. viel zu sparsam. Sie wären öfters auch darum
nöthig gewesen, weil man nicht gleich sieht, worauf manche
seiner Behauptungen beruhen. So wären wir z. B. sehr
begierig zu erfahren, woher er die Nachricht (S. 358) habe,
daß Huß dem gemeinen Manne die Bibel in seiner
Muttersprache übersetzt, in die Hand gegeben habe.

Die vierte und letzte Periode der Geschichte des
Papstthums, die Beschleunigung seines Verfalls, fängt
S. 453 an. Folgender Stelle (S. 466) können wir unmög-
lich beytreten: „Zwingli's Reformation unterschied sich da-
„durch von der des Luther, daß jener sogleich von den
„Grundsätzen der Bibel ausgieng; dieser aber nur
„anfäng-

„anfänglich das Recht des Papstes zu einem voll„kommnen Ablasse bestritt; bis er durch den Papst „selbst, und durch dessen Anhänger gezwungen wurde, tiefer „in die Grundsätze der Bibel einzugehen, und dann gleichen „Weg mit Zwingli zu betreten." Es ist ja allgemein bekannt, nicht nur, daß Luther schon vor dem Jahr 1517 die Bibel und den nach seiner Meinung ihr am nächsten kommenden Augustinus in Vorlesungen und Schriften weit über die Scholastiker gesetzt hat; sondern noch mehr, daß seine berühmten Streitsätze wider Tezeln recht eigentlich in der Hauptabsicht aufgesetzt sind, zu zeigen, daß die wahre Lehre der Schrift von Buße und Vergebung der Sünden mit dem päpstlichen Ablasse unvereinbar sey: sogar der erste derselben enthält eine ausdrückliche Lehre Christi, die er fruchtbar zu erklären sucht. Das heißt doch wohl, von den Grundsätzen der Bibel ausgehen! Hingegen ist die Bemerkung (S. 516) desto richtiger: „Nichts empört den Menschen mehr, als „Geistesdruck, wenn er in seiner Bildung so weit fortge„schritten ist, daß er denselben zu fühlen im Stande ist: und „dieses Gefühl hatte Luthers Reformation in sehr vielen „Menschen von fast allen europäischen Nationen aufgeweckt." An einem andern Orte (S. 569.) zeigt der Verf., daß diejenigen Länder, welche sich im 16ten Jahrhunderte der Herrschaft der Päpste entzogen, meistentheils gerade diejenigen waren, gegen welche sich diese seit Jahrhunderten die kühnsten und glücklichsten Versuche zur Vermehrung ihrer Einkünfte, zu den schwersten Auflagen, zu räuberischen Erpressungen, zur Verringerung der Macht ihrer Fürsten, zur strengsten Abhängigkeit der ganzen Geistlichkeit, und der Pfründen von der Willkühr der Besitzer des römischen Stuhls erlaubt hatten; daß die Bewohner dieser Länder, sonst darum die nachgiebigsten und geduldigsten waren, weil ihre Entfernung von Italien sie hinderte, mit den Lastern der Päpste, und den Schändlichkeiten des päpstlichen Hofs so bekannt zu werden, daß dadurch ihre Begriffe von der Allmacht und Heiligkeit der Päpste sehr hätte vermindert werden können. Welchen vortheilhaften Einfluß aber die Reformation auf das Papstthum geäußert habe, ist auch (l. c.) gut entwickelt worden. Sonst aber müssen wir gestehen, daß uns der Verf. in dieser neuern, an großen Katastrophen so reichen Periode der Geschichte des Papstthums öfters zu kurz und zu seicht vorkommt. Obgleich zum Beyspiel (S.

537) Einiges darüber bemerkt wird, wie wichtig die Jesuiten für die päpstliche Monarchie geworden sind: so war doch davon ungleich mehr und sehr Erhebliches zu sagen. Eben das gilt von den Stellen, wo der Verf. das Tridentinische Koncilium (S. 563. 586.), ingleichen den Jansenismus (S. 630. fg.) beschreibt; mancher andern Streitigkeiten der römischen Kirche nicht zu gedenken, die auch in dieser Rücksicht ausgeführt zu werden verdienten. Das ganze 18te Jahrhundert, das vorzüglich fruchtbar für die Geschichte des Papstthums war, wird S. 639–660., wenn gleich mit einigen wohlgetroffenen Anmerkungen, doch im Grunde viel zu unvollständig, abgefertigt. Pius VI. Tod im J. 1799 beschließt diese sämmtliche Geschichte. Aber ein noch würdigerer Beschluß derselben wäre es gewesen, eben an diesem Orte den neuesten Zustand der päpstlichen Monarchie, ihren Umfang, ihre Verhältnisse gegen die römisch katholische und andere abgesonderte Kirchen, ihre eigentlichen terras obedientiae, ihre noch übrigen Hülfsquellen, und so vieles andere Charakteristische in einem bündigen Bilde aufzustellen.

Wn.

Gelehrtengeschichte.

Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst. Fortgesetzt von **. Fünfter Band. Winterthur, bey Steiner, 1802. 280 S. 8. 20 gr.

Von andrer Hand also besorgt als der des bisherigen Herausgebers, Herrn J. G. Müller, Professors zu Schafhausen. Wenn dieser tiefer ins Psychologische drang, und aus bald mehr bald weniger Charakterzügen seiner Helden gern auf's Allgemeinere schloß: so scheint der neue Bearbeiter nur aufs rein Historische, und das zunächst daraus Resultirende sich halten zu wollen. Zu tadeln ist der Ungenannte deßwegen gar nicht. Bey dergleichen biographischen Darstellungen urtheilen kordate Leser am liebsten selbst, und wer noch nöthig hat, aufs Beobachtenswerthe sich überall hinweisen zu lassen, thut ohne Zweifel am besten, erst seine Vergleichungen proprio Marte geduldig fortzusetzen; weil er

sonst

sonst Gefahr läuft, noch lange mit fremden Augen sehen zu müssen, und am Ende Selbstständigkeit der Beurtheilungskraft wohl gar darüber einbüßt!

Bis S. 150, mehr als seine Hälfte mithin, hat vorliegender Band es mit der Lebensgeschichte des unlängst zu Wien 71 Jahre alt gestorbnen Michael Denis zu thun; eine Wahl, wogegen nichts weiter einzuwenden ist, als daß man einen Theil nur der Selbstbekenntnisse des frommen und liebenswürdigen Ordensmannes hier vor sich hat, der bekanntlich das Ganze in fünf Bücher fassen wollen, wovon jedoch bloß die beyden ersten, bis ans 30ste Lebensjahr nämlich, und seine Anstellung bey'm Theresian reichenden, zum Vorschein gekommen sind. Da indeß dieses Bruchstück der Autobiographie in einer Sammlung von Denisianis steht, die nicht Jedermann zu kaufen Lust haben, oder zu bezahlen reich genug seyn wird, und der Aufsatz überdieß in lateinischer Sprache geschrieben ist: so waren seine Ansprüche auf Uebertrag in's Deutsche, und Aufnahme desselben in ein geschwinder cirkulirendes Buch um so gegründeter. Recht wohl hat übrigens der Ungenannte daran gethan, aus dem durch Hrn. von Retzer besorgten literarischem Nachlasse des wackern Lehrers nicht nur das Testament desselben, so wie die Liste seiner Arbeiten und gelehrten Beschäfftigungen, sondern auch aus den Denisischen Lesefrüchten (Wien. 1797, gr. 8.) dieß und jenes als Beylagen zu geben, die das Ihrige beytragen werden, den Leser mit der Denk- und Handelsweise des um Geschmack und Sittlichkeit in seinem Wirkungskreise hochverdienten Mannes noch vertrauter zu machen.

Was den Inhalt dieser Bestandtheile selbst betrifft, muß Rec. an den LXXIIsten Band unsrer N. Allg. D. Bibl. verweisen, wo des so eben erwähnten literarischen Nachlasses erster Theil sich bereits angezeigt findet; und gerade dieser umfaßt alles auf Denis Lebenslauf sich Beziehende. Nur ein paar Worte daher über die in den Bekenntnissen rc. davon gelieferte Verdeutschung: Mit der Korrektheit, Eleganz und Gedrängtheit des Originals gewetteifert zu haben, kann man dieser keinesweges nachrühmen; nicht etwa, weil alles dem unserm Uebersetzer unerreichbar geblieben seyn möchte; sondern weil er mit unter sich ein wenig zu flüchtig benahm, und nicht so wie sein behutsamer Vor-

bildner ans Auskeifen dachte. Gleich im dritten Kapitel schon, wo D. vom Passauer, ihm sonst gewognen, Orbilius erzählt, er sey disciplinae severissimus exactor gewesen, et ferulae, virgarumque, quod vel nunc mihi videtur, in pueros immodicus, *quas res intueri coacto* (denn für sich selbst hatte der stille fleißige D. nicht viel zu fürchten) *multis mihi saepe lacrimis stetit*, quibus ille delectari credi poterat: — wird schwerlich Jemand den Sinn in nachstehender Uebersetzung wieder finden: „obschon er übrigens „auf strenge Zucht hielt, und, wie es mir selbst jetzt noch vor„kommt, sich des Stocks und der Ruthe gar zu gern bedien„te, was mich, als ich es selbst wider Willen einsah, „Thränen kostete, weil man glauben konnte, er finde eine „Art von Vergnügen daran." — Wer sieht nicht, daß die Stelle folgendergestalt etwa zu fassen war? „Wie oft preßte „dieser Anblick schon mir Thränen aus! die der strenge „Mann, mußte man glauben, überall nicht ungern fließen „sah!" — Die ganze Uebersetzung mit der Urschrift zu vergleichen, wäre kaum der Mühe werth gewesen; so weit indeß Rec. dieses that, fanden der Fehlgriffe von Belang sich immer weniger; und wer nicht so viel Latein versteht, sich am durchaus netten Vortrage des Originals ergötzen zu können, mag immer damit zufrieden seyn, in Betreff der historischen Angaben sich auf die Treue des Dolmetschers verlassen zu dürfen. Kleinigkeiten kommen hier nicht in Anschlag, und wenn Rec. bloß noch hinzugefügt, daß am Ende des vierten Kapitels das Wort Pyrobolarii durch Grenadiere, nicht Feuerwerker zu geben war: so bleibt die Frage: ob man unter diesen nicht jene versteht? wobey dann die Bemerkung sich aufdrängt, daß vorliegende Verdeutschung zwar der Helvetismen weniger als so viele andre im Durchschnitt hat, immer jedoch deren noch genug zum neuen Belege der Schwierigkeiten, womit die Büchersprache jener Gegenden zu kämpfen findet!

Von S. 151 - 198 kommt an einen vor 60 Jahren schon gestorbenen Landsmann die Reihe, dessen Andenken aber bey Allen, die das: Per quos profecimus, beherzigen, noch lange hoffentlich in Ehren bleiben wird. An den unermüdeten Jak. Friedr. Reimmann nämlich, der 1743 als Superintendent zu Hildesheim 75 Jahre alt, das Zeitliche verließ. Wer von den Hindernissen Begriffe hat, die

es

es in Rücksicht auf vorurtheilsfreye Religionsbehandlung, so wie auf eine vernünftige Kultur der meisten andern Wissenschaften und Kenntnisse damals zu bestreiten gab, wird den Muth und ausdauernden Fleiß des eben so besonnenen als bescheidnen R. auch jetzt noch zu schätzen wissen. Sein deutscher, obschon keinesweges sacharmer Vortrag, ist freylich nicht mehr anziehend geblieben; noch immer aber sein lateinischer, und was seine Verdienste um Gelehrten- und Büchergeschichte betrifft, macht Rec. sich das Bekenntniß zur Pflicht, durch die brauchbaren raisonnierenden Bücherverzeichnisse und übrigen Anweisungen eben dieses Mannes sehr oft erst auf den rechten Weg geleitet worden zu seyn, und in zweifelhaften Fällen ihn noch immer gern zu befragen. Statt dieß durch eigne Beyspiele zu erhärten, mag der Beyfall, den selbst ein Leibnitz den Arbeiten unsers Literators zollte, zum Beleg instar omnium dienen. Seit dem jener Reimanns Bekanntschaft gemacht, der damals Rektor zu Halberstadt, und in der Folge Pfarrer zu Ermsleben war, berührte der große Mann auf seinen häufigen Reisen diese Gegend niemals, ohne bey'm gelehrten Freunde einen, auch wohl mehrere Tage zu verweilen; und wem stiege der Zweifel auf: ob L. mit der Zeit gehörig hauszuhalten gewußt habe?— In einem mäßigen Oktavbändchen, Braunschweig, 1745, erschien nach R———s Tode die von ihm selbst noch deutsch aufgesetzte Lebensbeschreibung; mit einigen Beylagen aus der Feder des Pastor Theune, dem R. die Bekanntmachung ersterer aufgetragen gehabt. Aus beyden hat man einen genügeleistenden Auszug hier vor sich; und der Eindruck, den solcher zurückläßt, ist kein anderer, als daß es in dem Innern eines seine Lebensgeschichte so treuherzig mittheilenden Schriftstellers eben so bieder und anspruchslos müsse ausgesehn haben, wie in seinen äußern Verhältnissen. Uebrigens gehörte R. unter die wenigen Gelehrten, die trotz mühseliger Jugend, und lange fortgesetzter Anstrengung, doch ein hohes und nicht zu beschwerlich gewordnes Alter erreichten. Da er im letzten Drittheil seines Lebens, weder mit Beichtsucht noch Hausbesuchen sich zu befassen gebraucht, scheint die von ihm desto sorgfältiger abgewartete Sonntagspredigt, beynah seine einzige körperliche Bewegung gewesen zu seyn. Außerdem war und blieb er an's Studierzimmer gefesselt; ohne deßhalb, wie aus seinem Aufsatze hinreichend erhellt, gegen wichtige Zitereignisse gleichgültig zu werden.

 Einen

Einen vor der Stadt ihm zuständigen Garten hatte der gar zu fleißige Mann seit 15 Jahren, wie er selbst gesteht, nicht ein einzigesmal besucht. Große Mäßigkeit und ein fester Schlaf, der durch die Vorsichtigkeit, seinen Studien nur stehend obzuliegen, ohne Zweifel befördert wurde, halfen ihm die so einförmige Lebensart ganz wohl aushalten, und ein ruhig schlagendes Herz mag dann das Uebrige gethan haben.

Dieß und jenes aus der Lebensgeschichte des nach einer 13jährigen Gefangenschaft endlich losgelassnen, kurz darauf durch Hofkabalen aber doch um seinen Kopf gekommenen Engländers Walther Raleigh. Hervorragende Stellen hauptsächlich aus der Vorrede zum ersten Theile seiner unvollendet gebliebnen History of the World; wo er unter andern über die Nichtigkeit menschlicher Größe, und die Trostgründe der Vernunft wenigstens nicht übel raisonniert; denn daß er, statt solche gehörig anzuwenden, oft genug als Trotz- und Hitzkopf sich finden ließ, wird aus seinem Benehmen doch auch ersichtlich. Ferner einige rührende Bruchstücke aus dem kurz vor der im Jahr 1618 erfolgten Hinrichtung an seine Gattinn geschriebnen Briefe. Daß diese zuvor Hoffräulein der Königinn Elisabeth gewesen, und R., noch eh' er sie geheyrathet, schon unerlaubten Umgang mit ihr gepflogen, auch dafür eine Zeitlang mit gefänglicher Haft hätte büßen müssen, wird in vorliegenden Raleighianis ganz weislich verschwiegen.

Mit der Geschichte und den Selbstbekenntnißen des aus einem wüsten Seefahrer, endlich noch Prediger gewordnen Engländers Johann Newton, hätte man unsere gewöhnlichen Lesekreise füglich verschonen können; denn nur mystische Selbstbeschauer werden dabey ihre Rechnung finden. Ueberdieß giebt es eine von diesem N., und dem ihm zum Seitenstück dienenden, hier aber beseitigten Obersten Gardiner, bereits handelnde Erzählung, die zu Leipzig 1791 in der Uebersetzung abgedruckt, und von unsrer ältern Allg. D. Bibl. im CXIIIten Bande, S. 298 u. f. angezeigt worden. Schon im Jahr 1764 war das Original zum Vorschein gekommen, und enthielt in Rücksicht auf Erdbeschreibung und Naturgeschichte manches für jene Zeit nicht eben Unbrauchbare. Von dergleichen ist in vorliegendem, und daher um so entbehrlichern Auszuge wenig oder nichts mehr

mehr anzutreffen; und wenn der endlich radikaliter bekehrte, den lieben Gott aber es vorher sehr schwer machende Engländer, auch noch weit mehr von den Wundern einer höhern Fürsorge uns hätte zu rühmen gehabt, immer bleibt der von dem ganzen Bericht zu erwartende Nutzen äußerst gering, weil man von nichts als wiederholten Inkonsequenzen und Fehltritten zu hören bekommt, ohne daß der reuige Britte rathsam findet, in sein geheimes Innere uns etwas tiefer blicken zu lassen; als wodurch solch eine Beichte allein lehrreich werden kann. Vermuthlich wußte der unaufhörlich schwankende Mensch selbst nicht recht, was in und mit ihm vorgieng. — Nicht viel befriedigender steht es mit einem als Zugabe beygefügten, aus dem Englischen übersetzten, zum Glück nur 5 Seiten kostenden Bruchstücke aus; überschrieben: Herzensergießung vor Gott, nach einer glücklich vollbrachten guten That. — Da der Vollbringer die Bescheidenheit, oder vielmehr das Inkognito so weit treibt, weder sich selbst zu nennen, noch das von ihm so mühsam Errungne, dem Leser auch nur von weitem anzudeuten: so ergiebt sich von selbst, daß es mit der Nutzanwendung für uns Andre sehr mißlich steht; denn That sowohl als Thäter, müßte man doch erst ein wenig kennen, eh' Beyspiel und Lehre sich aus beyden schöpfen lassen. Dem Geber alles Guten für den verliehenen Beystand zu preisen, blieb allerdings Pflicht; eine nicht minder wesentliche, jedoch sein eignes Unvermögen nicht auf Kosten der von eben dem höchsten Wohlthäter uns anvertrauten Vernunft und Willensfreyheit gar zu hoch anzuschlagen!

Rk.

Fragmente aus Kants Leben. Ein biographischer Versuch. Königsberg, bey Hering. 1802. 8½ Bog. 8.

Mit den Biographien lebender Personen, hat es eine eigenthümliche Bewandtniß. Nur in sehr seltenen Fällen liefern sie eine wahre und belehrende Charakteristik. Mehrentheils nimmt man zum Nachtheile des Unternehmens wahr, daß der Beschreibende dem Beschriebenen zu nahe steht, um ihn richtig ins Auge zu fassen, und die Resultate seiner Be-

obachtung frey wiedergeben zu können. Hierzu kommt noch, daß es für den Zeitgenossen eines berühmten Mannes sehr schwierig ist, sine ira et studio über ihn zu schreiben, indem in den mehrsten Fällen entweder Animosität wider, oder Parteylichkeit für ihn seine Feder leitet.

In dem letztern Falle befindet sich der Verf. der vorliegenden biographischen Fragmente. Er staunt seinen Helden mit stieren Augen, in pomphaft-tönen-sollenden, aber mit gelähmter Zunge hergelallten Phrasen an, bewundert Alles an ihm, vom Wirbel bis zur Zehe; hält jede Aeußerung eines von ihm Dissentirenden, für eine Blasphemie, und dokumentirt dabey auf jeder Seite seines Machwerks, seine gänzliche Unfähigkeit, über den Werth eines großen Mannes, als Mensch und Gelehrter ein richtiges Urtheil zu fällen. Mühsam hat er aus den heterogensten Büchern, allerley lobpreisende Urtheile und Aeßerungen über Kant zusammengestoppelt, und sie, ohne kritische Würdigung, mit eignen Ansichten, die von Oberflächlichkeit strotzen, aufs Gerathewohl vermischt. Diese buntscheckigte Komposition, die zwar in zwey Abschnitte gesondert ist (von welchen der erste Kanten als Schriftsteller, der zweyte, ihn als Menschen schildern soll), enthält allerley Bemerkungen und Nachrichten über Kants Herkunft und Aeltern, seinen 1800 als Prediger zu Alt- und Neu-Rahden verstorbenen jüngern Bruder, seine Schul- und Universitäts-Jahre, Doktorpromotion, akademische und schriftstellerische Laufbahn, litterarische Streitigkeiten, ein Verzeichniß seiner Werke, seine Religiosität, Neigung zum Wohlthun, Geselligkeit, die ihm wiederfahrnen Ehrenbezeugungen, seine Art zu leben, u.s.w. Auch werden zwey von ihm verfertigte Gedichte mitgetheilt, von welchen wir das kürzeste, als eine literarische Merkwürdigkeit mittheilen wollen: (S. 65.)

Zum Andenken des Doktor und Professor Langhansen.

Dem, der die inn're Welt durch Maas und Ziel verstand,
Ist, was sich uns verbirgt, das Inn're dort bekannt,
Was wahre Wissenschaft umsonst hier will erwerben,
Lernt weise Einfalt dort im Augenblick durch's Sterben.

Das

Das S. 66 – 76 mitgetheilte Verzeichniß der Kantischen Schriften, ist aus Meusels Gel. Deutschl., Band IV. S. 27 fg., abgeschrieben, und bloß mit dem Titel eines Buches, das Kant nicht geschrieben, und unsers Wissens, ihm auch Niemand zugeschrieben hat, vermehrt worden.

Unglaublich ist es, wie ungrammatisch und wirklich schülerhaft der Verf. dieser Fragmente schreibt; so daß man beynahe auf die Vermuthung geführt wird, der Bediente Lampe, welchem S. 124 und 125 ein Ehrendenkmahl gesetzt wird, habe sich hier auf ein, ihm ganz fremdes Feld gewagt, und für seinen Herrn eine (leider! bald zersplitterte!—) Lanze brechen wollen. — Denn wahrlich! — man muß in den ersten Anfangsgründen der Sprache versäumt seyn, um sich Fehler, wie folgende, zu Schulden kommen zu lassen: „er befleißigte sich auf das Studium; die Schüler zeigen sich „ihrem Lehrer (ihres Lehrers) nicht unwürdig; die Ur„sachen hiervon anzugeben, — möchten dunkel blei„ben; er befand sich nicht unter sogenannte Aufgeklär„te; er läßt sich anmaaßender Urtheile zu Schulden kom„men rc."

Mit der Rechtschreibung der Wörter aus fremden Sprachen steht es auch sehr mißlich aus. Der Verf. schreibt phylosophirt (!); Condilac (Condillac); parthie (partie); Metaphisik (-physik); trancendentare (transcendentale). Was (S. 80) *pretace* heißen soll, ist schwer zu errathen. S. 87 wird Hemsterh'uis wie folget, angeführt: Tib. *Hemst.* Biograph. Abriß, womit die bekannte Ruhnkensche über Hemsterhuis und Ruhnken gemeint ist.

Ein künftiger Biograph Kants findet hier überhaupt eine sehr geringe Ausbeute.

Za.

Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler, nebst kurzen Biographien derselben. Des dritten Bandes erstes Heft. Herausgegeben von Beck und Riedner in Nürnberg. Nürnberg,

berg, bey den Herausgebern. 1803. 2 B. Text, 4 Kupfer. 8. 14 M.

Schon in dem LIXsten B. d. N. Allg. D. Bibl., hatten wir zum letztenmal von diesem Werke gesprochen, welches allerdings die Unterstützung des Publikums verdient. Allein auch bey dem neuen Verleger Riedner, der sich demselben mit dem besten Willen näherte, scheint es nicht recht gedeihen zu wollen. Wenigstens giebt der langsame Gang so etwas zu erkennen. Die Ursache mag doch vorzüglich darin liegen, daß man sich bey den Verlegern nicht eigentlich um ein höheres Interesse, d. i., um die Bekanntmachung von Männern bekümmert, die nicht bloß in einem kleinen, und noch dazu wenig bedeutenden Zirkel figuriren; sondern wirklich auch schon in der größern Gesellschaft wenigstens einiges Aufsehen erregt haben. Hin und wieder trifft man in dieser Sammlung, besonders Anfangs, einen solchen Mann an; allein doch ein beträchtlicher Theil ist zu den weniger bekannten Gelehrten zu rechnen. Dergleichen Leute wurden schon seit einigen Jahren aufgenommen, und so soll es dem Anschein nach fortgehen. Freylich kann auch an dem neuen Unternehmer, dem obengenannten Herrn Riedner, die Schuld nicht ganz liegen. Denn wer unter der ganz eignen Gilde, die von Gelehrsamkeit und Schriftstellerey den Namen führt, einige Jahre gelebt hat, wird gefunden haben, daß unter uns allen, quicunque terrae munere vescimur, meistentheils diejenigen die eigensinnigsten, sonderbarsten und launevollesten Menschen sind, die man — Schriftsteller nennt. Welche Geduld und Beharrlichkeit, welches fortgesetzte und unverdrossene Flehen, wie es selbst kaum die eigensinnigste Liebe erwartet, wird oft dazu erfordert, wenn sich das noch überdieß bisweilen sehr seltsame Gesicht eines bekannt gewordenen Autors bequemen soll, sich von einem Abbildner ein paar Stunden, bald von dieser, bald von jener Seite begucken zu lassen! Daher sind denn auch, so viel Rec. von ferne weiß, die Herausgeber dieses Werks bey ihren gutmüthigen Anfragen, entweder durch Stillschweigen, oder auch mit einem ziemlich vernehmlichen: Nein! abgewiesen worden. Das schreckt freylich Leute von der Art ab, besonders wenn sie gerade nicht das Glück haben, in Verhältnissen zu stehen, wo ihnen ein andrer Freundes Willen,

len,

len, ein kleiner Gefallen geschieht. Hr. Riedner sollte sich daher gute Adressen zu verschaffen suchen. Denn sonst bleibt die Sache beym Alten. — Unter den hier aufgestellten vier Männern befindet sich ein würdiger Verstorbener, nämlich der ehemalige Bayreuthische Bauinspektor Riedel, Vater mehrerer Söhne, die in den preußischen Staaten das Lieblingsfach des Vaters, zum Theil in einer höhern Form, mit großer Ehre fortsetzen. Zwey andre sind der Benediktinerprälat Aschenbrenner zu Oberalteich in Baiern, und der Prediger Scherelig in Zelle. Der letzte ist ein Pfarrer, Witschel zu Igensdorf im Nürnbergschen, dessen Selbstbiographie gut und lebhaft, aber zugleich mit etwas zu viel Selbstgefühl geschrieben ist.

Bg.

Vermischte Schriften.

L. Meister's helvetische Blätter für das Bedürfniß der Zeit. St. Gallen, bey Huber. 1802. 6 B. gr. 8. 10 gr.

Der, durch viele, mancherley Gegenstände abhandelnde Schriften, als denkender Kopf und enthusiastischer Patriot, bekannte Verfasser, liefert auf diesen wenigen Bogen, dreyzehn kurze, aber an innerm Gehalte und neuen Ansichten reiche Aufsätze, über Gegenstände, welche ihm für die Wohlfahrt seines Vaterlandes, und die Vereinigung der verschiedenen Parteyen, die in demselben, um die Oberherrschaft stritten, wichtig und zweckdienlich schienen. Die erheblichsten von diesen Abhandlungen betreffen das Verhältniß der Kantons zur Central-Regierung, der Hauptstadt zur Landschaft, der Zehendpflichtigen zu den Zehendbesitzern, der Mietheruhorn zur Landwirthschaft, der Zwangsmittel zu den moralischen, der Preßfreyheit zur Kanzelfreyheit, u. s. w.

In dem letztgenannten Aufsatze spricht der Verfasser mit gerechter Indignation und großer Energie gegen diejenigen Prediger, welche sich an heiliger Stätte zu Sachwaltern politischer

litischer Meinungen, und Verfechtern der Parteywuth erniedrigen: (S. 67.)

„Die angemessenste Züchtigung für sie, ist vielleicht „diejenige, deren sich Elias gegen Baals Priester bediente, „— Spott und Satyre. Nicht die Schuld des Satyri„kers, sondern ihre eigne Schuld ist es, wenn sie lächerlich „werden; ihre eigne Schuld, wenn über kurz oder lang die „Verachtung, die sie sich zuziehen, auf ihr sonst so ehrwür„diges Amt zurück fällt; ihre eigne Schuld ist es, wenn un„ter ihrer Gegenparthey der Eine und der Andere, aus Man„gel an Unterscheidungskraft, zugleich mit der Autorität „solcher Lehrer, die Autorität der Lehre selbst untergräbt. „Laßt uns denn, wenn uns die Religion aufrichtig am „Herzen liegt, dem Beyspiele ihres göttlichen Urhebers und „seiner Jünger folgen! Laßt uns da, wo wir als Religions„lehrer auftreten, nicht für und wider politische Meinun„gen, für und wider Regierungen und Verfassungen ei„fern, sondern von dem Glauben an Christus sprechen, von „der Gerechtigkeit und Mäßigkeit, und von dem zukünfti„gen Gerichte! Nur auf solche Weise behaupten wir un„ter allen Parteyen das Ansehen der Religion; nur auf „solche Weise befördern wir unmittelbar ihre Aussöh„nung! —“

Die Belesenheit, welche der Verfasser in den Schriften der berühmtesten Staatsrechtslehrer, eines Hugo Grotius, Baco v. Verulam, Montesquieu, Mably u. s. w., zeigt, gereicht ihm zur Ehre; und die reine, fast ganz von Helvetismen freye Schreibart, welche in diesen Blättern herrscht, verdient eine auszeichnende Erwähnung.

Za.

Ueber Volksaufklärung, oder ob es rathsamer sey, daß der Bauer aufgeklärt, oder in seiner bisherigen Kultur erhalten werde? Eine polemische Aufgabe für die jetzige Zeit. Von C. L. Hahnzog.

zog, Pr. z. W. Magdeburg, bey Keil. 1803. 88 S. 8. 8 gr.

Da die auf dem Titel angeführte Frage noch immer von Vielen als problematisch angesehen, und von nicht Wenigen geradezu verneinend entschieden wird: so ist's sehr nützlich, daß denkende Männer sich mit ihrer Untersuchung beschäfftigen, die unrichtigen und Nebenbegriffe, welche man so häufig damit verbindet, und dadurch seinem Haß gegen die Aufklärung des Volks einen Schein zu geben weiß, aus dem Wege räumen, deutliche Begriffe von wahrer, heilsamer und nothwendiger Volksaufklärung entwickeln, und im Umlauf bringen. Dazu hatte nun gewiß Herr H. einen vorzüglichen Beruf, da er, wie er durch seine schon vorhandenen populären Schriften bewiesen hat, den Charakter, die Denkungsart, die Sitten und Bedürfnisse des gemeinen Mannes so genau kennt. Einem solchen Manne ist es gar wohl bekannt, daß die Untersuchung der Frage: ob der Bauer in seiner bisherigen Kultur erhalten werden soll? nun schon zu spät komme, weil entweder eine falsche gefährliche Aufklärung, welche der Geist der Zeit unter das Volk gebracht hat, einer edlern den Zugang zu versperren drohe, oder weil man sich in der höchsten Nothwendigkeit befinde, der Denkungsart und den Sitten des Volks eine bessere Richtung zu geben. Denn wie jetzt die Sachen stehen, darf man den Bauer, ohne immer weiter gehende Verwilderung besorgen zu müssen, auf dem Grade seiner Kultur nicht mehr stehen lassen, weil sich seine ehemalige Sitteneinfalt und Verstandesdürftigkeit bald in völlige Sittenlosigkeit und in arglistige Verschlagenheit verwandeln dürfte. Diesen Gang hat man zwar schon lange bemerkt; aber das einzige sichere Mittel dagegen, bessere Ausbildung des Geistes und des Herzens, wollte man nicht kennen. Vielmehr griff man zu dem entgegengesetzten Extrem, man wollte die Aufklärung hindern, und machte dadurch das Uebel ärger.

Wem aber jetzt die Denkungsart und die Sitten des Volks Besorgnisse erwecken, dem empfehlen wir die Schrift des Verfassers. Sie wird ihn selbst über die Sa-

ihr aufs Beste aufklären, ihm zeigen, was man unter Volksaufklärung eigentlich denken müsse, ob sie möglich und nützlich sey, und wie man dabey zu Werke gehen soll. Hr. H. hat die gewöhnlichen Einwendungen dagegen, und die wirklichen oder eingebildeten Hindernisse der Volksaufklärung nicht verschwiegen; sie vielmehr in aller ihrer Stärke dargestellt, um desto gründlicher und überzeugender darzuthun, daß sie eine wichtige Angelegenheit der Menschheit sey. Möchten nur auch diejenigen, welche die Mittel dazu in ihrer Gewalt haben, zur Anwendung derselben bereitwillig und beförderlich seyn! Denn wer direkte oder indirekte daran Schuld ist, daß die wahre Volksaufklärung „Licht und Wahrheit in der Erkenntniß „und Veredlung des Herzens“ (S. 8.), gehindert oder aufgehalten wird, der wirkt mit dazu, daß die Afteraufklärung, Verwilderung des Herzens, und schädliche Richtung des Verstandes, immer mehr überhand nehmen muß.

Bg.

Intel-

Intelligenzblatt

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Königl. Preuß. Kammerrath Herr J. B. Fischer zu Weidenbach bey Anspach, Verfasser mehrerer historischer, statistischer und ökonomischer Schriften, ist von der Kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher, unter Beylegung des Namens: Kolumella, und von der Kurpfalzbaierischen Akademie der Wissenschaften, historischer Klasse, zum Mitgliede aufgenommen worden.

Der Kaiser von Rußland hat dem, durch mehrere Aufsätze in medicinisch-chirurgischen Zeitschriften bekannten Arzt, Herrn Dr. J. Schlegel, für seine demselben übersandte Abhandlung: „über die Ursachen des Weichselzopfs bey Menschen und Thieren, und die Mittel denselben auszurotten,“ einen brillantenen Ring geschenkt, und ihm die Versicherung ertheilt, daß dieser Aufsatz auf Kaiserl. Kosten in russischer und polnischer Sprache gedruckt werden solle.

Der ehemalige Professor der Pädagogik in Salzburg, Herr P. Hart, der jetzt in Berlin privatisirt, hat von der Kaiserl. freyen ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg, für seine, mit der Devise: *probatum est*, eingeschickte Abhandlung: „über die Erweckung der Thätigkeit und des Erwerbfleißes,“ die Hälfte des ausgesetzten Preises, mit 25 Dukaten erhalten.

Der Dr. der Philosophie Herr J. G. Lange, Mitglied des Seminars der gelehrten Schulen in Berlin, ist Konrektor an der Schulpforte geworden.

Der Dr. der Medicin und Apotheker zu Berlin, Herr J. G. Hempel, durch einige Aufsätze chemischen Inhalts in Crells Annalen bekannt, ist nach Oranienburg, 4 Meilen von Berlin gezogen, wo er eine Baumwollen-Manufaktur angelegt hat.

Herr Hofrath und Professor C. A. Günther in Helmstädt, ist als Appellationsrath nach Dresden berufen, und geht zu Ostern dahin ab.

Todesfälle.

1803.

Am 24sten November starb zu Lossow bey Frankfurt an der Oder Herr J. J. N. Neumann, Prediger daselbst, 52 Jahre alt. Er hat einige Romane, einen Band Gedichte, und Betrachtungen über das Predigtwesen geschrieben. Seine Schriften sind im Meusels gelehrtem Deutschl. V. Bd. S. 410 f. verzeichnet.

Am 29sten November zu Wien Herr J. Walcher, Exjesuit, Mag. der Philosophie, Professor der Mechanik auf der Universität zu Wien, K. K. Rath, Assessor beym Baudepartement, und ehedem Direktor der zweyten Navigationsdivision auf der Donau, im 87sten Lebensjahre. Das Verzeichniß seiner Schriften findet man beym Meusel a. a. O. Th. VIII. S. 115.

Am 15ten December zu Tübingen Herr L. J. Uhland, Mag. der Philosophie, Dr. der Theologie und ordentl. Professor derselben, Superattendens des theolog. Stipendiums, und Dechant der Kirche zu Tübingen, in einem Alter von 82 Jahren.

1804.

Zu Anfange des Jänners starb in Marburg, einer der ältesten deutschen Aerzte, Herr E. G. Baldinger, Kurfürstl.

fürstl. Hessischer Geh. Rath, Dr. der Philosophie und Arzneygelahrheit, und der letztern erster ordentl. Professor zu Marburg, im 66sten Lebensjahre. Das Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften hat Meusel a. a. O. Th. I, S. 127—131, und Bd. IX, S. 50 und 51 geliefert.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Die Gesellschaft der Freunde der Humanität zu Berlin, hat für das Jahr 1804 nachstehende Preisfrage bekannt gemacht:

„Welchen Nutzen und Schaden hat die Literatur in „Deutschland von der Einrichtung der Buchhändler-Messen seit ihrem Ursprunge, und durch ihre erlittene Veränderung in Ansehung des Netzhandels gehabt? und, „wenn ein bedeutender Schaden daraus entsprungen ist, „wie ist ihm abzuhelfen, ohne den Nutzen aufzugeben?“ (Die Gesellschaft macht es den Beantwortern der Frage zur unerläßlichen Bedingung, daß sie ihr Raisonnement stets mit Thatsachen aus der Literär- und Buchhändler Geschichte belegen.)

Der Preis für die beste Beantwortung dieser Frage ist 20 Dukaten, der letzte Termin zur Einsendung der Antworten der 1ste Oktober 1804. Die Abhandlungen müssen deutsch abgefaßt, leserlich geschrieben, und mit einem Motto versehen seyn, das sich auf dem Umschlage eines versiegelten Zettels wieder findet; in welchem der Name, Charakter und Wohnort des Verfassers enthalten ist. Die gekrönte Preisschrift bleibt Eigenthum ihres Verfassers, so wie die übrigen nicht angenommenen Abhandlungen den Herren Einsendern von dem Sekretair der Gesellschaft, Herrn Prof. Theodor Heinsius, an den sämmtliche Antworten eingeschickt werden, gegen gehörige Anweisung und Bescheinigung zurückgestellt werden sollen.

Die Kurhessische Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste zu Cassel, hat auf das Jahr 1804 folgende Preisfrage ausgesetzt:

„Welches sind die Vortheile, die durch das Branntwein„brennen in Kurhessen im Allgemeinen und insbesondere „erreicht werden? Haben es auch die, bey den bisher ein„gestellt gewesenen Branntweinbrennereyen gemachten Er„fahrungen bestätigt, daß, und in wie weit solche durch „Nachtheile überwogen werden, welche für Kurhessen nach „seiner Lage entstehen, wenn das Branntweinbrennen bey „eintretender Fruchttheuerung, und bey einer von unsern „Nachbarn verhängten Fruchtsperre, dennoch fortgesetzt „wird?“

Der Preis für die beste und vollständigste Beantwortung ist 40 Thaler. Der Termin zur Einsendung der Preisschriften an den beständigen Sekretair der Gesellschaft, Herrn Licenciat Rangen, ist das Ende des Jahrs 1804. Die Bekanntmachung des Preises geschieht im März 1805.

Verbesserungen.

Im LXXXVI. Bd. 1. St. S. 270 Z. 6. von unten st. Handel l. Handeln
— — — — — — 276. — 11. st. diesen l. diese

